Acc. 7
: 3138

Hymnen für Kinder.

INTER·FO·AD·LIQ·FRVCTVS

a, 7: 31.
d 3: 599.6

Hymnen für Kinder.

Nach dem Engliſchen

von

Thekla von Gumpert.

Illuſtrirt von Ludwig Richter.

Lo, D: 313.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1846.

Landes-
Bibliothek
Weimar

Hymne 1.

Komm, laß uns Gott preiſen, denn Er iſt außerordentlich groß, laß uns Gott ſegnen, denn Er iſt ſehr gut.

Er erſchuf alle Dinge, die Sonne, um am Tage zu glänzen, den Mond, um während der Nacht zu ſcheinen. Er erſchuf den großen Wallfiſch, den Elephanten und das Würmchen, das auf der Erde kriecht.

Die kleinen Vögel ſingen Gottes Lob, wenn ſie im grünen Schatten lieblich zwitſchern. Die Bäche preiſen Gott, wenn ſie melodiſch murmelnd zwiſchen den glatten Steinen hinrieſeln.

Ich will Gott mit meiner Stimme preiſen, ich kann es, obgleich ich nur ein Kind bin.

Vor einigen Jahren war ich ganz klein, und die Zunge in meinem Munde war ſtumm, und ich kannte den großen Gott nicht, denn ich war noch nicht ſo verſtändig wie jetzt; aber nun kann ich reden und nun ſoll ihn meine Zunge preiſen, mein Herz ſoll ihn lieben, denn ich kann ja an alle ſeine Güte denken.

Wenn Gott mich rufen wird, ſo will ich zu ihm kommen, wenn Er mir befehlen wird, ſo will ich ihm gehorchen.

Wenn ich älter bin, dann will ich ihn noch beſſer preiſen, und nie will ich ihn vergeſſen, ſo lange ich lebe.

Hymne II.

Komm, laß uns hinaus gehen in die Felder, laß uns ſehen wie die Blumen aufgehen, laß uns lauſchen auf den Geſang der Vögel und uns auf dem friſchen Graſe beluſtigen.

Der Winter iſt vorüber, die Knospen brechen hervor aus den Bäumen, die rothen Blüthen der Pfirſichen und Aprikoſen ſind entfaltet und die Blätter keimen. Die Hecken ſind umſäumt mit Büſchen von Primeln und Schlüſſelblumen, die ihre Köpfchen herabhängen, und im Schatten verborgen blüht das blaue Veilchen.

Die jungen Gänschen laufen auf dem Felde umher, sie sind unlängst erst ausgekrochen, ihre zarten, kleinen Körper sind mit gelben Flaumfedern bedeckt, und die Alten ziſchen zornig, wenn sich Jemand nähert. — Die Henne sitzt auf ihrem Strohneste, sie brütet geduldig die ganze Zeit, dann zerbricht sie sorgsam die Schaalen der Eier, und die kleinen Küchlein kommen heraus.

Die jüngst gebornen Lämmchen sind auf dem Felde, sie wanken an der Seite ihrer Mütter einher, denn ihre zarten Glieder können kaum die Last des Körpers tragen. — Wenn Ihr umfallt, Ihr kleinen Lämmchen, so werdet Ihr Euch nicht verletzen, es ist ein Teppich von weichem Grase unter Euch ausgebreitet, um Euch aufzunehmen.

Die Schmetterlinge flattern von Busch zu Busch und breiten vor der warmen Sonne ihre Flügel aus. Kleine Thiere aller Art spielen umher, sie fühlen sich glücklich, freuen sich, daß sie leben, und danken dem, der sie belebt hat.

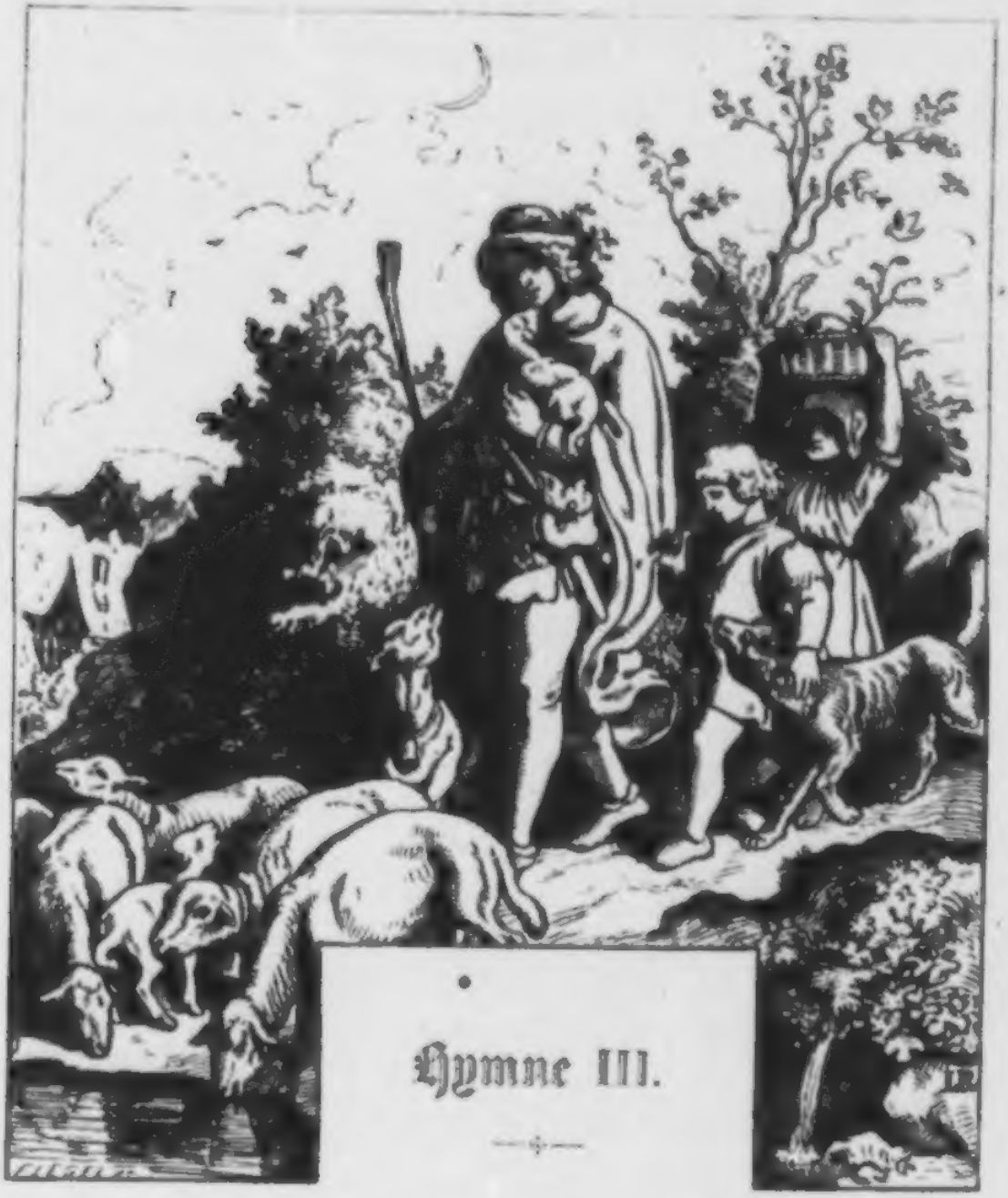
Mögen sie ihm in ihrem Herzen danken, wir aber wollen ihm mit unserer Zunge danken, wir sind besser als sie, und können ihn besser preisen.

Die Vögel können singen, die Lämmer können blöken, wir aber können unsere Lippen öffnen zu seinem Lobe, wir können von aller seiner Güte reden.

Darum wollen wir ihm danken für uns selbst und für alle die, die nicht reden können.

Ihr blühenden Bäume, Ihr jungen, hüpfenden Lämmchen, wenn Ihr reden könntet, so würdet Ihr sagen, wie gut Er ist; aber Ihr seid ja stumm, so wollen wir es für Euch sagen.

Wir wollen Euch nicht als Opfer darbieten; aber wir wollen ein Opfer in Eurem Namen bringen; auf jedem Hügel, auf jedem grünen Felde wollen wir darbringen das Opfer des Dankes und den Weihrauch des Ruhmes.



Hymne III.

Siehe den Hirten an, welche Sorge trägt er für seine Schafe, er leitet sie zwischen klaren Bächen hin, führt sie auf frische Weide; wenn die kleinen Lämmchen müde sind, dann nimmt er sie in seine Arme auf, wenn sie sich verirren, dann führt er sie auf den rechten Weg zurück.

Aber wer ist wohl der Hirt des Hirten? wer trägt Sorge für ihn? wer leitet ihn auf den Weg, den er gehen soll? und wenn er sich verirrt, wer führt ihn zurück?

Gott ist der Hirt des Hirten, Er ist der Hirt aller Menschen, Er trägt Sorge für alle, die ganze Erde ist seine Hürde, wir alle sind seine Lämmer, und jedes grüne Feld ist die Weide, welche Er für uns geschaffen hat.

Die Eltern lieben ihr kleines Kind, sie erziehen es in ihren Armen, sie nähren seinen zarten Körper mit Speisen, sie nähren seinen Geist mit Kenntnissen; wenn es krank ist, dann pflegen sie es mit zärtlicher Liebe, sie wachen über dasselbe, wenn es schläft, sie vergessen es keinen Augenblick, sie lehren ihm gut und fromm werden, und erfreuen sich täglich an seinen Fortschritten.

Aber wer ist der Vater der Eltern? wer ernährt sie und wacht über sie mit zärtlicher Liebe, und denkt jeden Augenblick an sie? wessen Arm hält sie umschlungen, sie vor Gefahr zu schützen? und wenn sie krank sind, wer heilt sie?

Gott ist der Vater der Eltern, Er ist Vater aller Menschen, denn Er erschuf sie ja. Alle Männer und alle Frauen, die auf der weiten Erde leben, sind seine Kinder, Er liebt sie alle, Er ist allen gnädig.

Der König regiert sein Volk, er trägt eine goldne Krone auf seinem Haupte, und der königliche Scepter ruht in seiner Hand, er sitzt auf einem Throne und giebt seine Befehle, seine Unterthanen fürchten ihn; wenn sie Gutes thun, dann schützt er sie vor Gefahren, doch wenn sie Böses thun, dann straft er sie.

Aber wer ist denn der König des Königs? wer befiehlt ihm, was er thun soll? wessen Hand ist ausgestreckt, ihn vor Gefahren zu beschützen? und wenn er Böses thut, wer straft ihn?

Gott ist der König des Königs, seine Krone besteht aus Lichtstrahlen, und sein Thron ist zwischen den Sternen. Er ist König der Könige und Herr der Herren, wenn Er uns gebietet zu leben, so leben wir, wenn Er uns gebietet zu sterben, so sterben wir; seine Herrschaft reicht über die ganze Welt, und das Licht seines Antlitzes erleuchtet seine Werke.

Gott ist unser Hirt, darum wollen wir ihm folgen, Gott ist unser Vater, darum wollen wir ihn lieben, Gott ist unser König, darum wollen wir ihm gehorchen.

Hymne IV.

Komm, ich will Dir zeigen was ſchön iſt. Da iſt eine aufgeblühte Roſe, ſiehe wie ſie da hängt an ihrem bemoosten Stengel, die Königin aller Blumen, ihre Blätter glühen wie Feuer, die Luft um ſie her iſt erfüllt mit ihrem ſüßen Geruch, ſie iſt die Freude jedes Auges.

Sie iſt ſchön; aber es giebt Schöneres als ſie, Er, der die Roſe geſchaffen hat, iſt ſchöner als ſie, Er, der Anbetungswürdige, iſt die Freude jedes Herzens.

Ich will Dir zeigen was ſtark iſt. Der Löwe iſt ſtark; wenn er ſich erhebt von ſeinem Lager, wenn er ſeine Mähne ſchüttelt, wenn ſein Brüllen erſchallt, dann entflieht das Vieh von dem Felde, die wilden Thiere der Wüſte verbergen ſich, denn er iſt fürchterlich.

Der Löwe iſt ſtark; aber Er, der den Löwen geſchaffen hat, iſt ſtärker als er, ſein Zorn iſt fürchterlich, Er kann uns in einem Augenblicke tödten und Niemand kann uns retten.

Ich will Dir zeigen was erhaben iſt. Die Sonne iſt erhaben, wenn ſie im klaren Luftgewölbe ſchwebt, auf ihrem glänzenden Throne, wenn ſie herab ſchaut auf die ganze Erde. Sie iſt das trefflichſte, das erhabenſte Schöpfungswerk, welches das Auge erblicken kann.

Die Sonne iſt erhaben; aber Er, der die Sonne geſchaffen hat, iſt erhabner als ſie. Unſer Auge ſieht ihn nicht, ſein Glanz iſt ſo blendend, daß wir ihn nicht ertragen können. Er aber ſieht Alles, bei Nacht ſowohl als bei Tage, und das Licht ſeines Angeſichts erleuchtet alle ſeine Werke.

Wer ist der große Schöpfer, wie heißt er? ich will ihn kennen, denn meine Lippen sollen ihn preisen.

Der große Schöpfer heißt Gott, Er hat alle Dinge geschaffen; aber Er selbst ist herrlicher als alle seine Werke; Er ist die Vollkommenheit.

Hymne V.

Die erhabene Sonne iſt im Weſten untergegangen, der Nachtthau fällt und die Luft wird kühl.

Die Blumen falten ihre farbigen Blätter zuſammen und hängen ihre Köpfe auf den ſchlanken Stengel herab. Die Küchlein ruhen vereint unter den Flügeln der Henne, auch ſie ſelbſt überläßt ſich der Ruhe. Die Vögel haben ihren Geſang beſchloſſen, ihre Köpfchen unter den Flügeln verborgen, ſind ſie auf den Zweigen der Bäume eingeſchlummert.

Das Summen der Bienen zwiſchen honigreichen Blüthen iſt vorüber, ſie haben ihr Tagewerk vollbracht und ruhen in ihren Wachszellen. Das

laute Blöken der Lämmer iſt verſtummt, ſie ſchlafen auf ihren wolligen Fließen. Das Getöſe, welches die Stimmen ſpielender Kinder und die Schritte geſchäftiger Leute verurſachte, iſt auch verſtummt.

Man hört nicht mehr den Hammer des Schmiedes auf dem Ambos ertönen, noch die raube Säge des Zimmermannes.

Alle Menſchen ſind ruhig auf ihren Betten ausgeſtreckt, und das Kind ſchläft an der Bruſt ſeiner Mutter.

Finſterniß iſt am Himmel und Finſterniß auf der Erde, jedes Auge iſt geſchloſſen und jede Hand liegt in Ruhe.

Wer trägt Sorge für alle Völker, wenn ſie in Schlaf geſunken ſind, wenn ſie ſelbſt ſich nicht vertheidigen können, wenn ſie die herannahende Gefahr nicht ſehen.

Es giebt ein Auge, das niemals ſchläft, es giebt ein Auge, das in dunkler Nacht ſo gut ſieht, als bei hellem Tage.

Wenn weder das Licht der Sonne noch des Mondes ſcheint, wenn kein Sternlein durch die Wolken ſchimmert, wenn im Hauſe keine Lampe brennt, ſo ſieht doch jenes Auge alles, was geſchieht, es wacht beſtändig über alle Familien der Erde.

Das Auge, welches nie ſchläft, iſt Gottes Auge, ſeine Hand iſt immer über uns ausgeſtreckt.

Er ſchickt den Schlaf, uns zu erfriſchen, wenn wir müde ſind, Er ſchickt die Nacht, damit wir in Ruhe ſchlafen können.

Wie die Mutter durch ihr Haus geht, mit dem Finger an den Lippen, und jedes kleine Geräusch unterdrückt, damit ihr Kind nicht im Schlummer gestört werde, so schafft Gott Ruhe in der Natur, schickt die dunkle Nacht, damit seine Kinder ungestört schlafen können.

Tagelöhner, die Ihr erschöpft seid von der Arbeit, Ihr kleinen Kinder, Ihr summenden Insekten, schlaft alle sorglos, denn Gott wacht über Euch.

Ihr könnt schlafen, denn Er schläft nicht, Ihr könnt getrost Eure Augen schließen, denn sein Auge bleibt immer geöffnet, Euch zu beschützen.

Wenn die Dunkelheit vorüber ist und die Strahlen der Morgensonne durch Deine Augenlieder leuchten, dann beginne den Tag mit Gottes Lob, der während der Nacht für Dich Sorge getragen hat.

Ihr Blumen, wenn Ihr Euch wieder öffnet, breitet Eure Blätter aus und duftet süß zu seinem Lobe. Ihr Vöglein, wenn Ihr erwacht, singt Euren Dank zwischen den grünen Zweigen, singt Gottes Lob, ehe Ihr Eure Gefährten begrüßet.

Ach, möge sein Lob in unsern Herzen sein, wenn wir ruhen, möge es auf unsern Lippen sein, wenn wir wachen.

Kind woher kommſt Du? was hat Dein Auge erblickt, wohin iſt Dein Fuß gewandert?

Ich bin auf der Wieſe hin gewandert im dicken Graſe, das Vieh weidete um mich her, oder rubete im kühlen Schatten, das Korn keimte

auf dem Felde, der Mohn blühete zwiſchen dem Walzen, Alles glühete und glänzte in Pracht.

Und haſt Du weiter nichts geſehen? weiter nichts bemerkt? kehre zurück, Kind, es ſind größere Dinge da als dieſe.

Gott war ja in den Feldern, und haſt Du ihn denn nicht geſehen? Seine Schönheit war ſichtbar auf der Wieſe, der Sonnenſchein war ſein Lächeln.

Ich bin durch den dunklen Wald ſpazieren gegangen, der Wind flüſterte zwiſchen den Bäumen, der Bach ſtürzte ſich mit luſtigem Rauſchen von dem Felſen herab, das Eichhörnchen hüpfte von Zweig zu Zweig, und die Vöglein ſangen in den Bäumen.

Und hörteſt Du nichts als das Rauſchen des Baches? kein Flüſtern als das Flüſtern des Windes? kehre zurück, Kind, es ſind größere Dinge da als dieſe. Gott war in den Bäumen, ſeine Stimme erklang in dem Rauſchen des Waſſers, die Stimme der Vöglein im Schatten war ſeine Stimme, und Du haſt ihn nicht gehört?

Ich ſah den Mond hinter den Bäumen aufgehen, er war glühend wie eine goldne Lampe. Die Sterne erſchienen nach und nach am klaren Firmamente. — Bald darauf aber ſah ich ſchwarze Wolken aufſteigen, der Blitz zuckte in feurigen Strahlen über den Himmel, der Donner rollte, erſt in der Ferne, dann näher und näher, und ich wurde erſchreckt, denn er war laut und fürchterlich.

Und fühlte Dein Herz keinen Schrecken außer dem vor dem Donner? war im Walde nichts fürchterlich als der Blitz? kehre zurück, Kind, es ſind andere Dinge da als dieſe. Gott war im Sturme, und haſt Du ihn denn nicht bemerkt?

Er war im Donner und im Blitz, und haſt Du ihn denn nicht erkannt?

Gott iſt überall! Er ſpricht in jedem Tone, den wir hören, ihn ſehen wir in allen Dingen, die unſer Auge erblickt; nichts iſt ohne Gott, laß darum Gott auch in allen Deinen Gedanken ſein.

Hymne VII.

Komm, laß uns in den dunklen Schatten gehen, es iſt Mittag und die Sommerſonne drückt heiß auf uns herab.

Der Schatten iſt kühl und angenehm, über unſeren Köpfen begegnen ſich die Zweige und halten die Sonnenſtrahlen zurück, gleich einer grünen Gardine. Zu unſeren Füßen iſt weiches Gras, und ein klarer Bach beſpült die Wurzeln der Bäume.

Der Abhang des Hügels ist mit Blumen bedeckt, wir wollen uns niederlegen und unsere Glieder auf dem frischen Grase ausruhen und schlafen, denn Alles ist ruhig und wir sind allein.

Die Thiere mögen sich niederlegen und schlafen im kühlen Schatten; wir aber können etwas Besseres thun, wir können unsere Stimmen zum Himmel erheben und den großen Gott preisen, der uns geschaffen hat. Er schuf die warme Sonne und den kühlen Schatten, die hohen Bäume und den murmelnden Bach, alles was wir sehen ist sein Werk.

Können wir denn unsere Stimme bis zum hohen Himmel erheben? kann Er, der über den Sternen thront, uns hören?

Wir brauchen unsere Stimme nicht bis zu den Wolken zu erheben, Er hört uns, wenn wir nur lispeln, wenn wir mit ganz leiser Stimme sprechen, Er, der die Himmel erfüllt, ist auch hier.

Dürfen wir, die wir so klein sind und kaum deutlich sprechen können, den Gott, der immer war und sein wird, anreden?

Grade weil wir noch klein, also erst vor kurzer Zeit in's Leben gerufen sind, grade darum sollen wir an die schaffende Hand denken, die uns in's Leben rief, wir sollen, wenn wir auch noch nicht deutlich sprechen können, das Lob dessen stammeln, der uns lehrt, wie man spricht, und der unsere stummen Lippen geöffnet hat.

Ehe wir an ihn denken konnten, dachte Er schon an uns, ehe wir ihn bitten konnten, uns zu segnen, hat Er uns schon gesegnet.

Er formte unsere zarten Glieder und läßt sie wachsen, Er macht uns kräftig, groß und glücklich.

Wir werden täglich größer und kräftiger, darum ſollen wir ihn auch täglich mehr preiſen.

Die Knospen entfalten ſich zu Blättern, und die Blüthen ſchwellen zu Früchten an; aber ſie wiſſen nicht, wer ſie aus der Erde hervorrief.

Richte Fragen an ſie, bitte ſie in Geſang auszubrechen und die Luft mit lieblichen Tönen zu erfüllen. Sie ſind ſchön, ſie duften ſüß; aber ſie ſind ſtumm, ſie klingen nicht durch die ruhige Luft, ſie ſummen nicht zwiſchen den grünen Blättern.

Die Bäume und Pflanzen ſind nur geſchaffen, um dem Menſchen Früchte zu geben; aber der Menſch iſt geſchaffen, um Gott zu verehren.

Wir verehren ihn gern, denn er ſegnet uns gern, wir danken ihm für das Leben, denn das Leben iſt köſtlich.

Wir lieben Gott, weil er alle Weſen geſchaffen hat, wir lieben alle Weſen, weil ſie Geſchöpfe Gottes ſind.

Wir können nicht ſo gut gegen alle Geſchöpfe ſein, wie Gott; aber wir können uns freuen, daß Gott überall iſt und Allen Gutes thut.

Wir wollen an Gott denken wenn wir ſpielen und wenn wir arbeiten, wenn wir ausgehen und wenn wir heimkehren, wenn wir ſchlummern und wenn wir wachen, ſein Lob ſoll beſtändig auf unſeren Lippen ſein.

Hymne VIII.

Da ſteht die Hütte des Tagelöhners mit dem warmen Strohdach; die Mutter ſpinnt vor der Thür, die kleinſten Kinder ſpielen vor ihr im Graſe, die älteren Kinder lernen ſchon arbeiten. Der Vater iſt beſchäftigt alle zu ernähren, er pflügt die Erde, ſchneidet das Korn, oder ſchüttelt reife Aepfel von den Bäumen, ſeine Kinder eilen ihm entgegen, wenn er nach Hauſe kommt, und ſeine Frau bereitet das einfache Mittagbrod.

Der Vater, die Mutter und die Kinder machen eine Familie aus, der Vater iſt ihr Herr. Wenn die Familie zahlreich iſt und ein großes Feld beſitzt, dann hält ſie Dienes, die ihr arbeiten helfen, ſie wohnen in einem Hauſe mit ihnen, ſchla[illegible]nter einem Dache, eſſen von demſelben

Brode. Sie knien vereint vor Gott hin, ihn einstimmig zu preisen jeden Morgen und jeden Abend, sie sind nahe verbunden und sind einander theurer als Fremde: wenn Einer krank ist, so klagen Alle mit ihm, und wenn Einer glücklich ist, freuen sich Alle mit ihm.

Oft sind viele Häuser zusammengebaut, und viele Familien leben nahe bei einander, sie treffen sich auf Spaziergängen, bei Einkäufen, auf dem Amthause, und der Klang der Glocken ruft sie gemeinschaftlich in die Kirche. Wenn einer arm ist, so unterstützt ihn sein Nachbar, wenn er betrübt ist, so tröstet er ihn.

Das nennt man ein Dorf; siehe, da steht es, von schattigen Bäumen umgeben, über denen der Kirchthurm hervorragt. Wenn noch eine größere Anzahl Häuser zusammenliegt, dann nennt man sie eine Stadt, und sie wird durch einen Magistrat regiert.

Eine Menge Städte auf einer großen Fläche Landes machen ein Königreich aus, es ist von Bergen eingeschlossen, durch Flüsse getheilt, vom Meere bespült. Seine Bewohner sind Landsleute, sie reden dieselbe Sprache, leben in Frieden mit einander und ein König beherrscht sie.

Viele Königreiche mit verschiedenen Völkern, festes Land von Flüssen durchströmt und Inseln vom Meere umgeben, bilden die ganze Erde. Gott regiert sie. Die Völker schwärmen auf der Oberfläche derselben umher, wie Ameisen auf einem Hügel. Einige sind von der Sonnenhitze schwarz gefärbt, Andere hüllen sich in Thierfelle gegen die scharfe Kälte,

Einige trinken von der Frucht des Weines, Andere die angenehme Milch der Kokusnuß, wieder Andere ſtillen ihren Durſt mit dem fließenden Waſſer.

Alle ſind eine Familie Gottes, Er kennt jeden Einzelnen von ihnen. Sie beten zu ihm in verſchiedenen Sprachen; aber Er verſteht ſie alle, Er hört alle, ſorgt für alle. Niemand ſteht ſo hoch, daß Gott ihn nicht ſtrafen könnte, Niemand iſt ſo gering, daß Er ihn nicht beſchützen wollte.

Arme gefangene Negerfrau, Du weinſt über Dein krankes Kind, es ſieht Dich kein Menſch; aber Gott ſieht Dich, es hat kein Menſch Mitleid mit Dir, aber Gott hat Mitleid mit Dir. Erhebe Deine Stimme, unglückliche, verlaſſene Frau, rufe ihn an, Er wird Dich erhören.

Gewaltiger Herrſcher, Du gebieteſt über hundert Staaten, Deine finſtere Stirn iſt ſchrecklich wie der Tod, Deine Kriegsvölker bedecken das Land; aber rühme Dich nicht, wenn auch kein Menſch über Dir ſteht, Gott ſteht doch über Dir, ſein allmächtiger Arm wird Dich ſtrafen, wenn Du Unrecht thuſt.

Völker der Erde, fürchtet den Herrn, rufet den Namen Eures Gottes an.

Komm, laß uns umher gehen und von Gottes Werken reden.

Nimm eine Hand voll Sand auf, zähle die Körnchen in Deinen Schooß. Zähle die Grashälmchen auf der Wiese, oder die Blätter auf den Bäumen. — Du kannst nicht, sie sind unzählbar wie alle Dinge, die Gott geschaffen hat.

Auf hohen Bergen wächst die Tanne, die graue Weide beugt sich in den Strom hinab. — Die Distel ist mit spitzen Stacheln bewaffnet, die Malve ist sanft und wollig. Der Hopfen rankt sich am Pfahle empor und umschlingt ihn ganz, die Eiche hat feste Wurzeln und widersteht dem Wintersturme.

Das Gänseblümchen überzieht die Wiesen mit Schmelz und blüht zu Füßen des Wanderers. Die Tulpe braucht kräftigen Boden und die Pflege des Gärtners.

Das Rohr wächst im Sumpfe, das Gras deckt die Wiesen, und die Purpurblüthe des Heidekrauts belebt das öde Feld.

Die Wasserlilie wächst im Strome und ihre breiten Blätter schwimmen auf der Oberfläche desselben. Die Mauerblume greift mit ihren Wurzeln in den harten Stein, und verbreitet ihren Duft zwischen zerfallenen Ruinen.

Jedes Blatt hat seine besondere Form, jede Pflanze hat ihre Heimath.

Siehe die Dornensträuche an, die mit weißen Blüthen überschüttet sind, die Blumen, welche die Felder schmücken, und die Pflanzen, die auf den Wegen zertreten sind. Sie werden nicht von Menschenhand gepflegt, der Gärtner hat nicht mit seinem Spaten den Platz für sie umgegraben, nicht den Saamen mit seiner Hand ausgestreut.

Es wachsen viele an steilen Felsen, zu denen kein Mensch empor klimmen kann, in Sümpfen, in tiefen Wäldern, auf wüsten Inseln, sie keimen überall, decken die Oberfläche der ganzen Erde.

Wer ruft sie überall hervor? wer trägt den Saamen auf den Winden umher, mischt ihn mit Düngung, befeuchtet ihn mit sanftem Regen und frischem Thau? wer pflegt sie mit dem reinen Hauche des Himmels, giebt ihnen Farben und Wohlgeruch, und breitet ihre feinen, durchflechtigen Blätter aus?

Wie kann die Rose ihre glühend rothe Farbe und die Lilie ihr glänzendes Weiß aus der dunklen, braunen Erde empfangen? wie kann ein kleines Saamenkörnchen eine große Pflanze enthalten? woher kennt jedes Gewächs die Jahreszeit in welcher es keimen soll? sie sind alle geordnet, jedes steht an seinem bestimmten Platze.

Das Schneeglöckchen und die Schlüsselblume beeilen sich, ihre Köpfchen zeitig über die Erde zu erheben, wenn nur der Frühling erscheint, rufen sie gleich: da sind wir! Die Rose blüht in der Mitte des Sommers, und der wilde Lorbeer erheitert die rauhe Winterzeit.

Jeder Saamen bringt seine eigne Pflanze hervor. Aus einer Eichel kann keine Kornähre wachsen, eben so wenig kann der Kern einer Weinbeere Kirschen hervorbringen, jede Frucht entsteht nur aus ihrem Saamen.

Wer erhält alle Gewächse während der Winterkälte am Leben, wenn Schnee auf der Erde liegt und strenger Frost die Felder verwüstet? Wer haucht wieder Wärme in den Busen der Erde, führt frischen Saft in die todten Fasern der Gewächse, und streut neuen Saamen aus und läßt ihn aufgehen?

Die Bäume sind welk, entlaubt, von allen Blättern entblößt, sie stehen da, gleich trockenen Gebeinen. Wer haucht ihnen Frühlingsathem ein und ruft wieder grüne Blätter aus dem todten Holze?

Was wir hier betrachtet haben ist ein Theil seiner Werke, ein kleiner Theil seiner Wunder.

Ich brauchte Euch eigentlich nicht von Gott zu erzählen, denn alle Dinge reden von ihm. Jedes Feld ist wie ein offenes Buch, auf den Blättern jeder bunten Blume ist eine Lehre niedergeschrieben.

Jeder murmelnde Bach hat eine Sprache, in jedem flüsternden Winde ist eine Stimme. Alle sprechen von ihm, der sie geschaffen hat, alle erzählen uns wie gut Er ist.

Wir können Gott nicht sehen, denn Er ist unsichtbar, aber wir können seine Werke sehen und seine Fußtapfen in jedem grünen Rasen entdecken und verehren.

Wer ihn am besten kennt, wird ihn am besten verehren; aber wer von uns kann auch nur die Hälfte seiner Werke zählen?

Hymne X.

Siehe dieſe mächtige Eiche an, ſie iſt der Stolz des Dorfes, ihr Stamm iſt dick und ihre Aeſte ſind weit ausgebreitet. Ihre Wurzeln greifen wie gebogene Klauen tief in die Erde ein und tragen ihre ungeheure Laſt. Die Vögel bauen ſich in ihren Zweigen an, das Vieh ruht in ihrem Schatten. Die Dorfbewohner verſammeln ſich unter ihrem grünen Dache. Greiſe zeigen ſie ihren Kindern; aber auch ſie erinnern ſich nicht, ſie kleiner geſehen zu haben. Menſchen auf Menſchen ſind geboren und geſtorben; aber dieſer Sohn des Waldes iſt derſelbe geblieben, er hat die Stürme von zweihundert Wintern ertragen.

Und dieſer Rieſenbaum war einſt eine kleine Eichel, ſo klein und unbedeutend wie die, welche Ihr jetzt auf dem Raſen unter ihm auffammelt. So eine Eichel, deren Näpfchen nur ein oder zwei Tropfen Thau aufnehmen kann, trug die ganze Eiche in ſich. Ihr ſtarker Stamm, alle ihre knotigen Aeſte, die ganze Maſſe ihrer Blätter waren in der Eichel verborgen. Sie wuchs empor, breitete ſich aus, entfaltete ſich mehr und mehr, ſie empfing Nahrung von Thau und Regen und von dem kräftigen Erdboden; aber Thau und Regen und Erdboden konnten keine Eiche ſchaffen ohne Eichel, und eine Eichel konnte nichts anders werden als eine Eiche.

Wie die Eichel iſt der Geiſt des Kindes, ſeine Kräfte ſind noch verborgen; aber ſie ſind alle da. Das Gedächtniß, die Urtheilskraft, die Erfindungsgabe, das Gefühl für Recht und Unrecht, alle ſind im Geiſte des Kindes, ja eines eben gebornen Kindes vorhanden, aber ſie ſind nicht entfaltet, Du kannſt ſie nicht wahrnehmen.

Denke an den klügſten Mann, den Du geſehen, oder von dem Du gehört haſt, denke an den gelehrteſten Mann, der viele Sprachen ſpricht und verborgene Dinge entdecken kann, denke an den Mann, der daſteht wie dieſer Baum und ſeine Nebenmenſchen beſchützt, und dann ſage zu Dir ſelbſt: der Geiſt dieſes Mannes war einſt unbedeutend wie der meine, ſeine Gedanken waren kindiſch wie meine Gedanken, ja, er war wie das eben geborne Kind, das nichts weiß, an nichts denkt, das weder Gutes von Böſem, noch Wahrheit von Lüge zu unterſcheiden vermag.

Wenn Du nur eine Eichel geſehen haſt, ſo weißt Du nichts von der Form und der Größe der Eiche, wenn Du Dich niemals mit einem klugen Manne unterhalten haſt, ſo kannſt Du Dir keinen Begriff machen von ihm, indem Du an das ſtumme, hülfloſe Kind denkſt.

Belehrung iſt die Nahrung des Geiſtes, ſie iſt wie der Thau und der Regen und der kräftige Erdboden. So wie Thau, Regen und Erdboden den Baum fähig machen Knospen zu treiben und ſeine zarten Triebe

auszuschießen, so nährt das Lesen nützlicher Bücher und die Beschäftigung mit den Wissenschaften den Geist, und lehrt ihn seine verborgenen Kräfte entfalten.

Achte daher Deinen Geist hoch, nimm die Nahrung auf, damit der Mann in Dir wachsen und blühen möge, Du ahnst nicht wie herrlich er werden kann.

Die Eiche brauchte eine lange Zeit um ihre Höhe zu erreichen, Jahr um Jahr ging dahin, und sie stand nur wie ein feines Stöckchen über der Erde, die kleinen Händchen eines Kindes hätten sie abpflücken können. Es währte eine lange Zeit, ehe sie ein Baum genannt wurde, und es währt auch lange, ehe das Kind ein Mann wird.

Die Eichel hätte in der Erde vergehen, man hätte das junge Bäumchen seiner zarten Aeste berauben können, der Baum hätte sich krümmen können; aber wenn er empor wuchs, so konnte er nichts anderes werden als eine Eiche. Es konnten aus der Eichel nicht Gras oder Blumen entstehen, die nur kurze Zeit leben und dann von der Oberfläche der Erde verschwinden.

Das Kind kann ein thörichter, es kann ein schlechter Mann werden; aber es muß ein Mann werden. Es hat nicht die Natur eines untergeordneten Geschöpfes, seine Seele ist nicht den Thieren verwandt, die vergehen.

Achte also diesen herrlichen Geist, nähre ihn mit Wahrheit, nähre ihn mit Kenntnissen, denn er kommt von Gott, er ist geschaffen zu seinem Ebenbilde. Die Eiche steht Jahrhunderte; aber der Geist des Menschen ist unsterblich.

Hymne XI.

Die goldne Sonnenkugel ist hinter die Hügel hinabgesunken, die Farben des Himmels entschwinden, und dunkle Schatten verbreiten sich um mich her.

Weiter und weiter dehnen sie sich aus; ich sehe das Gras an, es ist nicht mehr grün, die Blumen sind nicht mehr mit bunten Farben gemalt, die Häuser, die Bäume, das Vieh, alles verliert sich vor meinen Augen. Der dunkle Vorhang der Nacht ist über Gottes Werke herabgelassen, sie sind überdeckt, als wären sie gar nicht da.

Kind, kannst Du wirklich nichts sehen, weil Du weder Gras, noch Blumen, noch Vieh sehen kannst? hebe Deine Augen von der dunklen Erde zum Himmel auf, der über Deinem Haupte ausgespannt ist, siehe wie da ein Stern nach dem andern aufgeht und am weiten Gewölbe leuchtet.

Da ſteht auch der Mond, der ſich wie ein Silberball ausbreitet und mildes Licht über das blaue Firmament ausgießt.

Auch Venus iſt da, der Morgen- und Abendſtern, und die Plejaden und der Bär, und der Polarſtern, der auf dem Meere des Schiffers Führer iſt.

Der Mantel der Dunkelheit umhüllt die Erde, der letzte Schimmer von Zwielicht iſt verſchwunden, die Lichter in den Hütten ſind verlöſcht; aber am Himmel glänzen unzählbare Lichter, jedes kleine Sternchen blitzt und ſchimmert; wenn Du ſie zählen wollteſt, Du könnteſt nicht, es ſind deren ſo viele wie Sand am Meere.

Das Fernglas zeigt Dir noch viel mehr als Du mit bloßem Auge erblicken kannſt, und noch giebt es tauſende und abermals tauſende von Sternen, die nie ein Fernglas erreicht hat.

Orion hebt ſeine glänzenden Schultern über den Horizont, und Sirius, der glühende Hundsſtern, tritt mit ſeinem Gefolge auf.

Blicke auf die Milchſtraße, ſie iſt ein Glanzmeer, ihr Licht entſteht durch Myriaden brennender Sonnen.

Und alle gehören Gott, Er giebt der Sonne einen Strahl ſeiner Herrlichkeit, um damit zu leuchten, Er zeichnet den Weg der Planeten und leitet ſie auf ihrer Bahn.

Wenn Du fliegen könnteſt ſo ſchnell wie der Pfeil eines Bogens, und flögeſt fort und fort Millionen von Jahren, ſo würdeſt Du doch nicht das Ende der Schöpfung erreichen.

Immer neue Sonnen würden in dem weiten Raume um Dich her glühen, immer neue Planeten ihre Bahnen beſchreiben.

Erhebe Deine Augen, Kind der Erde, denn Gott hat Dir einen Blick in den Himmel gegeben. Das Licht Einer Sonne ist untergegangen, damit Du zehn tausend erblicken mögest.

Diese Erde hat mannigfaltige Bewohner: das Meer, die Luft, die Oberfläche der Erde wimmeln von Geschöpfen verschiedener Gattung, verschiedener Größe und Kraft. Wer einen kleinen Theil desselben kennt, wird ein kluger Mensch genannt.

Kennt man aber alle verschiedenen Gestalten, Gattungen, Empfindungen und Beschäftigungen der bevölkerten Welt?

Wer kann sie zählen die Geschöpfe so vieler Welten? wer weiß ihre Geschichten, wer kann ihre Bewohner beschreiben?

Kannst Du die Unendlichkeit mit einer Linie ausmessen, kannst Du das Ende des unendlichen Kreises ergreifen?

Alle Welten gehören Gott, sie hängen an ihm wie das Kind an der Brust der Mutter. Er mildert die Hitze für die Bewohner des Merkur, Er schafft Hülfsmittel gegen die Kälte in der eisigen Kugel des Saturn, Er sorgt für alle Geschöpfe, die Er geschaffen hat.

Blicke auf den glänzenden Mond, staune die Sterne an, die am Firmamente geordnet sind, und bete ihn an, den Schöpfer so vieler Welten.

Da ſteht auch der Mond, der ſich wie ein Silberball ausbreitet und mildes Licht über das blaue Firmament ausgießt.

Auch Venus iſt da, der Morgen- und Abendſtern, und die Plejaden und der Bär, und der Polarſtern, der auf dem Meere des Schiffers Führer iſt.

Der Mantel der Dunkelheit umhüllt die Erde, der letzte Schimmer von Zwielicht iſt verſchwunden, die Lichter in den Hütten ſind verlöſcht; aber am Himmel glänzen unzählbare Lichter, jedes kleine Sternchen blitzt und ſchimmert; wenn Du ſie zählen wollteſt, Du könnteſt nicht, es ſind deren ſo viele wie Sand am Meere.

Das Fernglas zeigt Dir noch viel mehr als Du mit bloßem Auge erblicken kannſt, und noch giebt es tauſende und abermals tauſende von Sternen, die nie ein Fernglas erreicht hat.

Orion hebt ſeine glänzenden Schultern über den Horizont, und Sirius, der glühende Hundsſtern, tritt mit ſeinem Gefolge auf.

Blicke auf die Milchſtraße, ſie iſt ein Glanzmeer, ihr Licht entſteht durch Myriaden brennender Sonnen.

Und alle gehören Gott, Er giebt der Sonne einen Strahl ſeiner Herrlichkeit, um damit zu leuchten, Er zeichnet den Weg der Planeten und leitet ſie auf ihrer Bahn.

Wenn Du fliegen könnteſt ſo ſchnell wie der Pfeil eines Bogens, und flögeſt fort und fort Millionen von Jahren, ſo würdeſt Du doch nicht das Ende der Schöpfung erreichen.

Immer neue Sonnen würden in dem weiten Raume um Dich her glühen, immer neue Planeten ihre Bahnen beſchreiben.

Erhebe Deine Augen, Kind der Erde, denn Gott hat Dir einen Blick in den Himmel gegeben. Das Licht Einer Sonne ist untergegangen, damit Du zehn tausend erblicken mögest.

Diese Erde hat mannigfaltige Bewohner: das Meer, die Luft, die Oberfläche der Erde wimmeln von Geschöpfen verschiedener Gattung, verschiedener Größe und Kraft. Wer einen kleinen Theil desselben kennt, wird ein kluger Mensch genannt.

Kennt man aber alle verschiedenen Gestalten, Gattungen, Empfindungen und Beschäftigungen der bevölkerten Welt?

Wer kann sie zählen die Geschöpfe so vieler Welten? wer weiß ihre Geschichten, wer kann ihre Bewohner beschreiben?

Kannst Du die Unendlichkeit mit einer Linie ausmessen, kannst Du das Ende des unendlichen Kreises ergreifen?

Alle Welten gehören Gott, sie hängen an ihm wie das Kind an der Brust der Mutter. Er mildert die Hitze für die Bewohner des Merkur, Er schafft Hülfsmittel gegen die Kälte in der eisigen Kugel des Saturn, Er sorgt für alle Geschöpfe, die Er geschaffen hat.

Blicke auf den glänzenden Mond, staune die Sterne an, die am Firmamente geordnet sind, und bete ihn an, den Schöpfer so vieler Welten.

Hymne XII.

Es iſt Winter, todter Winter, verödet ſind die Felder, man hört keinen Geſang der Vögel, kein Summen der Inſekten, die Bäche murmeln nicht mehr, der Froſt hat ſie verſtummen gemacht.

Die Bäume heben ihre entblößten Zweige, gleich verdorrten Armen, gegen den bleichen Himmel, durch ihre Adern zieht kein friſcher Saft, die Blumen, die duftenden Büſche ſind bis zu den Wurzeln verdorrt.

Auch die Sonne blickt kalt und trübe umher, ſie ſtrahlt nur Licht aus, um die allgemeine Verödung zu zeigen. Die Natur trauert um ihre Kinder. Vor kurzer Zeit noch erfreute ſie ſich an ihren Erzeugniſſen, die Roſe verbreitete ihren Wohlgeruch, der Wein reichte ſeine Früchte dar. Auf jedem Grasplatze, auf jedem grünen Hügel keimten und blüheten ihre Kinder um ſie her.

Freundliche Natur, geliebtes Kind Gottes, warum trauerſt Du und verzweifelſt? hat Dich Dein Vater vergeſſen? ſollſt Du vergeben? biſt Du nicht mehr Gegenſtand ſeiner Sorgfalt?

Er hat Dich nicht vergeſſen, Du biſt ſein geliebtes Kind wie ſonſt, Du biſt das ewige Bild ſeiner Vollkommenheit. Es iſt ſeine Schönheit, die über Dir ausgebreitet iſt, das Licht ſeines Angeſichts iſt über Dir ausgegoſſen.

Deine Kinder werden wieder belebt werden, ſie werden aufs Neue um Dich her aufgehen und blühen, die Roſe wird ihren ſüßen Duft wieder ausbauchen und aus der Erde wird das Grün neu aufkeimen.

Trauerſt Du nicht auch um die Menſchen? um Deine Söhne und Töchter, die unter dem Raſen ſchlafen? werden dieſe auch wieder aufleben?

Sollte die Roſe wieder blühen? und ſollte der Menſch vergehen? Sollte Herzensgüte in der Erde ſchlafen und das Licht der Weisheit im Staube verlöſchen? und ſollte man vergebens Thränen über ſie weinen?

Auch ſie werden wieder leben, ihr Winter wird auch vergehen, ſie werden wieder blühen, die Thränen Deiner Kinder ſollen getrocknet werden, wenn der ewige Frühling naht.

Hymne XIII.

Sterbliches Kind, woher kommst Du? warum bist Du betrübt, warum sind Deine Augen von Thränen geröthet?

Ich habe die Rose in ihrer Schönheit gesehen, sie hatte ihre Blätter vor der Morgensonne entfaltet, — ich kam wieder hin, und sie hing sterbend an ihrem Stengel. Ihre Anmuth, ihre Pracht war verschwunden, ihre Blätter lagen auf der Erde verstreut, und Niemand sammelte sie.

Auf dem Felde stand ein üppiger Baum, seine Zweige waren grün bekleidet, er breitete sich weit aus und beschattete den Platz, sein Stamm stand da, wie eine starke Säule.

Ich kam wieder hin, da hatte ihm der Sturm seine grünen Blätter geraubt, seine Aeste waren abgehauen, der Wurm hatte sich in seinen Stamm genagt, sein Herz war getroffen, er fiel zu Boden und vermoderte.

Ich habe Insekten gesehen, wie sie sich im Sonnenscheine belustigten; ihre Flügel blitzten wie Gold und Purpur, ihre kleinen Körper strahlten wie der grüne Smaragd; sie bewegten sich so schnell, daß sie mein Auge

nicht verfolgen konnte, und es waren unzählbare Schaaren. — Ich kam wieder hin, der Abend hatte sie getödtet, die Vögel hatten sie gefangen, sie waren verschwunden, nicht Eines war mehr da von der unzählbaren Menge.

Ich habe den Menschen gesehen in seiner vollen Kraft, sein Gesicht glühete in üppiger Schönheit, seine Glieder waren voller Thätigkeit, er ging umher, er lief, er sprang, und er freute sich, daß er lebte. — Ich kam wieder hin, er lag steif und kalt auf der platten Erde, er konnte weder seine Füße bewegen, noch seine Hände ausstrecken, sein Mund athmete nicht, denn es war kein Leben mehr in ihm.

Ich weine, weil der Tod in der Welt ist, der Räuber unter den Werken Gottes. Alles, was geschaffen ist, muß zerstört werden, alles, was geboren ist, muß sterben; laß mich allein, denn ich will noch länger weinen.

Hymne XIV.

Ich habe die Roſe verwelkt geſehen, ihre ſchönen Blätter waren auf der Erde verſtreut. — Ich blickte wieder hin, und ſie blühete auf's Neue, ihr Stamm war mit Knospen überdeckt, und ihr Wohlgeruch erfüllte die Luft.

Ich habe den Untergang der Sonne geſehen, die Nacht war über die weite Erde ausgebreitet, die Farben waren verlöſcht, jedes Geräuſch verſtummt, und Finſterniß deckte Alles. — Ich blickte wieder auf, da brach die Sonne hervor, ſie vergoldete die Berggipfel, die Lerche ſtieg auf zum Himmel und die dunklen Schatten entflohen.

Ich habe ein Inſekt geſehen, es war matt und ſuchte keine Nahrung mehr, es ſpann ſich ſelbſt ein Grab und verbarg ſich darin, nun lag es ohne Füße und kraftlos da.

Ich ſah wieder hin, — es hatte ſein Grab zerſprengt, voller Kraft ſegelte es auf farbigen Flügeln durch die Lüfte, beglückt durch das neue Leben.

Eben ſo wird des Menſchen Daſein erneuet werden.

Schönheit wird aus der Aſche hervorgehen und Leben aus dem Staube.

Nur eine kurze Zeit wirſt Du in der Erde ruhen, wie auch der Saamen darin ruht, der da aufgehen ſoll; Du wirſt auferweckt werden, um nicht wieder zu ſterben.

Wer aber wird kommen, die Gräber zu öffnen, die Todten zu erwecken und die Erlöſeten aus den vier Himmelsgegenden zu verſammeln?

Er wird erſcheinen auf feurigen Wolken, der Schall der Poſaunen wird vor ihm hergehen, und tauſende von Engeln werden ihn umſchweben.

Chriſtus wird kommen, der Gottesſohn, der Erlöſer der Menſchen, der Freund der Guten.

In der Herrlichkeit des Vaters wird Er kommen, denn Er hat die Macht von Ihm empfangen.

Traure darum nicht mehr, unſterbliches Kind, der grauſame Räuber, der die Werke Gottes verwüſtet, iſt überwunden: Chriſtus hat den Tod beſiegt, unſterbliches Kind, traure nicht mehr!

Die Rose ist schön, aber sie ist mit Dornen umgeben, das Maiglöckchen ist wohlriechend; aber es wächst unter Unkraut.

Der Frühling ist lieblich; aber wie schnell vergeht er, der Sommer ist prächtig; aber der Winter zerstört seine Schönheit.

Der Regenbogen leuchtet glänzend, aber er verschwindet im Augenblick; das Leben ist herrlich, aber es wird vom Tode verschlungen.

Doch es giebt ein Land, wo die Rosen ohne Dornen sind und die Blumen nicht zwischen Unkraut blühen.

In jenem Lande ist ewiger Frühling, eine Sonne ohne Wolken, und der Baum des Lebens prangt dort.

Myriaden glücklicher Geister umgeben da den Thron Gottes und singen fortdauernde Hymnen.

Die Engel mit goldnen Harfen singen sein Lob.

Jenes Land iſt der Himmel, die Heimath aller guten Menſchen: Niemand, der böſe iſt, kann dort leben.

Die Kröte darf ihr Gift nicht unter ſanften Täubchen auswerfen; die Giftpflanze nicht neben ſüßen Blumen blühen; eben ſo wenig darf ein Sünder in jenes Land eingehen.

Dieſe Erde iſt wundervoll, ſie iſt ja Gottes Erde und angefüllt mit köſtlichen Dingen.

Der Himmel aber iſt noch herrlicher, dort werden wir nicht mehr weinen, nicht mehr leiden, nicht mehr ſündigen, dort wird weder des Winters Kälte uns erſtarren, noch des Sommers Hitze uns verbrennen.

Dort iſt kein Streit, kein Krieg, nur mit der innigſten Liebe iſt man einander ergeben.

Wenn unſere Eltern und Freunde ſterben und in die Erde gelegt werden, dann ſehen wir ſie hier nicht mehr, dort aber werden wir ſie wieder umarmen, mit ihnen leben und nicht wieder getrennt werden.

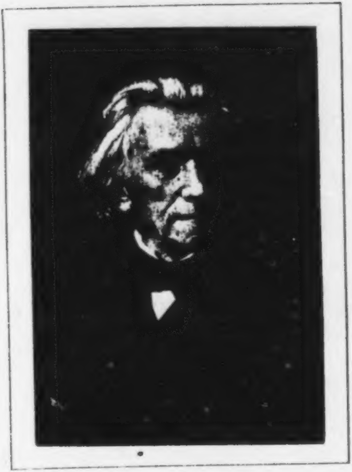
Dort werden wir auch alle guten Menſchen ſehen, von denen wir in heiligen Büchern geleſen haben.

Den Stammvater der Iſraeliten, den gläubigen Abraham, und Moſes, der durch die arabiſche Wüſte gewandert iſt, und Elias, den Propheten Gottes, und Daniel, der aus der Löwengrube gerettet wurde, und David, den Hirtenknaben, den lieblichen Sänger von Iſrael. Sie liebten Gott und prieſen ihn, als ſie auf der Erde waren, aber im Himmel lieben ſie ihn noch mehr und preiſen ihn beſſer.

Dort werden wir Chriſtus ſehen, der uns voraus gegangen iſt in das glückliche Land, die Herrlichkeit Gottes werden wir ſehen.

Hier ſehen wir ihn noch nicht; aber wir wollen ihn hier ſchön lieben; wir müſſen jetzt auf der Erde bleiben; aber wir wollen oft an den Himmel denken.

Der Himmel iſt unſere Heimath, hier ſind wir nur für ein kurzes Leben, dort aber für die Ewigkeit.



Große Gedanken und ein reines Herz, das ists was wir uns von Gott erbitten sollten. Göthe (Wanderjahre)

In [illegible] hat M. eine Reihe größter Gedanken, deren Leben aus einem unerschöpften Born ewig frisch hervorquillt.

Lebenserinnerungen

eines

deutschen Malers.

Selbstbiographie

nebst

Tagebuchniederschriften und Briefen

von

Ludwig Richter.

Herausgegeben

von

Heinrich Richter.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johannes Alt.
1885.

UNIVERSITÄTS- U. LANDES-BIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Alle Rechte vorbehalten.

KGL. BIBL.
DEN
UNIVERS.
HALLE

Druck von Aug. Weichbrodt, Frankfurt a. M.

Vorwort.

Absicht und Wunsch, welche meinen seligen Vater beim Niederschreiben seiner Lebenserinnerungen leiteten, hat er selbst am klarsten in einem Briefe an mich ausgesprochen, worin er am 30. Mai 1870 schreibt:

„An der Biographie habe ich ein Stück weitergeschrieben; aber mir scheint, es wird schwieriger, je weiter ich vorrücke, obwohl ich bisher immer nur ohne viel Federlesens drauf los geschrieben habe, und oft kommt mir der Gedanke einer Veröffentlichung recht thöricht vor; nur in dem Fall, daß später noch Dinge glückten, von denen ich glauben könnte, sie wären im Stande, irgend einen Nutzen zu stiften, auf das Eine, Beste, Höchste, Liebste, Beseligendste hinzuweisen und Jemand dafür anzuregen, könnte ich eine Rechtfertigung finden für so viel Geschreibsel. In der Form einer begriffsmäßigen Erkenntniß kann ich das auch gar nicht geben, nur als ein auf dem Wege der Erfahrung und des Lebens Gewonnenes; und das ist schwer in Worten auszudrücken. Vielleicht aber hat es für mich selbst das Gute, mich aufmerksamer, empfänglicher, ernster und treuer zu machen. In der lebendig erkannten, vielmehr erlebten Wahrheit und damit innern Beseligung, ist doch allein die Perle, der Kern des ganzen Lebens zu suchen, alles Andere ist Schale, Einhüllung und Verhüllung und, wie Pascal sagt: „Die Wahrheit — Gott — ist verhüllt, damit wir Ihn suchen sollen, ob wir Ihn fühlen und finden möchten."

Ohne diesen Einigen ist Alles Kehricht! —"

Die vorliegende, unvollendet gebliebene Selbstbiographie ist in den Jahren 1869—79 entstanden; einige später in dieselbe eingeschalteten Nachträge stammen aus den Jahren 1880—81. Augenleiden und häufiges nervöses Unwohlsein zwangen meinen Vater oft zu sehr langen Unterbrechungen dieser ihm lieb gewordenen Arbeit seiner Altersmußestunden.

Es war seine Absicht, dem 25. Capitel, womit die „Lebenserinnerungen" schließen, noch ein anderes, letztes folgen zu lassen, in welchem er über seine weiteren Erlebnisse und Arbeiten kurz berichten, dann aber in einer längeren Schlußbetrachtung das Resultat seiner gesammten Lebenserfahrungen zu einer Art künstlerischem und religiösem Glaubensbekenntniß zusammenfassen wollte, um auf Gesinnungsverwandte fördernd und anregend nach der Richtung hin zu wirken, welche er in der angeführten Briefstelle andeutet. Ehe es aber zur Ausführung dieses seines oft mit mir besprochenen Lieblingsplanes kam, erfolgte am Abend des 19. Juni 1884 sanft und schmerzlos sein Heimgang.

Die als Anhang hier beigegebene Auswahl schriftlicher Aufzeichnungen soll, soweit dies möglich ist, für das unausgeführt gebliebene Vorhaben des Heimgegangenen einigen Ersatz bieten und sein Lebens- und Charakterbild *ausschließlich mit seinen eigenen Worten* vervollständigen.

Aus der Jugendzeit liegen ziemlich ausführliche Tagebücher vor: von der Reise nach Frankreich mit Fürst Narischkin und von den längeren Aufenthalten in Salzburg, Rom und Meißen. In späteren Lebensjahren pflegte mein Vater, zwar seltner, aber doch von Zeit zu Zeit, seine Reiseerinnerungen, Gedanken, Stimmungen, Eindrücke und was ihn sonst tiefer bewegte, meist in aphoristischer Form, in kleine Notizhefte oder auf einzelne lose Blätter zu schreiben. Aus dem angeführten Material sind die im Anhang gegebenen Tagebuchauszüge, Reisenotizen und Aphorismen chronologisch zusammengestellt.

Die Tagebücher aus Frankreich, Salzburg und Meißen sind für diese Auszüge nicht benutzt worden, weil sie zum Theil schon in den Lebenserinnerungen durch den Verfasser selbst Verwendung gefunden

haben; dagegen wurden die römischen Tagebücher aus den Jahren 1824—25 im Anhange möglichst vollständig wiedergegeben. Aus einer bedeutsamen Periode deutscher Kunstentwicklung stammend, sind sie ein wahrscheinlich willkommener Beitrag zur kunstgeschichtlichen Beleuchtung jener Zeit, und geben zugleich den unmittelbarsten Einblick in die tiefgehende innere Wandlung, welche das künstlerische und religiöse Leben meines Vaters in Rom erfuhr.

Einige, der Zeitfolge nach, den römischen Tagebüchern sich anschließende Briefe an seine Jugendfreunde Maler J. Thomas und Kupferstecher N. Hoff in Frankfurt, wurden deshalb hier aufgenommen, weil sie des Künstlers Uebergangszeit am besten illustriren, von seinem Heimweh nach Italien und dem Schaffen aus italienischen Reminiscenzen, bis zur völligen Hinwendung zu deutscher Natur und vaterländischen Stoffen.

Möchten die Lebenserinnerungen meines Vaters in demselben Sinn und Geist wirken, in welchem er durch seine Kunst zu wirken bemüht war.

München, Juni 1885.

Heinrich Richter.

Inhalt.

	Seite.
1. Kinderjahre	1
2. Die Schule	8
3. Die Kriegszeit	16
4. Der alte Hingg und die Großeltern	28
5. Die Akademie. Graff. Schubert	40
6. Wirrsale	52
7. Reise nach Frankreich	63
8. Von Marseille bis Nizza	71
9. Nizza, Paris und Heimkehr	82
10. Studienzeit 1822—23	94
11. Nach Rom!	105
12. Salzburg und Fortsetzung der Reise	111
13. Rom	133
14. Im Albanergebirge	150
15. Im Sabinergebirge	156
16. Rom, October bis Sylvester 1824	161
17. Rom 1825	184
18. Reise nach Nettuno	200
19. Von Rom nach Pästum	208
20. Civitella	225
21. Der letzte Winter in Rom	237
22. Heimreise	254
23. Dresden 1827	284
24. Meißen 1828—35	301
25. Dresden 1836—47	334
Tagebücher und Briefe (1824—1883)	353

Erſtes Capitel.

Kinderjahre.

Am Tage vor St. Michael, den 28. September 1803, erblickte ich das Licht dieſer Erde in der Friedrichſtadt, einer Vorſtadt Dresdens, welche die haute volée zu ihrem Sitze nicht erkoren hatte. Auf der geraden und ſehr breiten Friedrichſtraße, die bei der Kirche in's freie Feld endete, lag zwar das ſchöne Palais des Grafen Marcolini, in deſſen Räumen ſich einige Jahre ſpäter das welthiſtoriſche Ereigniß abſpielte, daß Kaiſer Napoleon I. ſeinen Hut daſelbſt fallen ließ, welcher von Metternich nicht aufgehoben wurde, was eine große Bedeutung und noch größere Folgen hatte; aber dies Palais ausgenommen, trugen die Häuſer der ganzen Vorſtadt mehr den Charakter eines kleinen Landſtädtchens und waren zumeiſt von armen Leuten bewohnt.

Auch meine Eltern wohnten in den erſten Jahren ihrer Verheirathung daſelbſt auf der Oſtraſtraße. Mein Vater, Carl Auguſt Richter, am 6. Juli 1778 in dem Dorfe Wachau bei Radeberg geboren, war Zeichner und Kupferſtecher und ein Schüler Adrian Zingg's, von welchem ich auch meinen Vornamen Adrian bekommen habe, weil er mein Pathe geweſen.

Das Verhältniß Zinggs zu ſeinen Schülern war eigenthümlicher Art und erinnert noch an die Meiſterſchulen des vorigen Jahrhunderts. Er nahm in ſeine Schülerwerkſtatt Knaben auf, welche Luſt und Fähigkeit zur Kunſt zu erkennen gaben, und ſchulte ſie zu einer ſichern Handfertigkeit in einer ſcharf beſtimmten Manier des Zeichnens und

Tuschens; und zeigten sie sich endlich darin tüchtig, so erhielten sie je nach ihrer Brauchbarkeit einen monatlichen Gehalt und arbeiteten für ihn. So standen einige der besten Schüler noch in seinem Solde, nachdem sie sich bereits verheirathet hatten. Der vorzüglichste derselben war mein Vater, welcher nicht allein Kupferplatten für ihn stach, sondern auch die großen Sepiazeichnungen, welche Zingg alljährlich auf die Kunstausstellung gab, komponirte und bis auf das letzte Tüpfel vollständig ausführte, unter die aber dann der alte Zingg ganz naiv seinen Namen setzte. Es war dies auch gar kein Geheimniß, und Zingg's akademische Collegen bezeichneten die Blätter als Zingg's Ausstellungsarbeit, von Richter gezeichnet.

Meine Eltern nahmen bald nach meiner Geburt eine Wohnung in der Stadt, auf der äußern Rampischen Gasse, von wo es der Vater näher zu dem auf der Moritzstraße gelegenen Atelier Zingg's hatte.

Eine meiner frühesten Erinnerungen ist ein Besuch bei Großpapa Müller, der ein kleines Kaufmannsläbchen und ein Haus mit sehr großem Garten auf der Schäferstraße besaß. Auf dem Wege zu den Großeltern waren wir bei einem Hause vorüber gekommen, vor welchem ein schöner Rasenplatz mit vielen blauen Glocken- und weißen Sternblumen meine Aufmerksamkeit so gefesselt hatte, daß ich kaum von der Stelle zu bringen war. Als ich aber bei den Großeltern angelangt und regalirt worden war und vor dem Hause herumtrippelte, — ich zählte damals etwa drei Jahre — fielen mir die wunderschönen Sternblumen wieder ein, und ich wackelte in gutem Vertrauen fort durch mehrere einsame Gassen und gelangte auch richtig zu dem Gehöfte mit dem schönen Rasenplatz, wo ich denn für Großpapa einen prächtigen Strauß pflückte und wieder fortmarschirte. Da ich aber nur vertrauensvoll meiner Nase nachging und diese vermuthlich damals ein noch zu kleiner Wegweiser war, so brachte sie mich nach der entgegengesetzten Richtung auf weiten, weiten Wegen in die Stadt. Ich war sehr verwundert, daß Großpapas Haus auch gar nicht kommen wollte, trotzdem es Abend wurde. Lebhaft erinnerlich ist mir's, wie ich kleines Wurm, den Blumenstrauß fest in der Hand, um Mitternacht auf dem im Mondschein ruhenden Altmarkt stand, ein so winzig kleines Figürchen

auf dem großen öden Platze. Da kam der Rettungsengel in Gestalt eines Rathswächters, den Dreimaster auf dem Kopfe und Säbel an der Seite, von dem im Schatten liegenden Rathhause herüber, fragte mich und trug mich zu der in Todesängsten schwebenden Mutter; denn man hatte das verlaufene Kind bereits auf dem Rathhause gemeldet, und mein wirklicher Schutzengel hatte mich glücklich davor geführt.

Ich will aber jetzt auf die Großeltern zurückkommen. Beide, sowohl die von väterlicher wie mütterlicher Seite, repräsentirten noch die alte Zeit, das vorige Jahrhundert, und zwar in seiner kleinbürgerlichen Gestalt. Mir haben sich die Bilder von ihnen und ihrer Umgebung bis aufs Kleinste lebendig erhalten; denn es waren charakteristisch ausgeprägte Typen bürgerlichen Kleinlebens, während die Dinge im elterlichen Hause in meiner Erinnerung viel mehr verblaßt sind, denn sie trugen das modern nüchterne Gepräge der neuen Zeit und übten unendlich weniger poetischen Reiz.

Die Müller-Großeltern wurden oft besucht. Das kleine Kaufmannsläbchen, durch welches man den Eingang in das noch kleinere und einzige Stübchen nehmen mußte, war ein höchst interessantes Heiligthum. Das Fenster außen garnirt mit hölzernen, gelb und orange bemalten Kugeln, welche Citronen und Apfelsinen vorstellten, die aber in natura niemals vorhanden waren und bei der armen Kundschaft auch keine Käufer gefunden haben würden; dann der große, blanke Messingmond, vor welchem Abends die Lampe angezündet wurde, und der dann mit seinem wunderbar blendenden Glanze das Läbchen in einen Feenpalast verwandelte; die vielen verschlossenen Kästen, der anziehende Syrupständer, dessen Inhalt so oft in den schönsten Spirallinien auf das untergehaltene Dreierbrod sich ergoß, die Büchsen mit bunten Zucker- und Ingwerplätzchen, Calmus, Johannisbrot und schließlich der Duft dieser Atmosphäre: welch ahnungsvolle Stätte voll Herrlichkeit! Endlich der Kaufherr selbst, mit baumwollener Zipfelmütze und kaffeebrauner Ladenschürze geschmückt, wie hastig und eifrig fuhr er in die Kästen, langte dem Barfüßler für 1 Pf. Pfeffer, 1 Pf. Ingwer, 1 Pf. neue Würze und 3 Pf. Baumöl

freundlichſt zu, und die Klingel an der Thür bimmelte unaufhörlich der ab- und zugehenden Kundſchaft vor und nach.

Die Großmama, eine phlegmatiſche, etwas ſtolze Frau, ging ab und zu und bewegte ſich gemächlich aus dem Stübchen zur Küche und aus der Küche in das Stübchen, und ſelten war ſie anderswo zu erblicken; ich kann mich aber nicht erinnern, daß ſie mit mir oder überhaupt viel geſprochen oder das Geſicht einmal in andere Falten gezogen hätte; deshalb intereſſirte ſie mich auch nicht. Mehr aber der alte Stahl, ein Holländer und Landsmann der Großmama, die eine geborne van der Berg war. Dieſer erhielt einige Tage in der Woche den Tiſch bei Müller's, ſaß dann tagsüber am Fenſter, ließ die Daumen umeinander kreiſen, und ich ſtellte mich gern vor ihn hin und bewunderte ſeine Perrücke mit dem ehrwürdigen großen Haarbeutel und beſonders die blitzenden Stahlknöpfe auf dem hechtgrauen Frack. Er war Zeuge der Pariſer Revolution geweſen, hatte bei der Schweizergarde gedient, und als dieſe am 10. Auguſt 1792 in Verſailles bei Vertheidigung des Königs größtentheils niedergemetzelt wurde, war Stahl einer der wenigen, welche glücklich entkamen. Er hatte ſich mehrere Tage in eine Schleuſe verkrochen und in Geſellſchaft der Ratten zugebracht, bis er ſich Nachts zu einem Freunde retten konnte. Das Entſetzlichſte indeß, was er erzählte, war für mich die Mittheilung, daß man in ſeinem Vaterlande Käſe ſogar in die Suppe ſchütte, wobei ich freilich an unſere landläufigen ſpitzen Quarkkäſe dachte, was mir Schauder einflößte.

Ein Hauptvergnügen verſchaffte mir der dicke Stoß Bilderbogen, welche im Laden zum Verkauf lagen, und die ich alle mit Muße betrachten konnte. Außer der ganzen ſächſiſchen Cavallerie und Infanterie waren da auch „die verkehrte Welt" mit herrlichen Reimen darunter, „das Gänſeſpiel, die Kaffeegeſellſchaft, Jahreszeiten" u. dgl., alle in derbem Holzſchnitt, grell bunt bemalt. Der ehrbare Meiſter und Verleger dieſer Kunſtwerke war ein Friedrichſtädter Mitbürger, Rüdiger, den ich auch mehrmals mit ehrfurchtsvoller Bewunderung die Schäferſtraße hinabwandelnd geſehen habe. Großer Dreimaſter, zwei Haarwülſte und Haarbeutel, apfelgrüner Frackrock, Schnallenſchuhe und

langes spanisches Rohr, so schritt er ehrenfest daher. — Ruhe in Frieden, Freudenspender der Jugend, Du Adam und Stammvater der Dresdener Holzschneider, ehrwürdiges Vorbild und Vorläufer!

Endlich der von den Nebengebäuden eingeschlossene Hof, mit dem daranstoßenden, sehr großen Garten, welch' ein Schauplatz süßester Freuden! Da wurde mit der Jugend der Nachbarschaft ein Vogelschießen veranstaltet, am Johannistag um eine hohe Blumenpyramide von Rosen und weißen Lilien getanzt, oben die herrlich duftende Vorrathskammer besucht, wo die süßen Zapfenbirnen und anderes frisches und trockenes Obst in Haufen lagen, unten der Schweinestall mit seinen Insassen recognoscirt, und welch' ein Festtag, wenn das Thier geschlachtet wurde! Zwar durfte ich bei dieser Execution nicht zugegen sein und hörte die durchdringenden Seufzer nur von Ferne; aber dann sah ich das schöne Fleisch gar appetitlich zerlegen, das Wellfleisch kochen, und das kleine, einfenstrige Wohnstübchen war für den Metzgermeister zum Wurstmachen hergerichtet. Ein Geruch von süßem Fleisch, kräftigem Pfeffer und Majoran durchwürzte die Luft, und welche Wonne, zu sehen, wie die hellen, langen Leberwürstlein sammt den theils schlanken, theils untersetzten oder gar völlig corpulenten Blut- und Magenwürsten in dem Brodeln des großen Kessels auf- und untertauchten und endlich herausgefischt und probirt wurden.

Wie lebendig wurde es dann im Lädchen; die Klingel bimmelte ohne Aufhören, denn „Müller's hatten ein Schwein geschlachtet", und so kamen die Kinder in Schaaren mit Töpfchen und Krügen, und immer wiederholte sich die Bitte: „Schenken Sie mir ein bischen Wurstbrühe, Herr Müller!" Der cholerische, sonst gute Herr Müller konnte sich der Schaaren gar nicht mehr erwehren, die Klingel bimmelte völlig Sturm, mit immer größeren Schritten lief er hinter der Ladentafel scheltend und polternd einher und glich so wegen der Kürze des Raums einem im Käfig herumtrabenden gereizten Tiger. Endlich stand die Zipfelmütze bolzengerade in die Höhe, und das Wetter brach los: „Ihr Racker, jetzt packt euch alle, sonst kommt die Hetzpeitsche!" und im Nu stürzte und purzelte die ganze kleine Bande zur Ladenthür hinaus, und der gute alte Müller stand mit der drohenden

Hetzpeitsche, wie der Donnergott Zeus, unter der offengebliebenen Thür und schloß diese dann eigenhändig, wenn die Schaar sich verlaufen hatte.

Dies kleine Müllerlädchen mit seiner Kundschaft, die in einem armen Stadtviertel eine recht bunt-charakteristische ist, hat gewiß auf mein künstlerisches Gestalten in späteren Jahren viel Einfluß gehabt; unbewußt tauchten diese Geister alle auf und standen mir Modell.

Dies waren nun die Eindrücke aus der Menschenwelt; der Garten bot anderes. Noch bis heute berührt mich der Anblick der Blumen aber nur der bekannten, welche ich in der Jugend sah, ganz eigenthümlich und tief. In der Farbe und Gestalt, im Geruch und Geschmack mancher Blumen und Früchte liegt für mich eine Art Poesie, und ich habe die Früchte mindestens ebenso gern nur gesehen, als gegessen. Der Garten hatte Rosenbüsche in Unzahl. Wie oft guckte ich lange, lange in das kühle, von der Sonne durchleuchtete Roth eines solchen Rosenkelches, und der herausströmende Duft mitsammt der himmlischen Rosengluth zauberte mich in ein fernes, fernes Paradies, wo alles so rein, so schön und selig war! Ich wußte freilich nichts von Dante; jetzt aber meine ich, er habe wohl auch in solche Rosengluth geschaut und kein besser irdisch Bild für seine Paradiesvision sich erdenken können, und in den Kelch setzt er die Reinste der Reinen.

Es stand am Ende des Gartens ein uralter Birnbaum, zwischen dessen mächtigen Aesten ich mir einen Sitz zurecht gemacht hatte. Manche Stunde verbrachte ich träumerisch in dem grünen Gezweig, um mich die zwitschernden Finken und Spatzen, mit welch' letzteren ich zur Zeit der Reife die Birnen theilte, die der alte Baum in Unzahl trug. Von diesem verborgenen Aufenthalt überblickte man den ganzen Garten mit seinen Johannis- und Stachelbeersträuchern, den Reihen wild durcheinander wachsender Rosen, Feuerlilien, brennender Liebe, Lack und Levkoien, Hortensien und Eisenhut, Nelken und Fuchsschwanz — wer nennt alle ihre Namen! Dann zur Seite die Gemüsebeete, und über die Gartenmauer hinüber die gelben Kornfelder und die fernen Höhen von Roßthal und Plauen! Das war nun mein Bereich, wo ich mich einsam oder in Gesellschaft von Spiel-

genoſſen oder thätig beim Begießen der Gurken, des Kopfſalats, der Zwiebeln und Bohnen beſchäftigte.

Ob ſich bei ſolchem Treiben auf einem für das Kindesalter geeigneten reichen Schauplatze Phantaſie und Gemüth nicht noch beſſer ausbilden ſollten, als in den jetzt beliebten Kleinkindergärten, wo ſyſtematiſch geſpielt wird, ſtets mit bildender Belehrung und von liebevoller Aufſicht umgeben?

Zweites Capitel.

Die Schule.

Es kam die Zeit, wo es angemessen erschien, die ersten Stufen des Weisheitstempels zu erklimmen; denn wer Birnbäume erklettert, muß auch über jene Stufen gelangen. Freilich hingen da nicht so süße Birnen in Fülle, wohl aber setzte es Nüsse zur Genüge.

Ich wurde also, obwohl ich protestantisch getauft worden war, in die katholische Schule geschickt, welche ganz nahe am Zwinger stand, und deren ehemaligen Raum jetzt das Museum mit seinen Schätzen deckt. An der Stelle, wo jetzt die himmlische Sixtina schwebt, schwitzte ich über dem A-B-C und noch mehr über dem Einmaleins.

Ich kann nicht sagen, daß mich die Schule sehr erfreut hätte; sie stand auch für damalige Verhältnisse gewiß auf der untersten Stufe besagten Tempels, und ich kann mich nicht erinnern, etwas mehr als Lesen und Schreiben gelernt zu haben. Freilich mochte das auch Schuld des unfähigen oder unlustigen Schülers sein, welcher von der dritten Wissenschaft, dem Rechnen, auch nicht das geringste profitirte; denn alle seine Errungenschaften auf diesem Gebiete waren die oben besagten und wohlverdienten Kopfnüsse in Unzahl.

Die Schiefertafeln, die schon so manchen armen Jungen zum Malen verführt hatten, übten auch auf mich ihren Reiz zur ungelegenen Zeit, nämlich in der Rechenstunde, und einst, in dem Moment, wo ich einen mächtigen Dampf gemacht und im blinden Eifer des Komponirens halblaut gegen meinen zusehenden Nachbar ausrief: „Aber jetzt muß die Kavallerie einhauen," schlug das Rohrstöckchen

ganz unbarmherzig auf mich los. „Ja, einhauen ſoll ſie, einhauen ſoll ſie," rief der hinter mir ſtehende Lehrer und übte recht tapfer in Wirklichkeit, was ich höchſt unſchuldig nur bildlich darſtellen wollte. Die Tafel wurde confiscirt, und die große darauf conterfeite Bataille ſollte dem Director, Pater Kunitz, als corpus delicti vorgelegt werden. Einſtweilen wurde ich bei den Ohren genommen und an ſolchen bis zur Thüre geführt, wo ich knien mußte, bis die Stunde aus war und die Reuezähren floſſen.

Das Einzige, worin ich in der Schule glänzte, war meine Schrift; daher Herr Stolze, der Schreiblehrer, mich auch nach Möglichkeit liebte und lobte, und wo er konnte, protegirte. Die großen, kunſtvollen Vorſchriften, welche ich gemacht hatte, mit großen Zügen, Schnörkeln und Muſtern hingen noch vor zehn Jahren unter Glas und Rahmen in der Klaſſe. Sobald ich indeß die Schule verlaſſen hatte, gab ich mir alle Mühe, dieſe eingelernte ſogenannte ſchöne Schrift wieder los zu werden; ſie erſchien mir höchſt leblos und kalt. Eine individuelle Handſchrift aber erfreut, ſobald ſie nur leſerlich iſt.

Für den Geſchichtsunterricht in der Schule hatten wir ein ſehr trockenes Buch „Sächſiſche Geſchichte". Sonderbar ſchien es mir ſpäter, daß mir nichts davon hängen geblieben war, als ein bei Friedrich dem Weiſen angeführter Spruch: „Wer die Ehre flieht, dem läuft ſie nach," welcher damals wie ein nachdenkſames Räthſel Eindruck machte.

Es war Gebrauch der Schule, jeden Vormittag nach Beendigung des Unterrichts in geordnetem Zuge zur nahe gelegenen Kirche zu gehen und die heilige Meſſe zu hören. Da ich aber kein Gebetbuch beſaß, ſo betrachtete ich gewöhnlich während der ganzen Zeit das große Altarbild, die Himmelfahrt Chriſti von Raphael Mengs; daß aber Gott Vater ſo unbehülflich und unbequem von ihn umflatternden Engeln gehalten, getragen und geſtützt wurde, erfuhr ſtets meine ſtille Mißbilligung, und ich verſenkte mich deſto lieber in den verklärten Ausdruck Chriſti und die Schönheit ſeiner ganzen himmliſchen Erſcheinung. Das Bild, jahrelang täglich geſehen, hat ſich mir tief in die Seele geprägt.

Der Knabe, welcher mir zunächſt kniete, hatte einſt die Genoveva von Schmid (Verfaſſer der Oſtereier) mitgebracht, und wir laſen die

schöne Geschichte während der Messe. Als sie aber gar zu rührend wurde und meine Thränen allzu reichlich auf das Buch tröpfelten, wovon das dünne Löschpapier eben so erweicht wurde, wie der Leser, und so dem Buche offenbar Schaden geschah, mußten wir die Lektüre in der Kirche schließen, ehe die Geschichte zu Ende war. Auch war der Lehrer, der von ferne mein bethränites Gesicht bemerkt hatte, auf meine ungewöhnliche Andacht aufmerksam geworden. Ob der warme Antheil an dem Schicksale eines frommen, verleumdeten Weibes und ihres armen Kindes, ihr heiliges, unschuldiges Leben in der Wildniß und das Hervorleuchten göttlicher Führung am Schluß der Erzählung nicht erbauender gewirkt hat, als die mir damals noch wenig verständlichen Gebete seichter Andachtsbücher, ist mir kaum zweifelhaft.

Einen andern Ausweg, die Langeweile in der Messe zu vertreiben, deren Bedeutung ich nicht verstand, fand ich endlich darin, für die armen Seelen im Fegefeuer zu bitten. Ich glaubte dadurch ganz unbemerkt mit meinen schwachen Kräften etwas Gutes wirken zu können; ja es beglückte mich der Gedanke, daß die armen Seelen, denen ich durch meine Fürbitte Linderung ihrer Leiden gebracht, auf mich armen, kleinen Jungen recht dankbar herabsehen würden, zumal wir uns gegenseitig unbekannt waren.

Der Religionsunterricht war eben so mangelhaft, wie alles übrige; trockene Definitionen, die ich nicht verstand, und die mich auch nicht interessirten, Aufzählung der göttlichen Eigenschaften, der drei Haupttugenden, der sieben Todsünden, der Gebote der Kirche und dergl. Alles wurde dürr abgeleiert, nichts warm ans Herz gelegt und durch Gleichnisse und biblische Geschichten anschaulich gemacht, und so blieb das religiöse Bedürfniß, das vorhanden war, unbefriedigt und ungenährt.

Einer der tiefsten Eindrücke religiöser Art, welche ich in den Kinderjahren empfing, kam mir in einem Kasperle-Theater. Ich war glücklicher Besitzer eines Kupferdreiers, wofür ich mir Kirschen kaufen sollte. Nun hörte ich aber von einem größeren Knaben, daß bei „Hofapothekers" — so hieß ein altes Haus auf der Pillnitzerstraße — in der Puppenkomödie Dr. Faust aufgeführt würde. Da es auf der Galerie daselbst nur drei Pfennige Entree kostete, so wanderte ich mit

meinem Dreier und meinem Schulkameraden ſtracks dahin. Das Stück war die alte, bekannte Puppenkomödie.

Da kam nun eine Scene, wo der Herr Doktor verſchiedene böſe Geiſter citirt und einen nach dem andern über ſeine Fähigkeiten und Kräfte examinirt. Zuletzt erſcheint zappelnd und ſchlotternd ein kleines Teufelchen mit dem hübſchen Namen Bitzli-Putzli; er wird von Fauſt gefragt, ob er wohl zuweilen ein Verlangen nach der ewigen Seligkeit ſpüre, und antwortet zitternd: „Herr Doktor, wenn eine Leiter von der Erde bis zum Himmel hinaufführte und ihre Sproſſen wären lauter ſcharfe Scheermeſſer, ich würde nicht ablaſſen ſie zu erklimmen, und wenn ich in Stücke zerſchnitten hinaufgelangen ſollte.“ Dieſer draſtiſche Ausdruck ließ mich die Wichtigkeit der Sache, um die es ſich hier handelte, vollkommen nachempfinden. Ich konnte die Worte nicht vergeſſen und ging tief ergriffen nach Hauſe, tiefes Mitleid im Herzen tragend mit dem kleinen, ſchwarzen, ſo greulich zitternden Bitzli-Putzli.

Der Weg zur Schule war ein ziemlich weiter; deshalb beſtellten meine Eltern mir einen Mentor, Namens Gabriel Holzmann, welcher ebenfalls die katholiſche Schule beſuchte und mich gegen eine kleine Vergütung abholen und zurückbringen mußte. Mit ſeinem Namenspatron, dem Schutzengel Gabriel, hatte Holzmanns Gabriel indeß keine Aehnlichkeit, weder äußerlich noch innerlich. Auf ein Paar ſchmutzigen Nankinghoſen ſaß eine ſchäbige, apfelgrüne Jacke, und dieſe Jacke gipfelte in einen Spitzkopf mit einem rothen, im Winter veilchenblauen Geſicht und nur einem Auge, das andere ſchimmerte weißlich, wie eine mit Papier verklebte runde Fenſterſcheibe, ganz oben auf dem Dache ſtrohgelbes, kurzborſtiges Haar.

Dieſer ſtark colorirte Jüngling Gabriel war aber ein harter Tyrann und hatte mich dadurch in ſeiner Gewalt, daß er, wenn ich ſeinen Willen zu thun mich weigerte, mit der Drohung hervorrückte, irgend welches meiner Vergehen den Eltern mitzutheilen, und mir die darauf folgende Strafe ſehr lebendig ausmalte.

So gebot er mir an einem Palmſonntage, als ich einige Zweige geweihter Maikätzchen (die pelzige Blüthe der Weidenbüſche) aus der

Kirche brachte, drei dergleichen Käpchen zu verschlucken; wer das thue, bekomme das ganze Jahr kein Fieber und keine Halsschmerzen, und es sei Sünde, wenn man es unterlasse. Da ich dergleichen Uebel noch nicht gehabt, so sah ich die Nothwendigkeit nicht ein, diese rauhen Dinger, die mir ihres Pelzes wegen wie kleine Thiere vorkamen, zu verschlucken; es half aber kein Bitten, und unter vielen Thränen schluckte und würgte ich alle drei Stück hinunter.

Bedenklicher aber war ein anderer Versuch, seine Herrschaft zu üben. Es gab damals in Dresden ein etwas konfuses Original, einen heruntergekommenen ehemaligen Buchhändler, Namens Helmert, auch Dresdner Diogenes genannt. Dieser betrieb sein antiquarisches Geschäft auf dem Neumarkt, an und auf dem großen Wassertroge, welcher an der Salomonis-Apotheke stand. Rings herum auf den nassen Stufen des großen Bassins, sowie auf dort aufgestellten Tonnen und Fässern lagen seine Scharteken und Landkarten ausgebreitet und verzettelt umher, und eine große Anzahl Kinder war beständig um den Alten herum, blätterten in den Büchern und trieben Unfug mit ihm. Ein verschrumpftes Hutfragment ohne Krämpe bedeckte sein struppiges, graues Haupt, eine grobe Pferdedecke umgab ihn als Tunica, und darunter umhüllte ihn noch eine Art Kittel, mit einem Stricke festgebunden; dies war sein ganzes Kostüm. Wäsche besaß er nicht. Meist jammerte und schimpfte er mit weinerlicher Stimme über die umtobende Brut; Lieblinge indeß, die ihm kleine Dienste leisteten, belohnte er wohl mit einem Buch oder einer halben Landkarte.

Da mein Weg täglich bei seinem Trödel vorüberführte und ich ein großer Bücherfreund war, so besah ich mir oft, was da herum lag, kaufte auch manchmal irgend ein billiges Werkchen, wenn es nicht mehr als 3 oder 6 Pfennige kostete.

Einst stand ich mit Gabriel Holzmann auch daselbst und sah dem Toben und Treiben etwas von ferne zu, als dieser mir befahl, ein Heftchen, welches ganz seitab im Nassen lag, ihm herüber zu holen. Ich mußte wohl die Ahnung haben, daß Holzmann auf diese Weise nicht sowohl kaufen als annektiren wollte, und weigerte mich entschieden, einen solchen kühnen Griff zu thun, denn ich wußte, daß

dergleichen Unrecht ſei. Seine Drohungen ſteigerten ſich aber nach und nach zu einer für mich ſo entſetzlichen Höhe, daß ich endlich doch unter vielen heißen Thränen das ſchmutzige, naſſe Opus kaperte und ihm überbrachte. Aber diesmal ließ mir mein Gewiſſen keine Ruhe; ich geſtand mein Vergehen der Mutter, dieſe theilte es dem Vater mit, und der Vater gab dem Mentor andern Tages den Abſchied, und von da an ging ich allein nach der Schule.

Als ich in ſpäteren Jahren von Rom zurückkam, ſah ich beſagten Holzmann, der bereits Gatte und Vater geworden war, als Brezeljungen, ſeinen großen Brezelkorb auf dem Rücken an der Salomonis-Apotheke ſtehen.

Nach einiger Zeit wurde ich ſelbſt der Führer meines jüngeren Bruders Willibald; ich wartete auf ihn, bis ſeine Klaſſe aus war, und ging dann Hand in Hand mit ihm unſerer Wohnung zu.

Wir mochten im Winter komiſch genug ausſehen, da wir in gleichen Pelzmützen und in gleichen Mänteln prangten, die aus Richter-Großvaters altem Mantel von braunem Kapuzinerkuttenſtoff gemacht waren. Jeder trug ein Paar Fauſthandſchuhe an grünen Bändern befeſtigt; ſie dienten nicht allein zum Wärmen der Hände, ſondern hatten auch zuweilen im Geſicht zu funktioniren.

So ſtrebten wir, unſere Ränzel auf dem Rücken, ehrbar nach Hauſe, wurden aber häufig in der Nähe des Prinzenpalais von einem Kometenſchweif lutheriſcher Schulknaben in unſrer Bahn gekreuzt und irritirt. Sie ſtellten uns, und herausfordernde Reden, wie ſie die Helden vor Troja ihren Kämpfen vorangehen ließen, flogen hinüber und herüber, bis ſchließlich ein kleiner, kühner Ketzer uns mit weitſchallender Stimme „katholiſche Möpſe“ titulirte, worauf das Handgemenge begann und alle bunt durcheinander brachte. Schneeballen flogen, Lineale und Bücherbände arbeiteten wacker, aber zuletzt wurden wir Katholiſchen auf's Haupt — vulgo auf die Pelzmütze — geſchlagen und mußten, verfolgt vom Hohngeſchrei der Lutheriſchen, den Rückzug antreten. Dies waren die erſten und heftigſten konfeſſionellen Streitigkeiten, die ich zu beſtehen hatte.

Eine zweite, weniger auf- als anregende Halteſtation wurde auf der Schloßgaſſe gemacht vor Herrn Peter Rößler's Kunſtladen, an welchem ein buntgemalter, ſächſiſcher Dragoner und einige alte Kupferſtiche das kunſtliebende Publikum anlocken ſollten.

Wie ſtill und öde war die breite Schloßgaſſe; nichts von all den glänzenden Schauſtellungen zu ſehen, die jetzt den Blicken ſich aufdrängen. Aber das Wenige und an ſich Geringe zog umſomehr das Auge auf ſich und prägte ſich tief ein, während jetzt das Viele und Vielerlei, zur ſtumpfen Gewohnheit geworden, kaum im Stande iſt, die zerſtreuten und überſättigten Sinne auch nur für einen Augenblick flüchtig zu reizen. Kurz und gut, Peter Rößler's rothrockiger Dragoner that ſeine Wirkung.

Endlich war die dritte Halteſtation am Eingange des alten, dunklen Pirnaiſchen Thores. Da klebte der Theaterzettel. Er wurde regelmäßig ſtudirt, obwohl ich noch kein Theater geſehen hatte, und ich weiß nicht was für eine Vorſtellung davon haben mochte, ſich auch keine Ausſicht auf ein ſolches Vergnügen darbot. War nun eine recht große Zahl handelnder Perſonen auf dem Zettel verzeichnet, ſo ſteigerte ſich das Verlangen nach ſolchem Schauſpiel mächtig, und die Phantaſie verſuchte, aus der Perſonenliſte, aus den Namen und Bezeichnungen ein Gewebe herrlicher Begebenheiten zuſammen zu komponiren.

In dieſer Zeit war es auch, daß mein Vater eines Abends ein Packet mit Kupferſtichen heimbrachte, die er aus dem Nachlaſſe eines verſtorbenen Collegen billig erſtanden hatte, und mit denen er den Grund legte zu einer ganz hübſchen Sammlung von Stichen und Radirungen, welche mir noch ſpäterhin eine unſchätzbare Quelle der Freude und künſtleriſchen Bildung wurde.

Die Mutter ſchien dieſe Freude zwar weniger zu theilen; denn ſie mochte in der Stille die kleinen dafür verausgabten Summen überſchlagen, welche für die Hauswirthſchaft nöthiger angebracht geweſen wären; aber ſie mußte ſich doch über des Vaters überſtrömende Begeiſterung freuen, der über die alten vergilbten Blätter in Wonne und Seligkeit faſt zerfließen wollte und hierbei in ſeinem älteſten Sprößling

ling bereits eine ſympathiſirende Seele gefunden hatte. Das große und das kleine Geſicht waren über ſolch ein Blatt gebeugt, und bald ſah ich die Radirung an, bald meinem Vater in die freudeſtrahlenden Augen, als wollte ich ſeine Begeiſterung aus ſeinem Anblick ſaugen. Wie ſtrömten da ſeine Worte, wie wußte er die Schönheiten dieſer Kunſtwerke hervorzuheben und mich darauf aufmerkſam zu machen! Welche Mittheilungsluſt war über den ſonſt ſchweigſamen Vater gekommen! — Die Kunſt muß doch etwas ganz Großes und Gewaltiges ſein, daß ſie die Herzen ſo warm und lebendig machen kann, dachte ich dabei.

Um dieſelbe Zeit wird es auch geweſen ſein, daß ich öfters die Profeſſoren Graff und Zingg geſehen habe, und zwar in einem Bier- und Kaffeegarten des bairiſchen Brauhauſes, wo beide mit meinem Vater ſich zuweilen einfanden. Der ernſte, bedächtige Pathe Zingg und der lebhaft ſich bewegende heitere Graff befanden ſich da mit anderen etwas jüngeren Künſtlern recht behaglich bei ihrem Glaſe Bier und einfachen Abendbrot. Beide waren alte Junggeſellen. Mich intereſſirte aber der blinde Harfner, der in der Nähe unter den Linden ſaß und bald ſeine Balladen, bald neckiſche Volkslieder zum Beſten gab, mehr, als die Geſpräche der alten Herren, weshalb ich mich bei jedem Liede vor ihn hin poſtirte, als wollte ich ihm die Worte aus dem Munde zählen.

Drittes Capitel.

Die Kriegszeit.

In einem schwülen Sommerabend des Jahres 1811, es dunkelte schon, sahen wir einzelne Gruppen Leute auf der Straße stehen und in einer Richtung nach dem Himmel schauen. „Sie werden den Kometen sehen," sagte mein Vater, nahm mich bei der Hand und führte mich mit hinunter. Da sahen wir auch auf und erblickten das Himmelszeichen. Ein großer Stern, einen langen Feuerstreif hinter sich herziehend, schimmerte unheimlich geisterhaft über den dunkelen Häusern und drohte von den fernen Wohnstätten des Friedens herab auf die unruhigen, bewegten Länder und Völker.

Das Prophezeien von Kriegs- und Heereszügen mochte in jenen Tagen nicht schwer sein; denn seit Anfang des Jahrhunderts hatte ja der gefürchtete, dämonische Mann in Europa alles durcheinander gerüttelt, und Deutschland seufzte unter seiner despotischen Faust.

Ein armer, hektischer Schuhflicker, der im Hinterhause wohnte, trat auch zu der Menschengruppe und erklärte einigen alten Frauen, wie von diesem schrecklichen Kriegsherrn schon die Offenbarung Johannis ganz genau berichte und selbst den Namen des französischen Kaisers, der uns all das Elend bringe, deutlich nenne; auf hebräisch heiße er Abaddon, auf griechisch Apollyon und bei den Franzosen „Napolion!" er habe das gestern selbst gelesen.

Der Krieg gegen Rußland brach los. Am 16. Mai, dem Vorabend des Pfingstfestes, wurde der Kaiser Napoleon erwartet. Schon Nachmittags ging ich mit meinem Vater aus, um das Eintreffen der

Franzoſen zu ſehen. Wir poſtirten uns an dem heutigen Poſtplatz; denn ſie wurden von Freiberg her erwartet. Die Straßen waren von Menſchen erfüllt, die Bürgergarde hatte bis in die Stadt hinein Spalier gebildet. Endlich kamen Leute und riefen, auf den Höhen von Roßthal ſei alles ſchwarz, da kämen ſie herunter.

Nach einer Stunde endlich hörte man das Raſſeln der Trommeln und die Feldmuſik, und nun erſchien mit Staub bedeckt die Vorhut, der ein Regiment um das andere folgte. Erſt Nachts 11 Uhr kamen die prachtvollen Garden, die polniſchen Uhlanen, die Nobelgarde in Silber glänzend bei dem Schein der Kienkörbe und Fackeln, die längs der Straßen aufgeſtellt waren. Beſonders wunderbar kam mir eine Schaar Mammeluken vor. Der Kaiſer ſaß in einem Wagen mit ſeiner Gemahlin. Trompeten ſchmetterten, Trommeln raſſelten, und dazwiſchen ertönte das Läuten aller Glocken, Kanonendonner und das Vivatrufen der Volksmenge. Das bunte, kriegeriſche Schauſpiel mußte mich wohl in ſo ſpäter Stunde munter erhalten.

Von dieſer Zeit an gab es immer Neues zu ſehen und zu erleben. Truppenzüge aller Art, Illuminationen, Feuerwerke, Tedeum's und Monarcheneinzüge; es drängte ein Ereigniß das andre, aber ich kannte ihre Bedeutung nicht oder nur im allgemeinſten. Ich hatte meine Freude an den bunten Schauſpielen. Die Schule konnte ich wegen der weiten Entfernung wenig und ſpäter gar nicht mehr beſuchen, und ich lag viel am Fenſter, wo es immer etwas zu ſehen gab. Wir bewohnten zu jener Zeit eine Etage im goldnen Löwen, oben am Elbberge gelegen, und konnten ſomit die ganze Amalienſtraße bis zum Pirnaiſchen Thore und rechts den Elbberg hinab bis nach Neuſtadt ſehen. Die Promenaden exiſtirten damals noch nicht, ſondern ſtatt ihrer ein Stadtgraben, und darüber die Wälle der hohen Stadtmauer mit Schanzen verſehen und mit hohen Bäumen bewachſen. Dies war unſer vis-à-vis.

Meine Mutter war um dieſe Zeit mit dem jüngeren Bruder Willibald und einem Schweſterchen Hildegard zu ihrem Vater in der am andern Ende der Stadt gelegenen Friedrichſtadt gezogen. Der arme Müller-Großvater, deſſen Frau in Folge einer Operation

geſtorben war, wußte ſich in dieſer ſchlimmen Zeit ſo ganz allein gar nicht zu helfen; deshalb verſah die Mutter das Haus, und der gute Vater, bei dem ich blieb, hoffte wohl ſo leichter durchzukommen; denn an Arbeiten war ſelten zu denken, auch beſtellte Niemand etwas und es iſt mir heute noch räthſelhaft, wie er ohne Verdienſt, ohne Hülfe von irgend einer Seite in dieſer ſchlimmen Zeit beſtehen konnte. Die Einquartirung hörte nun gar nicht mehr auf. Wir beide hatten nur eine Stube zu unſerem Gebrauch, die andre, ſowie Kammer und Vorhaus, lagen faſt ſtets voll Soldaten; der Boden war mit Stroh bedeckt, worauf ſie ſchliefen; Gewehre, Montirungsſtücke, Kommißbrod, Patronen und wer weiß was alles lag bunt durcheinander. Eine Zeit lang hatten wir dreizehn Mann auf einmal in unſerm beſchränkten Raum; denn der gutherzige Vater hatte auch die Mannſchaft noch zu ſich genommen, welche zwei über uns wohnenden Wittwen zukam. Dieſe hatten ihre Thüren verſchloſſen und beſchworen meinen Vater, die Männer bei ſich aufzunehmen und verſprachen, ihm in der Verpflegung der Soldaten zu helfen und beizuſtehen, ſo gut ſie es vermöchten; und ſo geſchah es.

Bei all dieſen Drangſalen der Zeit, dem gänzlich zerrütteten und zerriſſenen Familienleben, der bittern Geld- und Lebensmittelnoth, ſah es doch oft luſtig genug in der Küche aus. Vater ſtand am Herd und rührte in einem rieſengroßen Topfe Reis- oder Kartoffelbrei; die alten, freundlichen Weiblein ſpalteten Holz, ſtießen Pfeffer im Mörſer, rieben harte Semmeln auf dem Reibeiſen, wuſchen die Teller, holten Waſſer, lachten und ſchäkerten, während die Soldaten ihre Gewehre auseinander nahmen, putzten, ölten, ihr Riemenzeug in Glanz brachten und dabei durch Pantomimen und Kauderwelſchen Geſpräche zu führen ſuchten; denn von uns verſtand Niemand franzöſiſch und die Soldaten nicht deutſch. Das war äußerſt komiſch zu ſehen und zu hören.

Einſtmals wurden von der Schiffbrücke unten an der Elbe gewaltig große Viehheerden die Gaſſe herauf getrieben, welche von den Truppen aus der Gegend von Bautzen zuſammengeraubt waren und zur Verpflegung des Heeres dienen ſollten. Das Vieh drängte ſich

in dichten Maſſen den Elbberg herauf, und die Einquartirung ſtand in der Hausthür und ſah der Sache zu. Ein verſchmitzter Franzoſe, er war ſeines Handwerks ein Metzger geweſen, beſpricht ſich ſchnell mit ſeinen Kameraden, ſie locken ein paar ſchöne Kühe in's Haus, werfen den Thorweg zu und bringen die Braune und die Schwarze in den Hof des Hinterhauſes. Ehe die Thiere ſich durch Brüllen verrathen können, wird ihnen durch einen Schlag vor den Kopf der Garaus gemacht, die Haut abgezogen, mit größter Behendigkeit kunſtgerecht das Fleiſch zerſchnitten und jedem Soldaten im Hauſe ſein Theil geliefert. Während dieſer ſehr belebten Scene guckte aus jedem Fenſter des Hinterhauſes eine Haube oder Zipfelmütze, jenachdem Masculinum oder Femininum da wohnte, und Jedwedes freute ſich des herrlichen Fleiſches, welches in ſolchen Maſſen lange Zeit die Küchen nicht beglückt hatte und die ergötzlichſten Mahlzeiten in Ausſicht ſtellte. Da wir dreizehn Mann hatten, worunter auch der Metzger, ſo war unſer Antheil ein ſehr reichlicher. Ein großes Waſchfaß wurde benutzt, noch am ſpäten Abend das viele Fleiſch darin einzupökeln, was dann die uns alliirten Frauen eifrigſt und trefflich beſorgten. Ein noch übriger Reſt wurde bei Seite gelegt, und zuletzt kam noch ein gutmüthiger Heſſe und brachte ein großes Stück lappiges Fleiſch, Haut und viel Knochen und beklagte ſich, daß die Franzoſen das gute Fleiſch unter ſich vertheilt und ihm, dem Deutſchen, wie immer den ſchlechten Reſt übrig gelaſſen hätten. Die andern Hausbewohner hatten ihren Antheil ebenfalls aufs Beſte eingepökelt, und ſpät ging man nach dieſer unverhofften Thätigkeit, zwar müde, aber mit der lachenden Ausſicht auf nahrhafte Tage, zu Bett.

Aber „der Verräther ſchläft nicht," ſagt das Sprüchwort.

Eine mißgünſtige Perſon, die vielleicht zu kurz bedacht worden war, hatte nichts eiliger zu thun, als die Sache anzuzeigen. So geſchah es, daß *nach einem* holden Traum vom ſchönen Sonntagsbraten, da Alle noch vergnügt beim Kaffee ſaßen und von den geſtrigen Errungenſchaften ſprachen, die erſchreckende Meldung kam: „ſämmtliche Hausbewohner haben allſogleich — bei Strafe — das Fleiſch an die Behörde abzuliefern." Es währte nicht lange, ſo ſah man einen

Trauerzug; mit wehmüthiger Geberde trugen die Weiber ihre Fäßlein mit dem Eingepökelten über die Straße nach dem Militär-Büreau, um es dort auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen und dafür einen gnädigen Verweis in Empfang zu nehmen. Wir allein kamen gut dabei weg; denn Papa hatte als erfindungsreicher Odyſſeus in Uebereinſtimmung mit unſrer Mannſchaft den Ausweg getroffen, den Reſt des Fleiſches ſammt der großen Haut- und Knochenmaſſe unſres guten Heſſen abliefern zu laſſen, während das gefüllte Waſchfaß ruhig im Keller verſteckt blieb und uns noch manche gute Mahlzeit lieferte.

Ende Auguſt 1813 näherten ſich die Alliirten mit einem Heere von 200,000 Mann der Stadt. Am 25. donnerten die Kanonen in der nächſten Umgebung. Des Nachts leuchteten die Wachtfeuer der Ruſſen und Oeſterreicher von den Anhöhen, und die Leute fürchteten einen Sturm auf die Stadt. Kanonen rollten durch die finſteren Straßen, es war ein unheimliches Treiben und Getöſe in dieſer ſchauerlichen Nacht, das allen Bewohnern den Schlaf verſcheuchte. Mit Angſt und Spannung wartete man der Dinge, die da kommen ſollten.

Endlich brach der Morgen an, und bald erzählte man, Napoleon komme von Bautzen her an der Spitze der großen Armee. Nachmittags kamen denn auch die Regimenter im Eilmarſch die breite Amalienſtraße herab, und ich lief hinunter und poſtirte mich an ein Eckhaus, um alles in der Nähe zu ſehen. Wie erſchöpft ſahen die armen Menſchen aus, welche zehn Meilen ohne Raſt marſchirt waren, bleich, hohläugig, ganz mit Staub überzogen; viele riefen im Vorübereilen mit heiſerer Stimme nach Waſſer, das ihnen Niemand reichen konnte, denn es ging unaufhaltſam raſch vorwärts, den Ziegel- und Pillnitzer-Schlägen zu, vor welchen ſie der Kampf erwartete.

Immer neues Trommelgeraſſel und Feldmuſik verkündete neue Abtheilungen. Plötzlich ſah ich einen Trupp glänzender Generale und höherer Officiere, und ihnen voran, ruhig vor ſich hinſehend, wie ein Bild von Erz — den Kaiſer, ganz ſo, wie ſein Bild typiſch geworden iſt: Der kleine, dreieckige Hut, der graue Ueberrock, der Schimmel, den er ritt. — Ich gaffte den Gewaltigen mit großen Augen an, und obwohl ich weiter nichts begriff, als daß er der Mann ſei, um

den ſich alles drehe, wie um eine bewegende Sonne, ſo habe ich doch den Ausdruck dieſes Geſichts nicht vergeſſen. Ein unbewegliches und unbewegtes Geſicht, ernſt und feſt, in ſich geſammelt, doch ohne Spannung. Sein Ich war die Welt, die Dinge um ihn nur Zahlen, mit denen er rechnete. Schon donnerten die Kanonen; denn man ſtürmte die Schanzen vor dem Ziegelſchlage, und jetzt führte er Tauſende von Ziffern ihnen entgegen.

Ich lief nun ſchnell hinauf zum Vater, und dieſer ſtieg mit mir und andern Hausbewohnern auf den Dachboden, wo wir durch die kleinen Fenſter die Gegend nach Blaſewitz, den großen Garten und Räcknitz überſehen konnten. Die Kanonade hatte ſchon begonnen, und es entwickelten ſich immer mehr die dunkeln Linien der Infanterie, welche ſich aufſtellten. Endlich begann auch das Musketenfeuer, ein fortwährendes Knattern, unterbrochen von dem ferneren und näheren Donner des Geſchützes. Lange Streifen Pulverdampfes ſtiegen über den Linien der Infanterie auf, und dicke Wolkenmaſſen da, wo Batterien ſtanden. Der Kampf wurde heftiger und gewaltiger, es war zuletzt ein Knattern, Krachen und Toſen grauenhafter Art, ohne die geringſte Unterbrechung. Das Dorf Strehlen, welches vor uns lag, ging in Feuer auf. Es war von Ruſſen beſetzt, und die Granaten der Franzoſen ſchoſſen es in Brand.

Da aber nun einzelne Kanonenkugeln auch in unſere Nachbardächer einzuſchlagen begannen und Ziegel- und Sparrwerk-Splitter umherflogen, ja eine Granate in eine Stube des Hinterhauſes ſchlug und zurückprallend im Hofe zerplatzte, ſo eilte alles, was Beine hatte, in den Keller, wo man vor den Kugeln geſichert war. Da ſaß denn die ganze bunte Geſellſchaft bei der höchſt ſpärlichen Beleuchtung eines Küchenlämpchens im Kreiſe herum auf Fäſſern, Kiſten und Klötzen, wie es ſich eben machen wollte, und beſprachen ihre Noth und tröſteten ſich gemeinſam; es war eine kleine Rembrandt'ſche Scene. Beſonders erinnerlich ſind mir die Geſtalten des alten Magiſters Erbſtein, der Frau Naumann und einer luſtigen, hübſchen Bierſchröterſfrau. Dann und wann ſchlich ſich einer der Hausväter kundſchaftend hinauf. Die Straßen waren öde und leer, wie ausgeſtorben, aber ein dumpfes,

fernes Donnern, vom näheren Krachen der Geſchütze unterbrochen, rollte unaufhörlich um die geängſtete Stadt. In dem kühlen und düſteren Kellerraum wurde es für die Länge unerträglich. Innerlich waren Alle in höchſter Spannung und Erregung, äußerlich aber ſo ganz unthätig, bis endlich die kleine, alte Wittfrau ein verborgen gehaltenes Kleinod aus ihrem Keller herbei holte, eine Flaſche von ihr aufgeſetzten Kirſchſchnapſes. Dieſer brachte wieder Leben in den Kreis, die Vorſtellungen, die ins Unbeſtimmte ſchweiften, wurden durch einen nahen, greif-, fühl- und ſchmeckbaren Gegenſtand gefeſſelt, und der Papa, welcher ſtets einen guten Humor hatte, brachte wieder Unterhaltung in die Geſellſchaft; ja die Leute wurden ſogar heiter und fingen an, über das Wunderliche ihres Zuſtandes zu ſcherzen und zu lachen.

Endlich, gegen Abend, wagten wir uns wieder hinauf in die Wohnung. Beim Dunkelwerden verſtummte der Kampf mehr und mehr. Die Straßen füllten ſich mit Truppen, man brachte Verwundete. Einen der bei uns einquartirten Franzoſen, einen alten Artilleriſten, ſahen wir verwundet auf dem Protzkaſten ſeines Geſchützes liegend vorüberfahren; er winkte freundlich nach uns herauf. Es begann nun ein Leben und Treiben in den dunkeln Straßen, das mit der vorherigen Oede ſeltſam kontraſtirte. Die Munitions- und Pulverkarren ſammt Geſchütz rumpelten und raſſelten wieder auf dem Straßenpflaſter, die Truppen füllten die Häuſer und lagen auf den Gaſſen und Plätzen. Es waren ja 100,000 Mann, welche nun die Stadt ſchützten. Am andern Tage, der grau und trüb anbrach und ſich endlich in ſtrömenden Regen ergoß, begann der Kampf von neuem. Doch tobte er weniger in unſerer Nähe, und aus den Dachlucken konnten wir dies Gefecht an den Höhen von Räcknitz ſehen, wo die Ruſſen ſtanden und Moreau an dieſem Tage — es war der 27. Auguſt — an der Seite Alexanders tödtlich verwundet wurde.

Am zweiten Tage nach der Schlacht ging ich mit dem Vater zum Ziegelſchlage hinaus, das Schlachtfeld in unſerer Nähe zu beſehen. Schon am Schlage lagen mehrere Franzoſen in einem Graben, und einer derſelben fiel mir deshalb beſonders auf, weil eine Kanonen-

kugel ihm den Schädel in zwei Hälften zerriſſen hatte, deren eine noch am Körper hing, während die andere daneben lag. Dieſe dünne, zerſprungene Schale, die mir wie ein Kürbis vorkam, machte mich ganz ängſtlich für meinen eignen Kopf, der mir nun höchſt zerbrechlich erſchien.

Obwohl man ſchon Tags vorher beſchäftigt geweſen war, die Verwundeten fortzuſchaffen, — man legte ſie gewöhnlich auf ſtrohbedeckte Leiterwagen — ſo lagen doch außer den Maſſen der Todten noch unzählige Verwundete und Sterbende umher. Wir gingen den Weg nach Blaſewitz zu, der damals öde, ſandig und unbebaut war. Auf einem Hügel lagen ganze Haufen todter und zum Theil gräßlich verſtümmelter Geſtalten. Wir gingen nicht ganz in die Nähe, denn es ſchauderte uns davor, das Gewimmer zu hören. Es war eben der Wagen da, auf welchen die Verwundeten gebracht wurden, und daß dies nicht ſacht und mit Schonung geſchah, läßt ſich bei den fortzuſchaffenden Maſſen leicht denken.

Eine Erſcheinung aber iſt mir heute noch wie ein wilder Traum lebhaft im Gedächtniß, obwohl ich ſie nicht zu erklären weiß. Einer der Verwundeten, ein ruſſiſcher Artilleriſt, ſchrie furchtbar und ſchnellte ſich dabei von dem Boden ſoweit in die Höhe, daß ich, der ich unten am Hügel ſtand, zwiſchen ihm und dem Erdboden über eine Elle den Lufthorizont ſehen konnte. Wir hörten, es ſeien ihm beide Augen ausgeſchoſſen, und dieſes in die Höheſchnellen ſei ein Krampf in Folge des Schmerzes. Wir wandten uns ſchaudernd ab und hörten bald darauf einen Schuß fallen; die Leute hatten ſich ſeiner erbarmt.

Jetzt kamen wir an eine Sandgrube, in der ebenfalls eine Menge todter Ruſſen lag. Ein altes krummes Mütterchen hatte ſich uns angeſchloſſen. Sie hatte ein ſo trauriges Geſicht, ſah wie Noth und Jammer aus und trug in einem Handkorbe einen großen Topf Waſſerſuppe nebſt einem Näpfchen und altem Blechlöffel, um den verſchmachtenden Menſchen eine Erquickung zu bringen, gewiß die einzige, die ihr möglich war. Indem wir nun hinabſahen auf die Getödteten, ſchien es uns, als hörten wir ein leiſes Wimmern; wir horchten auf, und wieder war es zu hören; wir ſtiegen die Sandgrube hinab zu

einem, der in einen weißen Soldatenmantel mit rothen Aufſchlägen eingewickelt dalag, neben ihm war eine Blutlache. Von ihm ſchienen uns die Schmerzenstöne gekommen zu ſein; der Vater ſchlug den Mantel unten etwas zurück, weil er da Blut im Sande ſah, und ſiehe da, der Fuß war über dem Knöchel, wo die Halbſtiefel endigten, abgeſchoſſen, hing aber noch mit einigen Faſern am Bein. Der Verwundete ſchlug etwas die Augen auf und brachte abermals einen leiſen, wimmernden Ton hervor, indem er auf den Mund deutete. Das Mütterchen war auch ſogleich bereit, dem Verſchmachteten, welcher nun ſchon den dritten Tag ſo gräßlich verſtümmelt in kalter Nacht und im Sonnenbrand am Tage, ohne einen Tropfen Labung im Wundfieber dagelegen hatte, mit ihrer Waſſerſuppe zu erquicken, und flößte ihm etwas davon ein. Wir hingegen rathſchlagten, wie wir ihn in eine nicht allzuweit entfernte Scheune zu bringen vermöchten, wo viele Verwundete lagen und amputirt wurden; denn wir ſahen wohl, daß er hier in dieſer Grube ſchwerlich entdeckt werden würde und verſchmachten müßte. Nach einigem Umherſuchen fanden wir endlich eine Stubenthüre, die vielleicht zum Behuf eines Wachtfeuers aus einem Vorwerke, das Lämmchen genannt, hierher geholt ſein mochte. Eine ſchwere Sache war es aber nun, den Armen auf die Thüre zu bringen, da wir zu gleicher Zeit das an einer langen Flechſe noch hängende Bein behutſam mit ihm ſelbſt weiter heben mußten. Bei dieſer Berührung wimmerte er denn kläglichſt; doch gelang es unſeren vereinten Kräften, ihn glücklich auf die Thüre zu lagern und nach jener Scheune langſam fortzutragen.

In der Nähe derſelben angelangt, mußten wir ihn niederſetzen; denn einige Männer riefen uns zu, wir ſollten warten, es ſei jetzt kein Platz mehr darin. Ein Blick in das offene Scheunenthor überzeugte uns nur zu gut von der Wahrheit des Geſagten. Die Scheune lag gedrängt voll Verwundeter. Dort ſchleppte man eben einige Geſtorbene nackt ausgezogen heraus und warf ſie auf einen hochgethürmten Haufen ebenfalls nackter, ſtarrer Leichen, die hinter dem zerſchoſſenen Thorflügel lagen, meiſt durch ſchreckliche Wunden gräßlich verſtümmelt. Mit Grauſen ſahen wir, wie Menſch mit Menſchen

verfuhr, ja verfahren mußte. Endlich war wieder Platz gewonnen, und unser armer Russe wurde von den Gehülfen in die Scheune getragen, wo die Chirurgen in voller Thätigkeit waren, während Geschrei und Stöhnen aus diesem Ort der Qual herausdrang.

Auf's tiefste erschüttert traten wir unsern Rückzug nach Hause an.

Wenn ich später von Schlachten las, von großen herrlichen Siegen, von dem Todesmuth der Kämpfenden und ihrer Tapferkeit, so mußte ich immer mit innerm Entsetzen an das Ende denken, an das Schlachtfeld, wo die Getödteten noch die Glücklichsten sind.

Das unglückliche Dresden, der Mittelpunkt von Napoleon's Operationen, ward nun schwerer und schwerer heimgesucht. Der Kriegslärm dauerte ununterbrochen fort; die Noth der Einwohner stieg von Tage zu Tage, und es bleibt unbegreiflich, wie in solcher Lage der gemeine Mann, der auch in guter Zeit, wie man zu sagen pflegt, aus der Hand in den Mund lebt, jetzt ohne Verdienst bei unerhörter Theuerung aller Lebensmittel sein Leben fristete. Kanonendonner und brennende Dörfer, Truppenzüge und Einquartirung illustrirten diese Tage.

Am 7. October verließ Napoleon zum letztenmale die Stadt. Ihm folgte unser König nach Leipzig, und der Marschall St. Cyr blieb mit 30,000 Franzosen zurück. Erneute Gefechte vermehrten die Zahl der Verwundeten in den Spitälern, in denen das Lazarethfieber wüthete, so daß wenige lebend herauskamen. Wir hatten ein solches schräg über in dem Winterberg'schen Hause, wo täglich die Gestorbenen, ganz entkleidet, aus den Fenstern des ersten und zweiten Stocks herabgeworfen und große Leiterwagen bis oben herauf damit angefüllt wurden. Zum Entsetzen schrecklich sah eine solche Ladung aus, wo die abgezehrten Arme, Beine, Köpfe und Körper herausstarrten, während die Fuhrleute auf diesem Knäul herumtraten und mit aufgestreiften Hemdsärmeln hantirten, als hätten sie Holzscheite unter sich. In dieser Zeit starben täglich 200 Menschen in den Spitälern; das Nervenfieber war epidemisch geworden und forderte auch in dem Bürgerstande täglich seine Opfer; wir blieben indeß trotz der gefährlichen Nähe des Lazareths gesund.

Zu den Kartoffeln, wenn wir solche hatten, wurde roher Meerrettig in Essig gegessen, welchen der Vater für ein Präservativ gegen das Nervenfieber hielt.

Viele kranke Soldaten wollten nicht mehr in die Lazarethe, weil sie dann unrettbar sich verloren glaubten; sie zogen es vor, in einem Winkel der Straße oder auf der Treppe eines Hauses zu sterben. So wurden wir einst am frühen Morgen durch einen Schuß in dem Hausflur aufgeschreckt; ich lief hinunter. Da lag ein junger, bleicher Soldat, das Gewehr neben sich. Das Hemd brannte noch etwas am Halse, vom Pulver entzündet. Er war krank gewesen und sollte ins Lazareth schleichen, hatte es aber vorgezogen in das Haus zu treten und da seine Leiden zu enden.

Auf der Amalienstraße waren große Ställe von Brettern erbaut; die Pferde hatten aber die ganze Länge dieser Schuppen hinab die Bretter abgefressen, welche sich hinter den Krippen befanden, und über die gefallenen Pferde, die auf den Straßen lagen, fielen wiederum die Franzosen her und schnitten sich das Fleisch heraus, welches etwa noch daran war. Die Hungersnoth nahm täglich mehr überhand, denn die Stadt war blockirt, nichts kam herein, und die Vorräthe waren aufgezehrt. Die Bäcker hatten die Läden geschlossen, und wo noch einer am Morgen etwas gebacken hatte, da gab es ein Gedränge, daß man seines Lebens nicht sicher war.

So machte ich auch einmal am frühen Morgen den Versuch, aus einem so belagerten Bäckerladen eine Groschensemmel zu erlangen. Die gute Bäckersfrau hatte mich bemerkt und rief, man solle doch den Kleinen heran lassen, und so erhielt ich denn für meinen Groschen ein winzig kleines Semmelchen und bemühte mich, es fest unter dem Mantel haltend, aus dem Gedränge heraus zu kommen; als ich mich aber endlich glücklich hindurchgewunden hatte, befand sich nur noch ein fingerlanges Fragment dieses Semmelchens in meiner Hand, was denn ein sehr mageres Frühstück ergab. Der Vater und ich saßen Abends oft bei einem Stückchen Kommißbrod, welches von einem Soldaten erhandelt war, oder bei einigen, wenigen Kartoffeln, und der Vater fragte zuletzt wohl etwas bedenklich, ob ich denn satt sei. Ich antwortete

kleinlaut: „Ja", — es war auch nichts weiter in Küche und Keller — und schlich mit hungrigem Magen in's Bette.

So verstrich der Monat October düster und traurig; Bilder des Todes und Jammers aller Art erfüllten die Stadt; verhungerte Pferde und Hunde lagen in den mit Stroh, Kehricht und allem Schmutz gefüllten Straßen, und ich sah es selbst, wie ein kranker Soldat auf allen Vieren langsam den Elbberg heraufrutschte und aus einem Kehrichthaufen sich einige Krautstrünke herausklaubte und sie heißhungrig verzehrte. Die Noth war auf's höchste gestiegen: da endlich verbreitete sich das Gerücht, es seien Verhandlungen zu einer Kapitulation eingeleitet, und am 12. November 1813 zogen die Franzosen wirklich zum Freiberger Schlage hinaus, wo sie das Gewehr streckten.

So war nun die ersehnte Stunde gekommen, wo wir uns trotz der gänzlichen Erschöpfung aller Mittel von einer unerträglichen Last befreit fühlten und ein Hoffnungsschimmer besserer Tage wieder erwachte. Brod wurde zunächst gekauft, und mehr als wir brauchten; denn mit der Befreiung der Stadt von der Blockade waren auch zur Stunde ganze Wagen mit Lebensmitteln eingetroffen. Man athmete wieder frei, man kam wieder zur Besinnung, und die häuslichen Verhältnisse ordneten sich allmählich wieder.

Viertes Capitel.

Der alte Dingg und die Großeltern.

Als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, hörte der Schulbesuch auf, und ich bekam nun ein Plätzchen neben des Vaters Arbeitstisch oder an dem zweiten Fenster angewiesen, wo ich mich im Zeichnen übte. Ich war niemals gefragt worden, welchen Beruf ich wohl erwählen möchte, sondern es wurde als selbstverständlich angenommen, daß ich werden solle, was der Vater war, nämlich Zeichner und Kupferstecher. In der Stille hegte ich zwar die Vorstellung, daß „Malen" noch etwas viel Herrlicheres sei als Kupferstechen; vor der Hand mußte ich mich aber mit letzterem begnügen.

Der Vater hatte damals große Arbeiten für den Fürsten Czartorinsky auszuführen; ja dieser Herr gab sich die größte Mühe, ihn nach Warschau zu ziehen, und offerirte ihm eine Professorenstelle mit gutem Gehalt, welche Anerbietungen der Vater aber nicht anzunehmen wagte, da ihm bei seiner gänzlichen Unkenntniß der französischen Sprache und in beschränkten Verhältnissen ein solcher Umzug mit Frau und Kindern bedenklich schien. So arbeitete er denn an seinen mühsamen großen Kupferplatten, für die er sich viel zu gering bezahlen ließ, fort und radirte zwischendurch, um den Lebensunterhalt damit zu decken, Blätter für die damaligen Volkskalender, oder für Kunsthändler kleine Prospecte, welche kolorirt wurden und damals Mode waren. Für diese kleineren Arbeiten wurde ich sehr bald in Bewegung gesetzt, indem ich nach andern bunten Jahrmarktsbildern „die Schlacht von Waterloo, den Wiener Congreß, oder große Feuersbrünste, Mordthaten, Erdbeben"

u. dergl. kopirte oder arrangirte. Später durfte ich ſogar dieſe Sachen auf Kupfer radiren, und ich weiß noch genau, mit welch freudig ſtolzer Empfindung ich die Erlaubniß annahm, die Geſchichte von Tells Apfelſchuß auf die Kupferplatte umreißen zu dürfen, und mit welch ſelbſtbewußten, frohen Blicken ich die glänzenden Striche am Feierabend betrachtete.

Es waren Buchbinder, welche dieſe Kalender im Verlag hatten. Alljährlich zum Jahrmarkt, im Anfang des Herbſtes, kamen dieſe Vögel gezogen, um ihre Beſtellungen zu machen. Von meinem Arbeitstiſchchen aus ergötzte ich mich denn an dieſen zum Theil wunderlichen Geſtalten und ihren Verhandlungen mit dem Papa; denn jeder bemühte ſich, mit diplomatiſcher Schlauheit auszuforſchen, welche intereſſanten Gegenſtände aus der Geſchichte des letzten Jahres die Herrn Collegen zum Kupfer ſich erwählt hatten, und jeder wollte das anziehendſte, das pikanteſte Bild bringen. Außer Dresden ſtellten Pirna, Freiberg, Meißen und Stolpen ihre Contingente, und der Stolpener war meine beſondere Freude. Zu Fuß kam er von ſeinem Bergſtädtlein hergewandert und legte, ſowie er in die Stube trat, höflichſt ſeinen Hut, den leinenen Querſack und den langen buchenen Wanderſtab auf den Boden an der Thür nieder und kam nun mit lebhaften Geberden und treuherzigen Worten auf den Vater los und vertraute ihm nach und nach das Geheimniß ſeiner Bilderwahl, die denn gewöhnlich auf Gegenſtände gefallen war, welche ſeine Concurrenten auch ſchon beſtellt hatten. Bei ſolch unangenehmer Entdeckung runzelte ſich die Stirn, die Augenbrauen hatten ſich blitzſchnell über die funkelnden Aeuglein erhoben, und den Finger an das röthliche Knöpfchen ſeiner Naſe gelegt, nahm er eine höchſt nachdenkliche Stellung ein, bis ſein guter Genius ihn einen andern ſchönen Gegenſtand entdecken ließ, oder der Vater mit einem ſolchen herausrückte. Noch angenehmer nahm ſich das ehrenhafte Männlein aus, wenn er endlich die gewuchtige Katze zog und eine Abſchlagszahlung von ſechs oder acht Thaler mit dem Pathos eines ebenſo bedeutenden als prompten Geſchäftsmannes baar aufzählte. So habe ich denn damals an allen großen Weltbegebenheiten einen lebhaften Antheil genommen, indem ich ſie auf Kupfer kratzte.

Wir hatten bald nach dem Kriege eine Wohnung auf der Moritzstraße bezogen, wo uns der alte Zingg, der einige Häuser von uns wohnte, oft besuchte.

Eines Tages saß ich eben fleißig vor einer Radirung von Berghem, welche ich mit der Feder kopirt hatte. Es war schon gegen Abend, und der schöne, rothe Levkoi und die goldgelben Lackstöcke dufteten recht herrlich am Fenster, an dem ich saß, (denn ich habe immer gern unter Blumen gearbeitet), und während ich meine Arbeit nochmals betrachtete und hie und da mit einigen Strichen nachhalf, traten Vater und Mutter mit Pathe Zingg in lebhaftem Gespräch in die Stube.

Etwas verlegen suchte ich mein Kunstwerk sammt dem Originale heimlich in die Mappe zu praktiziren; denn die große Ehrfurcht, die ich vor meinem gepuderten Pathen und Professor hatte, erlaubte mir nicht, ihm mit meinem Kunstwerke unter die Augen zu treten; jedoch grade das Geräusch des Papieres, welches ich verbergen wollte, machte ihn aufmerksam. Der alte Herr hatte sich in meiner Nähe auf einen Stuhl niedergelassen und eine Prise aus seiner goldnen Tabatiere genommen, als er meinen Vater fragte: „Was macht der Bue da?" Der Vater winkte mir: „Zeig's mal dem Herrn Professor!" Ich wurde roth und brachte es ihm. Er betrachtete die Zeichnung lange, indem er mit dem Rücken der Hand, in welcher er die Prise hielt, die Linien der Esel, Schafe und Menschen umschrieb und beifällige Töne dabei vernehmen ließ. Papa meinte ironisch: „Nicht wahr, man sollte denken, es sei von Berghem selber?" — „Ah, By Gott! aus dem Bue kann was werde", sagte drauf der alte Herr ganz ernsthaft, und ich wurde nun noch röther als zuvor, nahm mein Blatt und packte es ein ganz in der Stille, mit einem gehobenen, seelenfrohen Herzen.

Es giebt „geflügelte" Worte, die wie ein Blitz treffen und zünden, oder auch wie ein Samenkorn in die empfängliche Frühlingserde fallen und darin lebendig fortwirken, und von letzterer Art war mir das Prognostikon meines Herrn Pathen; es feuerte mich mächtig an, und ich arbeitete unabläßig weiter.

Zingg wohnte in dem Meinhold'ſchen Hauſe auf der Moritzſtraße. In dem Hausflur nach dem düſteren Hofe heraus wohnte Frau Harnapp, ſeine Haushälterin; ihr Sohn war auch Schüler von Zingg und zugleich deſſen Faktotum und hatte viel Verkehr mit meinem Vater. Wenn meine Eltern des Abends dann und wann beim alten Zingg waren, ließen ſie mich gewöhnlich unten im Gewahrſam der Hausfrau und deren beiden Töchter. Es war eine düſtere, hohe und ſehr winklige Stube, ſauber aber rumplig und verräuchert. In einem der Winkel war das Gemach horizontal getheilt und die obere Hälfte ein eingefügter Holzverſchlag, zu welchem man auf einer Leiter hinaufſtieg. Dies nannte man eine Kuhkanzel und war das Schlafgemach der Mädchen.

Da ſaß ich nun oft des Abends mit Milchen, die ein paar Jahre älter war als ich, bei einem trüben Küchenlämpchen unter beſagter Kuhkanzel, und da ſie ſehr bewandert war in allerhand Geſchichten und Märchen, ſo gab ſie deren zum beſten. Ich hörte hier das Märlein vom Aſchenbrödel mit beſonderem Wohlgefallen von ihr vortragen, wobei ich immer ganz entzückt und verwundert bald das hübſche, roſige Geſicht, bald die gelben Haare betrachtete, die ſo reizend vom Lämpchen beleuchtet waren, und bald war mir das Märchenbild und die Erzählerin zu einer Perſon verſchwommen.

Hier aus dieſem Rembrandt'ſchen Helldunkel leuchteten mir zuerſt die ſchönen, alten Geſchichten entgegen; zwei rothe Mädchenlippen und zwei gläubige Kinderaugen waren die lebendigen Verkünder einer Wunderwelt, die niemals alternd in ewiger Jugend grünt und duftet. Solch genügſame Armuth, gläubige Einfalt und Herzensreine, wie hier ſich vorfanden, ſind wohl auch die Geburts- und Pflegſtätte — das heilige Bethlehem — dieſer uralten Dichtungen geweſen. Wer das Ohr auf dieſen Waldboden niederlegt, der vernimmt das mächtige Rauſchen eines verborgenen Quells, den Herzſchlag des deutſchen Volkes.

War Milchen's Märchenvorrath erſchöpft, oder hatte ſie keine Luſt zum Erzählen, ſo holte ſie aus ihrer kleinen Kommode einige der alten Jahrmarktsbücher, den „Kaiſer Octavianus" oder „die

ſchöne Meluſine", und dann ſteckten wir die Köpfe zuſammen und laſen miteinander aus einem dieſer Bücher. Das war nun wieder wunderſchön, und wir hätten gern wer weiß wie lange geleſen, wenn nicht die alte, brave Frau Harnapp uns gewöhnlich etwas ungehalten ermahnt hätte, doch lieber die Bibel, das Geſangbuch oder eine Arbeit zur Hand zu nehmen, anſtatt mit dieſen albernen Rittergeſchichten die Augen zu verderben und uns am Ende gar Raupen in den Kopf zu ſetzen. Frau Harnapp gehörte der böhmiſchen Gemeinde an und führte wie die meiſten dieſer von den mähriſchen Brüdern abſtammenden Leute ein gutes, ſtrenges Regiment.

Um dieſe Zeit war es auch, daß ich öfter als früher zu den Großeltern von väterlicher Seite kam, von denen ich bisher noch nicht geſprochen habe, und der Eindruck dieſes armen, kleinen Hausweſens und ſeiner Inſaſſen iſt mir durch ſeine ſtark ausgeprägte Phyſiognomie und poetiſche Färbung recht lebendig geblieben. Es ſind abermals Bilder im Rembrandt'ſchen Dämmerlichte.

Der alte Großvater Richter wohnte in einem engen, düſtern Hofe eines Hauſes hinter der Frauenkirche. Eine Treppe hoch war in dieſem Hinterhauſe eine Judenſchule, und zur Zeit der langen Nacht lauſchte ich oft an der Thür und ſah in dem erhellten Raume die Leute in ihren weißen Sterbekitteln ſich neigen und beugen und, ſonderbar klingende Laute ausſtoßend, beten. Am Laubhüttenfeſte war das enge Höfchen mit Tannenreiſern und Laubwerk überdeckt, und das Volk Iſrael im bunten, reichen Feſtgewande ſaß ſchmauſend und plaudernd darunter. Der ganze Hof duftete nach Majoran und andern Würzkräutern, nach Backwerk und Gebratenem. Beim Großvater bekam ich dann Mazzen, das Brod der Wüſte, das mir wunderbar ſchmeckte.

Oben über der Judenſchule ſaß im dunkeln Stübchen hinter dem Ofen die freundliche, blinde Großmutter, lauſchend, ob nicht die Klingel an der Vorhausthür irgend einen Eintretenden verkünde, der in ihre Einſamkeit etwas Leben brächte; denn ſie war von Natur heiter und zur Mittheilung aufgelegt. Der Großvater ſtand gewöhnlich an der Preſſe in der Druckerſtube, er war Kupferdrucker, und die Großmutter hörte den ganzen Tag nur das Klappern der Kupfer-

platten beim Einſchwärzen derſelben oder das Knarren der Preſſe und außerdem das raſende Getick-Getacke der vielen Wanduhren, welche Großpapa aus Liebhaberei mit ſeinen zitternden Händen zu repariren pflegte. Die größte derſelben rief jede Stunde ihr lautes Kukuk in das Geſchwirre.

War nun ſchlecht Wetter, ſo traf es ſich zuweilen, daß mehrere lange Tage dahinſchlichen, wo die gute Großmutter ſtumm in ihrem Winkel ſaß und vergeblich auf das Kommen irgend eines menſchlichen Weſens harrte, mit welchem ſie ſprechen konnte. Die Beſuche, welche hier aus- und eingingen, waren ſehr wunderbare Geſtalten und beſſer zu zeichnen, als zu beſchreiben. Der Vorzüglichſte, ihr Liebling, war der alte Schumann, wohlbeſtallter Noten-, Pauken- und Baßgeigenträger beim Herrn Stadtpfeifer, und wenn letzterer mit ſeinem Chore Gartenconcerte gab, ſo figurirte Schumann am Eingange als Concertbüchſenhalter. Er ließ ſeine Verdienſte um das rechte Inſtrumententragen auch nicht unbeleuchtet und pflegte oft zu ſagen: „Es heißt alles Pauken getragen, aber wie?“ Er war, wie ſchon geſagt, der Favorit der Großmutter, denn er wußte ihr immer etwas Neues mitzutheilen und that es gern, konnte ſich auch keine aufmerkſamere und dankbarere Zuhörerin wünſchen. Dieſe beiden Alten ſo am Ofen ſitzen zu ſehen, freundlich ſcherzend, wobei „Schumannchen“ zuweilen aus einem Papierdütchen eine Priſe nahm, war ſchon an und für ſich ein allerliebſtes Genrebild, und die Zippe im Vogelbauer ſchien derſelben Meinung zu ſein, was ſie durch ihr Piepen zu erkennen gab.

Der Großvater hatte dagegen in der alten Marianne eine Vertraute gefunden, die ſtets einen ganzen Kram von Neuigkeiten vor ihm auszupacken hatte.

Die kirchlichen Sympathien und Antipathien der beiden Alten berührten ſich ebenfalls ganz gleichmäßig, und ſo wurden die „Lutherſchen“ öfters ſcharf mitgenommen, was der blinden Großmutter Stiche in's Herz gab; denn ſie hing im Stillen noch immer der Lehre an, in welcher ſie erzogen war. Beide Großeltern waren lutheriſch geweſen; ja die Großmutter war die Tochter eines Schulmeiſters zu Wachau, und einer ihrer Brüder Paſtor in Döbrichau bei Wittenberg.

Einige Jahre nach ihrer Verheirathung hatte Großvater seine Kupferdruckerei in Dresden eingerichtet, und dort war ihm durch einen katholischen Geistlichen die Aussicht geworden, die neuen Kassenbillets zum Druck zu bekommen, wodurch seinem Geschäft eine sehr bedeutende Förderung erwachsen sein würde. Er wurde katholisch und drang auch in seine Frau überzutreten. Die Arme kämpfte mit aller Macht dagegen und weinte Tag und Nacht. Sie wußte sich nicht zu helfen und verzweifelte schier. Entweder, so mochte sie glauben, verliere sie die ewige Seligkeit, oder sie lebe fortan, von Mann und Kindern als Ketzerin angesehen, innerlich unglücklich und wie ausgestoßen ein trauriges Leben, und zerstöre dadurch auch das Glück der Ihrigen. Endlich faßte sie in ihres Herzens Jammer den Entschluß, an ihren Bruder, den Pfarrer, zu schreiben. Dieser rieth ihr, obwohl mit schwerem Herzen, ihren Kindern das Opfer zu bringen. Sie solle sich an ihren Gott und Heiland halten und ihm vertrauen, er sei in dieser wie in jener Kirche der nämliche. Sie that den Schritt, dem ihr Herz widerstrebte, um des Friedens willen und Mann und Kindern zu Liebe und blieb nach wie vor einfältig fromm. Später erblindete sie, und Nacht und Einsamkeit umhüllte sie noch dreißig Jahre.

In der Zeit, von welcher ich jetzt erzähle, ohngefähr im zwanzigsten Jahre ihres Blindseins, lauschte sie nun oft in ihrem Winkel hinter dem Ofen gar sehnsüchtig, ob eines ihrer Kinder schicke und sie abholen lasse, und mein Vater hatte mir das Amt anvertraut, sie zu führen. Kam ich nun, so war das Erste, mich zu befühlen, ob ich auch gewachsen sei, ob die Aermel an dem Jäckchen oder die Hosen noch lang genug seien, oder ob ich wie die Schnecke aus meinem Gehäuse herausgekrochen sei. „O Du Sternsöhnchen, wo willst Du noch hinwachsen? ich kann ja kaum an Dir hinauflangen, die Aermel gehen Dir ja nicht mehr über die Knöchel! Führe mich schön an den Häusern hin, damit wir nicht unter die Kutschen kommen.“ Und so führte ich die alte, gute Großmutter zu unsrer Wohnung, wo sie immer recht glücklich war, sich mit ihrem Karl, meinem Papa, unterhalten zu können, welcher indessen an seinem Tische saß und arbeitete.

Einst war die Großmutter auch bei uns, als dem Vater durch

einen Kanzleidiener ein Schreiben mit Königlichem Amtssiegel überbracht wurde. Der Vater war überrascht und wir alle in erwartungsvoller Spannung. Er erbrach endlich das Siegel, sah lange in das Schreiben und wechselte freudig die Farbe, während wir um ihn standen und in seinem Gesichte zu lesen suchten. Endlich sagte er: „Ich bin zum Professor an der Kunstakademie ernannt mit zweihundert Thaler Gehalt.“ Welche Freude, welcher Jubel! Ich durfte das Schreiben auch lesen, und mein Schwindel über diese Ehre gipfelte sich aufs höchste, als ich las, daß mein Vater nicht nur so ein gewöhnlicher Professor, sondern ein — außerordentlicher geworden war. Die blinde Großmutter aber hob segnend die Hände in die Höhe und rief: „O mein Sohn Karl, an Dir hat Gott Großes gethan! Der Herr segne Dich immerdar und gebe Dir vom Thau des Himmels und von der Fettigkeit der Erden!“ Wir Kinder jubelten und sprangen, während die Eltern zur Verherrlichung des freudenreichen Tages einen Punsch brauen ließen. Am Abend erschien dann der Großvater, um seine „Mutter“ heim zu führen.

Wenn er zuweilen auf wundersame Geschichten aus seiner Jugendzeit zu erzählen kam, so horchten wir hoch auf; denn das Geheimnißvolle und Unerklärte hat immer einen großen Reiz für die Jugend.

Da war z. B. in einem Dorfe ein Wunderdoctor, vulgo Hexenmeister oder Quacksalber gewesen, Namens Niklas, welcher die Gabe des Fernsehens besaß und die Gedanken der Leute errathen konnte. Großvater wurde einst von seiner Gutsherrschaft zu ihm gesandt, um Rath wegen der Krankheit eines Kindes zu holen. Klausen's Wohnort lag mehrere Stunden entfernt. Eine halbe Stunde von dem Orte, an einem Kreuzwege, mußte Großvater seinen Schuh fest binden, der aufgegangen war. Dabei sah er nochmals seine schriftliche Instruction an und die zwei Thaler, welche er dem Doctor verabreichen sollte. „Auch schade um das Geld“, dachte Großvater, „der wird doch nicht helfen.“ Wie er nun zu Klaus kommt, tritt dieser ihm entgegen, sieht ihn scharf an und sagt: „Was dachte Er denn von mir am Wilschdorfer Kreuzwege, wo Er sich die Schuhe band? Geb' Er seinen Zettel nur her, ich werde Ihm Kräuter mitgeben, und sage er

Seiner Herrschaft, das Kind werde in vierzehn Tagen gesund im Hofe herumlaufen."

Ein andermal wird Großvater nach Dresden geschickt. Es ist spät in der Nacht, als er in die Langebrücker Haide kommt, wo es nicht geheuer sein sollte. Ermüdet von dem langen Wandern auf sandigen Waldwegen, — damals war dort noch keine Chaussee — setzt er sich unter eine alte Eiche, die mitten auf dem breit ausgefahrenen Wege steht, und ruht aus. Es ist eine schwüle, dunkle Nacht. Nichts regt sich im Walde, alles ist still. So sitzt er eine Zeit lang und berechnet, daß er gegen Morgen in Dresden sein könne. Da erwacht er aus seinen Gedanken und glaubt aus weiter Ferne ein Getöse und dazwischen ein Rufen, Johlen und Schreien zu hören, was sich schnell nähert. Er sieht um sich — ein Bellen, Klatschen, Halloschreien und Brausen wie Sturmwind zieht über den Wald, er sieht Gestalten „wie Türken gekleidet" schreiend über den Weg rennen und im Walde verschwinden, dann verzieht sich der Sturm, und Alles ist wieder still und einsam wie vorher. „Das war der wilde Jäger." — Großvater eilte weiter, und bei Anbruch des Tages gelangte er wieder nach Langebrück, wo er am Abend zuvor eingekehrt war. Der wilde Jäger hatte ihm diesen Schabernack gespielt!

Solches erzählte Großvater mit ruhiger Zuversicht, nicht ohne Lächeln über die jetzige kluge Welt, „die dergleichen Dinge nicht glaube, weil sie nichts davon erfahren habe."

In früheren Zeiten, als seine Einnahmequellen ergiebiger waren, hatte er viel mit Adepten verkehrt und dem Goldmachen fleißig obgelegen. Sein baares Silber ging zwar dabei verloren, dafür kam er aber dem Geheimniß, Gold herzustellen, sehr nahe, wie er behauptete. Großmütterchen ärgerte sich sehr über „die verfluchten Teptusse" (Adepten), welche ihre schönen Thaler in Rauch aufgehen ließen und weder den Stein der Weisen, noch die Universalmedicin, noch titel Gold zuwegt brachten; aber ihre Einwendungen waren ohnmächtig gegen den brennenden Wissens- und anderen Durst dieser Weisen.

Aus früheren Jahren erinnere ich mich besonders eines uralten Juden, Namens Salomon, ein langer Mann mit schäbiger Flachs-

perrücke, darunter ein Geſicht mit tauſend tiefen Runzeln; ſein altväteriſcher Rock verrieth in den Nähten und Vertiefungen der Falten, daß er einſt ſcharlachroth geweſen, wie man an alten Tempeln die Farbenreſte auch nur in Einſchnitten und Winkeln des Ornaments noch entdecken kann. Kurz, ein Chodowiecky'ſches Prachtexemplar! Mit dieſem Alten, der übrigens ein frommer, grundehrlicher Mann war, verkehrte Großvater beſonders gern; denn er war „in geheimer Weisheit" wohlerfahren.

Die Großmutter lebte noch eine kleine Reihe von Jahren. Nach ihrem Tode zog Großvater zu uns und lebte auf ſeine ſtille Art fort, ging faſt täglich zur Kirche, um die Meſſe zu hören, und nahm ſonſt wenig Antheil an dem, was um ihn vorging. Doch war er ſtets heiter und liebte ein Späßchen zu machen. Er wurde achtundneunzig Jahre alt und würde vielleicht die Hundert erreicht haben, wenn ſein Tod nicht durch einen äußerlichen Unfall herbeigeführt worden wäre. Er war ausgegangen, und auf der Straße rannte ein Schuſterjunge, der ſich im Laufen nach einem Andern umſah, mit ſolcher Gewalt an den alten Mann, daß er umfiel und den Arm brach. Die Heilung des Bruches verzögerte ſich, die Kräfte nahmen plötzlich ab, und ſo empfing er die Sterbeſacramente und verſchied ſanft und ruhig. So hatte mein Vater ſeine Eltern redlich gepflegt und unterhalten. Ich war bei beider Tod nicht in Dresden.

Der freundſchaftliche Verkehr meiner Eltern mit dem alten Zingg dauerte fort, und der Vater mochte die ſtille Hoffnung hegen, daß er als Liebling im Teſtamente des vermögenden, alleinſtehenden Mannes wohl bedacht ſein würde. Wenigſtens glaubten es Andere, und Andeutungen Zinggs ließen etwas derartiges vermuthen. Zingg, der in hohem Alter ſtand, wurde ſchnell körperlich und geiſtig ſchwach. Ein ihm bisher völlig fremder, älterer Mann, ein Beamter, ſuchte freundlich und zudringlich ſein Vertrauen zu gewinnen und wurde nun faſt täglich bei ihm geſehen. Die Leipziger Oſtermeſſe hatte begonnen, und Zingg entſchloß ſich, dieſelbe nochmals zu beſuchen trotz des Abrathens ſeiner Freunde und Bekannten. Jener Beamte benutzte die Schwäche Zingg's, ihn vor ſeiner Abreiſe zur Unterſchrift eines

Teſtaments zu nöthigen, welches jener ſelbſt aufgeſetzt, und in welchem er ſich zum Univerſalerben ernannt hatte. Unruhig über dieſe Unterſchrift reiſte der Alte ab.

Nach etwa acht Tagen ereignete ſich nun folgender ſonderbare Vorfall: Ich erwachte eines Nachts aus meinem geſunden Schlafe durch ein nahes Getöſe. Der Mond erhellte trotz des herabgelaſſenen Rouleau genugſam die Kammer, in welcher ich mit meinem Vater ſchlief. Ich rieb mir die ſchlaftrunkenen Augen aus und war erſtaunt, meinen Vater ebenfalls ſitzend im Bette und geſpannt horchend zu finden. „Haſt Du den Lärm auch gehört?“ fragte er mich. In demſelben Augenblicke ging das Getöſe von neuem los. Wir horchten genau, es war ein heftiges Werfen, Poltern und dazwiſchen ein ſchmetterndes Krachen, das aus dem kleinen Kabinet erſcholl, welches an das nebenanliegende Atelier ſtieß, und in dem ſich eine ſchöne Sammlung von Gypsabgüſſen und die Kupferſtichſammlung des Vaters befand.

Es war gar nicht zu bezweifeln, man hörte deutlich die größeren und kleinen Figuren herabſtürzen und zerbrechen. Nachdem wir uns überzeugt, daß keine Täuſchung obwalte, ſprang Papa aus dem Bette, ergriff einen Säbel, eine Reliquie vom Schlachtfelde, welcher an der Wand hing, und marſchirte ſo im Hemde, die Nachtmütze auf dem Kopfe, den Sarras in der Hand, nach der Thür; ich aber wollte meinen Papa doch nicht allein in das ſchrecklich ſpukende Gypskabinet zur Ratten-, Diebes- oder Geiſterſchlacht ziehen laſſen, oder ich fürchtete mich, allein zurückzubleiben; kurz ich ſprang mit einem kühnen Satze ebenfalls aus dem Bette, hielt mich an das Hemd des Vaters und bewaffnete mich mit einer Reißſchiene. Wir öffneten vorſichtig die Atelierthüre, und, da ſich hier nichts zeigte, auch die Thüre zum Gypskabinet. Wir glaubten in eine grauenvolle Zerſtörung ſehen zu müſſen, aber nichts von alledem. Es war mäuschenſtill, wie es nach Mitternacht in einem ſtillen Hofe nur ſein kann. Der Mond beſchien mit Wohlgefallen den Leib der mediciäiſchen Venus, deren Torſo an die Wand gelehnt ſtand, ein lebensgroßer Amor ſtreckte die Arme zum Himmel, wie er es ſeit Jahren gethan, der Antinous

neben Fiſchers Anatomie belächelte ſeinen geſchundenen Nachbar wie früher, die Köpfe der Niobe und des Laokoon nebſt diverſen Armen, Beinen, Medaillons und Basreliefs, alles präſentirte ſich in alter Ordnung und ohne irgend eine Verletzung unſeren Blicken. Was nun? Wir ſahen in den Hof hinaus, ſtill und ruhig wie immer; von oben ſchien der Vollmond hinein, und das ganze Haus lag im tiefſten Schlafe. Zu kämpfen gab es daher nichts; ich legte die Reißſchiene nieder in's Atelier, Papa hängte ſeinen Sarras an die Wand, und wir zogen kopfſchüttelnd über dies Abenteuer in unſere Betten zurück. Die nächſte Nacht verging ſehr ruhig. Aber am frühen Morgen, da wir noch im Bette lagen, kam Frau Harnapp mit der Mutter in unſere Schlafkammer und rief: „Ich muß Ihnen eine Nachricht bringen!“ „Ich weiß ſchon“, unterbrach ſie der Vater, „der alte Zingg iſt geſtorben.“ Und ſo war es. Eine Stafette war dieſen Morgen von Leipzig gekommen mit der Nachricht, daß Zingg geſtern Nacht nach kurzem Unwohlſein verſchieden ſei.

Alle, welche Zingg gekannt hatten, waren auf's höchſte überraſcht, als nach Eröffnung des Teſtaments der Univerſalerbe bekannt wurde. Dies Teſtament wurde aber ſpäter von weitläufigen Verwandten Zinggs, welche aus der Schweiz gekommen waren, angefochten. Schließlich kam es zu einem Vergleich, nach welchem der Beamte nur einen kleinen Theil der Erbſchaft behielt. Die ſchöne Kunſtſammlung kam unter den Hammer, und mein Vater erſtand viele treffliche und werthvolle alte Stiche und Radirungen, theils nach Zingg'ſchen Sepiazeichnungen, die er ſpäter nach Warſchau verkaufte. Auf dieſe Weiſe wurde das kleine Legat von 300 Thalern, welches er geerbt, und die 150 Thaler, welche mir als Pathen ausgeſetzt worden waren, zu Kunſtſachen verwendet, und da ich dieſe Schätze theils zum Kopiren, theils zum Betrachten benutzte, ſo haben ſie gewiß die reichlichſten Zinſen getragen. Ich habe dieſen Sachen größte Anregung und Förderung für's ganze Leben zu danken.

Fünftes Capitel.

Die Akademie. Graff. Schubert.

Der Vater hatte jetzt stets mehrere Privatschüler, welche täglich bei ihm zeichneten, weil sie sich ganz der Kunst widmeten. Ich nenne von diesen nur: Kluge, Götzloff, Wagner. Ersterer wurde Kupferstecher und studirte später als sächsischer Pensionär bei Toschi in Parma; er gab aber in der Folge die künstlerische Laufbahn auf und nahm die einträgliche Stelle eines Privatsecretairs bei einem vornehmen Herrn in Schlesien an. Götzloff wurde ein geschickter Landschaftsmaler und starb in den sechziger Jahren in Neapel, woselbst er gelebt und eine geachtete Stellung und Vermögen sich erworben hatte.

Eines Tages brachte der Vater einen jungen, hübschen, schlanken Mann in unser Atelier, welcher in Tharandt auf der Forstakademie studirte und die Nähe Dresdens benutzen wollte, seine Lieblingsneigung, das Landschaftszeichnen, durch Unterrichtnehmen etwas zu cultiviren. Wir Schüler gewannen ihn sehr bald recht lieb, denn er hatte etwas Frisches, Anregendes und war uns an geistiger Bildung überlegen, auch hielt ihn der Vater für ein großes Talent. Sein heiteres Wesen und seine elastische Lebendigkeit erinnerten daran, daß ein Tropfen französischen Blutes in seinen Adern floß. Seine Mutter war eine Französin, sein Vater aber der durch seine Romane „Die reisenden Maler", „Isidore" und „Willibalds Ansichten des Lebens" bekannte und sehr geschätzte Schriftsteller Wagner in Meiningen.

Unser Wagner hatte einen Theil seiner Erziehung mit dem Erbprinzen seines Landes theilen dürfen, dem er als Spielgenosse bei-

geſellt war; jetzt, da ſein Vater geſtorben, ließ ihn der Herzog die Forſtwiſſenſchaft unter Cotta in Tharandt ſtudiren. Die maleriſchen Umgebungen Tharandts hatten Wagner bald gelockt, ſeine frühere Liebhaberei des Zeichnens und Malens nach der Natur wieder aufzunehmen, und ſo zeigte er meinem Vater und uns einige ſeiner Verſuche, die uns in hohem Grade anmuthig und geiſtreich erſchienen, obwohl oder vielleicht auch gerade weil ſie das Gegentheil von dem waren, was wir übten und trieben. Wir lagen in den Banden einer todten Manier, wie alle Zinggianer, waren in einen Wuſt von Regeln und ſtereotypen Formen und Formeln dermaßen eingeſchult, daß ein lebendiges Naturgefühl, die wahre, einfache Anſchauung und Auffaſſung der Dinge ſich gar nicht regen, wenigſtens nicht zum Ausdruck kommen konnte. Wir plagten und mühten uns ab, die ſchablonenmäßigen Formen „der gezackten Eichenmanier“ und „der gerundeten Lindenmanier“, wie Zingg ſagte, ſo einzuüben, daß wir dergleichen mit Leichtigkeit zeichnen konnten; außerdem ſuchte man eine Fertigkeit im Tuſchen, beſonders in Sepia, zu erlangen, und leiſtete in dieſer Technik auch Tüchtiges.

Dagegen erblickten wir in Wagners Naturſtudien die Naturformen, wie wir ſie in der Wirklichkeit vor uns hatten und nicht nach einer Schablone überſetzt. Beſonders entzückte mich eine dunkle Felſenſchlucht mit einem kleinen Waſſerfall, prächtigen Farrenkräutern und weißen Waldblumen, welche letzteren gegen die dunklen Felſen im hellſten Sonnenlichte glänzten. Die Studie war mit Waſſerfarben gemalt und blieb lange mein Ideal, dem ich nachſtrebte.

Wagner war ſo glücklich geweſen, keinen manierirten Lehrer, wie ſie damals alle waren, oder doch nur für die erſten Anfänge, gehabt zu haben, und ſo hielt er ſich an die Natur und ſuchte das auf dem Papier zur Anſchauung zu bringen, was in der Natur ſein Auge ſah und vor allem ſein Herz erfreute. Denn Jeder ſieht eigentlich nur das, was ihn ſympathiſch berührt, was er liebt, und wofür der innere Sinn empfänglich oder bereits erſchloſſen iſt. Ein blos äußerliches Sehen würde nur mechaniſch nachbilden. So ſah Wagner alſo mit eigenem Auge und nicht durch eine der vielen akademiſchen Brillen,

welche der Lehrer mit beſter Ueberzeugung glaubte ſeinem Schüler auf die Naſe ſetzen zu müſſen.

Der Eindruck dieſer gewiß noch ſehr mangelhaften, aber mit naivſter Unbefangenheit und Liebe gemachten Studienblätter war für mich von großer Bedeutung; denn er wirkte in mir faſt unbewußt und war mir ein fernes Sternbild, darnach man das Schifflein lenkt.

Es war auffallend, daß mein Vater Wagner keine Vorlagen in Zinggs Manier gab, ſondern ihn nach Waterloo, Everdingen und Anderen in einer durchaus freien Weiſe zeichnen ließ. Indem ich dieſe Behandlungsweiſe beobachtete, wurde mir damit immer mehr der Weg aufgeſchloſſen, der Natur näher zu kommen. Wagner entſchloß ſich endlich, ſich ganz der Kunſt zu widmen, verließ die Forſtakademie und zog nach der Stadt. Er arbeitete nun den Winter hindurch ſehr fleißig und nahm ſpäter Unterricht im Oelmalen bei F. Faber.

In dieſem Winter kam auch ein Neffe meiner Großmutter, ein Candidat der Theologie, Namens Jung, oft zu uns; denn er wohnte in unſerer Nähe, im ſogenannten Salomonisthor. Dies Thor führte in einen Hof vor den Caſematten, in denen die Baugefangenen waren. Es hatte eine ziemlich reiche Architectur, und über dem Eingange prangte in vlaſtiſcher Arbeit das Urtheil Salomonis.

Mein Herr Vetter wohnte in dieſem Gehöfte bei einem Beamten, und die armen Gefangenen erregten meine Aufmerkſamkeit, wenn ich ihn beſuchte. Sie hatten, wie die Galeerenſträflinge, Jacken und Hoſen halb hell, halb dunkel gefärbt, ſehr ſchwere Fußeiſen mit einer Kette und einige der ſchwereren Verbrecher auch eiſerne Hörner an einem Halseiſen, welche hoch über den Kopf hinausragten und das Schlafen ſehr erſchwerten. Der berüchtigte böhmiſche Räuberhauptmann Karaſek, welcher erſt vor wenig Jahren geſtorben war, hatte in dieſen finſtern Caſematten ſein elendes Leben beſchloſſen. Er wurde des Nachts, ſo ging wenigſtens die Sage, jede halbe Stunde geweckt zur Verſchärfung der Strafe. Hinter dieſen Gefängniſſen war eine der Baſtionen an der Stadtmauer, und auf ihr ſtand eine große eiſerne Lärmkanone, die faule Grete genannt, wahrſcheinlich weil ſie ſelten ihren eiſernen Mund aufthat.

Dieſe ganze Region hatte etwas die Phantaſie erregendes, à la Callott-Hoffmann, und mein hagerer, bleicher, hypochondriſcher Vetter mit ſeinem trockenen, ſarkaſtiſchen Weſen gehörte ſammt ſeiner mächtigen Bücherkiſte in dem dürftig möblirten Stübchen recht eigentlich in dieſe Umgebung; denn er war ſelbſt eine Hoffmann-Callott'ſche Figur.

Er lieh mir von ſeinen Büchern, und mein Herz erzitterte, wenn er die große Holzkiſte öffnete und irgend etwas Paſſendes für mich daraus hervorſuchte. Mein Verlangen nach Büchern war überaus groß; gleichwohl konnte ich es nirgends befriedigen; denn abgeſehen davon, daß es der Vater ſehr ungern ſah, wenn ich ein Buch zur Hand nahm, hatte ich auch keine Gelegenheit, ſolche zu erlangen. Als mir nun einſtmals der Vetter Muſäus Volksmärchen gab, ging mir eine neue Welt auf; ich ſchwelgte darin, und beſonders iſt mir in der Erinnerung, wie mich „die ſtumme Liebe" entzückte. Alle Perſonen und Gegenden dieſer Erzählung ſtanden lebendig vor meinen Augen, und als ich zwanzig Jahre ſpäter dieſe Geſchichte zu illuſtriren hatte, war es mir, als zeichnete ich nur ſo hin, was ich früher einmal geſehen und mir noch vollſtändig gegenwärtig war.

Da wir jetzt eine neue Wohnung auf der großen Schießgaſſe bezogen hatten, in welcher mehr Raum war, ſo bekam ich auch ein ſehr reizend gelegenes Stübchen für mich. Das Fenſter ging nach dem Stadtgraben hinaus; darüber lagen die Häuſer der Pirnaer Vorſtadt mit ihren Gärten und die kleine Johanniskirche.

Ich war nun ſehr fleißig, fing auch an, mit dem Grabſtichel nach Golzius in Kupfer zu ſtechen, und war ſehr glücklich, wenn mir den Tag hindurch eine Strichlage recht rein geſchnitten gelungen war. Nur dauerten alle dieſe dem Studium gewidmeten Arbeiten nicht lange; denn immer wieder mußte ich dem Vater bei einer leidigen Brodarbeit helfen. Es waren dies gewöhnlich langweilige Proſpectradirungen, die mir recht gründlich zuwider wurden. Selbſt die Stunden auf der Akademie, welche ich damals beſuchte, wurden darüber verſäumt, und es blieben mir für mein eigentliches Studium nur die Abende frei, an denen ich in der Art, wie ich es von Wagner geſehen hatte, nach Radirungen zeichnete. Da wurde nun beim Studirlämpchen kopirt,

was mir gefiel: Oſtade und Berghem, Ruisdael und Swanevelt, Boiſſieux und Laireſſe, Dietrich und Chodowiecky, ja ſelbſt nach Gyps machte ich Verſuche.

Das Zeichnen auf der Akademie nach Originalen und ſpäter nach Gyps wurde damals ebenfalls ſehr mechaniſch betrieben. Auge und Hand wurden indeß geübt, obwohl ich nicht wußte, worauf es denn eigentlich ankomme. Man lernte eben einen Umriß machen und bemühte ſich, eine ſchöne Schraffirung herauszubringen. Daß es ſich um den Gewinn einer gründlichſten Kenntniß des menſchlichen Körpers und um ein feines Nachempfinden der Schönheit dieſer Formen handle und deßhalb um eine möglichſt ſtrenge, genaue Nachbildung zu thun ſei, das wurde mir nicht und wohl den Wenigſten klar. Es war mehr eine mechaniſche Kopiſtenarbeit, und die Antike wie das Modell wurden von dem Lehrer in conventionelle Formen gebracht, ziemlich ebenſo, wie es Zingg mit den landſchaftlichen Gegenſtänden machte. Jedoch regte ſich in den oberen Klaſſen unter einigen der begabteren Schüler bereits ein anderer Geiſt, welcher der üblichen Lehrmethode ganz entgegengeſetzt war. Doch kam ich mit dieſen Beſtrebungen in keine Berührung; denn da ich nur im Winter des Abends den Gypsſaal beſuchte, ſo blieben mir meine Mitſchüler ziemlich fremd, namentlich aber die älteren, die einen Verein unter ſich gebildet hatten, in welchem die neue Richtung Proſelyten machte.

Ich erinnere mich nur, wie die Landſchaftsmaler Heinrich und Oehme einſt in den Gypsſaal traten — der Profeſſor war nicht mehr zugegen — und ihren Freunden einige in Tharandt gemachte Studien zeigten; ſie wurden mit Lob und Bewunderung betrachtet, und ich bekam einen gewaltigen Reſpect vor dieſen Herren, die ſich bereits als ſelbſtſtändige Künſtler gerirten, mit welchen unſereiner als Claſſenſchüler keinen Verkehr haben konnte. Heinrich war aus Wien gekommen, wo die neue Richtung durch Schäfer, Overbeck, Julius und Ludwig Schnorr, Olivier u. A. bereits Wurzel gefaßt hatte, und malte mit der peinlichſten Gewiſſenhaftigkeit, oft mit wenig Wahl, nach der Natur. Er ſtarb auf der Reiſe nach Italien in Innsbruck. Ich entdeckte nur ſoviel, daß dieſe Studien in einer noch ſtrengeren

Weiſe gemacht waren, als Wagners Zeichnungen, und die Zweifel an der Güte der Zingg'ſchen Methode wurden bei mir immer ſtärker, obwohl die Profeſſoren vor dem „altdeutſchen Unſinn“ warnten.

Es trat jetzt eines jener anfangs völlig unſcheinbaren, aber in ſeinen Folgen entſcheidenden Ereigniſſe ein, in welchem ich eine göttliche Führung erkennen muß; denn für mein ganzes ſpäteres Leben und deſſen künſtleriſche Entwickelung war es von entſchiedener Bedeutung.

Ich ſaß in des Vaters Arbeitszimmer und radirte für ihn einen jener Proſpecte, die mich ſo wenig erfreuten, weil ich dadurch von eigentlichen Studienarbeiten abgehalten wurde, als der Buchhändler Chriſtoph Arnold mit dem Vater eintrat. Arnold hatte eigentlich eine andere Perſon im Hauſe beſuchen wollen, war aber irrthümlich an unſere Thüre gekommen, und da mein Vater ſelbſt geöffnet hatte und beide ſich aus früherer Zeit kannten, ſo trat er bei uns ein, und ſie unterhielten ſich von ihren früheren Beziehungen zu einander. Ich bemerkte, wenn ich manchmal von meiner Arbeit aufſah, wie der alte Arnold mich beobachtete. Er fragte, ob ich der Sohn ſei, was ich da mache u. ſ. w. Endlich fragte er den Vater, ob er wohl ein größeres Werk übernehmen würde, welches zwar bereits begonnen ſei, aber da er (Arnold) mit den Probeplatten nicht zufrieden ſei, werde er ſie nicht benutzen. Es ſollte eine größere Reihenfolge von Radirungen werden, maleriſche Anſichten von Dresden und ſeiner Umgebung; auch müßten die Zeichnungen dazu nach der Natur aufgenommen werden, und da er ſehe, daß ich dazu Geſchick habe, ſo könne ich vielleicht dabei mitarbeiten und ſo die Sache beſſer gefördert werden. Dem Vater war dieſer Auftrag willkommen, und ſo wurde denn alles beſtens ins Reine gebracht. Der ruhige, ſtattliche Mann gab mir beim Fortgehen freundlich die Hand, wobei ich mit ſtiller Verwunderung bemerkte, daß Thränen in ſeinen Augen ſtanden. Im Vorzimmer ſprachen die Beiden noch lange miteinander, und als der Vater wieder herein trat, ſehr erfreut über die umfangreiche, gut bezahlte Arbeit, theilte er mir noch mit, daß ihm Arnold mit Thränen in den Augen geſagt habe, wie er durch meinen Anblick an ſeinen unlängſt verſtorbenen Sohn, dem ich ähnlich ſehe, auf das lebhafteſte erinnert

worden ſei und deshalb wünſche, daß ich einen beſtimmten Abend allwöchentlich bei ihm und ſeiner Familie zubringen möchte.

Ich wurde nun in dieſer wohlhabenden, aber doch ſchlicht bürgerlichen Familie bald heimiſch. Die gute Mama Arnold, eine alte, treuherzige Frau, und die nicht mehr junge Tochter Gottwertha behandelten mich wie Sohn und Bruder, und ich fühlte mich recht wohl bei ihnen. Zwei andere Gäſte, welche ich regelmäßig an jenen Abenden vorfand, gehörten auch unter die Originale. Der eine, Namens Fromm, ein alter, etwas podagraiſcher ſpaniſcher Sprachlehrer, war der behaglich redſelige Geſellſchafter; denn er langte hervor, wie ein guter Hausvater, aus ſeinem Gedächtnißſchatze Altes und Neues; Altes aus ſeiner Jugendzeit und ſeinem Aufenthalte in Spanien, Neues, was in der Stadt ſich Merkwürdiges zugetragen hatte. Der zweite Herr war ein Verwandter der Familie, ein Wittwer und ſeines Zeichens Mechanikus. Er war die ſtumme Perſon im Stücke; denn ich kann mich kaum erinnern, ein Wort von ihm gehört zu haben. Auffallend waren mir beſonders ſeine buſchigen Augenbraunen, welche theilweiſe ſo lang waren, daß ſie die Augen halb bedeckten, und dann ſeine kurzen, klumpigen Finger, an welchen lange, ſpitze Nägel ſaßen, die den Neid des größten Raubvogels hätten erwecken können. Aber trotz dieſer eigenthümlichen Adlerklauen ſpielte er das Piano ſo meiſterhaft, daß es eine Wonne war, ihm zuzuhören, und ſobald er gegeſſen hatte, ging er auch regelmäßig zum Flügel und ſpielte die beſten Sachen, welche ſeinen gebildeten Muſikſinn erkennen ließen.

Bei dem Arnold'ſchen Auftrag war mir das Angenehmſte, daß ich oft ausgeſandt wurde, um gewiſſe Gegenden in der Nähe Dresdens aufzunehmen. Ja es wurden auch durch Arnold ſelbſt zuweilen größere Ausflüge von mehreren Tagen veranſtaltet, an denen er mit Frau und Tochter theilnahm, und die uns Allen das größte Vergnügen boten. Ich trug fleißig zuſammen, was für unſer Werk brauchbar ſchien, und Arnold war mit meinen Zeichnungen zufrieden.

Dies angenehme Verhältniß währte mehrere Jahre, und ich würde recht befriedigt geweſen ſein, wenn nicht dieſe Art Arbeiten ganz gegen meine Neigung geweſen wäre. Nicht nur die Auffaſſung der Gegenden

widerſtrebte dem maleriſchen Gefühl, — denn man ſuchte meiſtens weite Ausſichten, die mehr Landkarten als in maleriſchen Formen abgeſchloſſenen Bildern ähnelten, — ſondern noch widerhaariger war mir die Art der Ausführung, die immer noch die Zingg'ſche war. Die kleinen Staffagefiguren wurden faſt immer meiner Erfindung überlaſſen, und ich machte ſie gern.

So radirte ich auch oft an den breiten Rändern der Kupferplatten allerhand Gruppen, Ereigniſſe aus dem Leben, oder auch komiſch-ſymboliſche Darſtellungen mit Randgloſſen, die dem Vater auf verblümte Weiſe meinen Herzenskummer entdecken ſollten, wie ich mich ſehne, Maler zu werden, und befürchte, als elender Proſpectradirer zu Grunde zu gehen. Da der Vater jede Platte zuletzt in die Hände bekam, um ſie zu retouchiren, oder die Fernen zu punktiren und endlich das Ganze zu ätzen, ſo entdeckte er natürlich meine maleriſchen Stoßſeufzer, Herzensergießungen oder pikanten Anzüglichkeiten, die ihm indeß, ſtatt zu Herzen zu gehen, ganz gut gefielen, ſodaß er ſie mitätzte, wodurch ſie dann in den Probedrücken beſtens zu ſehen waren.

Nun war einer der Hausfreunde Papas der Landſchaftsmaler Graff, ein Sohn des berühmten Portraitmalers. Er beſuchte uns faſt alle Sonntage ein Stündchen, um ſich mit dem Vater in Erinnerungen ihrer Schülerzeit zu ergehen; denn auch er war bei Zingg gebildet. Graff hatte indeß nichts von ſeines Vaters Talent geerbt, doch war er ſehr ſorgfältig in Wahl der Farben, der Pinſel, des Maltuches und wußte ein ſolches vortrefflich auf den Rahmen zu ſpannen; all ſein Geräth ſah höchſt ſauber, ja elegant aus, ſo daß einem ſogleich der Appetit zum Malen ankommen mußte. Weniger anziehend war indeß, was er auf dieſe Malleinwand brachte; es zeichnete ſich durch eine überaus ſaubere Langweiligkeit aus, und ich weiß nicht, weßhalb ich immer bei dem Anblick ſeiner Bilder an zwei glattgehobelte und zuſammengeleimte Spintbreter denken mußte. Sein ganzes Atelier hing voll unzähliger Anſichten des Tetſchner Schloſſes, von allen zweiunddreißig Seiten der Windroſe aufgenommen; über die langen, glatten Façaden des Schloſſes mit ſeinen gleichmäßigen Fenſterreihen lächelte ein ewig blauer, wo möglich wolkenloſer Himmel.

Da Graff von einem kleinen Vermögen leben konnte, auch nicht verheirathet, ſondern ein ſtets glatt gebügelter, eleganter Hageſtolz war, ſo malte er auch nur, wenn ihm die Langeweile zu langweilig wurde, lebte im Sommer beim Grafen Thun in Tetſchen in angenehmen geſelligen Verhältniſſen und ließ ſich der Kunſt wegen kein graues Haar wachſen.

Graff erwähnte eines Tages, daß ein alter Maler, Namens Pechwell, in großer Dürftigkeit verſtorben ſei, und die Familie ihm mitgetheilt habe, daß ſie die hinterlaſſenen Malutenſilien zu verkaufen wünſche. Da der Vater meine Herzenswünſche hinſichtlich des Malens genugſam gehört hatte, ſo ſchlug er mir vor, dieſe Sachen anzuſehen, und wenn ſie billig zu haben wären, zu kaufen.

Gevatter Graff, er war Pathe meiner Schweſter, erbot ſich, mir einige Anleitung zum Gebrauch dieſer Werkzeuge zu geben, und ich eilte wie mit Flügeln an den Sohlen in die ſehr dürftige Wohnung des Verſtorbenen, wo mir die Schätze vorgelegt wurden, auf welche ich das Glück meines Künſtlerlebens aufzubauen gedachte. Es beſtanden dieſe Kleinodien in einem alten, ſchmutzigen Holzkaſten, in welchem mehrere eingetrocknete Farbenblaſen lagen, einer zerbrochenen Schachtel, einer zerſprungenen und wieder zuſammengeflickten Palette und ungefähr einem Dutzend abgenutzter Borſtpinſel, an welchen nur noch wenig Borſtenreſte zu erkennen waren. Da ich im Handel und Wandel nie ein bemerkenswerthes Talent entwickelt habe, ſo ſchwebten mir bei dieſen traurigen Rudera nur die ſchönen Bilder vor, die man mit dergleichen vielleicht hervorbringen könne; der Handel ward ſchnell für wenige Groſchen abgemacht, und ich trollte mit meinen Schätzen beladen wieder nach Hauſe. Da ergab ſich nun, daß alle dieſe Errungenſchaften nur die verblaßten Abbilder von Gegenſtänden waren, die in reineren Regionen, in Kunſt- und Farbenhandlungen, brauchbar zu erlangen ſind, und ſo mußte denn Alles, bis auf den alten Kaſten und die geflickte Palette, welche einſtweilen noch beibehalten wurden, neu angeſchafft werden, und wiederholte ſich ſomit die alte Geſchichte jenes Sohnes, der ſeiner Mutter den Rockhenkel ſchickte mit dem Erſuchen, einen Rock daran zu nähen.

Meiſter Graff inſtruirte mich nun zuerſt, wie eine Luft fertig zu bringen ſei. Sie fing allemal am Horizont mit einem ziemlichen Eigelb an, ging ins Röthliche und aus dieſem ins Violette über, um zuletzt in einem ewig lächelnden Blau zu endigen. In dieſer Weiſe wurden nun mannichfache Verſuche gemacht; doch ſchien der Vater bald zu merken, daß damit nicht weiter zu kommen ſei, und da er um dieſe Zeit hörte, daß Profeſſor Schubert geſonnen ſei, ein paar Schüler zu ſich zu nehmen und zu bilden, ſo beſprach er ſich mit dieſem, und ich wurde von ihm als Schüler angenommen.

Schubert war ein behagliches, kleines, rundes Männchen, dem man große Güte und Wohlwollen ſogleich anmerkte; dabei war er mit Kenntniſſen aller Art reich beladen; er wußte Vieles, und gründlicher als Andre. Einer ſeiner erfreulichſten Triumphe, die er oft erlebte, war, daß er z. B. über Rom beſſer Beſcheid wußte und von deſſen Kunſtſchätzen und Merkwürdigkeiten mehr zu erzählen vermochte, als Viele, welche ſich dort aufgehalten hatten; er ſelbſt war nur in Dresden und Meißen geweſen, kannte aber die Welt genau aus Büchern.

Gemalt hatte er in ſeinem Leben zwar nur ein einziges Bild: „Der Abſchied Hectors von Andromache", welches bis zu ſeinem Tode in ſeinem Viſitenzimmer hing und Zeugniß gab, daß er auch praktiſch üben konnte, was er in der Theorie wußte. Außerdem hatte er viel für Buchhändler gezeichnet, arbeitete aber jetzt nichts mehr, ſondern korrigirte nur noch auf der Akademie im Aktſaal, wobei ihm als Eigenthümlichkeit nachgeſagt wurde, daß er den gezeichneten Akten der Schüler ſtets noch einige Linien in die Breite anſetzte, ſo daß dieſelben bei wiederholter Korrektur endlich ſo dick und rund wurden, wie er ſelbſt. Aergerlich war es den Schülern allerdings, wenn vielleicht ein andrer Profeſſor an die Reihe des Korrigirens kam, der, weniger mit Leibesfülle begabt, als Schubert, ſoviel von den gezeichneten Akten abſchnitt, daß der Schubert'ſche Vollmond auf ein letztes Viertel reducirt wurde. Bei alledem aber hatten die Schüler Schubert gern; denn ſie ſahen, daß er es gut mit ihnen meinte und ſich gern mit ihnen über Allerlei unterhielt.

So ging ich nun täglich, wenn ich nicht radiren mußte, zu meinem alten guten Schubert, für welchen ich seiner großen Gutherzigkeit wegen die größte Verehrung hegte, ins Hofbrauhaus, wo er in der zweiten Etage wohnte. Er wies mir einen Platz in seinem besten Zimmer an, und ich mußte abermals mit Baumschlagzeichnen meinen Cursus beginnen.

Um seine Methode, Baumschlag zu zeichnen, recht anschaulich zu machen, nahm er einen Streifen Papier, brach dieses zusammen, daß es vielfache Zacken bildete, bog dieses dann rund herum, und so war der Baumschlag fertig; nur daß man solche Partien aus mehr oder weniger Zacken perspectivisch zusammensetzen mußte.

Beim Oelmalen, was später vorgenommen wurde, mußte ich einen Pinsel — sie waren damals von struppigen Fischotterhaaren gemacht, die nie eine Spitze bildeten, — dick voll Farbe nehmen und dieselbe mit der Breite des Pinsels so auf die Leinwand setzen, daß sich kleine Halbmonde bildeten, und dies gab ebenfalls einen schönen Baumschlag und vortreffliches Gras, welches freilich kein Schaf dafür angesehen haben und somit nicht in die Versuchung gerathen sein würde, wie die Sperlinge des Apelles. Da auch das Studium der Thiere dem Landschafter nothwendig ist, gab er mir sehr schön in Kreide ausgeführte Zeichnungen nach Pferdeknochen in natürlicher Größe zum Kopiren mit nach Hause, die mir viel Arbeit und Zeit kosteten, und bei welchen nur das von Uebel war, daß ich nicht wußte, wo die Knochen hingehörten, da ich nie das ganze Pferdeskelett bekam, wodurch ich mich hätte orientiren können. Jeder dieser Knochen in Naturgröße war noch dazu von verschiedenen Ansichten vorhanden, und mir wurde immer bänger, bei dieser Gründlichkeit des Studiums dereinst an das Ziel zu kommen, wo dann endlich das eigne Schaffen angehen würde.

Als ich im folgenden Sommer nach Schuberts Rath einige Bilder in Sepia kopiren mußte, zuerst einen Ruisdael, dann ein paar der großen Berghems, und ich schüchtern den Wunsch äußerte, dereinst einen unsrer schönen Claudes kopiren zu dürfen, hustete er erst einigemal, räusperte sich erstaunt über die naive Frage und sagte: „Lieber Freund, der Claude? das sind lateinische Zeilen, da werden wir zuvor

noch ein Dutzend andre Bilder kopiren müſſen." — Nun hatte ich über die bisherigen Kopien einen Sommer zugebracht; ich rechnete alſo in der Stille nach, wieviel Jahre ich noch brauche, um bis zum Claude zu kommen, und dann war ich immer noch nicht beim Malen, was ja auch mit Kopiren beginnen mußte, und die Frage trat abermals nahe: Wann, ja wann darf man denn anfangen, ſelbſt aus eigenen Mitteln zu ſchaffen?

Daß die Kunſt lang, ſehr lang ſei, und das Leben nicht ausreichend für ſie, wurde mir ſehr einleuchtend, und ich ſah ſo manche alte, verroſtete Maler auf der Galerie ſitzen, die Jahr aus Jahr ein kopirten und darüber grau und krumm, alt und ſtumpf geworden waren.

Wenn ich an dieſe beengenden Zuſtände zurückdenke, ſo begreife ich's wohl, wie ſchwer es war, ſich aus den Banden ſolcher durch Autorität und Tradition ſanctionirter Irrthümer herauszuwinden. Ein dunkles Gefühl im Innern verlangte das einfach Wahre, Naturgemäße, und wo ſolches mir begegnete, wurde es auch richtig von mir empfunden und in mir angeregt; aber die Noth des Lebens, die Abgeſchloſſenheit in dem engen Kreiſe des Hauſes und die Autoritäten, denen ich vertraute, hielten die klare Erkenntniß des Rechten zurück und damit den Muth, ſich von alledem zu befreien.

Sechſtes Capitel.

Wirrſale.

Nachdem ich bei meinem Meiſter Schubert an das Oelmalen gekommen war und als Vorübung zwei kleine, hübſche Bilder nach Dietrich kopirt hatte, welche braun gemalt und mit Weiß gehöht waren, folgten zwei andre größere farbige Bilder nach demſelben Meiſter.

Schuberts Methode des Malens war eine ſehr richtige und heilſame und der damals üblichen entgegengeſetzt. Er hatte ſie von Dietrich erlernt und dieſer ſie wiederum aus den Niederlanden, wo er ſich ausgebildet hatte, mit heimgebracht. Sie beſtand hauptſächlich darin, daß zur Untermalung nur wenige, ſtark deckende Farben gebraucht wurden. So durfte ſtatt des Blau in Luft und Ferne nur Weiß und Beinſchwarz angewendet werden, und alle übrigen Farben und Töne wurden aus verſchiedenen Miſchungen von Weiß, Neapelgelb, gebranntem und ungebranntem Ocker und Schwarz gemiſcht. Eine ſolche Untermalung ſah ſehr licht und mattfarbig aus, deſto leuchtender aber erſchienen darauf die Farben der Uebermalung.

Während ich mich ſo übte, war noch ein neuer Schüler dazu gekommen, Namens Peſchek, aus Zittau, ein hübſcher, lebensluſtiger, junger Mann, deſſen wohlhabende Eltern in dieſer Provinzſtadt lebten und den Sohn anſtändig unterſtützten. Da er älter war als ich und bei ſeinen geſelligen Talenten viel in Geſellſchaften verkehrte, ſo kamen wir außer im Schubert'ſchen Arbeitszimmer wenig zuſammen. Einen bleibenden Eindruck machte es auf mich, als er einſtmals erzählte, wie

er in ein paar Jahren nach Italien wandern würde, das Zeichenbuch in der Taſche, die Guitarre auf dem Rücken; wie er von den Alpen bis zur Alma Roma die Mappe mit Studien zu füllen und einige glückliche Jahre in dem herrlichen Italien zu verleben gedenke. Sein Vater, welcher die Mittel beſaß zur Realiſirung dieſes reizenden Künſtlertraumes, des Gipfels aller jugendlichen Wünſche, hatte es ihm bereits zugeſagt. Mit Bewunderung ſah ich auf dieſen liebenswürdigen Günſtling des Glückes, und zugleich preßte es mir das Herz zuſammen, wenn ich an meine Lage dachte, die ſolche Wünſche zu hegen auch nicht im entfernteſten erlaubte.

Freilich wurden die Hoffnungen Peſchels nicht erfüllt. Allzuviel geſellſchaftliche Vergnügungen, namentlich eifrige Theilnahme an einem Dilettanten-Theater, zerſtreuten ihn allzuſehr. Er kam in ſeinen Studien nicht vorwärts, das Vermögen der Eltern ging dagegen rückwärts. Dies und dazu eine nicht glückliche Verheirathung brachten ihn ſo ganz herunter, daß er ſich in einem verzweifelten Momente das Leben nahm.

Es war jetzt ein junger Norweger nach Dresden gekommen, welcher unter den Studirenden große Senſation erregte, Chriſtian Dahl. Eine große norwegiſche Gebirgslandſchaft von ihm auf der Kunſtausſtellung machte das ungeheuerſte Aufſehen, und ſchwerlich kann man ſich jetzt nur eine Vorſtellung machen, welche Wirkung ein Werk von ſolch ſchlagender Naturwahrheit unter dem Troß der übrigen, ſchattenhaften, lebloſen, maniervollen Gemälde hervorbrachte. Nur Dahls Freund Friedrich machte eine Ausnahme mit ſeinen ganz originellen, poetiſch gedachten und tief melancholiſchen Landſchaftsbildern. Die älteren Profeſſoren lächelten freilich über dieſe Ketzereien oder Narrheiten; von den Jüngeren aber wurden ſie bewundert und nach Kräften nachgeahmt. Der Frühlingsodem einer neuen Zeit fing an ſeine Wirkung zu äußern, das alte Zopfthum war im Abſterben, belächelte aber in olympiſcher Sicherheit den tollen Rauſch der jungen Sprößlinge.

Ich aber ſaß einſam, rathlos und doch voll des glühendſten Verlangens, das Beſte zu erreichen.

Eben ſo trübe und rathlos ſah es für mich nach einer anderen Seite hin aus. Daß es mir an allen Schulkenntniſſen mangle, war

mir wohl zum Bewußtſein gekommen; jedoch vorherrſchend war das Verlangen nach einer höchſten Wahrheit in mir lebendig geworden. Ich ſuchte ein Feſtſtehendes, auf das ich mich verlaſſen, dem ich mich anvertrauen, und welches die unwandelbare Grundlage meines Lebens und Strebens ſein könne. Unbewußt oder unbenannt war es das religiöſe Bedürfniß, welches ſich fühlbar machte, aber niemals Nahrung fand; mochten ſich die Wurzeln und Faſern alles ſehnſüchtigen Verlangens auch noch ſo ängſtlich ausſtrecken, überall waren es nur Steine, an denen ſich das Fäſerlein anklammerte, und dies machte mich ruhelos und unſicher. Wer ſollte mich aus dieſer Unſicherheit erlöſen, wer den Quell des Lebens mir zeigen, der dies tiefſte Verlangen nährte und befriedigte? Ich wußte Niemanden, an den ich mich hätte wenden können mit dieſem Begehren meiner einſamen Seele; ja ich würde mich geſchämt haben, ſolches, wie mich dünkte, wunderliche Verlangen zu offenbaren.

Wie ich ſchon früher erwähnt zu haben glaube, hatte der trockene Religionsunterricht in der Schule nur wenige verſchwommene, allgemeine Begriffe von Gott, Tugend und Unſterblichkeit zurückgelaſſen, mit welchen der damalige Rationalismus ſich begnügte; ein matter Auszug aus der bibliſchen Geſchichte hatte mich wenig angezogen, eine Bibel hatte ich nie in Händen gehabt, auch exiſtirte in unſerer Familie eine ſolche nicht; außerdem kam ich in keine Kirche, und ſo fehlte trotz des Bedürfniſſes und Verlangens nach den höchſten Dingen nicht allein die Erkenntniß derſelben, ſondern auch jede Anregung und Befriedigung von außen.

Aber auch das Wenige, was ich von Gott und göttlichen Dingen wußte und glaubte, war mir zweifelhaft geworden; das ging ſo zu: Unter des Vaters Bekannten war einer Namens Hupf, ein kleines, buckliges Männchen, dürr, immer unruhig bewegt, mit einem garſtigen Affengeſicht. Dieſer war einſtmals gekommen, einige Platten zu beſtellen; denn er hatte einen kleinen Kunſtverlag. Ich ſaß etwas abſeits an einem Fenſter und radirte an einer Kupferplatte, während jene beiden ſich über ihre Geſchäfte, dann halblaut über anderes beſprachen. Endlich machte mich ein grinſendes Gelächter des Männleins aufmerkſam,

und ich hörte einen läſterlichen, ſchmutzigen Witz über eine der evangeliſchen Erzählungen ausſprechen, wobei er ſich mit giftiger, boshafter Geberde die dünnen Arme und Beine rieb und ſchabte und ſeiner Wonne kein Ende fand.

Wie ein Blitz ſchlugen die Läſterworte mir in die Seele. Es war mir, als bräche der ganze Himmel zuſammen, und als bedeckten ſeine Splitter und Scherben die ſchöne grüne Erde, und nun könne gar nichts mehr aufblühen und gedeihen. Ein Zweifeln an dieſen heiligen Geſchichten, ja einen mit ſolcher Frechheit ausgeſprochenen Spott hatte ich gar nicht für möglich gehalten. Ich ſah, daß der Vater dem nicht entgegentrat, es ſchien mir alſo unter den älteren Leuten all das für Lug und Trug oder Faſelei angeſehen zu werden, was ich in der Schule als Wahrheit gehört und einfach aufgenommen hatte, und ſo waren die dürftigen Anfänge eines poſitiven Glaubens verloren gegangen, und ich mußte annehmen, daß die Wahrheit wo anders liege, wo anders zu finden ſein müſſe; aber wo und was ſie ſei, wer ſollte mir das ſagen?

Ich hatte das Gefühl, daß mir etwas Unentbehrliches genommen ſei, das mit anderem nicht erſetzt werden könne. Ich konnte mit Niemand davon reden und war recht unglücklich.

Als ich einmal des Abends vom Naturzeichnen nach Hauſe ging und die Sterne am Himmel glänzten, kam ich in ein Nachdenken über den lieben Gott, der mir verloren gegangen war, und ohne den es mir gar nicht mehr wohl wurde. Da baute ich mir in meiner großen Einfalt eine Kinderphiloſophie zuſammen, welche mir anfänglich zwar große Freude machte, nach kurzem aber doch wieder wie eine Seifenblaſe wirkungslos zerging. Ich verfiel nämlich auf die kühne Idee, ob nicht die Sonne, von welcher doch alles Leben und Gedeihen komme, vielleicht Gott ſei. Dies ſchien mir nun recht handgreiflich nahe zu liegen, nur konnte mir das feurige, kugelrunde Sonnengeſicht durchaus keine Liebe, kein Vertrauen einflößen; das dumme Kinderherz blieb unbefriedigt, und die naturphiloſophiſche Idee zerrann in Dunſt, wie es auch den philoſophiſchen Ideen großer Leute zu paſſiren pflegt.

Das heimliche Zweifeln hatte die Begierde nach Belehrung in mir erregt und einen Wahrheitstrieb, welcher befriedigt sein wollte. Da ich nun Niemand befragen konnte, so las ich jetzt alle die alten Scharteken, die ich in des Vater Bibliothek fand, alles kraus durcheinander, wovon ich allerdings keine andere Frucht hatte, als daß mein Kopf zu einer Art Gerümpelkammer wurde, in welcher aber der nothwendige Hausrath gänzlich fehlte.

Mein Vater besaß außer einer ziemlich reichen Kupferstichsammlung, jedoch zum großen Theil aus Stichen nach französischen Meistern, Watteau, Boucher, Aliamet, bestehend, eine kleine Sammlung Gypse. Es waren Abgüsse über die Natur, Hände, Füße, Beine u. s. w. anatomische Figuren und Antiken, ferner die Gypspasten nach geschnittenen Steinen (Lippert'sche Daktyliothek).

Außerdem hatte er aber auch eine bunt zusammengewürfelte Bibliothek, die er nie las, aber, als zu einer Kunstwerkstatt gehörig, ihres stattlichen Aussehens wegen liebte. Mengs' — Hagedorns — Des-Piles — Decamps' — Leben der Maler, mit den feinen Bildnissen von Fiquet, die Quartausgabe von Geßner's Idyllen, Winkelmann's Briefe, eine alte Uebersetzung der Geschichte des wunderlichen Ritters Don Quixote, „Judas der verfluchte Erzschelm", vom Pater Abraham a Santa Clara, Sulzers Theorie der schönen Künste, Füßli „Schweizerkünstler", Bibliothek der deutschen Wissenschaften, u. s. w.

Unter des Vaters Büchern fand ich damals auch einige Bände von Plutarchs Lebensbeschreibungen berühmter Griechen und Römer, die ich eifrig las, und den alten, frommen Heiden verdanke ich viel. Ein anderes Buch, welches ich sehr liebte, waren die Schriften von S. Geßner. Sie regten das wahre Gefühl für die Schönheit der Natur mächtig an, und daß diesem wahren Naturgefühl ein antikisirter Zopf angehängt war, störte mich damals nicht allzusehr. Dieser künstliche Zopf hing ihm ganz apart hinten, vorn war er der deutsche Schweizer, der feine Naturmaler.

An einem Buchladen sah ich einst ein Büchlein: „Grundriß praktischer Lebensphilosophie", und obwohl ich die Groschen nicht im Ueberfluß besaß, kaufte ich es sogleich und glaubte nun einen sicheren

Wegweiſer ins Land der Wahrheit und Glückſeligkeit gefunden zu haben. Es waren aber eine Reihe kleiner Aphorismen, die ich nicht verſtand, und mit denen ich nichts anzufangen wußte. So mußte ich denn in Geduld abwarten, ob mir einmal ein Licht aufgehen würde in meiner Dunkelheit.

Ein altes Kalendergeſchichtchen erzählt von einem armen Mütterchen, welche, da ſie nicht leſen konnte, ihre Kirchenlieder auswendig mitſang und das bekannte „Unſer Wiſſen und Verſtand“ in „Unſer bischen Unverſtand iſt mit Finſterniß umhüllet“ überſetzt und ſich angeeignet hatte, und ſo recht erbaulich und mit vollſter Ueberzeugung mitzuſingen pflegte.

Vermuthlich hatte ich damals ein ähnliches Gefühl von einer doppelten und dreifachen Umhüllung meines „bischen Unverſtands“; doch war es kein Wohlbefinden, weil aus dem armen Wurm ein paar Flügel, die Sehnſucht nach etwas Beſſerem, ſich herausarbeiten wollten, welche den Druck der Puppenhülle wohl fühlbar machten, aber noch keine Kraft gewährten, ſie zu ſprengen. Iſt aber nicht alles Leben des Geiſtes, wenn es überhaupt zum rechten Erwachen kommt, eine ſolche Entpuppungsarbeit bis zur letzten Um- und Enthüllung, die wir im Glauben erwarten?

Um nun meiner höchſt mangelhaften Kultur noch einige Vervollkommnung und Politur beizubringen, wurden mir drei Mittel eingegeben. Das Recept beſtand aus Muſik, Franzöſiſch und Tanz.

Das erſte war mir ganz recht, deſto verhaßter die beiden andern. Da das Anſchaffen eines Klaviers zu koſtſpielig war, ſo wählte ich die Flöte und blies nach ein paar Monaten mit meinem Lehrer leichte Duos wacker drauf los. Zwar war mir dies Inſtrument nicht ganz nach Wunſch, doch tröſtete ich mich damit, da es Friedrich dem Großen anſtändig geweſen, ſo könne ich mich auch damit begnügen. Die Freude dauerte indeß nicht lange; ich bekam einen trocknen Huſten, der Arzt verbot das Flöteblaſen und verordnete Ziegenmilch, und ſo ging die Muſik flöten, glücklicherweiſe auch der Huſten.

Das Franzöſiſche lernte ich — oder lernte ich eigentlich nicht — bei einem alten, luſtigen Junggeſellen, Namens Brandſtetter. Es war

ein kurioſes, pockennarbiges Geſicht mit einer ſchiefſtehenden Naſe darin, welche er jede Minute mit dem Kopfe zuckend und ſchüttelnd rechts und links befühlte, als wolle er ſich überzeugen, daß ſie noch nicht abgefallen oder vielleicht in noch ſchiefere Stellung gerathen ſei. Da ich dieſe Stunde von früh 7—8 Uhr nahm, ſo traf es ſich gewöhnlich, daß ich ihn aus den Federn klingelte und um ſein Morgenſchläfchen brachte. Doch er ging reſolut ins Zeug. Ich las eine Seite aus Numa Pompilius oder Guillaume Tell und Florian, dann wurde überhört, deklinirt und conjugirt, wobei ſich allmählich ſeine anfängliche Munterkeit verlor und er endlich ſanft entſchlief. Ich ließ ihn gern ſchlafen, denn das franzöſiſch Parliren war nicht, was mein Herz begehrte. Vor acht Uhr ließ ich dann ein Buch vom Tiſche fallen, rückte ſtark den Stuhl oder huſtete, worauf er erwachte, nach der Uhr ſah, noch eine Lektion aufgab und ich mich empfehlen konnte.

Trotz dieſer franzöſiſchen Schlafſtunden war er ein alter, munterer Kauz, und meine franzöſiſche Morgenlektion wurde nur darum ſo ſchläfrig, weil er als luſtiger Geſellſchafter erſt ſpät nach Mitternacht nach Hauſe kam. Auch durch dieſe Politur bekam ich alſo nicht den rechten Glanz!

Einen Vortheil hatte ich von meinem Sprachmeiſter, daß er mir jedesmal eine Karte zu den dramatiſchen Aufführungen ſeiner Geſellſchaft verehrte, zu deren Mitgliedern auch der obengenannte Peſchek und mein ſpäterer lieber Freund Oehme gehörten. Dieſen letzteren in einer komiſchen Rolle zu ſehen — damals beherrſchte Kotzebue faſt ausſchließlich die Liebhabertheater — war für mich ein Höchgenuß, und in der That beſaß Oehme für die Komik ein Talent erſten Ranges; er war damals noch Expedient bei einem Thoreinnehmer, verkehrte aber ſchon viel mit Künſtlern und zeichnete und malte für ſich, ohne Anleitung gehabt zu haben.

Der Tanzunterricht, das dritte mir octroyirte Kulturmittel, war mir anfänglich ganz beſonders widerwärtig, zumal als ich hörte, daß bei den ſpäteren Uebungen auch Damen ſein würden. Dies änderte ſich indeß nach einiger Zeit vollſtändig, und Niemand konnte dieſe Abendſtunden ſehnlicher erwarten und ſich in dieſer kleinen Geſellſchaft junger Leute glücklicher fühlen, als ich.

Der Tanzmeiſter war eine gar komiſche Figur; eine kurze, runde Geſtalt, etwas altmodiſch gekleidet, das Haar ein wenig gepudert, Kniehoſen, welche die brodverdienenden Beine in der ganzen Pracht ihres Berufes ſchauen ließen, ſo ſtand das rothſtrahlende Geſicht mit zugekniffenen Augen und graziös lächelndem Munde vor uns, zirkelte mit ſeinen Beinen ein Menuett-Pas vor oder hob ſich voll Anmuth und Würde (obwohl heimlich etwas betrunken) auf die Spitzen ſeiner großen Schuhe, erhob dann beide kurzen Flügel — Arme wollte ich ſagen — und machte mit der Geige in der Hand einen überraſchend anmuthigen Hops, der uns Alle faſt erſchreckte, weil man glauben konnte, er wolle verſuchen zu fliegen und würde nun ſogleich auch anfangen zu krähen. Das nannte man einen Entrechat.

Der gute Mann hatte in letzter Zeit etwas von ſeinem früheren Renommée verloren, weil man ihm nachſagte, daß er zuweilen zu tief ins Gläschen gucke; dies empfand die höchſt ehrenhafte Familie, wie man merken konnte, ſehr ſchmerzlich; es lag wie eine ſchwere Laſt auf ihnen. Der Sohn war bereits als Beamter angeſtellt, die Mutter ſah man nur bei beſonderen Gelegenheiten am Buffet, und die Tochter Clärchen, ein ſchönes, ſanftes und beſcheidenes Mädchen, nähte und ſtickte auf's Fleißigſte, um den Ausfall in den Einnahmen des bei Leibesleben zuweilen ſeligen Papas zu decken. Sie kam nur dann in den Saal, wenn ſie eine fehlende Dame erſetzen mußte; ich tanzte oft mit ihr und hatte ſie ſehr gern. Wenn ich in ſpäteren Jahren ein Gretchen, ein ſittſames, einfaches Bürgerkind, zeichnete, ſo war es Clärchen geworden.

In dieſem Kreiſe wurde ich auch mit Ludwig Gruner bekannt und befreundet, der damals noch an der Akademie ſtudirte und bei Profeſſor Schulze das Kupferſtechen lernte. Da die Geſellſchaft während ein paar Jahren ziemlich dieſelbe blieb, ſo trat bei wachſender Vertraulichkeit das Bedürfniß ein, auch im Sommer, wo ſeltener eine Tanzſtunde uns vereinte, ſich zu ſehen. Es kam deshalb bald zu gemeinſamen Landpartien, die an irgend einem freien Sonntage nach einer Mühle des damals noch ziemlich einſamen und romantiſchen Plauenſchen Grundes verabredet wurden. Dieſe kleinen Wanderungen

an ſchönen Sommertagen wurden ſehr anſpruchslos durchgeführt und brachten Alle noch traulicher zuſammen. Man lagerte ſich an den blumigen Abhängen unter Büſchen und Bäumen, ergötzte ſich mit Spielen, ſcherzte und lachte recht herzlich. Aus dem Thale herauf tönte nur das Klappern der Mühle und das Rauſchen der Weiſeritz, oder man hörte über ſich den Flügelſchlag vorüberfliegender Tauben, welche ſich dann unten auf das beſonnte Mühlendach zu den anderen niederließen. Stellte ſich endlich das irdiſche Verlangen nach Speiſe und Trank ein, ſo ſorgte die Frau Müllerin für gutes Brod und Butter und Milch, und die jungen Götter und Göttinnen ſchmauſten unter homeriſchem Gelächter Nektar und Ambroſia, umflattert und umpickt von Tauben, Hühnern und dem radſchlagenden, prächtigen Pfau.

Daß ſich bei ſolch' idylliſch-olympiſchen Zuſtänden, wo junge Leute beiderlei Geſchlechts ungezwungen verkehren, auch zärtliche Neigungen regten, kann wohl Niemand Wunder nehmen. Wie der weiche Hauch der Sommerlüfte Gras und Blumen leiſe bewegt, ſo durchzog ein ahnungsvolles, freudiges Bewegen die jungen Herzen und erhöhte den Reiz der Gegenwart.

Bei allen dergleichen Partien vermißte ich nur Eine; das war Auguſte Freudenberg. Sie kam nur in die regelmäßigen Tanzſtunden, aber auf keinen der kleinen Bälle, noch betheiligte ſie ſich an den Spaziergängen. Ich konnte ſie anfänglich nicht wohl leiden; denn ſobald ſie unter den andern jungen Damen erſchien, entſtand ein Leben, Scherzen und Lachen unter ihnen, daß Tanz und Tänzer ganz zurücktreten mußten, was mich, den eifrigen Tänzer, nicht wenig verdroß. Sie hatte etwas Friſches, Heiteres und dabei ſehr Anſpruchsloſes in ihrem Weſen. Gegen uns junge Herrlein war ſie freundlich, wenn ſie angeredet wurde, ſonſt aber ſehr zugeknöpft. Es tanzte ſich aber gut mit ihr, denn ſie war mit Luſt dabei, und ſo bat ich oft und endlich immer öfter um den Tanz. Ich hörte, ſie ſei elternlos und als ſiebenjähriges Kind von einem verheiratheten aber kinderloſen Verwandten in's Haus genommen und erzogen worden, und werde ſehr ſtreng gehalten. Kurz, ehe wir es uns verſahen, hatte ſich eine innige Zuneigung gegenſeitig in's Herz geſetzt, und ohne daß

wir uns davon etwas hatten verlauten laſſen, merkten wir es endlich doch ſelbſt, und vor uns ſchon Andere.

Eine einſame Gaſſe zwiſchen zwei Gartenmauern, die jetzt verſchwunden iſt, führte zu einem kleinen Hauſe und Gärtchen, das ebenfalls verſchwunden iſt, und in dieſem Hauſe am Dippoldiswalder Schlage — er iſt auch nicht mehr vorhanden — lebte der Einnehmer Ephraim Böttger mit ſeiner braven Frau und meiner Auguſte. Und ſie alle drei ſind nun auch ſchon ſeit vielen Jahren verſchwunden, und nur die Liebe iſt geblieben und ein liebes, liebes Erinnern.

An ſpäten Herbſtabenden lenkte ich meine Schritte nun oft zu jenem Schlage hinaus und wanderte durch die einſamen Felder nach den Räcknitzer Höhen hinauf, und wenn ich dann zurückkehrte, wieder an das kleine Gärtchen und an das kleine Haus kam, blickte ich an die erleuchteten Fenſter und war glücklich, wenn ich ihren Schatten an den herabgelaſſenen Vorhängen gewahr wurde. Manchmal war es aber auch Ephraims Schatten, der mich weniger intereſſirte, und dann begab es ſich wohl auch, daß mir das Glück hold war und an der langen Gartenmauer eine dunkle Geſtalt ſchnellen Schrittes näher kam; das war Auguſte, und grüßend zogen wir an einander vorüber. Späterhin wagte ich einige höfliche Erkundigungen anzubringen und einige flüchtige Worte mit ihr zu wechſeln.

Bei dieſen einſamen, ſpätabendlichen Streifereien, wenn das nächtliche Gewölk tief und ſchwer herabhing, im Abend noch ein fahler Glanzſtreifen am dunkeln Horizont leuchtete, der Herbſtwind über die kahlen Felder ſtrich und nur der melancholiſche Laut eines Nachtvogels die Stille unterbrach, traten die Bilder meines gegenwärtigen Lebens und Treibens deutlicher vor meine Seele, als am lauten Tage. Den größten Theil meiner Zeit nahm das Beſchaffen meiner Exiſtenzmittel in Anſpruch, jene Proſpectradirungen, die ich in einer meinem künſtleriſchen Gefühl widerſtrebenden Art ausführen mußte, die Leitung meiner Studien ſelbſt ſchien mir nicht die rechte; kurz, ich ſah kein rechtes Ziel und Gedeihen in meinem noch ſo fleißigen Bemühen.

Und noch Anderes regte ſich da wieder: abermals die Frage nach Gott, nach dem Lebendigen, den ich verloren hatte. Auch hier ſchien

mir Grund und Ziel des Lebens dunkel und verworren, ich war wie ein Schifflein, das steuer- und kompaßlos auf der Lebenswelle treibt, und hatte das Gefühl, daß dies nicht das Rechte, nicht der gesunde Zustand sein könne. Es war in meinem Herzen nur jener Altar stehen geblieben, der die Inschrift trug: „Dem unbekannten Gott!“ — aber kein Paulus wollte mir kommen und berichten von diesem „Unbekannten“ und den Weg zu ihm mir zeigen.

Auf diesen nächtlichen Gängen baute ich mir auf meine Weise die wunderlichsten Systeme auf, phantastisch-kindische Träume, meinem damaligen Verständniß oder auch dem „bischen Unverstand“ entsprechend, welches nur wahrhaftes Zeugniß gab von einem tiefen, aber unerfüllten geistigen Bedürfniß. Ach, wie oft sehnte ich mich da nach einem geistig reifen Freunde, dem ich mich hätte anvertrauen, und dem ich ein Verständniß meiner tiefinnersten Bedürfnisse hätte zutrauen dürfen!

Und so lenkte ich wieder meine Schritte zurück, dem Dippoldiswalder Schlage zu, sah nach dem Schatten am Fenster und nach einer Gestalt in der engen Gasse zwischen den beiden langen Gartenmauern.

Siebentes Capitel.

Reiſe nach Frankreich.

Jetzt trat wieder eines jener Ereigniſſe ein, welches außer aller Berechnung lag, von manchen Banden löſte und meinen Horizont mehr lichtete.

Der Landſchaftsmaler Graff theilte dem Vater mit, daß ſein Freund Hofrath Franz den Auftrag habe, einen jungen Künſtler zu ſuchen, der einen ruſſiſchen Fürſten auf einer Reiſe nach Frankreich, England und Italien begleiten ſolle, und geſchickt ſei, Reiſeſkizzen nach der Natur aufzunehmen. Es hätten ſich zwar ſchon eine Anzahl junger Künſtler dazu gemeldet; doch habe er mich als beſonders geeignet vorgeſchlagen, und wenn ich es alſo wünſche, ſo möchte ich morgen früh zum Hofrath Franz gehen und mit ihm ſprechen. Und ſo geſchah es. Bald darauf wurde ich dem Fürſten Nariſchkin, Oberkammerherrn der Kaiſerin von Rußland, vorgeſtellt. Die großen, ausgeführten Sepiazeichnungen, welche ich in der Galerie copirt hatte, gefielen ihm ſehr, ebenſo meine leichteren Zeichnungen, die unmittelbar nach der Natur gemacht waren.

So war die Sache bald abgemacht. Bei freier Station ſollte ich ein Jahrgehalt von hundert Dukaten erhalten. Ich eilte überglücklich mit dieſem Reſultate nach Hauſe und theilte es den Eltern mit, die darüber eben ſo ſehr erfreut waren.

Ich mußte am nächſten Tage beim Fürſten ſpeiſen und lernte nun die Reiſegeſellſchaft kennen. Sie beſtand aus dem Geſellſchafts-Cavalier Herrn v. Luzi, ein Genfer, oder wenigſtens dort erzogen, ein Mann

von einigen dreißig Jahren, ruhige, mehr innerliche Natur, angenehm im Umgang; dann dem Arzt Dr. Alimann aus Dorpat, ein heitrer, tüchtiger Mensch, der noch etwas von der Frische eines deutschen Studiosen an sich hatte, und endlich dem Secretär, Herrn v. Küchelbeker, ein langer, schmaler, unheimlicher, junger Literat, mit unsicherem, schleppenden Gang, bohrenden Augen und wulstigen Lippen, dessen Beschäftigung, wie ich später sah, fast nur darin bestand, des Fürsten Briefe zu siegeln, wozu er aber stets viel Couverts verbrauchte und sich die Finger mit dem Siegellack verbrannte; denn er stellte sich zu Allem sehr unbeholfen an.

Außer diesen Herren war noch eine Dienerschaft vorhanden, bestehend aus dem Kurier, ein Elsässer, zwei russischen Kammerdienern und einem leibeignen Diener.

So sollte ich nun aus meinem einfachen, nur von Künstlerträumen und einer aufkeimenden Liebe bewegten Leben in einen so ganz andern Lebenskreis versetzt werden, dessen Anforderungen ich nicht einmal ahnen konnte, dem ich aber eben deshalb mit Vertrauen beitrat. Mich beherrschte nur das eine freudige Gefühl, daß ich nun die weite Welt und in ihr tausend Schönes sehen würde, und so packte ich mit Freuden meinen Koffer und stellte mich, nachdem ich von den Eltern Abschied genommen, zu bestimmter später Abendstunde im Hôtel ein, zur Reise gerüstet.

Es war an einem der letzten November-Abende 1820; Schnee und Regen wirbelten durcheinander, und die Laternen spiegelten sich auf dem nassen Pflaster der Straßen. Der Fürst war noch nicht aus der Oper zurück, als ich gegen 9 Uhr in das Hôtel kam, wo Koffer und Kisten die Corridors bedeckten und auf den Reisewagen gepackt wurden. Das Durcheinanderrennen, die russischen Laute der mürrischen Diener, von denen ich keine Auskunft erhalten konnte, und deren keiner sich um mich kümmerte, war recht unbehaglich. Nach einer Stunde Wartens kam der Fürst und sein Gefolge. Er ging an mir vorüber, ohne Notiz von mir zu nehmen, und nach kurzer Zeit stieg alles hinab zu den Wagen. Ich folgte und war froh, als endlich der Leibeigne Michal mich in den letzten Wagen verwies,

eine halboffene Chaise, welche für mich in Dresden gekauft worden war; denn die zwei großen, mit vier Pferden bespannten Reisewagen waren besetzt.

So ging es denn nahe gegen Mitternacht in die stockdunkle, kalte, nasse Nacht hinaus.

Wir fuhren mit kurzen Unterbrechungen über Leipzig und Lützen bis Weimar, wo im Hôtel zum „Erbprinzen" am Markte Wohnung genommen wurde. Bei Lützen mußten die Wagen halten, und ich entwarf hier die erste Zeichnung, den Schwedenstein, wo Gustav Adolph gefallen war.

Der Fürst verkehrte täglich mit dem großherzoglichen Hofe; v. Knebel hatte Empfehlungsbriefe an Goethe; er wurde eines Abends zu ihm gebeten und verehrte bei dieser Gelegenheit dem Dichterfürsten eine Sammlung lettischer Lieder. (Siehe: Goethe „Jahres- und Tageshefte".) Abends war uns eine Loge neben der des Großherzogs zur Verfügung gestellt, und ich sah hier die Jagemann und andere Persönlichkeiten auftreten, deren Namen ich in späteren Jahren oft zu lesen bekam.

Der Großherzog machte dem Fürsten einen Gegenbesuch, wobei wir ihm vorgestellt wurden und ich ihm meine wenigen, flüchtigen Skizzen vorlegen mußte. Die gedrungene, kräftige Gestalt, das Einfache, Ruhige, Körnige seiner Worte und Geberden machten einen imponirenden Eindruck, obgleich die äußere Erscheinung der eines intelligenten Landwirths ähnelte.

Nach einigen Tagen wurde eine große Hasenjagd veranstaltet, und ich mußte in der kleinen Kalesche, worin Karl August und Narischkin saßen, mit hinausfahren. Dicker Schnee lag auf den Feldern, und hier begann ein sogenanntes Kesseltreiben, bei dem viele Hunderte von Hasen in eine muldenartige Vertiefung zusammengetrieben und dann zusammengeschossen wurden. Ich zeichnete flüchtig die Gruppe der Fürsten und der Leibschützen und Jäger, die sie umgaben, und führte dies Blatt später in Sepia aus. Nach Beendigung der Jagd wurde in einem Jagdhause ein Frühstück eingenommen. Es waren einige zwanzig oder dreißig Gäste, unter ihnen gewiß interessante und später vielgenannte Persönlichkeiten. Mein Nachbar war ein Herr v. Einsiedel.

Wäre ich zehn oder zwanzig Jahre älter gewesen, so würde ich mehr gesehen und mehr gehört haben; jetzt war mir siebzehnjährigem unwissenden Bürschlein die Bedeutung dieses Hofes und seiner Geister verborgen. Die Unterhaltung am Tische war sehr lebhaft, laut und bunt durcheinander. Der Fürst rief mir auf eine Erkundigung des Großherzogs zu, ob ich derselbe Richter sei, welcher mit seinem Vater die siebenzig Ansichten der Umgegend von Dresden radirt habe, und ich freute mich es bestätigen zu können. Ich stieg dadurch um einige Grade in Nariſchkins Gunst, weil mein Name bereits einige Meilen über die Landesgrenze gesprungen war.

Nach einer langen Fahrt über Gotha, Eisenach und Salmünster kamen wir bei Nacht nach Frankfurt a. M. Bei einem Gegenbesuche, den hier der Fürst dem Staatsrath v. Bethmann machte, sahen wir bei demselben Danneckers „Ariadne", das erste plastische Werk, welches mich in Entzücken versetzte.

Der Weg an der Bergstraße entlang mit ihren alten, von Burgen gekrönten Städtchen, die sanften Berghänge, mit alten Nußbäumen und Weinbergen geschmückt, boten malerische Bilder, und ich mußte nur bedauern, daß ich solch reizende Strecken nicht in das Skizzenbuch fassen durfte. Das Neckarthal öffnete seine herbstlich braunen Waldberge, und das alte, schöne Heidelberg mit dem Schlosse lag in der späten Abenddämmerung vor uns; wir rasteten hier eine Nacht, Dr. Alimann, v. Küchelbeker und ich saßen bis nach Mitternacht mit einem Herrn v. Stackelberg zusammen, der hier studirte. Er erzählte viel von Sand und seiner Hinrichtung, welche die allgemeinste Theilnahme auch im Landvolke erregt hatte, und zuletzt kam das Gespräch auf Politik, ein Gebiet, welches mir ganz fremd war.

Am 8. December früh bei Tagesgrauen verließen wir schon wieder Heidelberg.

Das Gebirge senkte sich in einer blauschwarzen Silhouette zur Rheinebene hinab, und hinter demselben schimmerte ein weißer Lichtstreif, den Tag verkündend. Es erinnerte mich plötzlich an den landschaftlichen Hintergrund auf Correggios „Heilige Nacht" (ehe sie retouchirt wurde; jetzt ist der Lichtstreif grau übermalt).

In der Nähe von Durlach, wo es bereits Tag geworden war, erfreuten mich die nach der Stadt ziehenden Gruppen von Bauern und fröhlichen Mädchen in ihrer kleidſamen Tracht, Körbe mit Früchten oder Milchgefäße zu Markte tragend. Die graziöſe, leichte Haltung, welche dieſes Tragen auf dem Kopfe bedingt, gibt den Geſtalten eine Schönheit der Bewegung, welche auffallend vortheilhaft abſticht gegen das Tragen auf dem Rücken, wie es bei uns gebräuchlich iſt, wo die Leute plump und ſchwerfällig, Laſtthieren gleich, einherſchreiten.

Das regelmäßig gebaute Carlsruhe entzückte meine Begleiter, die es ein „klein Petersburg" nannten. Im Theater ſahen wir einen indiſchen Taſchenſpieler und „Die vier Temperamente" von Ziegler.

Bei Nariſchkin traf ich den Markgrafen Friedrich von Baden und den Sohn des Exkönigs von Schweden, Prinz Waſa. Der Adjutant des Markgrafen, ein Herr v. Fritſch, eine offene, ſüddeutſche Natur, war großer Kunſtfreund und fand Gefallen an meinen wenigen Arbeiten. Der Markgraf ſelbſt, ein milder, liebenswürdiger Herr, war ebenfalls ſehr freundlich und mittheilſam gegen mich. Er hatte bei dem Fürſten meine großen, ausgeführten Zeichnungen nach Berghem und Ruisdael geſehen, die ihn intereſſirten, und die ſich auch wirklich als gelungene Copien ſehen laſſen durften. Ich fühlte einen ſtarken Gegenſatz in der geiſtvollen Humanität des deutſchen Fürſten und ſeines liebenswürdigen Begleiters gegen meine ruſſiſche und deutſch-ruſſiſche Umgebung.

Abends ſchrieb ich noch dem Vater und an Auguſten, an die zu ſchreiben mir beim Scheiden erlaubt worden war, und um Mitternacht reiſten wir wieder ab.

In Straßburg am frühen Morgen des 12. December angekommen, eilte ich bald aus dem Hôtel und ſuchte den Münſter. Durch ein enges Gäßchen kommend, erblickte ich plötzlich zwiſchen den ſchwarzen Giebeln alter Häuſer die Rieſenpyramide des Münſterthurmes, deſſen obere Partie bei dem etwas nebligen Herbſttage im zarteſten Luftton am grauen Himmel ſich zeichnete und dadurch um ſo höher und wahrhaft rieſig erſchien. Ich war ganz hingeriſſen von der Schönheit und Größe des Eindruckes. Es war das erſte bedeutende Werk deutſcher Baukunſt,

welches ich sah. Ebenso ergreifend, ja mit Ehrfurcht erfüllend, imponirte das Innere der Kirche. Die höchsten Thaten des Geistes und der Kraft wirken auf das empfängliche Gemüth eines noch naiven Beschauers erweckend, erhebend, ja eine neue, kaum geahnte Welt erschließend.

So geschah es mir. Was deutsche Art und Kunst sei, war mir bis dahin vollständig verborgen; hier war ich von ihr umgeben und in ihrer höchsten und eigensten Art. Ist es doch, als hätten die Baumeister dieser Dome eine Erinnerung der Schauer ihrer Wälder, in welchen sie ihr Heiliges verehrten, herübergetragen und in diese Steinschrift übersetzt.

Mehr als vom gothischen Münsterbau schien Narischkin von den berühmten Straßburger Gänseleber-Pasteten angezogen. Ein Fabrikant derselben wurde mehrmals besucht, und große Einkäufe wurden gemacht.

Wir verließen Straßburg am 16. December bei bedecktem Himmel. Auf den Bergen lag hie und da Schnee. Vorüber an alten Städten mit spitzen Thürmen, an Höhen mit Ruinen alter Burgen, zur Seite die Vogesen, so gelangten wir über Schlettstadt Abends nach Kolmar. Da für unsere drei Wagen zehn Pferde nöthig waren, wurde stets ein Kurier vorausgeschickt, um auf den Stationen die Pferde, oder in den Hôtels Frühstück, Mittag- oder Abendessen zu bestellen, und so kamen wir ohne großen Verzug vorwärts. Am Morgen waren wir schon in den malerischen Schluchten und Thälern des Doubs und Abends in Besançon, wo übernachtet wurde.

Bauart und Volk nahmen, sobald wir das schöne Elsaß verlassen hatten, einen anderen Charakter an und ähnelten mehr dem, was ich von südlichen Gegenden aus Bildern kannte. In den kleineren Nestern versammelte sich stets eine große Masse müßiger Leute, Kinder und Bettler, um uns, während die Pferde gewechselt wurden, und ich benutzte diese kurzen Ruhepunkte, um manche dieser Callot'schen Krüppel- und Bettler-Gestalten in mein Skizzenbuch zu bringen.

In Lyon blieben wir zwei Tage, und hier nahm mich das Museum vorzugsweise in Anspruch. Die Malereien neuerer französischer Meister waren mir ja bisher ganz fremd gewesen; vorzüglich war es ihre

geſchickte, pikante und lebendige Behandlungsweiſe, ſoweit ich dieſelbe aus Radirungen in des Vaters Sammlung kannte, die mich anſprach. Nach den von Boiſſieux radirten Blättern hatte ich viel gezeichnet. Der Vater ſchätzte dieſen Meiſter ſehr hoch. Hier in ſeiner Vaterſtadt ſah ich nun Handzeichnungen und ſogar ein Oelbild von ihm. Ph. de Champagne, Le Seur, Le Brun, die Pouſſins, Mignard, Vouet, Boucher, Watteau waren Namen, die ich ſeit meiner früheſten Jugend mit Achtung hatte nennen hören; der Vater hatte den Reſpect vor dieſen franzöſiſchen Meiſtern von Zingg überkommen, und mir war davon etwas von Beiden angeflogen.

Die Inſel St. Barbe, eine Stunde von Lyon an der Saône, beſuchte ich ebenfalls in Erinnerung einiger Radirungen von Boiſſieux, deren Motive daher genommen waren. Auch zeichnete ich daſelbſt Mehreres, ſo wie die Reſte des römiſchen Aquäducts bei St. Juſt in Fourvières. Prächtig war der Blick über die große Stadt mit ihren beiden Strömen und der weiten Landſchaft mit dem ſchneeigen Alpengürtel. Bei hellem Wetter ſoll man den Montblanc ſehen.

Die mit Epheu dicht bewachſenen alten Pfeiler und Bogen des Aquäducts wirkten ſehr maleriſch. Es war um die Mittagszeit, die Sonne ſchien trotz des 23. December ſo warm in dieſe kleine, immergrüne Verwilderung, die vom Geſumme der Bienen belebt war, daß ich mich recht glücklich bei meiner Arbeit fühlte. Die älteſte Kirche Lyons, St. Juſt, liegt nahebei.

Noch wußte ich nicht, und wenn ich's wußte, berührte mich's nicht tiefer, daß ich hier einen Boden betreten hatte, welcher geweiht war durch das Blut der Tauſende von Chriſten, die im Anfang des zweiten Jahrhunderts Blut und Leben hingaben um ihres Glaubens willen, und unter ihnen die jugendliche, ſchöne und doch ſo kühne, todesmuthige Blandina.

Ein Bild des Aquäducts von einem damals lebenden Maler Grobon hatte mich im Muſeum vor Allem entzückt und mich veranlaßt, dieſen Ort aufzuſuchen.

Am 24. December, dem lieben heiligen Chriſttage, reiſten wir früh 6 Uhr von Lyon ab. Ich war dieſen Tag mit den Gedanken viel

daheim; doch zerſtreute die Fahrt längs der Rhône und ihren mit verfallenen Burgen gekrönten Felſenufern die heimwärts gekehrten Gedanken. So paſſirten wir das alte Vienne mit einer Kathedrale aus frühgothiſcher Zeit und mehreren römiſchen Ueberreſten; ſo Valence und Montelimart, wo wir übernachteten. Wir waren nun in den Süden eingetreten, denn ſchon Tags vorher ſahen wir häufig den Oelbaum, Lorbeer, immergrüne Eiche, Cypreſſe und Pinie. Vor Orange wurde der im freien Felde liegende Triumphbogen des Marius betrachtet und in der ſchmutzigen Stadt ein römiſches Amphitheater, welches aber ganz von Häuſern und Spelunken um- und verbaut war, aufgeſucht. Gegen Abend dämmerte uns Avignon aus der Ferne entgegen, wo wir übernachten ſollten.

Es war der zweite Weihnachtsfeiertag. Wieder mußte ich heimdenken! Ich war da mit Auguſten ſo fröhlich auf einem Ball geweſen, heute, wie anders! Viel Genuß und wenig herzliche Freude. Wir waren nun an die grauen Stadtmauern Avignons gekommen, fuhren an denſelben hin, wobei wir die verfallene, römiſche Brücke ſahen, und hielten endlich vor dem Hôtel de l'Europe.

In Avignon, den 26. December, zeichnete ich Mehreres, z. B. die römiſche Brücke mit dem beſchneiten Mont Ventoux bei Vaucluſe, einige Partien des zerſtörten päpſtlichen Palaſtes, welcher, mit ſeinen Thürmen und Zinnen die Stadt überragend, auf ſteilem Felſen ſich maleriſch ausbreitet. Wir verweilten ein paar Tage in Avignon, weil der Fürſt ſeinen Sohn, den General, von Paris kommend, hier erwarten wollte.

Denſelben Abend verbrachten wir gemeinſam am Kamin, deſſen Flammen ganz behaglich wärmten, denn es war kalt und ſtürmiſch draußen. Ein paar Italiener meldeten ſich mit Geſang und Guitarre und ſuchten uns durch ſchwülſtigen Singſang zu unterhalten. Darauf kam ein alter Savoyarde mit ſeinen beiden Töchtern, welche verſchiedene Tänze mit und ohne klappernde Holzſchuhe ausführten, während der zerlumpte Alte eine Leyer, der kleine Junge das Tambourin dazu ertönen ließen. Wir fragten, ob ſie ſängen. „Ja, die ältere Tochter". Sie ſetzte ſich denn und ſang ihre Volksweiſen, während die jüngere

Schweſter, ein liebliches Geſichtchen, ſich eng an die Schweſter ſchmiegte, mit den Händen ſie umfaſſend. Der Vater mit dem grauenzottigen Haar und Bart, der hinter der hübſchen Mädchengruppe ſtand, ſchnitt die komiſchſten Geſichter und Geberden des Entzückens und Erſtaunens über den, wie es ihm vorkam, himmliſchen Geſang ſeiner Tochter.

„O Messieurs! écoutez! quel sentiment! ô quel sentiment!“ Der kleine Tambourinbube ſtand ſtockſteif mit dem gleichgültigſten Geſicht neben dem alten Enthuſiaſten, und ſo gab das eine ganz hübſche Gruppe, die ich ſpäter in meine Mappe brachte. Kaum war dieſer Kunſtgenuß überwunden, als ein anderer, ſchlottriger Geſell erſchien, mit einem Hackebret und einem kleinen fünfjährigen Mädchen, ein wunderhübſches Kind, welches mit größter Luſt tanzte, ſprang und das Tambourin dazu rührte, und als der Fürſt das Licht nahm, um ihr ſchelmiſch luſtiges Geſichtchen näher zu beleuchten, verſteckte ſie es ſchnell hinter das kleine Tambourin und blieb unbeweglich ſtehen; als aber Nariſchkin lachend ſich wieder entfernte, ſprang ſie wie ein Gummibällchen auf, ſang, tanzte und ſchüttelte ihr Lockenköpfchen ſammt der Schellentrommel in jubelnder Luſtigkeit.

In der Nacht kam der General an. Er war ein feiner, bleicher Mann, von ſanftem, liebenswürdigem Ausdruck. Vater und Sohn bildeten einen ſtarken Contraſt. Der alte Fürſt ſchien der Repräſentant einer verfloſſenen Zeit. Eine impoſante Geſtalt, lebendige und einnehmende Manieren, frivol und reich an Bonmots und witzigen Einfällen, durch welche er einen gewiſſen Ruf erlangt hatte, konnte er doch einen Reſt von Barbarenthum nicht verbergen, welches gelegentlich hervorbrach, wenn er den franzöſiſchen Firnißüberzug nicht bedurfte und ſeine eigenſte Natur walten ließ. Dagegen wußte der Sohn, ein Kind der jüngeren Zeit, durch Humanität und feine Geiſtesbildung bald unſre Herzen zu gewinnen.

Am 29. December verließen wir endlich Avignon. In Aix gab es wieder genugſam zu ſehen. Kunſtwerke und vielfache Reſte aus der Römerzeit wurden aufgeſucht und mit Intereſſe betrachtet. Am Sylveſtertag, wo wir Aix verließen, ſollte nun der erſte Theil der Reiſe abge-

ſchloſſen und dann in Marſeille ein längerer Halt gemacht werden. Es war ein Tag, wie ihn um dieſe Zeit nur der Süden bieten kann. Vom wolkenloſen, blauen Himmel ſtrahlte die Sonne die lieblichſte Wärme über die ſchöne Landſchaft, deren Vegetation nun ganz das ſüdliche Gepräge angenommen hatte; denn es wechſelten Piniengruppen mit Cypreſſen, Oliven und Mandelbäumen, und in der Nähe der Landhäuſer ſtanden auch Orangen in Kübeln, von Wein und Feigenbäumen umgeben.

Der ſtattliche Wagenzug fuhr langſam eine Höhe hinauf, und mir ſchlug das Herz erwartungsvoll, denn hier mußten wir Marſeille, aber vor Allem das Meer erblicken. Schon erhoben ſich duftige Berge; immer mehr und wieder neue ſtiegen langſam empor, und nun auf einmal lag das Meer vor mir! Ich war ganz Auge, völlig hingeriſſen von der Größe und Schönheit dieſes Anblicks. Eine Unzahl weißer Segel glänzten wie ausgeſtreute Blüthenflocken aus dieſem wundervollen Blau; es waren Fiſcherboote oder auch größere Schiffe, welche den Hafen der alten Marſilia verlaſſen hatten, die ſich vor uns ausbreitete und die weite Pianura mit ihren Landhäuſern bedeckte.

Wonnetrunken fuhren wir nun von der Höhe hinab. Auch die Stadtbevölkerung ſchien in freudiger Bewegung und ſtrömte in bunten Zügen aus den Thoren, ſingend und lärmend; es war ja der letzte Tag des Jahres, wo die ſüdliche Lebendigkeit nicht verſäumen wollte, den Reſt des ſüßen Bechers auszukoſten. Im Hôtel de Beauveaux, am Hafen gelegen, logirten wir uns ein. Ich bekam ein kleines, hübſches Zimmer im dritten Stock, wo ich den ganzen Hafen überſehen konnte, mit dem intereſſanten Leben und Treiben an und auf den Schiffen, für mich ein neuer, höchſt feſſelnder Anblick.

Um Mitternacht ſtand ich noch am offenen Fenſter, ſah über den Maſtenwald der unter mir liegenden Fahrzeuge hinweg und hörte das luſtige Singen und Muſiciren der Matroſen, welche noch in ihren Schenken das neue Jahr erwarten wollten. Dies Tollen da unten und der ſchweigende Sternenhimmel darüber erregten eine ernſte Stimmung, die meine Gedanken in die Heimath trug. Der große Eindruck des Erlebten des heutigen Tages bewegte mich noch. Ich fühlte mein

Glück, ein vor wenig Monaten nie gehofftes. Aus meiner armen, engen Exiſtenz ſo plötzlich in eine neue, fremde Welt verſetzt, und von Tag zu Tag mit bedeutenden Eindrücken faſt überſchüttet, mußte ich es nicht heute am Schluß des Jahres als ein glückliches Loos preiſen, das mir zugefallen war? Und doch rang ſich ein Seufzer aus tiefſtem Herzen herauf; es fehlte eines — die Freiheit!

Achtes Capitel.

Von Marſeille bis Nizza.

In Marſeille ſollte ein längerer Aufenthalt gemacht werden. Ich richtete mich deshalb in meinem hübſchen Stübchen zur Arbeit ein, ſetzte einen Tiſch an's Fenſter mit allen Zeichen- und Tuſchutenſilien verſehen, ſpannte engliſches Papier auf und rüſtete mich, nach Nariſchkins Wunſch, die bisher gemachten Skizzen in Sepia auszuführen. Um anhaltender arbeiten zu können, ließ ich mich von der ſehr lange währenden Mittagstafel dispenſiren und aß etwas ſpäter auf meinem Zimmer.

Gleich in den erſten Tagen ließ mich der Fürſt zu ſich rufen, und indem er mir eine goldne Repetiruhr überreichte, bat er mich, dieſelbe als ein Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit zu nehmen, er ſei mit mir ſehr zufrieden. Schon früher einmal bezeugte er mir ſeine Gunſt, er umarmte mich vor einer großen Geſellſchaft und erklärte, er habe mich lieb wie ſeinen eigenen Sohn; und ſo trieb mich nicht nur Dankgefühl, ihn durch meine ſauber ausgeführten Sepiazeichnungen öfters zu erfreuen, ſondern die Gewohnheit und Luſt an der Arbeit ſelbſt drängten mich, die reichen Eindrücke, welche die Reiſe bisher geboten, künſtleriſch zur Erſcheinung zu bringen.

Es währte nicht lange, ſo ſammelten ſich alte und neue Gemälde im Vorſaal an, welche Künſtler und Bilderhändler herbeibrachten. Ich erinnere mich zweier Pölenburg's, eines ſchönen „Johannes der Evangeliſt" von Mignard und ſogar eines, wie mir wenigſtens damals ſchien, herrlichen Bildes von Rembrandt: „Joſeph deutet ſeinen Ge-

laſſen im Kerker die Träume". Letzteres Bild ſollte achttauſend Francs koſten.

Bei einem geſchickten Landſchaftsmaler Fontanieu machte der Fürſt mehrere bedeutende Beſtellungen, zwei Anſichten von Marſeille und zwei andre von Neapel mit dem Veſuv.

Fontanieu war ein Sechziger und hatte etwas Militäriſches in ſeiner Haltung. Er war in ſeiner Jugend Offizier geweſen und hatte den amerikaniſchen Krieg mitgemacht; als er zweiunddreißig Jahre alt war, wurde er noch Maler und hat manchen Sommer in der Gegend von Montpellier zugebracht, wo er beſonders Waldſtudien malte und zu dieſem Zwecke wochenlang mit Weib und Kind in einem hohlen Baume ſich häuslich eingerichtet hatte.

Die Zeichnungen, welche ich inzwiſchen vollſtändig in Sepia ausgeführt hatte, gefielen ihm wohl, und Nariſchkin ſchien das Intereſſe, welches Fontanieu daran nahm, auch gut aufzunehmen, nur daß er mich bei jedem Blatte, welches ich ihm ablieferte, mit dem Refrain: „Es iſt gut, aber nur mehr, mehr!" abfertigte.

Der Fürſt veranſtaltete mehrmals kleine Ausflüge in die Umgegend. Ein Déjeuner wurde dem Lord Pembroke in einem Landhauſe gegeben, welches am Meere lag, und wohin die ganze Geſellſchaft an einem heiteren Morgen eine Waſſerfahrt machte. Ein andermal fuhren wir nach der in entgegengeſetzter Richtung gelegenen Villa Baſtide, wo dem Markgrafen von Baden zu Ehren ein glänzendes Diner veranſtaltet war. Die Zeit nach dem Eſſen, während die Geſellſchaft in den ſchönen, baumreichen Anlagen ſich vertheilte und die köſtlichen Blicke, welche man von den Höhen aufs nahe Meer hat, aufſuchte, benutzte ich, um einige maleriſche Partien zu zeichnen. Eine majeſtätiſche Piniengruppe, hinter welcher eine Pyramide ſich erhob, im Hintergrunde das blaue Meer, gab ein reizend abgerundetes Bild, das ich mit beſonderer Freude auf's Papier brachte.

Als ich mit meiner Mappe wieder zur Geſellſchaft kam, die beim Kaffee ſaß, fragte der Fürſt, was ich gemacht habe. Ich zeigte ihm meine Blätter, die er etwas brummig anſah, denn er war an dieſem Tage ſehr übler Laune, und brachte endlich auch das Blatt mit den

Pinien und der Pyramide zum Vorſchein, das, wie ich glaubte, ihn erfreuen würde. Doch welch ein Schrecken! Wie von einer Schlange geſtochen, warf er das Blatt von ſich und ſchrie im höchſten Zorn: „Fort! fort! nehmen Sie es weg, ich mag nichts ſehen! gehen Sie fort!“ und er wandte ſich heftig ab, während die Geſellſchaft beſtürzt aufſah und ich meine Mappe bei Seite legte, ohne mir im Geringſten den Grund dieſes deſperaten Ausbruchs ſeiner böſen Laune über meine unverfänglichen Zeichnungen erklären zu können. Ich fühlte mich tief verletzt und ſprach gegen Alimann bei der Heimfahrt meinen Unmuth aus. Er löſte mir nun das Räthſel. Die Pyramide, ein fingirtes oder vielleicht wirkliches Grabmal, war ihm nicht nur überhaupt ein widerwärtiger Anblick, weil er an den Tod nicht erinnert ſein wollte, ſondern da ich es ihm für ſeine Sammlung gezeichnet hatte, nahm er es für ein böſes Omen, für einen ganz entſetzlichen Zufall, deſſen unſchuldige Urſache ich geweſen war.

Außerdem aber entdeckte mir Alimann, der Fürſt ſei ungeduldig, daß ich mit meinen ausgeführten Blättern nicht ſchneller vorwärts komme, er wolle viel ſehen und viel nach Hauſe bringen. Nun wäre es mir ſelbſt das Liebſte geweſen, wenn ich während der Reiſe nur die Zeichnungen nach der Natur aufzunehmen gehabt, die Ausführung der Blätter aber daheim hätte vornehmen können, wobei mindeſtens eine vierfach größere Zahl von Skizzen und Studien gemacht werden konnte. Nariſchkin aber wollte, daß alle ausgeführten Blätter bis zu unſerm Aufenthalt in Paris vollendet in ſeinen Händen ſein ſollten, damit er ſie dort, wie es auch nachher geſchah, prachtvoll einbinden und mit ſeinem Bildniß verziert als ein für die Kaiſerin-Mutter beſtimmtes Geſchenk wohlverwahrt mitnehmen könnte.

Um die Geſchichte dieſes Reiſealbums hier gleich abzumachen, will ich erwähnen, daß ich, ohne die große Anzahl Naturſkizzen, gegen dreißig oder mehr ausgeführte Sepiazeichnungen — ſie bildeten aufgezogen einen ſtarken Band — in Paris zuſammengebracht hatte, welche Nariſchkin bei ſeiner Rückkunft der Kaiſerin-Mutter überreicht hat.

Alimann ſuchte mich über den widerwärtigen Auftritt zu be-

ruhigen, rieth mir in meiner bisherigen Weiſe pflichtgetreu fortzuarbeiten und mich weder durch unverſtändiges Drängen, noch durch Nariſchkins üble Laune beirren zu laſſen; übrigens ſollte ich die Reiſe, welche ohnedies ſich nicht ſo lange ausdehnen würde, als anfänglich beabſichtigt war, nach Kräften nutzen.

Die guten Tage waren aber für mich vorüber. Ich war vollſtändig in Ungnade gefallen und mußte das bei jeder Gelegenheit empfinden. Am tiefſten ſchmerzte es mich, als ich bemerkte, daß auch die andern Herrn in Gegenwart des Fürſten ſich von mir abwandten, als ſei ich plötzlich eine unſichtbare Geſtalt unter ihnen geworden. Ich kam mir manchmal wie ein abgeſchiedener Geiſt unter den Lebenden vor, der keine Mittel beſitzt ſich kund zu thun, und dieſes für mich peinliche Verhältniß ſteigerte ſich ſpäter mehr und mehr und wurde faſt unerträglich. Dr. Alimann blieb glücklicherweiſe ſich ſtets gleich, offen und herzlich gegen mich.

Am 21. Januar 1821 reiſte der Fürſt mit dem Arzt und ſeinem Geſellſchafter, Herrn von Luzi, nach Montpellier und Nimes. Der Secretär und ich blieben hier. Wir machten kleine Excurſionen in die Umgegend, und ich zeichnete fleißig.

Am 13. Februar in der Frühe verließen wir Marſeille. Der Weg ging durch ödes Felſengebirge, und am Nachmittag waren wir in Toulon, wo wir zwei Tage blieben.

Mit Alimann machte ich des andern Tages einen Ausflug nach den felſigen Gebirgen, von welchen Toulon umgeben iſt. Ein ſchöner Blick über die Stadt und den Golf veranlaßten mich zu einer Zeichnung, während Alimann botaniſirend höher hinaufſtieg. Nach einer Stunde oder etwas länger war ich mit meiner Arbeit fertig, als Alimann mit einem Bündel Pflanzen zurückkam. Er erzählte lachend, wie ihn eine Schaar wilder, biſſiger Schäferhunde zurückgetrieben habe. „Die Beſtien ſtanden alle um mich herum und bellten mich an, während ich ebenfalls kerzengrade vor ihnen ſtand und einen nach dem andern anſah. Endlich, um der Vorſtellung ein Ende zu machen, nahm ich meinen Hut vor ihnen ab, und, man ſieht doch gleich, was Franzoſen ſind, ſie verließen mich ſogleich bis auf einen naſeweiſen,

jungen Mann, der meine Stiefel berach und zu knurren anfing. Dem ſagte ich aber mit gebieteriſcher Stimme: „Va—t' en!“ und ſogleich entfernte er ſich ſchnell und ehrerbietig.“

Sehr genußreich war die Fahrt nach dem reizenden Hyères, wohin wir am 15. kamen, aber es leider nach ſechs Stunden wieder verlaſſen mußten. Der Fürſt war ſo übler Laune, daß es nicht gut war in ſeiner Nähe zu verweilen. Da nur zwei Wagen dahin gehen ſollten, ſo mußte ich mich auf den Bock des fürſtlichen Wagens ſetzen. Alimann und Küchelbeker aber ſollten nach N. N. fahren und uns dort erwarten. Da aber alle gern Hyères ſehen wollten, ſo ſetzte ſich v. Küchelbeker auf den Bock des zweiten Wagens, und Alimann nahm ein Pferd und ritt uns zur Seite. Wir beide auf unſern diverſen Böcken und der Doktor auf ſeinem Gaul waren ſehr luſtig geſtimmt in der friſchen Luft und herrlichen Gegend; um ſo mehr, als ein flüchtiger Blick in das Innere des Wagens uns die düſtere Stirne und hängende Unterlippe der Excellenz ſehen ließ, welche das ſchlechteſte Wetter verkündigte, während wir dieſer Atmoſphäre durch unſere Sitze uns einigermaßen entzogen fühlten.

In Hyères im Hôtel d'Ambaſſadeur angekommen, ging der General mit uns durch das Städtchen, und wir beſtiegen den Schloßberg mit den Ruinen eines alten Sarazenenſchloſſes, von wo ein köſtlicher Blick auf das Meer, die Inſeln und bis an die fernen Küſten bei Toulon gewonnen wurde.

Nachdem mich die Reiſegefährten wieder verlaſſen hatten, ſuchte ich nach einem günſtigen Punkt, um etwas von dieſen Herrlichkeiten auf's Papier zu bringen. In einem Theil der Ruine hatte ſich eine arme Familie angeſiedelt. Ich klopfte mit dem eiſernen Ring an die Pforte, und ein junges, hübſches Weib öffnete mir dieſelbe, und ich bat ſie dann um die Erlaubniß, aus ihrem Gärtchen die ſchöne Ausſicht zeichnen zu dürfen, und ſtieg in dem maleriſch bewachſenen alten Gemäuer und in den kleinen Anpflanzungen herum. Die Sonne ſchien ſo prächtig, und ich zeichnete im Schatten einer Gruppe dunkler Cypreſſen.

Wie ein ſeliger Traum lag blau und duftig die Küſte, das

Meer im zitternden Glanze der Frühlingssonne vor mir ausgebreitet, und die Abhänge, blaue Veilchenteppiche, sandten im Verein mit dem Goldlack und rothen Levkoien, welche an den Schloßmauern wucherten, ihre süßen Düfte. Es war so still hier oben; ein himmlisches Paradies schien mir dies kleine, romantische Asyl armer Leute, von dem großartigen Hintergrunde umgränzt. Die Bienen summten um die Blumen, und ein kleines Mädchen unten im Gärtchen pflückte Zuckerschoten in ein Körbchen. Ach! dachte ich, wäre ich doch ein freier Wanderer und könnte mit meinem Bündel und Skizzenbuch dies schöne Stück Erde durchziehen und auch, wie die Bienen, die schönste Beute sammeln, ganz nur dem künstlerischen Gefühl und Bedürfniß folgend, statt Veduten zusammenzutragen und die Zeit mit Ausführung derselben zu verschwenden. Mit Widerwillen dachte ich daran, in mein unfreundliches Joch hinabzusteigen.

Nachdem ich Mehreres aufgezeichnet, besah ich mir noch die Wohnstätte der Familie. Das kleine Mädchen führte mich in eine große, gewölbte Halle, deren Oeffnung mit dem üppigsten Buschwerk und blühendem Geranke umgeben war. Im Hintergrunde war eine Thüre, welche noch in andere, dunkle Gemächer der Ruine führte, daneben das Lager des Weibes zwischen zwei dicken, moosigen Baumstämmen, mit trocknem Laub gefüllt; darüber hing ein kleines Crucifix und ein Weihwasserkesselchen.

Die Bewohnerin des Gewölbes hatte eben ihr Kindlein an der Brust. Der südliche Ton ihres Fleisches, wie es Palma oder Tizian malt, das dunkle Auge glückselig auf ihren Säugling gerichtet, das schwarze Haar in ein scharlachrothes Tuch gebunden, saß sie zwischen Körben mit Blumen und Salat. Im schönsten Licht, von Oben beleuchtet, gab sie das köstlichste Bild in diesen zwar reinlichen aber altersschwarzen Mauern. Der kleine Wurm hatte sich jetzt satt getrunken und lag recht in seinem kleinen Seelchen vergnügt der hübschen Mutter im Schooße; beide lachten sich einander an und koseten miteinander, und ich mußte endlich auch dazutreten und mit bewundern und betrachten.

Der Mann war unten im Städtchen, er hatte Gemüse in's Hôtel gebracht für die fremden Herrschaften. Die Frau in aller

Mutterſeligkeit vergaß doch nicht für ihren kleinen Haushalt zu ſpeculiren. Sie bat mich, ihr kleines Mädchen hinabzunehmen zum Fürſten, damit dieſe ihr Körbchen Zuckerſchoten zum Geſchenk überreichen dürfe. So kam ich mit vier Zeichnungen, einem hübſchen, kleinen Mädchen und friſchen Schoten beladen wieder ins Hôtel, wo die Kleine freudeſtrahlend wieder entlaſſen wurde und mit feſtgeſchloſſenem Fäuſtchen ein Geldſtück in's alte Sarazenenſchloß hinauftrug.

Noch waren wir bei Tiſche, als uns der Markgraf von Baden mit ſeinem Begleiter überraſchte, und wir promenirten noch in einigen ſchönen Gärten, wo ich zuerſt die Palmen im Freien ſah und außerdem tauſende von Orangenpflanzungen, mit ihren goldnen Früchten reich belaſtet. Von Neuem fühlte ich mich von einer geheimen Sehnſucht zu den beiden deutſchen Männern hingezogen, und als der Markgraf, wie abſichtlich, mit mir allein einige lange Gartenwege einſchlug und ſich freundlich nach meinen Arbeiten, Verhältniſſen und und künftigen Studienplänen erkundigte, trafen mich dieſe Zeichen des Antheils für den jungen, nicht in ſeinem Elemente lebenden Landsmann wie ein warmer Sonnenſtrahl eine öde, winterliche Gegend. Wahrſcheinlich hatte ihm der Adjutant etwas von meiner nichts weniger als angenehmen Exiſtenz mitgetheilt.

Als wir nach dem Hôtel zurückkamen, waren die Wagen angeſpannt, der Markgraf nahm Abſchied, und mit Schmerzen verließen wir das ſchöne Hyères. Auf nächſter Station fanden wir unſre Reiſewagen wieder und konnten nun gemüthlicher weiter fahren. Es dämmerte ein ſchöner Abend herauf. Um neun Uhr kamen wir nach einem Neſtchen, ich glaube es hieß Cornules, wo die Wagen des Gefolges aus Mangel an Pferden zurückbleiben mußten, während der Fürſt mit dem General und zwei Dienern allein weiter fuhr.

Da es ſehr kühl wurde, gingen wir in eine Hütte, wo wir uns zu den guten, freundlichen Leutchen um den Kamin ſetzten. Die alte Großmutter, zunächſt am Feuer ſitzend und mit der hübſchen, jungen Wirthsfrau am Rocken ſpinnend, plauderte freundlich mit uns. Die jungen Leute lachten und ſcherzten und ſangen zuweilen ein leichtes, provençaliſches Liedchen; ich zeichnete ſchließlich die ganze Gruppe,

worüber alle ſehr zufrieden waren, und wobei die Mädchen ſich unbemerkt eine möglichſt vortheilhafte Stellung zu geben ſuchten. Eine alte, freundliche Dame, die Beſitzerin einer ſchönen Villa, kam noch gegen Mitternacht dazu. Auch ſie war ſehr geſprächig und nöthigte uns noch, bei dem herrlichſten Mondſchein in ihre Villa zu kommen. Palmen und Orangen, blühende Roſenlauben und plätſchernde Springbrunnen, ſelbſt die lachenden Nymphen fehlten nicht; ſie ſpaßten in Geſtalt von Zofen der alten Dame mit einem häßlichen Affen herum, der in der Vorhalle der Villa ſich aufhielt; nichts fehlte zu den Dekorationen einer „mondbeglänzten Zaubernacht der Romantik", als ein Abenteuer, welches aber eher einem Einzelnen als einer Geſellſchaft begegnet. Der Glanz des herrlichſten Vollmondes war ſo hell, daß ich bei ſeinem Lichte noch unſer maleriſches Hüttchen mit dem Waſſertrog unter Rebengeländen zeichnen konnte.

Es wurde endlich ſtill um uns, denn die Leute verloren ſich allmählich, ſelbſt Alimann ſuchte ſich im Reiſewagen ein Plätzchen zum Schlafen, während Küchelbeker und ich an dem verglimmenden Kaminfeuer ſitzen blieben, bis gegen drei Uhr die Poſtillone mit den Pferden zurück kamen und wir nun unſere Reiſe weiter fortſetzen konnten.

Gegen Mittag waren wir in Fréjus, und bald darauf zog ſich die Straße im Zickzack empor und führte über das wilde Eſterel-Gebirge. Auf dem höchſten Punkt, den die Straße erklimmt, lag unter hohen Bäumen ein einſames Stationshaus, wo wir unſer ſpätes Mittagsmahl einnahmen. Der Fürſt war hier ſchon am Vormittag geweſen. Von hier aus ſenkte ſich die Straße allmählich, und am Abend hatten wir einen wundervollen Blick auf die fernen Seealpen, deren mächtige Schneeſpitzen im roſigſten Licht erglühten, während das Land ſchon in grauer Abenddämmerung zu unſern Füßen ſich ausbreitete.

Als ſpäter der Mond aufging, erreichten wir Cannes. Der Weg führte in der Nähe des Meeres hin, und das Rauſchen ſeiner Brandung brachte mich in Schlaf, der nur an der franzöſiſchen Grenze geſtört wurde.

Um Mitternacht hielten wir vor dem Hôtel des Etrangers in Nizza.

Neuntes Capitel.

Nizza, Paris und Heimkehr.

In Nizza bezogen wir sehr bald eine Villa, welche im Thale des Paglione, unmittelbar an der Landstraße, ein halbes Stündchen vor der Stadt lag. Ich bewohnte ein reizendes Eckzimmer im zweiten Stockwerk, von wo ich das ganze Thal mit seinen Olivenwäldern, Klöstern und schönen Bergen übersehen konnte.

Das hätte nun ein köstliches Leben geben können, wären die Verhältnisse andre gewesen. Ich will über diese ganze Periode, eine der bittersten in meinem Leben, kurz hinweggehen; es war ein unwürdiger, leidvoller Zustand, dem ich nicht entfliehen konnte, in dem ich auszuhalten genöthigt war, denn ich war ganz mittel- und rathlos, und wußte keine Seele, die ehrlichen Antheil gezeigt hätte. Gefangen und verlassen, das war das Gefühl, welches wie Blei auf mir lag, und es war kein Wunder, wenn mich bei solchen Zuständen auch noch ein unwiderstehliches Heimweh packte, nicht sowohl nach dem Heimathsboden, als nach den Herzen, die mich liebten; denn nur wo Liebe ist, da ist die Seele daheim.

Es ist mir lebhaft in der Erinnerung, wie mich dort mehrmals beim Erwachen ein Entsetzen durchzuckte, als die aufgehende Sonne in mein Zimmer schien. Im Traume war ich wo anders gewesen, und hier vergoldete sie eine entsetzliche Wirklichkeit.

So saß ich denn in meinem Stübchen und tuschte die Blätter in Sepia aus, die ich unterwegs skizzirt hatte. Alimann hatte einen Landsmann, einen deutschen Baron, in die Kur genommen, was ihm

ein Beutelchen mit Goldstücken einbrachte, die ihm später in Paris wohl zu statten kamen. Die andern Genossen waren in der Stadt oder machten Ausflüge in die reizende Umgebung, an welchen ich nur selten Theil nehmen konnte. So verlebten wir einen Monat auf der Villa bei Nizza.

Interessant war mir das Begegnen eines Malers Pezold, eines Liefländers, welcher sich dem Fürsten vorgestellt hatte. Er kam aus Rom, und ich forschte nach den dortigen Kunstzuständen, die mir gänzlich unbekannt waren. Da hörte ich denn, zwar etwas ungläubig, von dem gewaltigen Regen und Ringen, einer neuen Kunstrichtung, deren Ziele mir fremd und unverständlich waren. Namen wurden genannt: Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit u. A., und als gewaltige geistige Größen bezeichnet, von welchen ich noch kein Wort gehört hatte. Da ich nach Näcke, dem Landsmann, fragte, dessen letzte Arbeiten „Genoveva" und „Scene aus Faust" auf mich einen bedeutenden Eindruck gemacht hatten, so hörte ich von Pezold dagegen, er werde von den obengenannten bei Weitem übertroffen und gehöre durchaus nicht zu den ersten Namen jenes Kreises. Was Pezold von eignen Arbeiten vorzeigen konnte, war nicht von Bedeutung; einige mit Bleistift scharf und genau gezeichnete Portraits, mit welchen er in unserm Kreise durchaus kein Glück machte, belächelte man ebenso, wie seine Kunstansichten, welche als thörichte Schwärmereien aufgefaßt wurden.

Unser Aufenthalt sollte indeß früher abgebrochen werden, als vorausgesehen war. Die Nachrichten vom Ausbruch der Carbonari-Unruhen mehrten sich; es hieß, man wolle den König von Sardinien zum Könige Italiens ausrufen. Die Aufregung in Nizza wurde bemerkbarer. Truppen zogen in einzelnen Abtheilungen an unserem Landhause vorüber, weil es in Alessandria ebenfalls bedenklich gährte, und viele Fremde reisten ab. Auch bei uns wurde nun gepackt und die Wagen, welche im Hofe standen, von einem Trupp Militär bewacht.

Diese Schutzmannschaft hatte sich die Langeweile der Nacht dadurch zu vertreiben gesucht, daß sie sich über eine Kiste feiner Weine und Liqueure hermachten, welche bereits in den Wagen gebracht worden war. Sie hatten den Inhalt wahrscheinlich auf Narischkin's Gesund-

heit geleert; und als am Morgen das Malheur entdeckt wurde, tobte der alte Korporal ganz außer Rand und Band über seine ungerathenen Söhne und fing endlich an zu weinen.

Am 14. März, es war ein grauer Tag mit Regen drohend, langten endlich Abends entscheidende Nachrichten an. In Alessandria habe das Militär revoltirt, verlange Constitution, und der König, welcher bereits Turin verlassen, sei auf dem Wege hierher, um sich nach Frankreich zu flüchten.

Auch in Nizza ward die Aufregung ärger, und man konnte stündlich einen Aufstand erwarten. Jetzt hatte Narischkin den Kopf verloren; er befahl schnell aufzupacken und Pferde herbeizuschaffen. Er lief in höchster Aufregung schnaubend und pustend durch die Zimmer; es war mit ihm nicht mehr zu sprechen. Die Pferde kamen, er warf sich in den Wagen und fuhr bei dunkler Nacht und strömendem Regen ab. Der General, ich und zwei Diener waren allein zurückgeblieben in dem abgelegenen, einsamen Hause. Es sah alles recht wüst und zerstört aus; denn es waren Kleider, Koffer, Geräthe aller Art zurückgeblieben und lagen zerstreut umher, und wir mußten so lange hier bleiben, bis es uns möglich sein würde Pferde zu erlangen.

Es war eine unheimliche Nacht; stockdunkel, und der Regen fiel in Strömen herab. Kuriere jagten vorüber, und um Mitternacht kam abermals eine größere Abtheilung Truppen, welche die Straße nach Alessandria zu marschirten. Beim Rauschen des Regens war ich trotz der Aufregung doch bald eingeschlafen, und wurde früh halb sechs Uhr geweckt um abzureisen. Ich war schnell fertig. Der General gab mir noch einen Brief an seinen Vater, da er selbst die Absicht hatte, nach Genua und weiter zu gehen, und so verließ ich das schöne, für mich aber doch recht bitter gewordene Nizza bei Sturm und anhaltendem Regen und gelangte bald über die Grenze und in das elende Nest St. Laurent, wo Narischkin bei einem Landmann sich einquartirt hatte. Ein Beamter der Douane hatte den Fürsten nebst Gefolge zu einem Frühstück eingeladen, welches nun vor der Weiterreise unter großem Zulauf der Kinder und eines Haufen Gesindels eingenommen wurde.

Unter den Callott'ſchen Geſtalten, welche ſich vor dem Hauſe herumtrieben, war auch ein brauner Burſche von etwa vierundzwanzig Jahren. Er hatte nichts auf dem Leibe, als ein paar Fetzen, welche einſt Hoſen geweſen waren, jetzt aber wenig bedeckten. Ein Flickenconglomerat ſtellte eine Jacke vor. So trieb ſich dieſer verwilderte Kerl herum und verübte allerlei Unfug. Einem kleinen Schuhputzer, welcher mit ſeinen Bürſten und Kaſten auch vor dem Hauſe ſtand und gaffte, wo es nichts zu ſehen gab, ſchlug dieſer Strolch mit einem Prügel zu ſeinem Privatvergnügen ſo vor den Unterleib, daß das arme Kind furchtbar ſchreiend niederſtürzte und vor Schmerz ſich am Boden krümmte, wie ein Wurm. Auf ſein Zetergeſchrei kam zwar andres Geſindel herbei, ſah aber dem Dinge ruhig zu. Nur eine ältere Frau ſprang zornig auf den großen Lümmel los, entriß ihm den Prügel und bearbeitete damit ſo tapfer ſeinen Rücken, daß die quasi Jacke immer mehr ihrer gänzlichen Auflöſung entgegenging; da aber der Burſche ſich dem Weibe zu entwinden ſuchte, ſie dagegen ihn an ſeiner Jacke feſtzuhalten bemüht war, ſtand ſie plötzlich mit offenem Munde da, den Prügel in der einen, den Jackenfetzen in der andern Hand, wie Potiphars Frau mit dem Mantel Joſephs, während der Geprügelte halbnackt entflohen war; die Jacke war — alle geworden.

Wir verließen St. Laurent und fuhren durch Olivenwälder an der Meeresküſte hin und hatten bei Antibes noch einen ſchönen Rückblick auf die Gebirge und die herrliche Riviera.

Bei Cannes zeigte uns der Poſtillon eine Meierei und einige Fiſcherhütten am Meere, als die Stelle, wo Napoleon von Elba gelandet war.

Als es Abend wurde, lag wieder das ſchöne Gebirge der Eſterels mit ſeinen wilden Schluchten vor uns. Da wir die Nacht hindurch fahren wollten, hatte Nariſchkin eine Escorte Gensdarmerie zur Bedeckung mitgenommen, welche den kleinen Wagenzug begleitete; und ſo ging es hinauf und wieder hinab, bis wir ſehr ſpät nach Fréjus kamen, endlich bei St. Lucas von der Hauptſtraße ablenkten und den Weg nach Aix einſchlugen, welches wir am Mittag erreichten. Der folgende Tag war trübe, kalt und ſtürmiſch, als wir nach Avignon

fuhren. Nachmittags wurde der Sturm, die Briſe, die von den in Nebel gehüllten Savoyiſchen Alpen herblies, immer heftiger; es heulte und wimmerte, wie Jammerſtimmen, über die ſteinicht öde Fläche, und die Poſtillone mußten mehrmals halten und die Pferde verſchnaufen laſſen. Ich ſaß allein in meinem Wagen, und meine Stimmung harmonirte mit der des Wetters, denn in Aix hatte es wieder einen heftigen Aerger gegeben mit des Fürſten wüſter Laune; ich fühlte mich recht unglücklich.

In Orange angelangt, wurde vom Poſtmeiſter dringend abgerathen in der Nacht weiter zu fahren. Die Wege ſeien unſicher und der Sturm ſo heftig, daß leicht ein Unfall paſſiren könne. Es wurde demnach hier zu bleiben beſchloſſen und mir befohlen, vor der Abreiſe am andern Morgen noch den Triumphbogen des Marius zu zeichnen, der unweit der Stadt an der Straße lag. Ich bat alſo v. Küchelbeker, mit welchem ich in einem Zimmer ſchlief, mich früh vier Uhr zu wecken, wenn er früher erwache, als ich. Behaglich war die Aufgabe nicht, bei dieſem Wetter den Verſuch einer Skizze des intereſſanten Bauwerkes zu machen. Doch meine Luſt, eine neue Zeichnung nach der Natur zu gewinnen, war ſtets vorhanden, und ich ſcheute keine Mühſeligkeit.

Um vier Uhr erwachte ich nach Wunſch und eilte im halben Dunkel ins Freie. Das etwas ungeſchlachte römiſche Alterthum ſah ich bald vor mir liegen, und ich zeichnete es, ſo gut es eben gehen wollte, mit erſtarrten Fingern und nüchternem Magen. Als die Wagen aus der Stadt kamen, war ich fertig damit, ſtieg in meinen Kaſten, wo der gute Michal mir etwas Frühſtück hingebracht hatte, und jagte den Anderen nach. Auch heute brauſte der Nordwind ſein eintönig Lied und machte die Fahrt beſchwerlich, weshalb wir am Abend, wo er immer am heftigſten ſich erhob, in einem kleinen Orte über Nacht blieben.

Es waren hier nur wenige Zimmer zu haben, weshalb ich mein Bett in dem Gemache, in welchem der Fürſt ſein Feldbett aufſchlagen ließ, angewieſen bekam. Neben demſelben wurde von Michal ein Tiſchchen mit einer geſtickten, weißen Decke überzogen, ein Tryptigon

mit den dunkeln, byzantiniſchen Geſtalten der Mutter Gottes und ein paar Heiliger auf Goldgrund aufgeſtellt und mehrere niedre Wachskerzen davor angezündet. Nariſchkin bekreuzte ſich wiederholt ſehr eilig, ließ ſich ein kleineres Bild zum Küſſen reichen, und damit war dieſer „Hofdienſt“ abgethan, und der Fetiſch hatte nun die Verpflichtung, ihn für dieſe Nacht zu ſchützen. Dieſer Eindruck drängte ſich mir unwillkürlich auf; denn ich ſah ja täglich, wie äußeres Bezeugen und innere Geſinnung im grellſten Widerſpruch ſtanden, und nur darüber war ich im Zweifel, ob der Aberglaube vielleicht ein letzter, trüber Reſt von verlorener Gottesfurcht ſei, oder ein trüber Anfang und Anknüpfungspunkt für etwas Höheres.

Ich ſchlief wenig in der Nacht, weil mich die brennenden Kerzen, die in einiger Entfernung grade vor mir ſtanden, blendeten, auch war der Fürſt unruhig, und der arme Michal, welcher auf dem harten Boden am Fuß des Bettes lag und wie eine Ratze ſchlief, wurde wiederholt mit einigen kräftigen Fußtritten geweckt, um bald dies bald das darzureichen.

Bei anhaltend ſchlechtem Wetter kamen wir über Châlons ſur Marne und Auxerre endlich nach Paris, wo wir in der Nähe des Vendôme-Platzes, Rue de la Paix, ein Hôtel bezogen.

Hier begann nun ein durchaus anderes Leben. Nariſchkin ſpeiſte täglich bei ſeiner Tochter, der verwittweten Fürſtin Suwaroff, einer heiteren und ſehr ſchönen Dame, während alle Herren des Gefolges dispenſirt waren und Diätengelder bekamen, um zu ſpeiſen, wo ſie Luſt hatten. Ich hatte noch ein paar Zeichnungen zu vollenden, mit denen dann die ganze kleine Sammlung geſchloſſen und dem Buchbinder übergeben wurde, der ein Meiſterſtück ſeines Gewerbes in dem Einbande lieferte.

Daß ich die Kunſtſammlungen im Louvre und Hôtel Luxembourg ſo oft wie möglich beſuchte, war natürlich, und ebenſo, daß mein Urtheil noch ein ſehr unreifes war. Am Meiſten imponirten mir die Bilder der neueren franzöſiſchen Schule: „Die Horatier“, „Raub der Sabinerinnen“ und andere Darſtellungen Davids aus der römiſchen Geſchichte durch ihre lebendige Auffaſſung und ihr theatraliſches Pathos.

Wie die Kunſtmuſeen, zog mich das Theater an. Gleichwohl konnte ich daſſelbe weniger beſuchen, da mir das Geld dazu fehlte, wie ich ſpäter erzählen will. Doch ſah ich den berühmten Talma in einem Trauerſpiel des Racine, deſſen pathetiſche Declamationen zwar große Wirkung im Publikum hervorbrachten, mir aber wie greuliche Unnatur erſchienen und unausſtehlich waren.

Potier dagegen, der hypochondriſche Komiker, ergötzte mich höchlich; beſonders erinnere ich mich mit Vergnügen einer kleinen Parodie des „Werther", deſſen Nachwirkungen damals noch ſpukten. Dieſen ſtellte er als einen ſchlaffen, ſentimentalen Menſchen dar, welcher wie ein gähnendes Trauerſpiel unter ſeinen Freunden herumwandelt, ſie verſtimmt und langweilt, bis es ihnen gelingt, durch Herbeiführen der Kataſtrophe die Sache mit einem Knalleffect zu Ende zu bringen. Werther nimmt in einem komiſch-langweiligen Monologe Abſchied von der Welt und knallt ſich endlich eine rothe Brühe — damit hatten ſeine Freunde die Piſtole gefüllt — auf ſeine ſchöne, gelbe Weſte, Buſenſtreifen und Naſenſpitze. Mit offenem Munde und klaſſiſchem Schafsgeſicht ſteht er da, zu einem neuen Leben erwachend u. ſ. w. Nicolai hatte bekanntlich ſeiner Zeit einen ſolchen Schluß für den Roman vorgeſchlagen und ſogar bearbeitet; mit richtigem Takt brauchte der Verfaſſer das vorgeſchlagene Motiv zu ſeiner Poſſe. Eine Verhöhnung zur Verſöhnung!

Wie ich ſchon erwähnt habe, waren meine Arbeiten zum Abſchluß gekommen, und ich hatte Zeit und Muße, mich der Betrachtung der Herrlichkeiten zu überlaſſen, welche dieſe Weltſtadt dem Fremdling in verlockendſter Geſtalt vor Augen bringt. Wie Rinaldo in den Zaubergärten der Armida, oder beſſer noch, wie Hans im Schlaraffenlande, wanderte ich herum, manchmal wie betäubt von dem bunten Glanz des Lebens, das mich auf den Boulevards und in den Hauptſtraßen umſtrahlte. Doch alle dieſe Verlockungen, denen ſo mancher unterliegt, der beſſer oder klüger war als ich, verſchwendeten ihre Macht an mir vergeblich; ich war gefeit durch einen Begleiter, der mich auch ſpäterhin eine lange Strecke meines Lebens nicht ganz verlaſſen hat, den ich zwar nicht erwählt, deſſen ich mich ſogar gern ent-

ledigt hätte, welcher hier aber Engeldienſte vertrat: das war die Armuth!

Das verhielt ſich folgendermaßen. Narischkin hatte mir am Anfang der Reiſe einen kleinen Vorſchuß zahlen laſſen, von welchem ich nur noch wenig übrig hatte. Hier in Paris ſollten wir uns ſelbſt beköſtigen und dafür Diäten erhalten. Dies war nun ganz ſchön, nur erhielt ich keine Diäten, oder nur dann und wann mit Mühe einige Thaler. Der Fürſt ſelbſt war faſt nie anzutreffen, oder er ließ ſich nicht ſprechen, der neue Secretär und Kaſſirer, ein Herr Ducourville, zuckte die Achſeln, wenn ich Geld verlangte, und klagte über leere Kaſſe; kurz es kam dahin, daß ich manchmal nicht wußte, wo ich mein Mittageſſen herbekommen ſollte. Herr v. Küchelbeker wurde in Paris entlaſſen, weil er in einer öffentlichen Vorleſung über ruſſiſche Litteratur politiſche Anſichten ausgeſprochen hatte, die den Fürſten zu compromittiren ſchienen. Dr. Alimann hatte Bekanntſchaften gefunden und half ſich mit der Summe durch, welche er in Nizza verdient hatte, und Herr v. Luzi war der einzige, der mir manchmal aushelfen konnte. In dieſer Noth hatte ich endlich nach Hauſe geſchrieben, und der gute Vater ſchickte mir, was ihm gewiß ſchwer wurde, zehn Dukaten zur Aushülfe. Leider aber kam der Brief nicht in meine Hände und war auch durch Herrn Ducourville im Poſte reſtante Bureau nicht aufzufinden; nach Monaten bekam ich ihn nach Dresden zurückgeſchickt.

So lebte ich denn ſehr frugal, und um etwas Geld für's Theater zu haben, nahm ich mein Diner in einer der vielen, kleinen Kneipen, welche damals die Höhen des Montmartre krönten, in einem halben Fläſchchen Wein, Brod und ein paar Eiern beſtehend. Abends, wenn es finſter war, verſorgte ich mich meiſtens mit Brod und Früchten bei einer Obſthändlerin.

Ich weiß nicht mehr, wie ich die Bekanntſchaft eines Landsmannes machte, eines Dresdener Malers, den ich in einem kleinen Dachſtübchen aufſuchte. Es war ein talentvoller Mann, Namens Beyer, der ſich aber höchſt abenteuerlich und kümmerlich durchgeſchlagen hatte und auch ſpäter ſchwerlich auf einen grünen Zweig gekommen iſt. Durch

dieſen Beyer lernte ich auch den Kupferſtecher Plieninger kennen, einen Württemberger, welcher meiſt in Aquatinte arbeitete und damals mit den „Tageszeiten“ nach Claude beſchäftigt war. Es ſind dies die vier berühmten Bilder, die ſich ehemals in der Kaſſeler Galerie befanden und von dort nach Petersburg gekommen ſind.

Bei Gelegenheit der Taufe des Herzogs von Bordeaux, Heinrich II., ſah ich auch den König Ludwig XVIII. auf einen Augenblick, als er eben in den Wagen ſtieg, oder eigentlich nur ſeinen Revers.

Das Taufffeſt wurde glänzend gefeiert, und ich trieb mich beſonders auf den Champs Elyſées herum, wo es ſehr ergötzliche Volksſcenen gab; denn es waren auf dem ganzen langen Wege bis zum Arc d'Etoile Tribünen erbaut, aus welchen Röhren rothen Weines floſſen, welchen das Geſindel in Krügen, Töpfen, Mützen und alten Hüten auffing, ſich darum drängte und balgte und beim Trinken im Gedränge völlig damit übergoß oder auf dem mit Wein getränkten Boden ausglitſchte und die mühſelig gewonnene Errungenſchaft wieder verlor; kurz, es gab hier bei der franzöſiſchen Lebhaftigkeit und Luſtigkeit die wunderlichſten Scenen. Schade war es freilich um den Wein, von dem mindeſtens zwei Drittel verloren ging. In der Mitte des Weges hatten ſich andere Volksmaſſen aufgepflanzt, welche die Würſte auffingen, die in hohen Bogen, wie Bomben, herausgeſchleudert wurden und verurſachten, daß der ganze Knäul von Menſchen am Boden lag und einer dem andern die Beute zu entreißen ſuchte, ſo daß auch hier mehr verwüſtet als gewonnen wurde. Schön war das nun eben nicht anzuſehen, aber es machte dem Volke großen Spaß, und dieſe tolle Luſtigkeit ergötzte ſchließlich auch den Zuſchauer. Auf dem großen Wieſenplane, zur Seite des Weges, waren Tanzplätze, Karuſſels und ſehr hohe, oben mit ſeidenen Tüchern behangene Maſten aufgeſtellt. An einem derſelben hing noch am ſpäten Abend auf der oberſten Spitze der Hauptpreis, eine goldene Uhr. Ein Bäckergeſelle hing ebenfalls ſchon ſeit einer halben Stunde in der halben Höhe des Maſtes, der, oben mit Seife beſtrichen, immer ſchlüpfriger wurde und das Hinaufkommen erſchwerte.

Der Burſche hatte Ausdauer und wußte ſich ſchließlich zu helfen,

indem er das Hemd mit der einen freien Hand ſich über den Kopf auszog und damit die Seife abwiſchte. So gelang es ihm auch, das letzte, ſchwierigſte Stück noch hinaufzurutſchen, wobei ihm aber das Malheur paſſirte, daß die locker gewordene Hoſe ſich abſtreifte, und dem verſammelten Publikum, das dem beharrlichen, kühnen Bäckergeſellen mit Spannung nachſah, ein Anblick ſich darbot, welcher mit einem ſo koloſſalen, ſchallenden Gelächter begrüßt wurde, wie ich es ſpäter in meinem ganzen Leben nicht wieder gehört habe. Er griff nach der Uhr und fuhr wie ein Pfeil mit derſelben herab. Ausdauer behält den Preis, und das war die Moral von der luſtigen Geſchichte.

Mit meinen Genoſſen hatte ich im Mai einige Ausflüge gemacht. So ſahen wir Fontainebleau. Im Schloſſe wurde uns das Zimmer gezeigt, wo Napoleon I. ſeine Abdankung unterzeichnet und die letzte Nacht zugebracht hatte. Alles, auch das ungemachte Bett, war, wie er es vor fünf Jahren verlaſſen hatte.

Ein anderer Ausflug brachte uns nach St. Cloud und Verſailles. Der prachtvolle Baumwuchs in dem Parke des erſten Schloſſes iſt mir beſonders im Gedächtniß geblieben.

So kam die Zeit der Abreiſe heran. Es war allerdings die Rede geweſen, einige Wochen nach London zu gehen, jedoch mochten die großen Koſten zuletzt davon abgeſchreckt haben, beſonders da Nariſchkin, wie man erzählte, große Summen im Spiel verloren hatte. Der Fürſt reiſte endlich ab und nahm ſeinen Weg über Brüſſel, während Herr v. Luzi, welcher durch den gewandten, ſchlauen Ducourville entbehrlich geworden war, mit mir, dem jetzt ebenfalls entbehrlichen Maler, über Nancy und Straßburg nach Bruchſal geſchickt wurde, wo wir Nariſchkin zu erwarten hatten.

Wir fuhren an einem ſchönen Junimorgen die Abhänge der Vogeſen bei Savern hinab in die reiche, blühende Rheinebene. Wie jubelte ich im Herzen, als wir Land und Leute ſo deutſchen Gepräges wieder erblickten! Aus der grünen Ebene erhob ſich weithin ſichtbar die hohe Pyramide des Münſterthurmes; wir paſſirten den ſtolzen Rhein und warteten in Bruchſal einige Tage auf des Fürſten Ankunft. Endlich kam er, aber nicht wohlgelaunt. Er hatte in Brüſſel abermals

eine sehr große Summe im Spiel verloren, und so ging es ohne großen Aufenthalt etwas ökonomisch und ziemlich still der lieben Heimath entgegen.

Am 23. Juni Nachts kamen wir in Leipzig an und übernachteten im Hôtel de Pologne. Anderen Tages, nach dem Mittagessen, wurden die Reisewagen vorgefahren, und ich sollte mich hier trennen, da Narischkin über Berlin reiste. Da ich noch den größten Theil meines Gehaltes zu fordern hatte, so war mir jetzt bei der eingetretenen Geldcalamität etwas bange, und Alimann hatte mich darauf aufmerksam gemacht. Doch endete Alles gut; der Fürst rief mich auf sein Zimmer, wo hundert blanke Dukaten auf den Tisch aufgezählt waren. Er übergab sie mir als mein Guthaben, sagte mir noch einige freundliche Worte und ging hinab nach dem Wagen. Auch von den anderen Reisegefährten wurde schnell Abschied genommen, und sie rollten die Straße hinab.

Da stand ich denn wieder in meinem Zimmer und mußte Athem schöpfen; ich war frei! ich war wieder frei! Ein bleischwerer Druck, der bisher auf dem Herzen gelegen hatte, war verschwunden; dazu hatte ich einen Beutel voll Gold, wie ich so viel nie beisammen gesehen, viel weniger besessen hatte. Ach, wie glücklich ich war! Ich lief in meinem Stübchen eine Zeit lang hin und her und sagte mir nur immer vor: Ich bin frei, wieder frei! welch' ein Glück!

Sogleich eilte ich zu einem Lohnkutscher und nahm einen Platz für den andern Morgen in seinem Wagen; denn damals machte man die Reise von Leipzig nach Dresden stets in diesen Lohnkutschen, weil die Postwagen schlechter waren und eben so lange Zeit brauchten.

Es war der 24. Juni, das liebe Johannisfest, und damals herrschte noch die fröhliche Sitte, daß die Kinder um Blumenpyramiden tanzten — es ist ja die Rosenzeit — und die Vorübergehenden mit bunten Bändern an den Armen festhielten, wovon man sich mit einer kleinen Gabe lösen mußte. Die Pfennige oder Kupferdreier wurden in ein Schüsselchen gesammelt, und mit dem gesammelten Schatze ein schönes Abendbrod angeschafft, ein grüner Salat mit Eiern, wohl gar Erdbeeren und Kuchen. Der Philister hat sich aber über die fröhlichen

Kindergeſichter nur geärgert, und ſo wurde das alte, hübſche Feſt ſpäter polizeilich verboten. Als ich Nachmittags in's Roſenthal ſpazierte, fand ich überall die luſtigen, um Blumen tanzenden Kindergruppen vor den Häuſern, und ich, im Gefühle meines großen Glückes, beſchenkte die Anbinder zu ihrem freudigſten Erſtaunen mit Silbermünze, was denn jedesmal in der kleinen Schaar ein allgemeines Jubelgeſchrei hervorrief.

Nach einer Fahrt von ein und einem halben Tage ſah ich die lieben Eltern und Geſchwiſter wieder. Meinen guten Papa beſchenkte ich mit der goldenen Repetiruhr, welche ich vom Fürſten in ſeiner gnadenreichen Zeit erhalten hatte. Papa freute ſich ſo ſehr über die ſchöne Uhr, während ich für ſolche Dinge nicht das geringſte Intereſſe beſaß.

Gegen Abend aber trieb es mich ſehnſüchtig nach dem kleinen Einnehmerhäuschen am Dippoldiswalder Schlage. Vetter Ephraim und ſeine ſeelengute, heitere Frau empfingen mich ſo erfreut und herzlich, daß mir unendlich wohl wurde.

Mit meiner Auguſte aber durfte ich in's Gärtchen gehen, wo wir lange noch in der Laube ſaßen, von welcher man über die Kornfelder hinweg nach den nahen Räcknitzer Höhen ſehen konnte. Da gab es gegenſeitig viel, viel zu erzählen, und es iſt gar wohl möglich, daß wir uns auch einmal geküßt haben.

Sieben Monate hatte ich in einem Kreiſe zugebracht, wo Jeder für ſich allein beſorgt war, keines ſich für den Andern intereſſirte, und in ſo liebeleerer Atmoſphäre war ein Wehe über mich gekommen, das mich manchmal ganz verzweifeln machte. Nun aber ſchlugen wieder warme Herzen um mich, denen gegenüber ich mich geben konnte, wie ich war, und die mich lieb hatten, wie ich ſie.

Glückliche Zeiten, wo man in der Regel noch nicht klug iſt wie die Schlange, ſondern blos ohne Falſch, wie die Taube; wo Liebe und Vertrauen wie ein goldener Faden die Tage durchziehen und die Herzen verbinden! Das Paradies der Kindheit war von Neuem gewonnen und in einem erhöheten Gefühle.

Zehntes Capitel.

Studienzeit 1822—23.

So war ich denn wieder in der lieben Heimath und in die alten Verhältniſſe bald wieder eingelebt; nur daß ich mehr Selbſtändigkeit erlangt hatte und über meine Zeit freier verfügen konnte.

Für mein freundliches Arbeitsſtübchen konnte ich jetzt dem guten Vater einen kleinen Miethsbeitrag geben und der Mutter ein Billiges für Koſt; denn wir waren vier Geſchwiſter, welche Mittags alleſammt mit einem guten Appetit geſegnet um den Tiſch ſaßen; außer mir Bruder Willibald, der jüngere Julius und Schweſter Hildegard als Neſthäckchen.

Es erging ihnen, wie es mir ergangen war; es war nämlich niemals die Rede davon, was dieſer oder jener werden wollte, zu welchem Berufe ſie etwa Luſt und Neigung hätten, auch kam keines von ihnen auf dergleichen ausſchweifende Gedanken, ſelbſt Schweſter Hildegard nicht; ſondern ein Jedes griff ſeiner Zeit zu Papier und Bleiſtift, ſuchte ſich ein Plätzlein womöglich am Fenſter und zeichnete drauf los nach irgend einem beliebigen Originale, wie dieſelben in des Papas Mappen vorhanden waren. Selten konnte der angeſtrengte, fleißige Vater ſich um uns kümmern, ſelten nur eine Correctur vornehmen. Es wurde aber im ganzen Revier gezeichnet, getuſcht, gemalt, auch geſeufzt und darauf mit Gummi elaſticum tüchtig ausgerieben, wie in der beſten Academie. Es mußte ſich eben Alles wie von ſelbſt machen, und es machte ſich auch.

Bei mir war es allerdings jetzt ein andres. Ich konnte ja ſelb-

ſtändig etwas leiſten, radirte Proſpecte für Papa Arnold, deſſen Familie ich öfters des Abends beſuchte, und verdiente durch dieſe Arbeiten meinen Lebensunterhalt. Die andere Hälfte meiner Zeit war den Studien gewidmet, welche mir vor der Hand nichts einbrachten.

So malte ich außer ein paar kleinen Oelbildchen auch ein etwas größeres eigner Compoſition, ein Motiv von Nizza, zur idealen Landſchaft umgeſtempelt, als Staffage ein wandernder Sänger bei einer Hirtenfamilie. Es ſpukte nächſt Claude etwas Geßner in dem Bilde; denn ich verehrte letzteren hoch, und noch jetzt erfreuen mich die beiden Quartbände ſeiner Idyllen, die ziemlich ſeltene Prachtausgabe mit den ſchönen Radirungen. Ich bedauerte zwar ſchon damals, daß in ſeinen ſo echt deutſch empfundenen Landſchaften die todtgebornen Daphnes und Chloes, Menalkes und Phyllis herumliefen, in einer Natur, in welcher ſie durchaus nicht heimiſch waren; aber eben dieſe landſchaftlichen Schilderungen brachten in Wort und Bild ſo viel fein empfundene und reizend dargeſtellte Züge, die geheimen Schönheiten der Natur hatten ſich ihm auf Weg und Steg ſo freigebig erſchloſſen, wie es mir bei einem älteren Maler kaum vorgekommen war. Nichts war darin Manier, nichts Nachahmung, als ſeine leidigen Menſchen, welche allerdings aus dem Gypsſaal ſtammten, wogegen er in dem Landſchaftlichen immer ein Selbſterlebtes, Selbſtempfundenes wiedergab. Man halte dieſe Blätter nur einmal neben das, was ſeine Zeitgenoſſen geſchaffen haben, ſelbſt ſolche, die er ſtudirte, wie z. B. Ditrici oder Zingg, Aberli, Felix, Meyer, Weirotter, Klengel, Schütz u. A., ſo wird man ſeine hervorragende Stellung nach dieſer Seite mehr würdigen, als es bisher geſchehen iſt. Seine radirten Sachen und namentlich die genannten Blätter zur großen Ausgabe der Idyllen verhalten ſich zu den obengenannten, wie Natur zur Manier, wie Poeſie zur Phraſe.

Die landſchaftliche Naturauffaſſung Salomon Geßner's und Daniel Chodowiecky's ſchlichte, innerlichſt wahre Darſtellung der Menſchen ſeiner Zeit ſind doch mit ſehr wenig Ausnahmen das einzige, was man noch von den Kunſtſchöpfungen jener Periode genießen kann; ihr Talent brachte deshalb Lebendiges hervor, weil ſie die Dinge, die

ſie ſchilderten, innerlich erlebt und mit leiblichen Augen geſehen hatten, während andere conventionellen Kunſtregeln folgten.

Ich weiß wohl, es giebt höhere Kunſtgebiete, viel höhere, als jene beiden eingenommen haben; allein ſolche können nur dann mit Erfolg erſtiegen werden, wenn die Zeit dazu angethan iſt. Nur im Strome einer großbewegten Zeit, in welcher ein Sehnen, Drängen und Ringen entſteht nach den höchſten Gütern des Daſeins, nur in einer ſolchen können Geiſter ſich entwickeln, welche die Kraft haben, die höchſten Ideen zu geſtalten und den göttlichen Geſtalten Fleiſch und Blut zu verleihen. Das Wort muß Fleiſch werden!

Außer dem genannten Bilde führte ich noch zwei große Landſchaften in Sepia aus, das Paglione-Thal bei Nizza und eine Ausſicht über Toulon und ſeinen Meerbuſen, beide Arbeiten noch in einer weichen, verſchwommenen Manier. Ich las damals im Matthiſſon, und deſſen Sentimentalität ſcheint etwas angeſteckt zu haben.

Den größten Theil meiner Zeit nahm aber meine Betheiligung an der zweiten Folge der Radirungen von „Dresdens Umgebungen“ in Anſpruch, an welchen ich das Landſchaftliche und meiſtens auch die kleinen Staffagen machte, während dem Vater die Architektur und das Aetzen der Platten überlaſſen war. Dieſe Thätigkeit erhielt mich auch fortwährend in Verband mit Papa Arnold, welcher, ohne jemals Worte darüber zu machen, ſeine volle väterliche Zuneigung mir zugewandt hatte und ſich an meinem Streben und Vorwärtskommen im Stillen erfreute.

Wie ſchon früher brachte ich wenigſtens einen Abend in der Woche bei ihnen zu. Da ſaß nun Papa Arnold etwas abſeits vom Tiſch, damit ihn die Lampe nicht blende und ſah die Handlungsbücher durch, welche ein Lehrling nebſt den Schlüſſeln um ſieben Uhr heraufgebracht hatte, horchte dazwiſchen auf das Geſpräch am Tiſch, indem er es von Zeit zu Zeit mit einem Brocken gutmüthiger Ironie oder einer belehrenden Bemerkung ſpickte, und verzehrte im Lehnſtuhl ſein einfaches Abendbrod, ein kleines Schüſſelchen mit gekochten Pflaumen oder einer Hafergrützſuppe. Wir andern dagegen pflegten des Leibes bei den Fleiſchtöpfen Egyptens, womit Mama Arnold den

großen, runden Tisch so überreich besetzt hatte, als gelte es eine Armee zu speisen, während es doch nur fünf oder sechs Personen waren. Nach Tische brachte die freundliche Gottwertchen Neuigkeiten aus der Handlung, besonders waren es die damals sehr beliebten Taschenbücher und Musenalmanachs mit den Ramberg'schen Kupfern, welche stets willkommen geheißen und mit Freuden betrachtet wurden.

Der alte Herr Fromm ließ seine Anekdoten und Neuigkeiten schnurren, wie vor Jahren, und nur der geliebte dicke Mops, welcher sich auf das Fußbänkchen gelegt hatte, gab zuweilen durch ein sanftes Schnarchen zu verstehen, daß er den Gesprächen seine Theilnahme nicht zu widmen gedenke.

Die weiten Räume des alten Hauses, das hohe Wohnzimmer mit dem Erker nach dem alten Markt hinaus, ganz einfach aber solid möblirt, die anspruchslose aber behäbige Einfachheit und Treuherzigkeit ihrer Bewohner mit ihrem nicht kritisirenden aber genießenden Antheil an Allem, was von Litteratur oder Kunst ihnen nahe kam, gab mir recht das Bild schönen altbürgerlichen Lebens.

Noch anziehender, als diese Abende bei Arnolds, waren mir die Stunden, die ich nach der Tagesarbeit in dem kleinen Einnehmerhäuschen am Dippoldiswalder Schlage zubringen durfte. Vetter Ephraim wurde mir bald gewogen, und noch mehr besaß ich das Herz seiner trefflichen Frau, die ich nicht nur liebte, sondern auch oftmals bewundern mußte, wenn ich sah, mit welch gleichmäßig heiterm Muthe und verständigem Verhalten sie die Launen und das despotische Gebahren ihres Eheherrn zu behandeln verstand. Denn obwohl er andern gegenüber den Mann von feinster Manier herausstekte, — er war ja Kammerdiener des Hofmarschalls Grafen Lohse gewesen und hatte ihm glücklich alles abgeguckt in Gang und Miene, bis auf die graziöse Art, eine Prise aus der Silberdose zu nehmen, — so ließ er doch sans gêne den alten Adam walten gegen die Hausgenossen. Nicht die leiseste Miene, noch weniger ein Wort der Einwendung gegen seine Befehle durften gewagt werden, ohne seinen heftigsten Unwillen herbeizuziehen.

Unter der Pflege dieſer theils harten, theils liebevollen Zucht war Auguſte herangewachſen. Die gute Muhme war ihr die liebevollſte Mutter, Vertraute und Freundin; unter ihrer tüchtigen Leitung lernte ſie gründlich das Hausweſen führen, lernte das ſtille Schaffen und unermüdliche Thätigſein im Hauſe, während der Vetter ihr praktiſche Lectionen gab nach dem Spruch: „Seid gehorſam nicht allein den gütigen und linden Herrn, ſondern auch den wunderlichen", und es liegt gewiß etwas den Charakter Stählendes darin, wenn ein ſtarkes Herz ſich ſelbſt zu bezwingen gelernt hat. Vor der Hand ſah ich freilich nicht mehr, als daß mir einerſeits Manier und Affektation, andrerſeits geſunde Natur entgegentrat, wie mir dergleichen mein Daniel Chodowiecky in ſeiner bekannten Suite künſtleriſch oftmals vorgeführt hatte. Auguſtens anſpruchsloſes, ruhiges Weſen, das ſich doch überall reſolut und heiter in praktiſcher That erwies, wurde mir immer lieber, und die Stunden in ihrer Nähe zugebracht machten mich unausſprechlich glücklich.

Zur Sommerzeit in den Abendſtunden war ich dann mit Guſtchen meiſtens in dem kleinen Blumengarten, der hinter dem Hauſe lag und mit einer Laube abſchloß, an welcher ein Altan, etwas erhöht, einen Blick ins Freie bot.

Es führte damals nur ein ſehr einſamer Fußweg an den Gärten hin, welche die Stadt an dieſer Seite begrenzten, und von denen unmittelbar ſich weite Kornfelder bis zu den ſanften Höhen von Plauen und Räcknitz hinaufzogen. Die Einſamkeit dieſes Fußpfades wurde nur zuweilen von einem ſeufzenden Liebhaber oder von einem glücklichen Liebespaar oder einem menſchenſcheuen Hypochonder und am häufigſten von der ſtattlichen Geſtalt des rüſtig einherſchreitenden Oberhofpredigers v. Ammon belebt.

Wenn ich jetzt in jene Gegend komme und die Stelle ſuche, wo ich ſo glückliche Stunden zugebracht habe, ſo finde ich Alles bis zur Unkenntlichkeit verändert. Prachtgebäude, ſchöne Villen mit Gärten, lange Straßen überdecken die Fluren, wo die Felder ſich breiteten, und das Ziſchen, Brauſen und Pfeifen der Lokomotiven vom Bahnhofe ſowie das Rollen ab- und zufahrender Wagen, das Strömen

bunter Menſchenmaſſen haben ſchon längſt den ſtillen Frieden vertrieben, der ſich ſo freundlich hier gelagert hatte.

Hier alſo auf der Bank am Gartenecken ſaßen wir ſo manche liebe Stunde, Guſtchen mit einer Arbeit beſchäftigt, ich plaudernd oder etwas vorleſend. Sie erzählte, wie ihre Eltern, die ein Landgut in der Niederlauſitz gepachtet und große Noth in den ſchweren Kriegsjahren erlitten hatten, beide ſchnell hintereinander geſtorben waren. Sie wurde als vierjähriges Kind nach Dresden gebracht, wo der Vetter und die Muhme, da ſie kinderlos waren, die kleine Waiſe an Kindesſtatt annahmen und gewiſſenhaft für ihre Erziehung ſorgten.

Ich dagegen brachte wohl zuweilen etwas von meinen Reiſeerlebniſſen in Frankreich vor, erzählte ihr, wie ſchon mehrere meiner Studiengenoſſen nach Italien gezogen ſeien, andre ihnen bald folgen wollten, wie für mich aber keine Möglichkeit vorhanden ſei, dies Land der Künſtlerſehnſucht je zu ſehen. Ach, und wie groß war die Sehnſucht danach! Grade weil ich nicht die mindeſte Ausſicht hatte, den Gedanken an die Möglichkeit nicht einmal hegen durfte, grade dadurch wurde der Stachel nur ſchärfer. Ich las Stolbergs und der Eliſe von der Recke vielbändige Reiſen nach Italien und fand zuletzt in Friedländers Schilderungen und dem von den jüngeren Künſtlern beſonders geliebten Reiſebuch des Kephalides nur neue Nahrung meines Kummers. So glich ich dem Hungernden, welcher den Bratengeruch, der das Haus durchduftet, mit Wolluſt einſchlürft, obſchon der Braten ſelbſt nicht für ihn, ſondern für Andere beſtimmt iſt. Guſtchen beklagte, daß die goldne Märchenzeit vorüber ſei, wo man ſich doch mit der Hoffnung tragen konnte, einer guten Fee oder reichen Zwergen zu begegnen, die mit leichter Mühe ein Uebriges thun konnten. Es ſchien, als ſolle mir daſſelbe Geſchick erblühen, welches des guten Vaters eifrigſtes Streben zur Erſchöpfung gebracht hatte: ein vergebliches Abmühen an Arbeiten, welche zu unkünſtleriſch waren, um die Kräfte zu entwickeln, zu beſchränkt, um nur die vorhandene Kraft völlig zu verwenden.

Indeß die Jugend hat einen guten Magen und verdaut Vieles, wenn ſie, nicht zum Reflectiren geneigt, den guten Muth und die

Sorgloſigkeit wieder obenauf bringt. Ich radirte meine Proſpecte und ſtahl dieſer handwerksmäßigen Thätigkeit ſo viel Zeit als möglich ab, um wenigſtens nebenbei zum Studiren nach der Natur und zum Malen zu kommen.

Die Kunſtausſtellung im Sommer 1822 brachte einige kleinere Gemälde aus Rom, die einigen Aufſchluß gaben über die neue Richtung, welche die junge Generation eingeſchlagen hatte. Für mich waren von beſonderem Intereſſe ein Bildchen aus der Campagna di Roma von Götzloff und Bilder von Klein und Catel. Der Unterſchied dieſer Productionen gegen Klengel, Klaß, die Fabers war überraſchend; ein Verſchmähen der bisher geltenden Kunſtrecepte und Regeln, aber ein um ſo ſtrengeres und höchſt liebevolles Anſchließen an die Natur, geadelt durch ein gewiſſes Stylgefühl, welches ſie den älteſten Meiſtern abgelernt hatten.

Eine große, bewunderungswürdig ausgeführte Landſchaft von Rhoden, im Beſitz des Herrn v. Quandt, erregte bedeutendes Aufſehen. Der alte Veteran Klengel, welcher, durch Gicht gelähmt, die Ausſtellung nicht beſuchen konnte, ließ ſich durch ſeinen Schüler das vielbeſprochene Bild beſchreiben; aber als dieſer ihm von den prachtvollen Gruppen immergrüner Eichen und Pinien erzählte, von den Büſchen blühenden Oleanders und den mit Goldfrüchten beladenen Orangen, da rief der Alte erſchrocken: „Jetzt hören Sie auf, ich brauche nichts weiter zu hören!“ Ein ſolches Eingehen in die charakteriſtiſchen Einzelheiten der Pflanzenwelt war ihm ein Greuel, da ſein „Baumſchlag“ für den ganzen Linné ausreichen mußte.

Oehme hatte auf derſelben Ausſtellung ein Gemälde in Friedrich's Art gedacht und gemacht. Ein nebliger Wintermorgen; aus einer gothiſchen Halle ſah man auf einen beſchneiten Kloſterhof, wo ein Zug Mönche einen Sarg nach der erleuchteten Pforte einer alten Kirche trug. Eine zweite Landſchaft, eine Partie aus Mazen, hatte er für Major Serre gemalt. Mazen war ja lange Jahre ein Sammelort intereſſanter Perſönlichkeiten und künſtleriſcher Kräfte, und Oehme mit der Familie Serre wohl bekannt und durch ſeine liebenswürdigen, geſelligen Talente ein ſehr gern geſehener Gaſt.

Erſteres Bild, der Kloſterhof, erregte die Aufmerkſamkeit des Kronprinzen Friedrich Auguſt, und er ließ nach dem Preiſe des Gemäldes fragen; Oehme aber hatte die Abſicht, es dem Prinzen zu verehren als Erſtlingswerk, mit welchem er ſeine neue Laufbahn eröffnen wollte. Der Kronprinz nahm den talentvollen „erſten Verſuch“ freundlich an und beſtimmte dem Künſtler ein Reiſegeld nach Italien auf mehrere Jahre und bot ihm ſo die Mittel zu ſeiner weiteren Ausbildung. Der Glückliche packte ſeinen Koffer und zog nach Rom!

Es war unter den jungen Malern, die allabendlich in einem gemeinſamen Vereinslokale luſtig und ſtrebſam verkehrten, ein Regen erwacht, eine Sehnſucht nach dem goldnen Süden, wie nie zuvor. Alle wollten das neue Licht an ſeiner Quelle ſchauen, es war, als ſtrömte ein wunderſames Pulſiren aus der ſo fernen Alma Roma in alle jungen Herzen, und von einer Sehnſucht, einem begeiſterten Zuge wurden ſie ergriffen, wie die Wandervögel, wenn der Frühling kommt.

Von Dresden waren bereits die Mecklenburger Schumacher und Schröder, der Hamburger Flohr, der Meininger Wagner und Dräger aus Trier abgereiſt; Oehme und der Landſchaftsmaler Heinrich folgten. Auch Lindau und Berthold aus Dresden hatten dem allgemeinen Zuge nicht widerſtehen können und waren mit wenigen Thalern in der Taſche, man ſagte zwanzig bis dreißig, den weiten Weg nach Rom per pedes apostolorum gewandert. Meiſt bei gutherzigen Bauersleuten nach angeſtrengteſter Wanderung einkehrend, von Brod, Früchten und Milch ſich nährend, hatten ſie das Ziel erreicht. Berthold büßte freilich die übergroßen Strapazen bei Einſiedlerkoſt mit dem Leben; der Aermſte ſtarb bald nach der Ankunft am Ziel ſeiner Wünſche an der Abzehrung und liegt an der Pyramide des Ceſtius begraben.

Ich kannte nur wenige dieſer jungen Künſtler und ſtand ganz außerhalb ihres heiter belebten Kreiſes. Der Vater, ein Feind alles Extravaganten, wollte weder von der neuen Richtung und noch weniger von dieſen Perſönlichkeiten wiſſen, welche in altdeutſchen Röcken,

Sammetbaretts, langen Haaren und Halskrausen, mit schweren Ziegenhainern in und Fechthandschuhen an den Händen sehr auffallende Erscheinungen waren, deren fantastisches Auftreten dem ehrsamen Bürger ein Lächeln abnöthigte, wenn sie nicht gar als Greuel und Scheuel von ihm betrachtet wurden.

Ich selbst hatte nur zu lebhaft das Gefühl, daß ich noch gar nichts könne, daß ich nichts sei, als ein Prospectenschmied, welcher in einer ziemlich geschmacklosen Manier für den Bedarf des Buchhandels arbeite und prädestinirt sei, dabei Zeit seines Lebens zu bleiben. Hätte nicht ein Etwas in mir sich geregt, eine Ahnung von dem, was wahre Kunst sei, und eine stille Hoffnung auf irgend welchem Wunderwege zu ihr zu gelangen, hätte ich mich in meinen bisherigen Leistungen als an meinem Platze gefühlt, so würde ich mich nicht gescheut haben mit jenem Kreise Verkehr zu suchen. Jetzt aber stand ich schüchtern und beschämt zur Seite. Niemand von ihnen kannte mich, ich nur Wenige und ohne näheren Verkehr.

In einer Kunsthandlung sah ich einst ein Heft radirter Landschaften von Erhard, welche eben herausgekommen waren. Diese Blätter gefielen mir überaus, und ich kaufte sogleich, was ich von diesem Meister vorfand. Seine Art war mir verständlicher, als Waterloo, Both und Swanevelt. Alles und jedes wußte er mit feinster Charakteristik hinzustellen, aus jedem Striche leuchtete ein liebevolles Verständniß der Natur, ein treues Nachempfinden jeder Schönheit und Eigenthümlichkeit bei reizend lebendiger Behandlung. So wollte ich auch die Natur studiren, und ich nahm die Blätter in meine Mappe und wanderte sogleich damit nach Loschwitz. Der einsame, kleine Ziegengrund mit seinen Abhängen und den schönen Buchengruppen gab nun herrliche Motive und Studien, wobei die Erhard'schen Blätter betrachtet und ähnliche Gegenstände mit der Natur verglichen wurden. So hatte ich in diesem kleinen Kunstbesitze gewissermaßen einen Lehrmeister gefunden, welcher mir von großem Nutzen war und mich recht wesentlich förderte.

Der Winter von 1822 zu 1823 kam und ging vorüber unter Vollendung des zweiten Bandes der Ansichten von Dresden und seiner Um-

gebung, welchem noch fünf größere Kupferplatten von der Baſtei und Rathen folgten, die im Frühjahr fertig wurden.

Dem kleinen Einnehmerhäuschen lenkten ſich ſo oft wie möglich und ſchicklich am liebſten meine Schritte zu. Das geordnete, ſaubere Stillleben des Hauſes, in dem das heitere, treuherzige Guſtchen waltete und alles ſo ſchmuck erhielt, war und blieb mein heimliches Paradies. Manchen ſchönen Maiabend brachten wir wieder im Gärtchen zu, wo bereits unzählige Roſenknospen aus dem Blättergrün hervorſchimmerten, weiß und roth, und wo wir zuſammen unſere Pläne für den Sommer beſprachen, als urplötzlich — keine ſchöne Fee, ſondern der gütige Papa Arnold eine totale Veränderung der ganzen Scene hervorrief.

Die Arbeiten für ihn waren beendigt, die Aufnahme derſelben im Publikum eine überaus günſtige und deshalb lohnende für den Verleger. So kam denn eines Vormittags der gute Papa Arnold zu uns, beſprach mit dem Vater noch einige nachträgliche Correcturen an dem Werke, erzählte von deſſen glücklichem Erfolge und fügte endlich freundlich hinzu, nun müſſe auch für mich etwas gethan werden. Ich müſſe Gelegenheit bekommen, mich weiter auszubilden, und da er wiſſe, wie mein Sehnen auf Rom gehe, ſo möge ich recht bald mein Bündel ſchnüren und ihm die Sorge für das Reiſegeld überlaſſen. Ich horchte hoch auf, wurde bleich und roth und drückte ihm, im ganzen Geſichte vor Freude ſtrahlend, beide Hände; o wie glückſelig! während mir die Thränen über die Backen liefen. Worte hatte ich nicht, oder ich ſtotterte nur ein weniges hervor; aber wie glücklich er mich machte, ſah er mir an und bedurfte gewiß keines andern Ausdrucks. „Ja, wiſſen Sie was, lieber Freund", fing er wieder an, „wir machen das ſo: ich gebe Ihnen vor der Hand 400 Thaler jährlich, und zwar in vierteljährigen Raten, und das wollen wir einſtweilen auf drei Jahre feſtſetzen; ſo können Sie in Ruhe ſtudiren, und das Weitere wird ſich finden."

Das ſagte er Alles ſo ſchlicht und herzenswarm, wie es immer ſeine Art war, und wenn ich heute, nachdem ein halbes Jahrhundert ſeit jener Stunde verfloſſen iſt, daran zurückdenke, ſo bewegt ſich mein

Herz von innigſtem Danke erfüllt, von Dank gegen ihn, der auf ſo edle Weiſe meiner geſammten Kraft Luft ſchaffte, ſich frei zu geſtalten, und von Dank gegen Gott, der ihn mir geſchickt hatte als meinen Helfer.

Ich war mit einem Schlage frei von dem Druck egyptiſcher Dienſtbarkeit, die hoffnungslos auf meinem Leben laſtete und den eingebornen Trieb nicht nur hemmte, ſondern mit der Zeit zu vernichten drohte. Mit einem Zuge war der Vorhang weggeſchoben, und der ſelige Blick ſah das gelobte Land vor ſich liegen, das Land einer bisher hoffnungsloſen Sehnſucht, wohin der Weg nun gebahnt war. Nun durfte ich hoffen, einſt auch andern gegenüber das im Grunde der Seele ſchlummernde ſtolze Wort auszuſprechen: „Anch io sono pittore!“

Vater Arnold verließ mich freundlich und innerlich erfreut, er hatte ja einen jungen Mann unausdenklich glücklich gemacht, und ich war wie betäubt und wußte lange nicht den Wechſel zu faſſen. Welche Freude gab es nun in der ganzen Familie über dies mein Glück! Wenn mir die Pſalmen damals bekannt geweſen wären, ſo hätte ich wohl den beſten Ausdruck für meinen Zuſtand in dem 126. finden können:

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlöſen wird,
ſo werden wir ſein wie die Träumenden.
Dann wird unſer Mund voll Lachens
und unſere Zunge voll Rühmens ſein.
Da wird man ſagen:
Der Herr hat Großes an uns gethan;
deß ſind wir fröhlich!“

Elftes Capitel.

Nach Rom!

Von meiner lieben Auguſte hatte ich Tags zuvor Abſchied genommen. Sie weinte heiße Thränen über die bevorſtehende langjährige Trennung, während ich von dem Gedanken an das Ziel meiner Wünſche, nach Rom, zu kommen, ſo eingenommen war, daß in meinem Herzen ein fortwährendes Jubiliren herrſchte, welches eine tiefergehende Rührung nicht wohl aufkommen ließ.

Ich ging alſo am andern Tag Nachmittags zur Poſt. Der Vater und Ephraim Böttger begleiteten mich dahin; der Koffer wurde auf das große Ungeheuer, was die damaligen Poſtkutſchen waren, aufgepackt, und der Conducteur fragte, ob er nicht mein altes, ſchäbiges Ränzchen mit dazulegen ſolle, damit ich im Wagen nicht davon beläſtigt werde. Ich übergab es ihm ebenfalls, ohne daß es im Poſtſchein als aufgegebenes Gepäck verzeichnet war. Und nun ein kurzes, bewegtes Lebewohl, und fort ging es.

Es war nach Mitternacht, als der große Kaſten in Zwickau ankam und die Paſſagiere ausſteigen mußten. Schlaftrunken gehe ich in die Poſtſtube, während die Pferde umgeſpannt werden, was ziemlich lange währt. Endlich geht es wieder in die Nacht hinaus, und ich ſchlafe, bis der Morgen zu grauen beginnt, wo ich bemerke, daß nicht nur die Pferde, ſondern auch der Wagen gewechſelt worden war.

Von Hof aus, wo wir am Vormittag anlangten, ſollte nun die Wanderſchaft zu Fuße angetreten werden, worauf ich mich ſehr freute. Aber dieſer Freude ſchob ſich gleich beim Beginn der Römerfahrt

unerwartet ein Riegel vor, dem fortwährenden inneren Jubel ward ein Dämpfer aufgesetzt. Vor dem Posthause in Hof wurde mein Köfferchen abgepackt; aber es fand sich das Ränzchen nicht, in welchem meine nothwendigsten Utensilien, Skizzenbücher, Farben und außerdem die Hälfte meines Reisegeldes sich befanden. Welcher Schrecken! Eingeschrieben im Postschein war es nicht, die Post brauchte also nichts zu ersetzen. Was machen? Ein Postbeamter fragte, welcher Conducteur mir das Ränzchen abgenommen und den Wagen bis Zwickau gebracht habe. „Das war der lange Kaiser", sagt ein Postillon. „Ja, wenn's der war", sagt ein andrer, „dann erklärt sich's; vor vierzehn Tagen fehlte einer Kammerjungfer die Schachtel mit Silberzeug, die er auch in Verwahrung genommen hatte; bei dem is es nich richtig." Ich war wie vom Donner gerührt über den so unglücklichen Anfang meiner Reise und machte mir Vorwürfe, daß ich nicht besser auf mein Eigenthum geachtet habe. Endlich fiel mir ein, daß Böttger, welcher auf dem Dresdner Postamte wohl bekannt war, es gesehen habe, wie der lange Conducteur das Ränzchen mir abgenommen und verwahrt hatte. Ich schrieb ihm sogleich mein gehabtes Unglück und bat ihn, Nachforschung zu halten und mir dann nach Hof Nachricht zu geben.

So mußte ich nun mehrere Tage in dem langweiligen Städtlein liegen bleiben und vorerst auf Antwort warten. Es war in meinem Innern nach so hochsteigender Fluth urplötzlich eine große Ebbe eingetreten. Ich fühlte mich auf einmal recht allein und verlassen, allen denkbaren Unbilden als ein sehr Unerfahrner preisgegeben, und so auf einmal ernüchtert, trat der Schmerz der Trennung von allen, die ich liebte, welcher bisher vom innern Freudenjubel übertönt worden war, mächtig hervor. Ich strich in der Gegend umher; die öden Höhen um Hof boten nichts Malerisches; sie sahen mich recht melancholisch an und waren nicht geeignet, mich zu zerstreuen, oder meine innere Trauer zu verscheuchen. So hatte ich mich denn auf einen Hügel gesetzt und sah in die eintönige Landschaft hinaus. Ich hatte ein Bändchen Plutarch in der Tasche und wollte mein Herz stärken an einem der edeln Stoiker, die mich immer so besonders angezogen hatten. Dies konnte mich jetzt aber durchaus nicht mehr fesseln. Warum soll

ich denn meinen Schmerz verbeißen, wenn er einmal da iſt? fragte ich mich; eine ſtoiſche Ruhe wäre jetzt Affektation, wäre eine Lüge; ich habe auch gar keinen Grund zur Ruhe, wohl aber Grund zum Schmerz; und ſo ſchob ich meinen Philoſophen in die Rocktaſche, überließ mich meiner Trauer, und die Thränen tropften in's Gras, auf welches ich mich geſtreckt hatte. Ich kehrte mit erleichtertem Herzen ins Städtlein zurück und harrte des Briefes, der endlich auch ankam und mir meldete, daß man bisher zwar noch nichts aufgefunden, daß ich aber in Nürnberg nochmals auf der Poſt nachfragen möchte; und ſo zog ich denn von Hof fort und marſchirte gen Nürnberg.

Mein erſter Gang war dort in das Poſtamt. Ein Schaffner führte mich in die Gepäckzimmer, und ſiehe, mein Herz jubelte, das verlorne Schaf, mein ſchäbiges, altes Schulränzel, lag da unter anderm Gepäck am Boden, dick vollgeſtopft, wie ich es aufgegeben hatte; und obwohl es nur zugeſchnallt war, ſo fand ſich alles richtig darin, vor Allem meine ſo nöthigen fünfzig Thaler.

Ich erinnere mich nicht mehr, welchen Eindruck das herrliche alte Nürnberg auf mich damals machte, auch habe ich mich nicht lange dort aufgehalten. Den Maler und Radirer A. Klein beſuchte ich noch, welcher auf der Veſte am erſten Eingangsthore in einem ſehr alterthümlichen Hauſe wohnte, und der ſehr beſcheidene, freundliche Mann zeigte mir all ſeine ſchönen Sachen. Beſonderen Eindruck machte mir die Wohnung ſelbſt; es ſah dort recht Dürerisch aus, und aus den breiten Fenſtern hatte man den herrlichſten Blick in das weite Land.

Mit einem Lohnkutſcher fuhr ich nach München. Von der Anhöhe bei Freiſing erblickte ich ſchon in weiter Ferne die ganze Kette der Alpen, die am Horizont ſo ſehnſüchtig blau auftauchten, daß deren Anblick mich völlig elektriſirte. München ſah damals noch ſehr unſcheinbar und altfränkiſch aus, es hielt mich nur einen halben Tag.

Am andern Morgen nahm ich mein Ränzel auf die Schultern und wanderte im Eilſchritt über die öden Flächen den lieben Alpen entgegen, deren Berge allmählich näher und näher traten. Ein Student und deſperater Fußgänger hatte ſich unterwegs mir angeſchloſſen, und ſo kamen wir, als es ſchon abendlich wurde, nach Tegernſee, ein Weg

von zwölf guten Stunden. Obwohl ſchon ſehr ermüdet, wollte ich noch Schlierſee erreichen, welches nur eine Stunde entfernt ſein ſollte. Der etwas beſchwerliche Bergweg erſchöpfte aber meine Kräfte, und es war dunkle Nacht, als ich mich an dem Tiſche im Wirthshauſe ausruhen und ein Abendeſſen beſtellen konnte; denn ich hatte den ganzen Tag noch nichts als Bier und Brod genoſſen. Endlich wurde Suppe und Braten aufgeſtellt; aber ich war faſt bewußtlos vor Ermüdung und konnte keinen Biſſen anrühren; ja die Beine waren ſteif und angeſchwollen, ſo daß mich die Kellnerin auf mein Stübchen ins Bett bringen mußte, wo ich auch ſogleich einſchlief.

Die Morgenſonne endlich weckte mich aus einem Todesſchlafe. Ich wollte nun aufſpringen, aber ſiehe da, es war nicht möglich, die Beine zu bewegen; mit Schrecken entdeckte ich, daß die Muskeln als ein hochrothes Band ſich auf den Schenkeln abzeichneten, alſo ſehr entzündet waren. So mußte ich denn abermals liegen bleiben, wo die Bergfreude angehen ſollte. Draußen glänzte die Sonne und ſangen die Vögel, und ich lag wie angeſchraubt im Bette. Die freundliche Kellnerin brachte mir nun Blätter vom Fliederſtrauch, die ich auflegte, und welche die Entzündung auch ſehr milderten, ſo daß ich am ſpäten Abend in Hausſchuhen und auf einen Stock geſtützt bis zum See humpelte; denn es war Johannistag, und ein mächtiger Holzſtoß war am Ufer angezündet worden, der prächtig in den See und in die nächtlichen Gebirge hinausleuchtete. Ueberall von den Almen glänzten ebenfalls Johannisfeuer herunter, und hier am Ufer hatte ſich Jung und Alt verſammelt; die Jungen ſprangen hie und da durch die Flammen und jodelten luſtig herum.

Die folgende Nacht hatte ſich nun die Entzündung ganz gelegt, und die Fliederblätter hatten mich wieder auf die Beine gebracht, welche ich allſogleich auch brauchte und nach dem Wendelſtein ſteuerte. Als ich die Sennhütte erreicht hatte, hob ſich die kahle Felspyramide vor mir in die Höhe, und ein ganz ſchmaler Pfad führte an der mächtigen Wand hinauf. An zwei Stellen mußte man ſogar einen Sprung über die greuliche Tiefe wagen bis zu dem gegenüberſtehenden Felsabſatze, doch klomm ich bis zur Spitze, wo ein kalter Wind mich

heftig anblies. Ich legte mich eine Weile in das kleine Holzkapellchen, welches da oben ſtand, und verſchnaufte. Der Wind ſchien heftiger zu werden; ich trat nun heraus mich umzuſchauen und ſah, daß das Wetter ſich zu ändern begann. Ueber einem Theile der zackigen Häupter dieſer unzählbaren Bergrieſen, welche blau vor mir und unter mir lagen, thürmten ſich ſchwere Wolkenmaſſen, umzogen ſehr ſchnell die Gipfel und ſenkten ſich allmählich immer tiefer herab. Der Wind ſauſte heftiger, und da ich gehört hatte, der Felſenweg ſei nicht ohne Gefahr, wenn bei ſchnell einbrechenden Wettern der Berg ſich in dichtes Gewölk einhülle, ſo eilte ich, ſo ſchnell es gehen wollte, den ſchlimmen Pfad wieder hinab. Schon dröhnte der Donner in den Bergen, der Sturm erhob ſich, und noch lag die Alpe ſehr tief und klein unter mir, während die dunkeln Wolken bereits die Spitze des Wendelſteines umhüllt hatten und ſich an den grauen Wänden tiefer und tiefer herabſenkten. Jetzt krachten Donnerſchläge ganz nahe, Blitze leuchteten in das eigenthümliche Helldunkel der grauſig ſchönen Berglandſchaft hinein, und große Tropfen begannen zu fallen. Glücklicherweiſe hatte ich den Fuß der Wand erreicht, und in Sprüngen rannte ich die Hügel hinab nach einer der Sennhütten. Noch ein Dutzend Schritte davon, brach die Sündfluth los, man ſah nichts mehr, als grade herabſtrömendes Waſſer, vom Blitzlicht grell durchglänzt, und hörte ſein mächtiges Rauſchen von ſchmetternden Donnerſchlägen übertönt.

Athemlos ſtürze ich in die Hütte und werfe mich auf einige Heu- und Laubbündel an die Erde. Ein altes Weib, das auf dem Herde ſaß, machte Geberden des Erſtaunens und zeigte hinaus und nach oben; denn ſprechen konnte man nicht wegen des Tobens der Elemente, die ich in ſolcher Entfeſſelung noch nie geſehen hatte. Der Regen trommelte und raſſelte auf das Schindeldach; bald ſtrömte er an vielen Stellen hindurch, und ich mußte mein Lager deshalb mehrmals ändern. Die Alte ſetzte an die gefährdeten Stellen Schüſſeln und Mulden, um die Ueberſchwemmung im Innern abzuhalten, und kehrte dann auf ihren Herdſitz zurück, wo ſie wieder ihren Roſenkranz nahm und betete. Doch ärger und ärger wurde das Toben. Da nahm ſie eine

Schachtel vom Geſims, holte ein paar kurze, ſchwarze Wachslichtchen heraus, zündete dieſe an, nahm trockene Kräuter und warf ſie, Sprüche murmelnd, in das Herdfeuer, von wo aus alsbald ein dicker Dampf den ganzen Raum erfüllte. Von mir hatte ſie noch keine Notiz genommen. Es war eine wunderliche Scene!

Endlich dröhnte der Donner ferner, der Regen ſtrömte nicht mehr mit der vorigen Heftigkeit, ich kam nach dem heftigen Sturmlauf auch wieder zu Athem, und es wurde möglich, mit der Alten zu reden, bei der ich nun nach einem Abendbrod fragte. Nach Verlauf einer Stunde war denn auch für meinen ausgehungerten Magen ein großer Eierſchmarren gebacken, und tüchtig ermüdet, wie ich war, ſuchte ich bald mein Lager auf dem Heuboden, beſtehend in einem großen Laubſack, auf welchem ich den köſtlichſten Schlaf genoß.

Als ich am andern Morgen die Alm verließ und eine wilde Felsſchlucht hinabſtieg, ſah ich erſt, wie toll das geſtrige Unwetter gehauſt hatte. Ganze Reihen von Tannen und Fichten waren ſammt der Erdſchicht, auf welcher ſie eingewurzelt waren, von den ſteilen Felswänden herabgeſtürzt und lagen drei- und vierfach übereinander geſchichtet am Fuße derſelben. Es war eine mühſame Kletterei, um durch dieſe Zerſtörung hinabzukommen; Mittags war ich indeß in Roſenheim, und andern Tags kam ich an das vorläufige Ziel meiner Wünſche, nach Salzburg.

Zwölftes Capitel.

Salzburg und Fortsetzung der Reise.

Hier wollte ich nun einen längeren Aufenthalt nehmen und sah mich deßhalb nach einer Privatwohnung um, die mein gutes Glück mich auch bald am Markte finden ließ. Die Besitzerin des Hauses war Wittwe. Therese, Elise und Marie hießen ihre heiteren, gutherzigen Töchter, und Thurmwieser der Bewohner des ersten Stockes, Priester und Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium. Der Mittagstisch führte uns alle zusammen und meistens auch der Abend. Alle miteinander waren die heitersten, herzlichsten Menschen, wie ich sie gar nicht besser hätte finden können, dabei das ganze Hauswesen so sauber, gemüthlich, einfach, bürgerlich, die Kost vortrefflich und für mich sehr billig, denn ich zahlte für Alles wöchentlich nicht viel über einen Dukaten.

Ich war gleich in den ersten Tagen hier wie zu Hause. Die Töchter wetteiferten, mir jeden Wunsch an den Augen abzusehen, und der gute Professor war überglücklich einen Maler gefunden zu haben, der sein lange gehegtes Verlangen befriedigen konnte, einige seiner geliebten Berge genau zu konterfeien. Denn Thurmwieser war der eifrigste Liebhaber seiner schönen Salzburger und Tyroler Berge und ihre Vermessung, Besteigung und geognostische Untersuchung seine liebste Beschäftigung. Wenn er von dem Groß-Glockner sprach, nahm seine Stimme einen Ton der Ehrfurcht an, wie die Newton's, wenn er den Namen Gottes nannte. Sonntags las er in Leopoldskron die Messe, ich begleitete ihn, und dann durchstöberten wir die Säle und Zimmer

des öden Schloſſes nach Gemälden, die in der eingeſchloſſenen Luft halb vermodert an den Wänden hingen. Außer großen Roſa di Tivolis fand ich eine ſchöne Landſchaft von A. Both. Oft begleitete er mich auf meinen Ausflügen, und ich konnte ihn dann mit der genauen Zeichnung eines ſeiner Lieblingsberge belohnen.

Da mich in der erſten Woche das ſchönſte Wetter begünſtigte, ſo benutzte ich die Tage ſehr fleißig; von früh vier bis Abends ſieben oder acht Uhr zeichnete oder malte ich. Am häufigſten ſaß ich arbeitend auf dem ſchönen Mönchsberge mit ſeiner alten Veſte, den ſchattigen Lindengruppen und dem Ausblick auf den Kranz der ſchönſten Berge, welche in weitem Bogen die Salzach umziehen.

Die Abendſtunden waren hier oben beſonders köſtlich, wenn der Geisberg, das ferne Tännengebirge und die Pyramide des Watzmann im roſigſten Glanze vor mir lagen, die blühenden Linden ihre ſüßen Düfte hauchten und ein Abendlied von den ungariſchen Reitern geblaſen aus der Stadt herauf tönte. Dann ſchloß ich wohl meine Mappe und las den lieben Brief zum vielleteſten Male, den ich in Salzburg von Guſtchen bekommen hatte, und meine Seele war zu Hauſe bei den Meinigen und bei ihr.

Ende des Monats unternahm ich noch einen mehrtägigen Ausflug nach Berchtesgaden. Als ich Abends im Wirthshauſe ſaß und das Fremdenbuch mir vorgelegt wurde, las ich mit beſonderer Bewegung: „P. Cornelius, Director der Münchner Kunſtakademie, am 18. Juli eine Nacht hier geweſen.“ Ich hatte ja noch gar nichts von Cornelius geſehen, wohl aber von jüngeren Genoſſen gehört, er ſei der gewaltige Chorführer und Bahnbrecher einer neuen, großen Kunſtrichtung.

Nun wäre es beinahe geſchehen, daß ich dem großen Meiſter begegnet wäre; nur einige Tage lagen zwiſchen unſerm gemeinſamen Aufenthalt. Wie doch ein bloßer Name wecken kann! ich bekam große Sehnſucht nach Rom.

Am andern Morgen war es trübe, und es regnete, was mich aber nicht abhielt, in der Ramsau einige großartige Gebirgsmaſſen aus einem Feldkapellchen am Wege zu zeichnen. Das Nebelgerieſel ließ die Umriſſe der Gebirge nur um ſo einfacher und größer hervortreten.

Auf dem Hirſchbühel erkundigte ſich etwas barſch der Zolleinnehmer, als er meinen Paß anſah, ob Dresden in den kaiſerlich öſterreichiſchen oder bairiſchen Staaten liege; außer dieſen beiden Staaten ſchien ihm alles Türkei. In Loſer übernachtete ich, und der Paß mußte abermals dem Herrn Pfleger vorgelegt werden. Hier fand ich aber Intereſſe für meine Vaterſtadt vor. Der Herr erkundigte ſich nach ſeinen Jugendfreunden Theodor Hell und Carl Maria v. Weber, über die ich denn, beſonders über erſteren, genügende Auskunft geben konnte. Auch ſeine Gattin erſchien und nahm Theil an unſerm Geſpräch, und ich erfuhr, daß ſie unter dem Namen Friederika Suſa in die Abendzeitung ſchreibe und alſo auch mit meinem lieben Papa Arnold im Verkehr ſtehe, deſſen Lieblingskind die Veſpertina war.

Nach fünftägiger Wanderung bei ziemlich ſchlechtem Wetter kam ich nach Salzburg zu meinen gemüthlichen Wirthsleuten zurück mit neu erwachter Sehnſucht nach Rom und dem heftigen Verlangen, meine Kräfte an einer größeren Arbeit zu erproben; auch hatte ſich der Wunſch nach einem treuen Reiſegefährten recht fühlbar gemacht, den ich ſchon vorher oft empfunden hatte. Ich hatte mich während meines Aufenthaltes in Salzburg oft umgethan, ob ich nicht einen nach Italien wandernden Kunſtgenoſſen fände, und deshalb auch in den Gaſthöfen nachgeforſcht; doch vergeblich.

In ſolche Gedanken und Wünſche verſunken ſaß ich in meinem Stübchen, als es an die Thüre pochte. Auf mein „Herein" trat ein Mann ein, der bereits in den Fünfzigen ſein mochte, eine gedrungene, breite Geſtalt, ſehr ſauber in ſeiner Kleidung und mit einem Geſicht, auf welchem Tüchtigkeit und ehrenhaftes Weſen mit Fraktur geſchrieben ſtand. Er erzählte, er komme von Trieſt und wolle nach Holland zu Weib und Kind. Er ſei Steuermann auf einem holländiſchen Fahrzeuge, welches Schiffbruch gelitten habe; und zur Beſtätigung des Geſagten legte er mehrere Zeugniſſe von den betreffenden Behörden vor. Der Mann hatte für mich etwas Anziehendes in ſeiner feſten, ruhigen und beſcheidenen Weiſe, und ſo gab ich ihm ein paar Zwanzigkreuzer, was in Betracht meiner ſchwachen Kaſſe viel genannt werden konnte. Er dankte, nahm ſeine Papiere wieder zuſammen, ſah mich

mit einem dankbaren Blick an, als möchte er mir auch etwas Liebes erzeigen, und ſagte: „Ich habe einen langen Weg vor mir, aber ich habe einen guten Reiſegefährten!“

„O, das iſt ja ein Glück!“ erwiderte ich lebhaft, im Gefühl, daß ich einen ſolchen ſchmerzlich entbehre. „Wer iſt es denn?“ „Es iſt der liebe Herrgott ſelber; und hier“ — er zog ein kleines neues Teſtament aus der Bruſttaſche — „hier habe ich ſeine Worte; wenn ich mit ihm rede, ſo antwortet er mir daraus. So wandre ich getroſt, lieber junger Herr!“

Nochmals dankte er und ging. Mich aber hatte die Rede wie ein Pfeil getroffen, und ein Stachel davon blieb auch lange in meinem Herzen ſitzen. Ich hatte an Gott nicht gedacht, für mich war er eine ferne, unbeſtimmte Macht, und dieſer arme Mann ſprach und ſah darein, als kenne er ihn recht wohl, als ſtehe er im lebendigſten Verkehr mit ihm, woraus ihm ein ſo getroſter Muth, eine ſo freudige Zuverſicht erwuchs. Sein kleiner Schatz, das Büchlein, war mir völlig fremd; ich hatte ja nie eine Bibel geleſen.

Dieſe kleine Begebenheit ward bald durch neue Eindrücke vergeſſen, obgleich nicht verloren; denn ſpäter tauchte die Erinnerung daran wieder auf, und ich erkannte in ihr den Anfang einer Reihe tieferer Lebenserfahrungen, welche bedeutend auf die Entwicklung meines innern Lebens einwirkten.

Am 5. Auguſt war das Ränzel gepackt und ſchwerer als früher; der liebe Profeſſor und die zwei älteſten Mädchen begleiteten mich bis Hall, wo nach einem Trunk Ungarwein im Wirthshaus ein herzlicher Abſchied genommen wurde; jene fuhren nach Salzburg zurück, während ich meinen Wanderſtab weiterſetzte und noch bis St. Gilgen marſchirte. Eine ſchwarze Wetterwolke war heraufgezogen und hüllte die Gegend in Nacht, während der Wolfgangſee im grellen Schein der Abendſonne glänzte. Es war eine prachtvolle Beleuchtung, die aber bald in Gewitternacht verſchwand. Der Sturm erhob ſich und brauſte in den Wäldern, Nebelwolken ſenkten ſich an den Gebirgen herab, Blitz und Donner folgten ſich raſch aufeinander, und mit Mühe erreichte ich noch das Wirthshaus, als die Regengüſſe losbrachen.

Weiter ging ich dann nach Ischl, über den schönen Traunsee nach Gmunden, bis zum Traunfall bei Lambach, überall zeichnend, was mir Schönes entgegentrat. Als ich an den felsigen Abhängen des Traunfalls saß und bis gegen Abend mit einer Zeichnung der aus tosenden Wassermassen aufragenden Felsklippen beschäftigt war, erblickte ich plötzlich ein junges Weib neben mir, deren Nahen ich bei dem Wasserdonner in diesem Hexenkessel nicht sofort bemerkt hatte, und welche ihre schwarzen Augen schon länger auf mich gerichtet haben mochte. Es war ein schönes, bräunliches Gesicht, von kleinen, schwarzen Ringellocken umrahmt, welche aus dem rothen Kopftuch hervorquollen.

„Du malst wohl den wilden Fall?" redete sie mich jetzt an, und nach einer Weile kauerte sie sich zu mir nieder und fuhr fort: „Wenn Du mir Deine Hand zeigen wolltest, so könnte ich wohl Dein Geschick daraus ablesen." „Nun" — dachte ich — „die Scenerie ist passend dazu", und reichte ihr die Fläche der Hand. Sie rückte ganz nahe, damit ich sie vor dem Brausen des Falles besser verstehen könne, und erzählte von einem weiten, sehr weiten Weg, der vor mir liege. Ich würde wohlbehalten an mein Ziel kommen, wo mir viel Glück und Ehre blühe, und wo ich viel gute Freunde finden werde. Ich fragte sie nun, wie es bei mir daheim aussehe. „Die Deinen sind wohl auf, aber" — und ein kurzer Blick aus ihren schwarzen, verschmitzten Augen traf mich dabei — „aber es sitzt ein Mädchen daheim, die hat Dich sehr lieb und ist Dir treu; aber es gehen da viele Strichel in der Hand durcheinander, es wird noch viel Widerwärtiges geben, und sie hat's bös! Ja", dehnte sie noch langsam und bedenklich, „es wird noch recht lange dauern und Feindschaft dazwischentreten, aber Du führst sie zuletzt doch noch heim."

Sie sagte noch Vieles, was ich zum Theil wegen des Getöses des Wassers nicht verstehen konnte, theils vergessen habe. Da ich aber oben am Felspfade einen der Zigeuner sah, welcher herabzusteigen sich anschickte, so machte ich mein Buch zu, nahm mein Ränzel auf und gab der Frau ein Geldstück, für welches sie eine heilige Messe in Lambach lesen lassen wollte, damit alles prophezeite Gute für mich in Erfüllung gehe. Ich aber bedachte, daß ein kleiner Stoß mich mit

Leichtigkeit von der ſchmalen Klippe hinab in die tollen Waſſerwirbel bringen und in dieſer Einſamkeit verſchwinden machen könne, und ſtieg mit dem Weibe wieder hinauf.

Jenſeit des Falles lag ein Wirthshaus, wo ich übernachtete. Ich ſah noch ſpät Abends die Zigeuner mit Pferden und Karren am Fluſſe gelagert um ein Feuer ſitzen, eſſend, plaudernd, rauchend, während der Mond ſein bleiches Licht über die Gegend breitete und das ferne fortwährende Donnern des Traunfalles die ſtille Nacht durchtönte.

Von hier aus ging ich am nächſten Morgen wieder nach Gmunden zurück, durchſtrich das Land mehrere Tage kreuz und quer und erinnere mich nur, daß ich auf wilden Gebirgspfaden endlich bei Golling herauskam und dort wieder längere Zeit fleißig zeichnete, namentlich in den ſogenannten „Oefen", koloſſale zuſammengeſtürzte Felsmaſſen, durch welche ſich die Salzach mit prächtigen Waſſerfällen drängt. Ueber den Paß Lueg wanderte ich durch das ſchöne Pinzgau zum Zeller See nach Lend und Gaſtein, dann an den Krimmelfall und in die Herlos, und blieb einige Tage in dem höchſtgelegenen Gebirgsdorfe Tyrols, in Dux.

Der Abend war ſchön; ſo ging ich das ſtille, baumloſe Thal entlang, blumige Matten zur Seite, vor mir im zarteſten Roſenlichte die Schneeriefen des Hallſtein, Schnitter und Rüff mit ihren leuchtenden Spitzen, ſchroffen Wänden, weitgeſtreckten Schneefeldern und Gletſchern, aus welchen lautlos ein mächtiger Waſſerfall herabſtiebte. Kein Vogel zwitſcherte, kein Laub rauſchte, keine Luft regte ſich; es hatte die Natur hier ein Geſicht groß und ſchön, aber voll melancholiſcher Einſamkeit, faſt ſchauerlich. Es war ſo ſchön und einzig großartig, daß ich mich ſetzen mußte, von dieſem Anblick ganz hingenommen, und nur die würzige, kräftige Luft einſog; aber wer hätte da zeichnen können!

Einen faſt unheimlichen Eindruck machte es mir, daß der mächtige Waſſerfall, welcher aus der Eismaſſe heraus über eine hohe Wand ſich herabwälzte, doch ſo todtenſtill war, obſchon er ſich bewegte. Er mochte ferner ſein, als es den Anſchein hatte. Man muß allein ſein,

wie ich es war, um ſolche Scenen tief zu empfinden. Nächtliche Dämmerung lag über dem Thale, und die Eispyramiden leuchteten rothglühend in das tiefe Schweigen, als ich nach dem kleinen Wirthshauſe des Dörfchens zurückkehrte.

Am andern Morgen regnete es, und ich durfte nicht wagen, über die hohen Berge nach dem Zillerthal zu wandern. So blieb ich auf meinem Stübchen, zeichnete und ſchrieb in mein Tagebuch. Die ſchöne Schweſter der Wirthin, eine Chriemhildengeſtalt, kam mit ihrem Nähzeug herauf und leiſtete mir Geſellſchaft, wie es dort ſo Sitte iſt. Wir plauderten viel, und ſie ſang mir alle Duxer Lieder und Schnacken vor, die ſie wußte.

Als ich unten in der Wirthsſtube mein Mittagsbrod verzehrte, kamen vier Männer, ein langer, älterer Mann und drei jüngere Geſellen mit etwas duſeligen Geſichtern, welche an einem andern Tiſche ebenfalls ihren Imbiß verzehren wollten. Sie hatten von dem Mädchen erfahren, daß ein fremder Maler da ſei, und weil ſie nun daſſelbe Handwerk trieben, ſo ſahen ſie ziemlich ſcheel und mißtrauiſch nach mir herüber, bis der lange Dürre endlich losbrach und erklärte, daß er die Kirche zu malen in Accord genommen habe, daß kein Fremder deshalb herzukommen brauche, er bedürfe keines Gehülfen und habe ſchon ſeine Geſellen. Meine Bemühungen, ihnen den komiſchen Irrthum zu benehmen, ſchienen indeß wenig zu fruchten, bis der Herr Cooperator, welcher inzwiſchen eingetreten war, ihnen die Sache mit beſſerem Erfolge auseinanderſetzte und mich ſogar nach dem Eſſen zu einer Beſichtigung ihres kleinen Kirchleins und deſſen Kunſtwerken einlud. Dies geſchah denn auch, und ich betrachtete mit Erbauung die groſſen Tulipanen und ziegelrothen Roſen nebſt anderem unbekannten Gewächs und Schnörkeln, mit welchen die Maler die Decke des armen Kirchleins geſchmückt hatten. Und ſo war der Friede hergeſtellt.

Die Wanderung führte mich nun durchs Zillerthal. Es war ein trüber Tag; bald am Morgen ſtellte ſich ein melancholiſches Regenwetter ein, welches ohne Unterbrechung den ganzen Tag anhielt. Ich zog, bis auf die Haut durchnäßt, die einſame Straße dahin, die Berge waren in Wolken eingewickelt, der Weg ein Moraſt, die Land-

ſchaft ein eintöniges Grau, der Magen leer, ſo war es kein Wunder, daß ich ſchon Nachmittags vier Uhr recht ermüdet und verſtimmt nach einer Herberge mich umſah. Ein Dörfchen links vom Wege und drin ein breiter Giebel und rauchender Schornſtein lockten mich hinüber. Es war richtig das Wirthshaus, in dem nur eine ſtille Wirthin ſaß und niemand ſonſt zu ſehen war. Es wurde mir langweilig in meinem Stübchen, zum Eſſen war es noch zu früh, denn ich aß immer nur einmal des Tages, nicht aus Unluſt des Magens, ſondern meines ſchwindſüchtigen Geldbeutels wegen; ſo fragte ich die Wirthin, ob ſie nicht etwas zum Leſen habe, um die Zeit mit etwas Geiſtesnahrung auszufüllen, bis der ſchöne Moment zum ſoupiren, was zugleich ein diniren war, kommen würde. Das gute Weib brachte mir bald in der Schürze ein halb Dutzend Bücher, die ich ſogleich durchſtöberte. Ich fühlte mich aber ſehr enttäuſcht, denn es waren Gebets- und Erbauungsbücher, nach denen mich durchaus nicht gelüſtete. Ich dachte endlich: Noth lehrt beten, und griff aus Langerweile nach dem äußerlich anſtändigſten unter dieſen alten Schmökern und las: „Beicht- und Kommunionbuch von Jaſpis, Dresden in der Arnold'ſchen Buchhandlung.“ Dieſe letztere Notiz war mir intereſſant, als ein Gruß aus der lieben Vaterſtadt, ja aus dem Hauſe des trefflichen Mannes, durch deſſen Güte ich jetzt hier ſitzen konnte.

Ich blätterte weiter und fand Abſchiedsreden Jeſu aus dem Evangelium Johannis. Ich war überraſcht, erſtaunt, daß man ſo lange Reden und Ausſprüche Chriſti beſitze, denn ich hatte ja noch nie eine Bibel in den Händen gehabt. Die Reden großer Griechen und Römer im Plutarch, den ich aus einer alten Ueberſetzung kannte, hatte ich ſo oft mit Begeiſterung und Ehrfurcht geleſen, und hier war mehr!

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Wenn ihr mich kennetet, ſo kennetet ihr auch meinen Vater. Und von nun an kennet ihr ihn und habt ihn geſehen.“ Und weiter hieß es: „Liebet ihr mich, ſo haltet meine Gebote. Und ich will den Vater bitten, und er ſoll euch einen andern Tröſter geben, daß er bei euch bleibe ewiglich, den Geiſt der Wahr-

heit, welchen die Welt nicht kann empfahen." (Warum kann ihn die Welt nicht empfangen? dies war mir räthſelhaft. „Der tiefſte Conflikt der Weltgeſchichte iſt der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben," ſagt Goethe.) Dann weiter: „Sie ſieht ihn nicht und kennet ihn nicht; ihr aber kennet ihn, denn er bleibet bei euch und wird in euch ſein." „Ich will euch nicht Waiſen laſſen; ich komme zu euch. Es iſt noch um ein Kleines, ſo wird mich die Welt nicht mehr ſehen. Ihr aber ſollt mich ſehen; denn ich lebe, und ihr ſollt auch leben. An demſelbigen Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin, und ihr in mir, und Ich in euch."

Wunderbare Worte! ein Klang aus einer höheren Welt, der mich groß und ſeltſam berührte, deſſen Sinn ich aber doch nicht verſtehen konnte, ſo klar und einfach die Worte lauteten. Ich wurde in eine ſeltſame, unruhige Bewegnng verſetzt, es war, wie in Uhlands verlorner Kirche, der geheimnißvolle Glockenton im Walde; er gab ein leiſes Echo in meinem Innern; ich wußte aber nicht, woher er kam, und was er wolle. Das gute, treuherzige Geſicht meines alten Steuermanns in Salzburg tauchte wieder auf und ſprach von einem treuen Reiſegefährten in die Heimath, Worte, die eine Saite tief im Innerſten berührten; ich aber verſtand ſie nicht. So trat auch dieſer Eindruck wieder in den Hintergrund und ſchien vergeſſen.

Es gibt Lebenseindrücke oft unſcheinbarer Art, die im Gemüth einen geeigneten Boden finden, weil ſie einem innern Bedürfniß entgegenkommen, welche dann lange Zeit unbeachtet zu ruhen ſcheinen, aber dennoch unbewußt im Innern fortarbeiten, um gleichſam ihren Nahrungsſtoff in Fleiſch und Blut abzuſetzen und einem künftigen Eindruck nach dieſer Seite hin mehr und mehr den Boden zu bereiten.

Andern Tags, am 24. Auguſt, kam ich aus dieſen wilden Regionen bei ſchönſtem Wetter in das fruchtbare Innthal herab. Ich war Abends in Innsbruck, wo ich Briefe und Geld von Arnold und den Meinigen vorzufinden hoffte; aber es vergingen acht Tage, ehe das Erwartete eintraf. Im Gaſthofe traf ich am Mittagstiſche einen Mann, welcher ſich beklagte, daß ihm ſo große Schwierigkeiten gemacht würden, ſich hier als Buchhändler zu etabliren, er warte ſchon ſeit

Monaten auf Bescheid. Im Nachbarhause, wo er wohnte, und wohin er mich zum Besuch aufgefordert hatte, fand ich nun eine Menge Bücher aufgestapelt, die zum Theil für mich von großem Interesse waren. Schlegel „über christliche Kunst", sowie Tieck's und Wackenroders Kunstschriften fand ich hier in Wiener Nachdrucken, und der Mann war so freundlich, sie mir zum Durchlesen anzubieten. Da ich genug Zeit besaß, nahm ich das Anerbieten mit Freuden an. Und in der That war es eine glückliche Fügung meines guten Genius, daß er gerade in dieser unfreiwilligen Reisepause mir den freundlichen Buchhändler mit seinem unbenutzten Schatze neuester Litteratur zuführte; denn da mir von Kunstschriften bisher nur der alte Hagedorn, d'Argenville, Mengs und vorzüglich Sulzer zugänglich gewesen waren, von welchen doch keiner mir eine Brücke zum Verständniß der jetzigen Bewegung erbauen konnte, so wurde mir vorläufig durch Schlegel's Buch ein völlig neuer Ausblick eröffnet.

Bisher schien mir die neuere Richtung vorzüglich in der Rückkehr aus dem Manierismus zur Natur zu bestehen; ich sah nun, daß noch ein drittes dazu kam, Der Geist der Poesie, welcher aus der blos materiellen Natur dem empfänglichen Sinne des Künstlers entgegentritt und das Gewöhnliche in Form und Gedanken zum Bedeutenden hinaufhebt. Der Weg zu dieser Erkenntniß soll nun durch das Studium der alten, bisher unbeachteten, großen Meister geöffnet und gleichsam zur Quelle zurückgelenkt werden, um wieder in reine Bahnen zu gelangen. Dies und ähnliches war der Eindruck, den jene Schriften mir hervorbrachten, und ich brannte vor Begierde, eine lebendige Anschauung von diesen Dingen zu gewinnen durch Betrachtung alter und neuer Kunstwerke dieser Art. Hier am Thore des Südens bekam ich gleichsam den Schlüssel in die Hände gedrückt, der mir den Schatz erschließen sollte. Ich lag vier bis fünf Tage über diesen Büchern, so daß mir endlich der Kopf brannte, und sehnte mich heftig nach Rom; denn ich fühlte hindurch, mit Worten sei hier nichts gethan, ich müsse selbst Hand anlegen, die Kräfte erproben und sehen, wie weit ich damit komme.

Die Briefe kamen endlich an, von Papa Arnold, vom Vater

und ein kleiner, lieber Brief von Auguste. So konnte ich denn wieder mein Ränzel schnüren, nachdem ich noch von dem freundlichen Buchhändler einen Homer gekauft und in den Koffer gesteckt hatte, und am 5. September Morgens verließ ich Innsbruck.

Frisch und wohlgemuth fühlte ich mich nach den genossenen Rasttagen und marschirte dem Brenner zu. Die frische Morgenluft, die rasche Bewegung, der Entschluß, nun ohne Kreuz- und Querzüge den graden Weg nach dem ersehnten Italien, nach Rom zu wandern erfüllten mich mit Kraft und Muth, und innerlich geistig angeregt, schritt ich rasch voll Jugendlust des Weges dahin. Es war ein Nebelmorgen, die Wolken zerrannen, blauer Himmel und Sonnenschein lachten die schöne Gegend an, und ich freute mich der verschiedenen Passagiere auf der Straße. Zuerst kam ein Bauer, der mir freundlich einen abkürzenden Fußweg zeigte; Handwerksburschen hinkten schwer bepackt und still grüßend vorüber; ein paar vornehme Kavaliere, ihre Diener hinterdrein, überritten mich armseligen Fußgänger beinah, obwohl ich wegen des Abgrunds zur Seite nicht ausweichen konnte, und die Reitgerte fuhr mir übers Gesicht, was der Gnädige nicht merkte. Vetturini's, mit Reisenden gefüllt und mit Koffern beladen, wurden eingeholt und überholt. Ein Kapuziner mit bleichem Gesicht, rothem Bart, einen langen Stab in der einen, einen Korb in der andern Hand, zog grüßend seines Weges. Mittags endlich im Wirthshause lärmten und tollten Soldaten, und die frischen, lustigen Kellnerinnen hatten nur für diese lustigen Vögel Augen und Ohren.

Eines alten Bettlers muß ich auch noch gedenken, der von weitem schon mit abgezogenem Hut auf mich zukam, und während ich nach ein paar Kreuzern in der Tasche suchte, endlich erbarmend ausrief: „Ach Gott, der Herr ist aber wohl ein Handwerksbursch und hat selber nit viel. Nein, b'hüts Gott, da mag ich nix!" Alle diese Staffagen vergnügten mich sehr, und zwischendurch erdachte ich mir Bilder, die zu malen wären, wovon ich nur eins hier anführen will, welches ich in meinem Tagebuchhefte aufgezeichnet finde, und welches als Probe gelten könnte, daß die eingesogene Romantik schon ihre Wirkung spüren ließ.

Bild: „Das Innere einer Einſiedelei; Morgens; der Alte iſt eben verſchieden und liegt in einem dämmerigen Winkel der Klauſe ruhig, bleich, Lippen und Hände geſchloſſen; aber er liegt etwas abſeits, denn er iſt nicht die Hauptperſon. In der Mitte ein Korb voll Früchte, welche er geſtern noch ſammelte. Am kleinen Fenſter ſitzen traurig die Waldvögel, welche er zu ſich gewöhnt und gefüttert hatte. Die wilde Taube, Hänfling und Finken und ſogar der ſcheue Stieglitz ſitzen da und ſtimmen ihre Trauerlieder an, wie der Chor in der Tragödie. Eine Traube ſchwellt im grünen Laube am Fenſter, ſie wird ungepflückt verdorren, wenn ſie nicht die Spatzen holen. Die Blumen im bemalten Geſchirr hängen die Köpfchen; denn ſie ſind nicht begoſſen worden."

Solches und anderes närriſche Zeug malte ich mir in Gedanken aus und kam dabei rüſtig ausſchreitend über den Brenner. Am andern Tage ſtieg ich vollends die Südſeite hinab und zeichnete mehreres in's Skizzenbuch.

Eine alte, morſche Betſäule ſtand am Wege; darüber ragten, im Morgenroth erglühend, die Spitzen und Hörner majeſtätiſcher Berge in die noch dunkeln Thäler. Die Morgenglocken läuteten in der Tiefe; hier oben aber war es kalt und die ſteil abfallende Straße ſtill und einſam. Ein Stück weiter hinab trat abermals eine ſchöne Berglandſchaft hervor, eine alte noch bewohnte Burg im Mittelgrunde. Genau von demſelben Flecke aus hatte ſie Fohr nach der Natur gezeichnet und aquarellirt, wie ich ſpäter in Rom erſah; Paſſavant war im Beſitz dieſer Zeichnung, und jetzt iſt ſie in meiner Sammlung.

Am 7. September kam ich bis Brixen und am nächſten Tag bis Kollmann. Unter der Veranda eines hübſchen Kneipchens an der Straße verzehrte ich mein Abendbrod mit Wein und las Auguſtens Brief zu wiederholten Malen. Nachts ſtand ich noch lange am Fenſter, die prächtigen Bergformen betrachtend, die im Mondſchein vor mir lagen. Alles war ſo ſtill, nur die Etſch brauſte fern, und die Grillen ſangen.

Schon bei Botzen trat mir der veränderte Charakter der Berglinien bedeutend entgegen. Die phantaſtiſchen, grandioſen Spitzen waren

verſchwunden, es lagerte ſich alles beruhigter in ſeinen, höchſt mannichfaltig geſchwungenen Umriſſen. An Stelle des überwältigend Erhabenen trat großartige Schönheit und Anmuth, ein Unterſchied, wie zwiſchen der Kraft der deutſchen Sprache und der dolcezza des italieniſchen Lautes, wie zwiſchen dem deutſchen Dombau und den Tempelbauten von Päſtum. Wie das Land, ſo das Gewächs.

Das Wandern unter der ſüdlichen Sonne wurde mir jetzt oft recht beſchwerlich. Ich mußte aber die in Innsbruck erhaltenen hundert Thaler möglichſt zuſammenhalten, um damit drei Monate auszukommen. Ich hatte mir feſt vorgenommen, dieſe Summe, welche mein väterlicher Freund und Wohlthäter mir regelmäßig jedes Vierteljahr ſchickte, nie zu überſchreiten, und von meinem lieben Vater, der mit großen Sorgen zu kämpfen hatte, wollte ich durchaus keine Nachhülfe haben; er hätte es ſich ſelbſt abdarben oder Schulden machen müſſen. Deshalb ſuchte ich mich nach der Decke zu ſtrecken, die jetzt immer kürzer wurde, weil die Wirthshäuſer nicht ſo billig wie in Tyrol waren. Dazu kam noch, daß ich allein reiſte, die Sprache — ich kam nun in die italieniſche Sprachregion — nicht verſtand und für die Reiſe nur Kunſt- und Merkwürdigkeitsnotizen aus Stolberg's, der Eliſe von der Recke und des Kephalides Reiſen nach Italien abgeſchrieben hatte. Deshalb fühlte ich mich von hier an ſehr rathlos und verlaſſen, und das Wandern verlor von ſeinem Reiz.

Bei Trient machte ich meinen erſten Sprachverſuch, der ſehr niederſchlagend für mich ausfiel. Ich hatte einen Monat vor meiner Abreiſe in Dresden einige italieniſche Sprachſtunden genommen, war dabei nicht weit gekommen, da ich ohnedies wenig Neigung und Geſchick für Sprachſtudien hatte, und das Wenige war auch wieder etwas in Vergeſſenheit gekommen. Jetzt fing ich nun an, Hals über Kopf ein Heft Geſpräche und Vokabeln auswendig zu lernen, was unterwegs im Gehen ausgeführt wurde. Ich beſchloß nun meine kleine gewonnene Kenntniß zu probiren und redete einen Bauern an, der mir eben entgegen kam. Mit der größten Freundlichkeit und Beredſamkeit antwortete mir der gute Mann ſo viel und geſtikulirte mit den Händen auf das lebhafteſte dazu, daß ich, der nicht das geringſte verſtanden

hatte, sehr froh war, als er aufhörte und ich mit einem „la ringrazio!“ mich verabschieden konnte.

Wie ein üppiger Garten breitete sich nun das Thal zwischen Trient und Roveredo, und die Pflanzenwelt hatte einen südlichen Charakter angenommen. Aus den bleichen Oelbäumen hob sich die schwarzgrüne Cypresse, und der Wein, in Lauben gezogen und überreich mit dunkeln Trauben beladen, bedeckte das Thal bis zur Etsch. Zur Rechten fielen die Abhänge des Monte Baldo steil herab, und endlich in der Nähe der Klause hatten sich die mächtigen Bergrücken so weit gesenkt, daß ich das Ende dieser seit Wochen durchwanderten Bergwelt erwarten durfte. Und so war es denn auch; die lombardische Ebene öffnete mir sammt meiner Mitpilgerin, der Adige, ihre Arme, und die stolzen Alpenriesen entließen uns gnädig.

Die Landstraße ward hier sehr lebendig, denn die Gegend wurde angebauter, bevölkerter, und die Nähe Veronas kündete sich an. Reizende Bilder traten mir hier entgegen. An den Ulmen und Maulbeerbäumen zur Seite des Weges hatte sich der Weinstock hinaufgerankt und zog seine mit schweren Trauben behangenen Guirlanden von Baum zu Baum; unter den Lauben der sich weithin erstreckenden Weingärten sah man fröhliche Gesichter mit dem Sammeln der Trauben beschäftigt, während hübsche Burschen ihre Ochsengespanne führten, die auf zweirädrigen Karren große Bottiche mit Trauben angefüllt zur Kelter fuhren. Ein Singen, Scherzen, Lachen ringsum. Dazu durchzog der Geruch des Mostes den ganzen Weg. Es waren Volksbilder, ganz von dem Anhauch südlicher Schönheit übergossen, Bilder, wie sie späterhin Robert malte.

Gegen Abend erreichte ich Verona. Hier beschloß ich einige Rasttage zu halten, da die Hitze und der Staub der Landstraße auf dieser langen Wegstrecke mich doch etwas ermüdet hatten. Schließlich mußte ich länger warten als mir lieb war, weil mein Koffer von Innsbruck noch nicht angekommen war.

Ich durchstrich die Stadt nach allen Richtungen. Die alterthümlichen Gebäude, die Grabmäler der Scaliger, der Markt mit dem bunten Volkstreiben und die daselbst aufgehäuften köstlichen Früchte

ergötzten mich höchlich, und ich bedauerte nur, daß ich das alles so allein genießen mußte, ohne mich gegen irgend jemand aussprechen zu können. Der Dom, besonders das uralte Portal mit seinen beiden Wächtern, Roland und Olivier, machte einen fast ungeheuerlichen Eindruck. Doch von all diesen schönen Dingen berührte mich am tiefsten und nachhaltigsten ein altes Bild, das ich in der Kirche St. Giorgio zur Seite von St. Zeno und St. Justinus auffand. Es stellte eine Madonna mit dem Kinde dar und vor ihr drei musicirende Engel. So schön und herzbewegend glaubte ich noch kaum etwas gesehen zu haben. Es war von Girolamo dai Libri, einem alten lombardischen Meister, von dem ich bis dahin nichts gehört hatte und auch später nichts als dies Bild gesehen habe.

Hier ging mir zuerst eine Ahnung auf, welche Tiefe des Gemüthslebens und der ihr entsprossenen, himmlischen Schönheit in den Meistern der vorraphaelischen Periode enthalten sei. Schlegels Buch über christliche Kunst hatte jedenfalls in mir vorgearbeitet, und der innere Sinn wie das Auge erschlossen sich um so empfänglicher, als nun ein so anmuthiges Werk dieser Art mir entgegentrat.

Libri war, wie ich in späteren Jahren in „Lanzi, Geschichte der Malerei in Italien", fand, in ganz Italien berühmt durch seine Miniaturbilder, mit denen er Bücher schmückte, und dies Altarbild nannte Lanzi einen Edelstein unter den Bildern dieser Kirche. Es trägt die Jahreszahl 1529.

In Bezug auf eine Sage, er habe zu St. Lionardo einen Lorbeerbaum so natürlich gemalt, daß die Vögel oft zum Fenster hereingeflogen seien, um sich auf seinen Zweigen auszuruhen, macht v. Quandt eine Bemerkung, die mich um so mehr erfreute, weil ich daraus sah, daß dieser feine Kenner einen ähnlich tiefen Eindruck von diesem Bilde empfangen hatte, wie ich selbst, da ich so ganz zufällig, von meinem guten Genius geführt, diese Perle auffand.

Quandt sagt: „Mag man an dem Geschichtchen vom Lorbeerbaum auch zweifeln, so verliert Libri dadurch nicht, er bleibt einer der größten Meister aller Zeiten und Länder; denn das Gemüth zu erheben, ist doch wohl mehr, als ein Thier zu täuschen, und Girolamo

dai Libri vermag jenes im hohen Grade. Auch iſt Libri einer von den wenigen Künſtlern, die ſo rein von fremden Einflüſſen blieben, daß ihre Werke nicht an eine beſtimmte Zeit, in der ſie, oder ein Volk, für das ſie hervorgebracht wurden, erinnern, ſondern das Geſammtgefühl der Menſchen anſprechen. Man kann Libris Styl durchaus weder alterthümlich noch neumodiſch nennen, ſondern muß ihn als zeitlos und doch das jeder Zeit Gehörende, alſo Ewige, in uns zur Anſchauung bringend, wahrhaft bewundern. Bei Erinnerung an dieſes Gemälde fühle ich die Rührung wieder, die ich bei deſſen Anblick fühlte; ich kann ſie nicht verbergen."

Die Art dieſes Meiſters zu ſehen und zu empfinden, ſein Styl — und der Styl iſt ja der Menſch — wirkten tief und bleibend, berührten mich ſympathiſch; ja dieſer alte, liebe Maler und Illuſtrator (er wie ſein Vater waren beſonders berühmt durch ihre Miniaturbilder in Meß- und Choralbüchern, davon ihr Beiname dai Libri) iſt ſo eigentlich mein Schutzpatron geweſen und hat mir zuerſt die Pforten für das innere Heiligthum der Kunſt erſchloſſen.

Mein Koffer war endlich angekommen und weiter befördert worden, ſo konnte ich am 20. September Verona verlaſſen. Gern hätte ich mich einem Vetturin anvertraut; aber die Burſchen, mit welchen ich verhandelte, forderten zu viel und wollten von ihrer Forderung nicht nachlaſſen, da ſie ſahen, daß ich allein war und der Sprache unkundig, alſo nach ihrer Meinung genöthigt, auf Alles einzugehen. Außerdem hätte ich noch mehrere Tage die Abreiſe verſchieben müſſen, da die Kutſcher noch keine Paſſagiere hatten; ſo zog ich es vor, abermals zu Fuß weiter zu wandern trotz der Warnung vor Räubern, welche die Straßen, namentlich in den Apenninen, unſicher machen ſollten.

Ueber Mantua und Bologna erreichte ich in einigen Tagen die Apenninenkette, von welcher ich mir landſchaftliche Schönheit verſprach, aber ſehr enttäuſcht wurde. Die Straße zog ſich auf hohen, öden Bergrücken dahin, es war einſam und unheimlich hier oben; denn ſelten ſah man einen Menſchen, ſeltner einige Gebäude. Am ſpäten Abend erreichte ich einen ſehr hohen Punkt des Gebirges, von wo ich zurückblickend die lange Kette der Alpen fern am Horizont nochmals

aufdämmern ſah und meine letzten Grüße in die liebe Heimath ſenden konnte. Wann werde ich euch wiederſehen, und wie wird es dann mit mir ſtehen; werde ich erlangt haben, wonach ich ſo innig ſtrebte?

Der letzte Tagesmarſch bis Florenz wurde mir recht ſchwer, und ich kam, von Hitze, Staub und der Langweiligkeit des einſamen Wanderns recht erſchöpft, an das Thor, wo der Paß vorgezeigt werden mußte. Der Thorſchreiber fand ſich nicht in den deutſch geſchriebenen Paß, und nachdem er denſelben nach allen Seiten gedreht und betrachtet und den Kopf bedenklich geſchüttelt hatte, ließ er endlich ſeinen Redeſtrom auf mich los. Ich konnte ihm nichts entgegenſetzen, weil ich kein Wort davon verſtand. Zum Glück wegelagerte ein Cicerone in der Nähe, welcher etwas franzöſiſch ſprach, und jetzt zwiſchen uns den Vermittler und Dolmetſch machen und die Wißbegierde des Thorſchreibers befriedigen konnte.

Bei dieſem Retter in der Noth erkundigte ich mich nun nach einer guten und billigen Locanda, wobei ich es um meines ſchwachen Geldbeutels willen auf letztere Eigenſchaft beſonders abgeſehen hatte. Er nannte mir eine ſolche, bat mich die Straße hinaufzugehen, er werde gleich ſelbſt nachkommen und mir die Herberge zeigen, da er in deren Nähe wohne. Der Mann hatte ein widerlich zudringliches Weſen, ein grinſend freundliches Geſicht und ſah außerdem höchſt ſchmierig aus. Er hatte heute vergeblich am Thore auf noble forestieri gelauert und nahm deshalb ſchließlich mit dem armen pittore tedesco vorlieb, ſich wohl mit dem Sprichwort tröſtend, „in der Noth frißt der Teufel Fliegen.“

So lenkten wir denn aus der Hauptſtraße in einige kleine ſchmutzige Gäßchen und landeten zuletzt vor einem Gaſthauſe in einem engen Hofe. Mein Virgil ſagte mir noch ſchnell, ich würde hier brave Leute finden; er ſelbſt wohne mit ſeiner Tochter, „una bella ragazza“, gegenüber, auch habe vor kurzem ein franzöſiſcher Maler hier lange logirt und mit ſeiner Tochter des Abends Guitarre geſpielt und geſungen, und ſie ſeien überaus vergnügt geweſen. Er empfahl ſich auf Wiederſehen und ſchlüpfte in ſeine Hausthüre, während ich plötzlich bedenklich geworden in meine ſchwarze Spelunke eintrat. Ein

entſetzliches Loch! „Lasciate ogni speranza voi ch' entrate", war auch hier ohne Buchſtaben zu leſen, und durchaus keine Ausſicht auf eine ſtärkende Koſt und leibliche Pflege nach beſcheidenſtem Maßſtabe. Meinen Löwenhunger mußte ich mit einer Fogliette eſſigſauren Weines, einem Brödchen und einer traurigen Frittata zu ſtillen ſuchen. Ich war zu erſchöpft, um mich nach einer andern Herberge umzuſehen, und legte mich angekleidet auf mein elendes Lager.

Daß meine ganze Barſchaft nur noch aus einigen dreißig Scudi beſtand und ich damit noch bis Rom reiſen und zwei volle Monate leben ſollte, beunruhigte mich ſehr, und meine Lage machte mir recht traurige Gedanken, über welche aber die Ermüdung dennoch bald ſiegte; denn die Augen fielen mir zu, und ich ſchlief wie todt die ganze Nacht.

„Der Herr gibts den Seinen ſchlafend", hieß es auch hier; denn es löſte ein gütiges Geſchick während meines bleiernen Schlafes meine Bedrängniß.

Ich erwachte plötzlich. Es war Morgen, und mir deuchte, ich wäre bei meinem Namen gerufen worden. Indem ich mir noch die Stirne reibe und mich beſinne, ob ich geträumt habe oder ob es wirklich möglich ſei, ertönt von neuem der Ruf meines Namens, und ich ſpringe auf und ans Fenſter. Da ſtehen zwei mir gänzlich unbekannte Männer, ein junger und ein älterer, jedenfalls deutſche Geſichter — wie froh war ich ſolche zu erblicken — und ſchauen mich höchſt verblüfft an.

„Entſchuldigen Sie, daß wir Sie ſo früh aus dem Schlafe geſtört haben, aber wir glaubten einen Herrn Richter hier zu finden." „Ja, ſo heiße ich." „Einen Maler aus Dresden." „Ganz recht, ein Maler bin ich und aus Dresden ebenfalls." Abermals ſahen ſie mich frappirt an. „Aber jedenfalls ſind Sie der nicht, den wir zu finden glaubten", ſagte der Jüngere, „denn dieſen kenne ich perſönlich." Ich bat die Herren, ſich in meine Höhle herauf zu bemühen, um den Wirrwarr klar zu bringen. Hier erzählte dann der Aeltere, ein feines, intelligentes Geſicht, wie ſie eben am frühen Morgen einen abreiſenden Freund an's Thor gebracht und daſelbſt vom Thorſchreiber erfahren

hätten, daß gestern Abend ein Landsmann und Kunstgenosse Richter aus Dresden angekommen sei und hier wohne. Ihr Freund, den sie nun suchten, sei der Historienmaler August Richter, von welchem sie erfahren hätten, er werde in diesem Herbst von München, wo er studire, eine Reise nach Rom machen.

Ich war glückselig, Landsleute, ja Kunstgenossen durch dies Ohngefähr gefunden zu haben; es war mir, wie es einem Stummen sein mag, der plötzlich die Sprache wiederbekommt; ein Stein war vom Herzen, ein Knebel aus dem Munde genommen.

Der ältere dieser lieben Genossen war der Historienmaler Rehbenitz aus Kiel, ein trefflicher Mensch, ein Freund Schnorr's und Overbeck's. Zum Kaufmann bestimmt und ausgebildet, hatte er sich erst spät der Kunst widmen können. Der jüngere Maler war Hennig aus Leipzig, ein Freund August Richter's. Er hielt sich gegenwärtig in Florenz auf, um bei Mezger das Restauriren von Gemälden zu erlernen.

Ich erzählte Rehbenitz, wie ich gestern Abend in diese schlimme Herberge gekommen sei, und er schlug mir vor, mit zu ihnen zu gehen, wo ich sogleich ein freundliches Zimmer bei Mezger beziehen könne, welches an diesem Morgen durch die Abreise ihres Freundes frei geworden war. „Eine freundliche Wohnung in einer fremden Stadt trägt viel dazu bei, diese in gutem Lichte erscheinen zu lassen, und umgekehrt", meinte Rehbenitz. Ich zahlte meine kleine Zeche und miethete auf eine Woche das vorgeschlagene, sehr reinliche und billige Zimmer bei Mezger, dicht bei S. Maria Novella, und hatte daselbst, mit lieben Landsleuten verkehrend, einen höchst angenehmen Aufenthalt, der mich bald alle überstandene Noth meiner einsamen Reise vergessen ließ.

Der in der Kunstgeschichte wohlbewanderte Rehbenitz begleitete mich oft in Kirchen und Sammlungen und erschloß mir das Verständniß der altflorentiner Schule mehr und mehr. An mir einen ebenso empfänglichen wie der Hülfe bedürftigen Schüler gefunden zu haben, schien dem trefflichen Manne die größte Freude zu machen, und ich wurde zugleich auf die angenehmste Weise in die Anschauungen der in Rom lebenden deutschen Künstler eingeweiht. Bisher waren

mir die alten Florentiner Meiſter ſelbſt dem Namen nach noch fremd geweſen; wie war ich deshalb erſtaunt, in ihren Werken die reichſte Fülle großer, künſtleriſcher Gedanken und in ſchlichter Form eine Wahrheit und Stärke des Ausdrucks, ſtylvolle Größe, Phantaſie und Schönheit zu finden, wie ich es gar nicht geahnt hatte!

Von Taddeo Gaddi machte mir eine Grablegung Chriſti einen beſonders tiefen Eindruck; aber am verſtändlichſten, weil mir ſympathiſch, erſchienen mir Signorelli's prächtige Fresken in der Kapelle Riccardi und der heitere Benozzo Gozzoli, der die alten, heiligen Geſchichten durch die lebenswahrſten Motive und Scenerien ſo liebenswürdig in ſeine Gegenwart hereinzuziehen verſtand, ähnlich wie es Eyk, Dürer und Rembrandt zu ihrer Zeit und in ihrem Lande gethan.

Aber Einen muß ich noch nennen, der ſo rein, ſo ſelig die tiefſte Seele bewegte, deſſen Bilder Blumen gleichen, voll Duft und Glorienſchein, die ein ſeliger Geiſt aus den Himmelsauen auf unſere arme Erde verpflanzt hat, um die Sehnſucht wach zu erhalten nach einer ewigen Heimath; wer kennt ihn nicht, den Beato Angelico da Fieſole? Die Fresken, mit welchen er ſeine Zelle und die Corridore des berühmten Kloſters S. Marco geſchmückt hatte, wurden gar andächtig betrachtet und ſtudirt und ſein Geburtsort, das Bergſtädtlein Fieſole, beſucht.

Nach den Uffizien ging ich womöglich täglich; auch ſchloß ich mich eines Tages einer Geſellſchaft an, welche die Kunſtſchätze des von der großherzoglichen Familie bewohnten Palaſtes Pitti ſich zeigen ließ. In einem der fürſtlichen Gemächer erblickte ich im Vorübergehen auf einem Tiſchchen liegend meine Radirungen: „Dresden und Umgegend". Ueberraſcht blieb ich ſtehen, ſah die wohlbekannten Bilder der lieben Vaterſtadt und begann, ganz von meiner Freude hingenommen, darin zu blättern. Es waren ja meine eigenen Arbeiten, und ſie ſahen mich hier in der Fremde, in dieſem fürſtlichen Hauſe, ſo ganz eigen an, erinnerten mich an mein kleines Stübchen in Dresden, wo ich noch vor wenig Monden oftmals ſo traurig geſeſſen, ſo hoffnungslos für meine künſtleriſche Weiterbildung, ſo gebannt an Arbeiten, die mich

nicht fördern konnten, die nur gemacht werden mußten, um den Lebensbedarf zu erringen.

Da riß mich urplötzlich eine barſche Stimme, die des Herrn Hausmeiſters, aus meinen Träumen, und eine nicht allzu höfliche Zurechtweiſung, die mir das Anrühren dieſer Sachen unterſagte, verſetzte mich ſehr ſchnell wieder in die proſaiſche Wirklichkeit, welcher ich indeß eben ſo ſchnell durch den Anblick einer großen, prächtigen Landſchaft von Rubens und endlich gar der Madonna del Granduca entrückt wurde. Das übliche Trinkgeld an den Hausmeiſter brachte den verſöhnenden Schluß in dieſes Auf- und Abſteigen der Gefühle.

So waren acht glückliche Tage vergangen, und die Eindrücke, welche alle dieſe Herrlichkeit der Kunſt zurückgelaſſen hatte, waren ein Same, der auf einen zwar wenig vorbereiteten aber nicht unempfänglichen Boden gefallen war. Florenz gab mir einen Segen mit auf den Weg nach Rom, den keine andere Stadt der Welt mir beſſer hätte geben können.

So verließ ich denn das ſchöne Firenze, deſſen Lage und Umgebung, Bau- und Bildwerke eine ganz eigenartige Phyſiognomie tragen, welche ihm von einer reichen und kräftigen Vergangenheit aufgeprägt wurde, daß man es nie wieder vergißt.

Ich hatte mich hier einem Vetturin übergeben, der mich in einigen Tagen über Siena, den Traſimeniſchen See entlang, Rom entgegenführte.

Wir kamen zur letzten Station vor Rom, La Storta. Die endlos ſich ausbreitende, bis zum Meere reichende Campagna lag vor den ſehnſüchtigen Blicken. Links traten in langer Reihe die ſchön geformten Sabinerberge hervor, und in der Mitte der weiten Hügelebene entdeckte das Auge die Kuppel von St. Peter, den Bau, welcher im Herzen des deutſchen Vaterlandes vor dreihundert Jahren den Anlaß zur großen Kirchentrennung gab. Wie manches deutſche Künſtlerherz hat hier beim erſten Erblicken dieſes kleinen Punktes, welcher die Lage Roms, das Ziel ſeiner langgehegten Wünſche bezeichnet, höher geſchlagen!

Ecco Roma! ecco San Pietro! rief der Vetturin uns zu, und

nun ging es bald in raſcherem Trabe durch die einſame Gegend weiter. Hier und da erhob ſich ein Thurm oder ein antikes Gemäuer, an welchen Hirten mit ihren Schaf- und Ziegenheerden ſich maleriſch gelagert hatten, faſt die einzige Staffage auf dieſem weltgeſchichtlichen Boden.

Je mehr wir uns Rom näherten, um ſo unruhiger, ſpannender wurde die Erwartung. Die Augen waren überall, und mir war, als hätte ich Vieles ſchon im Traume geſehen, wahrſcheinlich aber auf Bildern, Zeichnungen und Radirungen, die nun alle zur lebensvollſten Gegenwart, zur ſchönſten Wirklichkeit wurden. Jetzt erglänzte die Tiber; die Ponte Molle und eine Oſteria am Wege glaubte ich nach J. Both einmal kopirt zu haben. Während der langen Strecke bis zur Porta del Popolo brachte ich den Kopf nicht mehr in den Wagen.

Unter dem Thore, wo die Päſſe abgenommen wurden, auf dem Platze und unter den Leuten am Thore ſchien eine beſondere Erregung bemerkbar, auch fing man an, von den Kirchthürmen zu bimmeln und zu läuten, bis zuletzt der volle Chorus ſämmtlicher Glocken Roms ein eigenthümliches Geſumme hervorbrachte, welches wie eine Wolke über der Stadt ſchwebte und ſchließlich von der Engelsburg her mit dem Donner der Kanonen begleitet wurde. Der Thorſchreiber gab uns eiligſt die Paſſirſcheine, und es ſtand auf dem meinigen, daß „il Signor Landschaft“ am 28. September einpaſſirt ſei. Es war noch dazu mein Geburtstag, an welchem ich jetzt in höchſt ſolenner Weiſe meinen Einzug unter Glockengeläute und Kanonendonner hielt. Auf wiederholtes Befragen, was dies zu bedeuten habe, erfuhr ich endlich: „Das Conclave hat die Wahl Leo's des Zwölften zum Pabſt ſoeben verkündet.“

Nach einem langen Aufenthalt in der Dogana brachte mich der Vetturin ziemlich bei einbrechender Nacht nach der Via Condotti in das deutſche Gaſthaus von Franz, und ſo lag denn mein Schifflein im erſehnten Hafen!

Dreizehntes Capitel.

Rom.

Welch glückseliges Erwachen brachte der Morgen! Ich mußte mich einige Augenblicke besinnen, ob ich wirklich wach sei oder vielleicht nur träume, ich wäre in Rom. Aber es war kein Traum! Und so sprang ich mit einem Satze aus dem Bette und lief zum Fenster, um mir den augenscheinlichsten Beweis dieser Thatsache zu verschaffen.

Es war noch ziemlich frühe. Die Via Condotti lag noch still und menschenleer im kühlen Morgenschatten; aber am Ausgange derselben leuchtete bereits im goldnen Glanze der Sonne der Pincio mit der Kirche Trinità di Monte über der spanischen Treppe.

Ich kleidete mich rasch an, und das Herz pochte gewaltig in ahnungsvoller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Was werde ich hier sehen und erleben? Werden die Räthselfragen an Kunst und Leben für mich eine Lösung finden? Mein Leben, so hoffte ich, sollte hier Gepräge und Richtung bekommen, und wie werden diese ausfallen? Und endlich: Wen werde ich von Kunstgenossen, bekannten und noch unbekannten, antreffen? Tausend Empfindungen und Fragen bewegten das Gemüth, und vor allem war ich in gespannter Erwartung, was zunächst Kunst und Natur mich würden schauen lassen, und gleich dem andächtigen Pilgersmann betrat ich den Boden der heiligen Stadt mit dem glückseligen Gefühle, am Ziele jahrelang gehegter Wünsche angelangt zu sein.

Ich eilte hinab. Kaum ein paar Schritte gegangen, gewahrte

ich zur Linken das vielgenannte Café Greco, das ich sogleich als erster Morgengast betrat, um meinen Frühstückskaffee einzunehmen und dann meine Wanderung auf gut Glück zu beginnen. Es dauerte nicht lange, so trat ein zweiter Gast ein, ein schlanker, elastisch einherschreitender junger Mann. Kaum hatten wir uns umgeblickt, so lagen wir uns in den Armen. Es war die erste bekannte Seele, die ich hier antreffen sollte, der liebe Wagner aus Meiningen. Er war ausnahmsweise früh ins Café Greco gekommen, weil er einen Brief aus der Heimath erwartet hatte, den er auch richtig vorfand.

Bekanntlich wurden damals, wie vielleicht noch heute, alle Briefe an die deutschen Künstler hier abgegeben, wo das Päckchen am Büffet zwischen einigen Zuckerbüchsen eingeklemmt zu Jedermanns Einsicht seine offene Lagerstätte hatte, selbst Briefe mit Wechseln. Da die meisten Künstler nach Tische ihren Kaffee hier tranken, wurden die Briefe stets von ihnen durchmustert und denjenigen, für welche sich solche vorfanden, davon Nachricht gegeben. Ich habe während meines dreijährigen Aufenthalts in Rom nie gehört, daß Mißbrauch von diesem offenen Brieflager gemacht worden wäre.

So saß ich denn seelenvergnügt mit dem so schnell gefundenen Freunde beim Kaffee und erfuhr zugleich, daß bei seiner Wirthin ein Zimmer noch frei sei, in dem ich, wenn ich es beziehen wollte, Stubennachbar mit ihm sein würde. Was konnte mir lieber sein, als das?

Wir stiegen alsbald miteinander die spanische Treppe hinauf und gingen nach der Via Porta Pinciana, einem der höchst gelegenen Punkte des Monte Pincio, in Wagner's Wohnung. Sie war im Palazzo Guarnieri, der Villa Malta gegenüber. Die Bewohnerin des dritten Stockes war eine alte, freundliche Wittwe, Mariuccia geheißen, bei welcher außer Wagner noch der Hamburger Maler Flor und ein Stralsunder Landschaftsmaler, Namens Fettburg, wohnten. Philipp Veit, welcher bereits verheirathet war, wohnte über uns im vierten Stock.

Das Zimmer, welches ich für mich miethete, war geräumig, hell und billig, es kostete monatlich drei Scudi. In einigen Stühlen, einem Tisch, einem großen Bett und der römischen dreiarmigen Messinglampe

bestand das ganze Mobiliar. Vorhänge waren nicht gebräuchlich.

Der Fußboden von rothbraunen Fliesen war so defekt und locker, wie Thüre und Fenster, durch welche die gesunde Luft jederzeit freien Eingang fand. Desto lieblicher war die Aussicht auf ein Gartenplätzchen der Villa Malta mit einer Weinlaube und einigen Orangen- und Limonenbüschen, aus denen die goldnen Früchte leuchteten, und über welche in weiter Ferne der Vatican mit der mächtigen Peterskuppel sich erhob.

So ließ ich nun meinen Koffer aus dem Gasthofe holen, und ehe es Mittag läutete, war ich in meiner kleinen Wirthschaft eingerichtet und alles fix und fertig. Nach langer, einsamer Wanderung fühlte ich mich äußerst behaglich, in kürzester Frist ein bescheidnes Daheim und noch dazu einen liebenswürdigen Freund zum Nachbar gefunden zu haben.

Der Mittagstisch im „Lepre" und noch mehr die obscure und höchst ursprüngliche Osteria Chiavica, welche am Abend besucht wurde, machte mich bald mit der jüngeren Generation der Genossen bekannt. Es war hier, wie beim ersten Pfingstfeste, ein Gemisch aller Zungen; man hörte da die Baiern und Schwaben, Oesterreicher und Rheinländer, die Norddeutschen, Dänen und Liefländer in ihren Sprachen und Dialecten reden, und meine Landsleute, zahlreich vertreten, glänzten in einigen Prachtexemplaren im pikantesten Sächsisch.

In den ersten Tagen durchstrich ich nun in Wagner's Begleitung die interessantesten Theile der Stadt, um mich einigermaßen zu orientiren. Den Corso entlang über das Capitol wurde zuerst das Campo Vaccino aufgesucht, welches damals für den Alterthümler und Touristen einen etwas geringeren, für den Maler und Poeten aber einen um so reizvolleren Eindruck hervorbrachte; denn die Ausgrabungen dieser großartigen Trümmerwelt waren noch spärlich und das ganze Terrain noch in einem urwüchsigen Zustande. Eine andere Richtung führte über die Ponte Sant' Angelo mit der Engelsburg nach dem St. Peter und dem Vatican.

Die Ueberfülle all dieser Herrlichkeiten, welche fast betäubend auf Sinn und Gemüth wirkte, machte den Vorschlag Wagner's, bei dem

wundervollen Herbſtwetter einige Tage in der Campagna zu zeichnen, recht annehmbar.

So griffen wir eines ſchönen Morgens nach unſeren Skizzenbüchern und Feldſtühlen und gingen nach dem Torre del Quinto hinaus, welcher damals noch nicht zuſammengebrochen war, ſondern von ſeinem maleriſchen Felſen ſchlank und hoch in die weite Landſchaft ſchaute. Welch eine wunderbare Stille hier! Schauend und nachzeichnend empfand ich ſo recht in tiefſter Seele die unſägliche Schönheit dieſer weiten, einſamen Gefilde, über welchen ein Hauch des tiefſten Friedens ſchwebt. Die Tiber zog in großen Windungen, von keinem Schiff oder Boot bedeckt, ihren Waſſerſpiegel durch die unbebauten Matten, und in zart bewegten Linien hoben und ſenkten ſich rothbraune, ſonnverbrannte Hügelketten bis an den Fuß der ſteilen Sabinerberge, welche in einer Entfernung von ſechs und zehn Stunden den Horizont begrenzten. Hie und da ſtand ein Thurm aus dem Mittelalter, ein antikes Grabmal oder andere uralte Trümmer; einzelne aufſteigende Rauchſäulen in weiter Ferne deuteten auf Hirtenfamilien, welche im Herbſt und Winter vom Sabinergebirge herabkommen, dieſe ſchöne Wüſte durchziehen und in irgend einer der vielen Höhlen an den felſigen Abhängen ihre Wohnungen aufſchlagen.

Daß auf dieſen weiten Gefilden eine mehr als zweitauſendjährige Geſchichte ſich abgeſpielt hat, daß Geſchlechter, Völker, Städte hier blühten und wieder verſchwanden, und nun nach langen, wechſelvollen Kämpfen alles wieder in die Arme der Mutter Natur zurückgeſunken, ſchlummernd und träumend vor uns liegt, giebt dieſer Landſchaft ihr hiſtoriſches Gepräge; über all ihre hohe Formenſchönheit iſt der Hauch einer ſanften Melancholie ausgegoſſen und ſomit das ſchönſte Material für künſtleriſche Geſtaltung dargeboten.

Rom iſt auch darin vielleicht einzig, daß, ſobald man aus ſeinen Thoren tritt, innerhalb welcher ein ſo großartiges Kulturleben alter und neuer Zeit uns umwogt, wir außerhalb derſelben faſt unmittelbar in die Einſamkeit einer Wüſte, ja in eine Art Urzuſtand zurückverſetzt werden.

Den ganzen Tag ſaß ich nun, auf das eifrigſte bemüht, mit

möglichſter Genauigkeit den Gang dieſer ſchönen Berg- und Hügellinien wiederzugeben, was indeß nur wenig gelingen wollte; denn mein nordiſches Auge erkannte noch nicht genug den zarten und doch ſo charakteriſtiſchen Schwung und Zug dieſer Umriſſe, auch war ich früher nie darauf hingewieſen worden. Fleißig zeichneten wir ſo den ganzen Tag, bis Abend und Hunger uns an den Rückweg mahnten. In den folgenden Tagen wurde ich nun mit einigen Landsleuten näher bekannt, unter welchen ich Oehme zuerſt nennen muß, weil wir uns beide ſehr bald zu einander hingezogen fühlten und eine Freundſchaft ſich anknüpfte, die das Leben hindurch treu ausgedauert hat. Er war eine feine, poetiſche Natur, ſchlicht und herzlich und bei aller ruhigen Behaglichkeit ſeines Weſens voll des köſtlichſten Humors und Mutterwitzes.

Mancherlei Berührungspunkte hatte es bisher unter uns gegeben. Als vierjähriges Kind hatte er mich, wie er oft ſcherzend erwähnte, gewartet; denn unſere Mütter waren Hausgenoſſen und unter ſich befreundet geweſen, und er, noch im Kinderkäppchen, hatte verlangt, mich, das Wickelkind, auf den Schoß zu nehmen, wie er es von Mama geſehen hatte; dann kamen wir auseinander, und ſpäter bewunderte ich ſein großes Talent für das Komiſche auf der Bühne und ſeine erſten ausgeſtellten Verſuche in der Malerei. Hier in Rom entdeckten wir bald, daß ein anderes liebes Geheimniß uns verband; denn er hatte eine Emma, wie ich eine Auguſte, in der Heimath und im Herzen, beide Mädchen kannten ſich, beide wurden von Pflegeeltern erzogen, welche einander nicht unbekannt waren, und ſo konnte es nicht fehlen, daß wir uns ebenfalls vertraulich nahe fühlten.

Oehme hatte ein Bild von Grotta Ferrata angefangen, deſſen ſaubere Aufzeichnung auf die Leinwand mich lockte und reizte, möglichſt bald meine Kräfte zu erproben.

Indem ich nun zu ſolcher Abſicht meine Skizzenbücher durchſah, entſtand in mir ein Bild der jüngſt durchwanderten Alpennatur, gewiſſermaßen ein Zuſammenfaſſen ihrer bedeutendſten Eindrücke, und ich bemühte mich, dies innere Bild äußerlich in einer Skizze zu fixiren. Raſch wurde nun das nöthige Material beſchafft, Pinſel und Farben

gekauft, und in wenig Tagen ſaß ich glückſelig im Schaffensdrange vor meiner aufgeſpannten Leinwand. Bisher hatte ich ja überhaupt nur ein paar mangelhafte Verſuche im Oelmalen gemacht; die neuere Technik, wie ich ſie bei Freund Wagner geübt ſah, war mir noch ganz fremd, und ſo war es naheliegend, daß mich zuweilen der Gedanke beängſtigte, ich könne mit dem Wagniß, mich an ein ſo großes Bild gemacht zu haben, ſchmachvolles Fiasko erleiden. Der Gedanke war mir ein entſetzlicher; allein die Luſt, die Begeiſterung für den Gegenſtand und die Freude, einmal eine eigne Idee zur Ausführung zu bringen, überwog doch bei weitem die Befürchtungen. So componirte und malte ich darauf los und fühlte mich glücklich wie der Fiſch, den eine wohlthätige Hand in ſein Element, in das große Waſſer, geſetzt hat.

Wagner malte ebenfalls an einem größeren Bilde: Terracina mit dem Monte Circello. Es war mir ſehr angenehm, ihn immer unmittelbar in meiner Nähe zu haben und ſeinen Rath benutzen zu können. Wir arbeiteten beide ſehr fleißig den Tag über und beſuchten in den Abendſtunden die ſogenannte Accademia, wo nach Acten gezeichnet wurde. Der treffliche Paſſavant hatte mit einigen Freunden dieſen Verein eingerichtet, ein geeignetes Local gemiethet, für Modell und Beleuchtung geſorgt, und jeder Theilnehmende zahlte einige Scudi, mit welchen die Ausgaben gedeckt wurden. Es war eine Luſt, dieſe mannichfaltigen und immer ſchönen Geſtalten nachzeichnen zu können.

Denſelben Unterſchied, welcher mich bei dem Eintritt in Italien in den landſchaftlichen Naturformen, in der Gebirgs- und Terrainbildung entzückt hatte, ſah ich jetzt auch an der menſchlichen Geſtalt, eine Schönheit der Verhältniſſe und feinſte Ausbildung der einzelnen Theile, wie ſie in den Modellſälen der Heimath nur ſelten zu finden waren. Aber ein ebenſo großer Unterſchied ergab ſich auch in der Art, wie hier das Modellzeichnen behandelt wurde. Daheim wurde eine ſolche Figur immer in eine gewiſſe manierirte Schablone gebracht; es fehlte der Reſpect vor der Natur und ihren conſequenten Bildungen; man ſetzte dafür ein Allgemeines, ich möchte ſagen, eine abſtracte Menſchengeſtalt, an deren Exiſtenz man nicht zu

glauben genöthigt war. Es war eben ein Menſch, ein recht manierirter Menſch dazu, aber nicht der Hans oder Peter, der Peppo oder Cecco, der dem Zeichner geſeſſen hatte.

Hier zeichnete man mit der größten Sorgfalt, mit unendlichem Fleiß und großer Strenge in der Auffaſſung der Individualität, ſo daß dieſe Zeichnungen oft kleine Kunſtwerke wurden, an denen Jeder ſeine Freude haben konnte; denn es war eben ein Stück ſchöner Natur.

Nachdem man ſich hier noch ein paar Stunden wacker angeſtrengt und damit das Tagewerk beſchloſſen hatte, eilte man einer Trattoria oder Oſteria zu. Unſere allabendliche Oſteria hieß il Tritone, ohnweit der Piazza Barberini, wo ein Triton im Baſſin das Waſſer aus dem Horne bläſt. Da man in einer ſolchen Schenke nur Wein und Brod aber keine Speiſen haben kann, ſo wurde unterwegs vom Pizzicarole ſchnell etwas Schinken, Wurſt oder Käſe mitgenommen, oder an einer Straßenecke bei einem Kaſtanienröſter die Taſchen mit den heißen Kaſtanien gefüllt, was denn mit dem vortrefflichen Velletri-Wein ein beſcheidnes Abendeſſen gab. Hier wurden nun mit Scherz und gutem Humor die Tagesereigniſſe in der Künſtlergemeinde, die Arbeiten und ſonſtigen Vorkommniſſe beſprochen, und die im Schwange gehenden Kunſtanſichten ausgeſprochen und pro und contra durchgefochten, wie das in ſolchen geſchloſſenen Kreiſen hergebracht iſt.

Mir, dem Novizen, in den neugewonnenen Kunſtanſchauungen noch wenig Eingeweihten, war dies beſonders nützlich und anregend. Der Staub akademiſcher Antikenſäle, der Kram blaſſer Kunſtregeln und Maximen, wie ich ſie von Kindesbeinen an eingeſogen und mit Mühe geübt hatte, ward hier abgethan und über Bord geworfen. Daheim lagerte noch froſtige Winterkälte auf den abſterbenden Kunſtgefilden, und nur einzelne Zeichen waren es, die mich an einen kommenden Frühling mahnen konnten. Auf meiner Wanderſchaft nach Rom hatten ſich Stimmen und Zeichen gemehrt: Schlegel's und Wackenroder's Schriften in Innsbruck, Girolamo dai Libri in Verona, endlich die köſtlichen, alten Florentiner.

Hier in Rom, das ſah ich, war der herrlichſte Frühling ange-

brochen und im vollen Zuge. In der ganzen Künſtlerſchaar deutſcher Zunge, die hier ſich zuſammengefunden hatte, wogte und wallete ein Strom der Begeiſterung, der nach einem gemeinſamen Ziele hindrängte, und dem keiner ſich entziehen wollte noch konnte; an dieſem neuen Leben, dieſem Frühlingswehen, nahm ein Jeder Theil nach dem Maßſtab ſeiner Kräfte; es blühte das edelſte wie das ſchwächſte Kraut!

Die früher verſchmähten, ja faſt verſchollenen großen Maler der vorraphaeliſchen Zeit waren jetzt erkannt, bewundert und fleißig ſtudirt, und in ihrem großen, ſtylvollen, ſtrengen Sinn ſuchte man die Natur zu erfaſſen; es war recht eigentlich, nachdem der Zopf überwunden, eine Rückkehr zur Wahrheit, nicht zur bloßen Wirklichkeit der Natur, eine Wiedergeburt aus dem Geiſte der älteſten großen Kunſt.

Wie in Straßburg Goethe der erſte war, dem zu guter Stunde die jugendlichen Augen aufgethan wurden, den Geiſt Erwin v. Steinbach's in ſeinem Rieſenwerke zu erkennen, während ſeine Zeit ohne Verſtändniß daran vorüberging, ja es als barbariſch bezeichnete, alſo erging es auch mit den großen deutſchen Malerwerken, vom Kölner Dombilde bis zu Dürer's köſtlichen Schöpfungen, die man als „gotiſch" belächelte, und an denen man höchſtens die mühſame Arbeit bewunderte, bis Friedrich Schlegel in ſeinem Buche über chriſtliche Kunſt auch dieſen Geiſt erſchloß, den tiefſinnigen und ſinnigen, den deutſchen und chriſtlichen, welcher in dieſen Bildern lebt. Und gut deutſch und ehrlich fromm wollten alle diejenigen jungen Künſtler auch ſein, in denen ein edlerer Geiſt lebte. Vaterland und Glaube, irdiſche und himmliſche Heimath waren die beiden Pole, inmitten derer ſich das geſunde Leben bewegte; in dem einen wurzelte das Gemüth, nach dem andern ſtrebte der Geiſt.

Unter dieſer jungen Schaar gab es nun freilich manche, die im Aeußerlichen hängen blieben, andere, welche dieſe Anſchauungen in ein ſolches Extrem trieben, daß der Thorheit Thür und Thor geöffnet war. So ſahen z. B. manche in Raphael ſchon den Abfall von der wahren Kunſt und ließen nur ſeine Jugendwerke gelten, auch hörte man öfter den Grundſatz aufſtellen, es müſſen die verſchiedenen Fächer in der Malerei aufhören und die Hiſtorienmalerei alles in ſich auf-

nehmen, Landſchaft, Genre, Portrait, wie Blumen- und Fruchtmalerei. Man kann ſich denken, wie ſchmollend einige Alte, welche noch aus Asmus Carſtens' Zeit ſtammten und ganz in Antike aufgegangen waren, dieſes Treiben und Uebertreiben anſahen. Die alten, biedern Heiden mußten das „Nazarenerweſen" haſſen in ſeinen Spitzen und verachten in ſeinen thörichten Extravaganzen, zumal ſie Chriſtenthum von Pfaffenthum nicht zu unterſcheiden vermochten, ſondern für ein und daſſelbe zu halten ſchienen.

Zuweilen beſuchte ich, und meiſt mit Wagner, eine der älteren Künſtlergrößen, ſo den alten Reinhardt, den ich ja aus ſeinen ſchönen Radirungen längſt kannte und bewundert hatte. Daß er mit der neuen Kunſtrichtung nicht ſympathiſirte, wußten wir; doch nahm er uns freundlich auf und zeigte namentlich in früherer Zeit gemachte Oelſtudien aus dem Park Chigi, die meiſterhaft waren. Das ſehr große Arbeitszimmer ſtand voll von Tiſchen, und dieſe waren mit Mappen, Rollen, Studien, Bildern und Gypſen belaſtet; über andere Blätter, welche auf dem Boden lagen, mußte man hinwegſteigen. Am meiſten imponirte mir ſeine Erſcheinung ſelbſt.

Seiner großen, hageren aber kräftigen Geſtalt mit den ernſten, männlichen Zügen ſah man den gegen Wind und Wetter abgehärteten Jäger und Landſchaftsmaler an; die geiſtreichen und edlen Züge und das ruhige, ſichere Benehmen des Mannes habe ich bewundert und mich ſeines Weſens und ſeiner Erſcheinung mehr erfreut, als ſeiner Bilder, die nicht mit dem beliebten, ſpitzen Bleiſtift gemacht waren, ſondern breit, derb, obwohl mit etwas Manier.

In demſelben Hauſe mit ihm wohnte ein anderes altes Kunſthaupt, das, aus der Sturm- und Drangperiode kommend, die neue Richtung in ſich aufgenommen und auf eigne Weiſe verarbeitet hatte. Das war der alte, liebe Meiſter Koch.

Da ſtanden im Vorſaal ſeine fertigen Bilder, eine große, ſchöne Compoſition von Tivoli, der herrliche Schmadribach und einige andere Werke. An der Wand hing eine Untermalung der fünf klugen Jungfrauen von Cornelius, das einzige Bild, welches ich bisher von dieſem Meiſter geſehen hatte. Dieſe Bilder ſah ich während der drei

Winter, die ich in Rom zubrachte, auf derſelben Stelle ſtehen, es fanden ſich keine Käufer dafür, während z. B. die leichter verſtändlichen Veduten Catel's auf Abnehmer nicht zu warten brauchten, was des Alten ſatyriſche Laune gewaltig aufſtachelte, in der er dann in ſehr pikanter Weiſe über Vedutenmalerei, kunſtliebende Foreſtieri und Lohnbedienten declamirte.

Unter dieſen Bildern feſſelte mich beſonders das herrliche Alpenbild, der Schmadribach, durch großartige, poetiſche Auffaſſung. Wie der mächtige Gießbach aus von Wolken umgürteten Schneebergen herabſtürzt, aus dem dunklen Tannenwalde hervorſchäumt, und wie beſonders im Vorgrunde die tobende Eile der wilden Wellen, die ſich über Stämme und Steine wälzen, ausgedrückt war, das entzückte mich über die Maßen. Das Hirtenbüblein mit ſeinem Alphorn, das ſo ruhig, faſt wie verloren, in dieſer großen Natur mit ſeinen paar Geiſen daſteht und dem Sturm und Brauſen des Baches zuſieht, iſt ſo recht köſtlich hineingedacht. Die „Tännle" hatte ihm der geniale, leider etwas verwilderte Hieronymus Heß aus Baſel gemalt und mit Hirſch und Reh, mit Füchslein und wilden Tauben bevölkert.

In dem geräumigen, ganz einfach ausgeſtatteten Atelier ſaß Meiſter Koch vor ſeiner Staffelei und malte an einer Landſchaft, deren Motiv aus Olevano genommen war. Er ſchaute nur ein paar Minuten bei der Begrüßung nach uns auf und richtete alsbald die Frage an mich, ob ich durch Tyrol gekommen ſei, und ließ ſich davon erzählen. Er malte eben an einer Figurengruppe Olevaneſer, die ſich im Grünen mit Tanz, Geſang und Wein erluſtigen.

„Es muß hier luſchtig zugehe! Ja wohl, luſchtig, wie bei der Hochzeit des Camacho! Das will ich auch einmal male; ein ſtupender Gegenſtand!" und nun fing er an, das Bild, welches in ſeiner Phantaſie ſich aufbaute, zu beſchreiben. Die heitere Landſchaft, die tanzenden Nymphen und Schäfer, der reiche Camacho mit ſeiner ſchönen Braut, und endlich die Köche, welche in großen Keſſeln am Feuer die Speiſen herrichten, umgeben von einer Fülle von Wildpret und Geflügel, Früchten und Weinſchläuchen und dem ſchnauſenden Sancho mit ſeinem ernſt zuſchauenden Herrn. Der Alte wurde ganz

lebendig bei dieſer Vorſtellung und paſſte dabei, immer fortmalend, in ſein erloſchenes Pfeifchen, aus welchem ſich jedesmal eine kleine Aſcheneruption erhob, die zum Theil mit vermalt wurde.

In ſeiner begeiſterten Beſchreibung war er ſchon einigemal durch einen rückſichtsloſen Floh geſtört worden, der in einem ſeiner Strümpfe ſein Weſen trieb; plötzlich erwiſchte er ihn, brachte ihn auf ein neben ihm liegendes Tambourin und machte ein höchſt luſtiges Geſicht bei dem muſikaliſchen Knall-Effect, den der Knick hervorbrachte, mit welchem er den kleinen Räuber executirte. Schon vorher hatte ich über den Zweck des Tambourins geſonnen, da ich mir nicht denken konnte, daß der Alte etwa in einer Arbeitspauſe zu ſeinem Vergnügen auf dieſer Schellentrommel panken ſollte, obwohl auch dies nicht als völlig unverträglich mit ſeinem Weſen ſchien; denn er war voll wunderlicher Schrullen und Schnurrpfeifereien.

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich ihn jemals anders, als vor ſeiner Staffelei ſitzend, angetroffen hätte, ſo oft ich ihn auch ſpäter beſuchte, denn er war ſehr fleißig und die Arbeit ſeine Luſt. Sobald es Abend wurde und er genöthigt war, Pinſel und Palette wegzulegen, putzte er beides erſt ſauber, rieb ſich noch einige Farben fein und ſetzte die Palette für den andern Morgen in beſten Stand. Durch Beſuche ließ er ſich niemals im Arbeiten ſtören, ſondern malte ohne Unterbrechung fort.

Nachdem er mich einſt gegen Abend beſucht und mein angefangenes Bild geſehen hatte, nahm er großen Antheil an mir und meiner Arbeit, und ein herzlicher Verkehr entſpann ſich zwiſchen uns von da an, dem ich viel zu meiner Förderung zu verdanken hatte. Bei der Compoſition meines Alpenbildes, der Watzmann, hatte ich mich mehr durch intereſſante Einzelheiten, als durch klare, ſchön gegliederte Anordnung beſtimmen laſſen, wodurch ſich Koch's Bilder ſo vortheilhaft auszeichneten. Er gab mir deshalb den Rath, meine Bilder künftighin nicht in voller Größe auf die Leinwand zu entwerfen, ſondern dieſelben auf ein Quartblatt zu zeichnen, wodurch ich genöthigt ſein würde, vom Einzelnen abzuſehen und auf gute Vertheilung und ſchöne Linienführung zu achten; denn das Ganze muß eher da ſein, als die

Theile, es ist das Erste und Ursprüngliche, und das Einzelne muß sich daraus entwickeln, das ist naturgemäß, und so schafft das Genie auch ohne das Gesetz zu kennen.

Zu den älteren Landschaftsmalern gehörte auch der tüchtige Herr von Rhoden aus Kassel. Ein Bild, die Cascade von Tivoli, beschäftigte ihn schon seit anderthalb Jahren und war noch nicht weit vorgerückt, denn er malte überaus langsam und sorgfältig. Auffallend war mir der Unterschied, welcher sich in seiner Persönlichkeit und seiner Arbeit kundgab. Der kleine, robuste, in Sprache und Geberde so höchst lebendige Mann war wenig productiv, träg und langsam bei der Arbeit; die Malerei, bestimmt in der Zeichnung, sonnig und klar in der Farbe, hatte etwas Trocknes, Glattes, fast Philiströses, was sich mit seinem feurigen, gutmüthig polternden Wesen nicht recht in Einklang bringen ließ. Fast scheint es, daß da, wo inneres Erregtsein fortwährend nach außen hin verpufft, es zu einer Ansammlung im Innern nicht kommen kann und die geistige Productivität geschwächt wird. Wohl jeder Künstler hat schon das Gefühl gehabt, daß er über eine Idee, die noch nicht reif war, eine Composition, die äußerlich noch nicht festgestellt ist, sich nicht ungestraft lang und breit aussprechen darf. Viel Redens darüber kühlt die Empfindung und die Kraft des plastischen Hervorbringens; ja schließlich verliert man leicht die Lust sich weiter damit zu beschäftigen.

Rhoden gehörte zu den Nimrods der Campagna, wodurch ihm ebenfalls viel Zeit verloren ging. Die meisten dieser Jäger verloren die Lust zur Arbeit oft für lange Zeit. Man kann sich aber vorstellen, daß dieses tagelange Herumstreifen in der einsamen Campagna einen großen, ja poetischen Reiz haben mochte; die Bewegung in der milden Luft, die kleinen Jagdabenteuer, das Knallen auf eine unschuldige Lerche, Wachtel oder Schnepfe, das mochte dem Hocken vor der Staffelei und mühsamen Pinseln wohl öfters vorzuziehen sein. Rhoden hatte eine Römerin zur Frau und war katholisch geworden. Als Künstler und Mensch war er von allen geachtet und geliebt.

Ein anderer liebenswürdiger Maler war Reinhold aus Gera; er hat wenig Bilder gemalt, aber ganz vortreffliche Naturstudien gezeichnet

und in Oel gemalt. Ich beſuchte ihn oft, um dieſe Sachen zu ſehen und daraus zu lernen. Reinhold war mit Klein und Erhard in Rom nahe befreundet geweſen und bewohnte daſſelbe Zimmer, in welchem der arme, unglückliche Erhard ſich erſchoſſen hatte. Erhard litt an Melancholie, welche ſich oft bis zum unerträglichen ſteigerte, und verzagte in ſolcher Stimmung gänzlich an ſeinem Talente. Ich glaube auch, daß ſich die italieniſche Natur für ſeine künſtleriſche Eigenthümlichkeit nicht eignete.

Noch drei Landſchaftsmaler aus dieſem Kreiſe lebten in Rom, der alte, liebe Faber aus Hamburg und der Aquarellmaler Welker, Klein's Reiſegefährte; endlich der Schleſier Großpietſch, welcher ſechs den Sammlern bekannte Blätter nach Koch's Naturzeichnungen und Mehreres eigner Compoſition radirt hat.

Noch muß ich hier zweier Künſtler gedenken, deren Arbeiten mich aufs tiefſte berührten. Es waren der Heidelberger Karl Fohr und Horny aus Weimar. Beide waren im Beginn ihrer Laufbahn geſtorben. Fohr ertrank 1818 in der Tiber, und Horny ſtarb in Rom im darauffolgenden Jahre. Ihr Andenken lebte noch warm in den Genoſſen, und die Naturſtudien wie Compoſitionen, welche ſich noch im Beſitz ihrer Freunde vorfanden, verſetzten mich in einen Rauſch der Begeiſterung; insbeſondere war das bei Fohr der Fall. Man darf aber auch nur ſein ſchönes, von Amsler geſtochenes Bildniß betrachten und in dieſe tiefen, ſeelenvollen Augen ſehen, um das poeſievolle Künſtlerherz zu erkennen. Frühere, noch in Deutſchland gemachte Naturſtudien zeigen eine ſo feine, liebevolle Beobachtung der Natur und manierloſe, naive Darſtellung, daß, als dieſe Eigenſchaften mit einem großen Stylgefühl ſich verbanden, die reizvollſten Sachen entſtehen mußten.

Welker beſaß von ihm ein Skizzenbuch, welches ihn wahrſcheinlich ins Albanergebirg begleitet hatte und eine Menge der lebendigſten Volksgruppen, bald gelagert im Walde, bald wandernd, mit Eſeln, Ziegen oder Schweinen dargeſtellt, enthielt. Eine große Tuſchzeichnung Fohr's ſah ich bei Paſſavant, ein Sonntag in Tyrol. Die Burgleute kommen durch den Buchenwald zur alten Kapelle herab, um die Meſſe

zu hören. Weiter Blick in das großartige Gebirgsthal. Eine wundervolle Zeichnung voll poetiſchen Naturlebens, wie ein altes Volkslied, iſt die von dem alten Schlößchen Hirſchhorn am Neckar, mit dem Falken in der blühenden Haide ganz im Vorgrunde; ebenſo eine Tyrolerlandſchaft mit der Feder und aquarellirt: vorn ſchreitet ein Burſch mit ſeinem Mädchen, prächtige Geſtalten, mit einem Buben, welcher auf der Flöte bläſt, einem Dorfe zu. Es iſt unmittelbar nach der Natur gezeichnet und doch ſo groß und ſchön zum völligen Bilde geſtaltet und abgerundet. Ferner erinnere ich mich einiger überaus ſchön gemachter Waldlandſchaften, einer deutſchen und einer von Ariccia.

Ein Studienblatt war mir beſonders intereſſant; eine mit verſchiedenartigem Buſchwerk bewachſene Felswand, an deren Fuß in der Tiefe ein Bach ſich zwiſchen Geſtein hindurchdrängt und dadurch ganz eigenthümliche Ringe und Strudel zieht, was mit ganz beſonderem Fleiße charakteriſirt iſt. Es war mir jedesmal, als höre man da unten zwiſchen Fels und Büſchen das unheimliche Gurgeln, Rauſchen und Plätſchern des Waſſers heraufſtönen, Klänge und Töne, welche oftmals dem einſam Wandernden wie ſchwatzende Menſchenſtimmen klingen. Ihn hatten jedenfalls dieſe wunderlichen Waſſerwirbel zur genauen Nachbildung angezogen im Gedanken an das Nibelungenlied, mit dem er ſich ſo vorzugsweiſe beſchäftigte. Seine letzte Zeichnung ſtellte vor, wie Hagen die Waſſernixen befragt. Er machte dieſelbe für Frau von Humboldt. Ermüdet von der Arbeit geht er nach der Tiber, ſich zu baden, und ſie zogen ihn da wirklich hinab, die unheimlichen Waſſergeiſter, den Zweiundzwanzigjährigen.

Nach meinem Gefühle hätte er der Landſchaftsmalerei eine neue, höchſte Richtung geben können, die Elemente dazu waren vollſtändig vorhanden.

Anders als Fohr war Horny. Höchſt originell, eine großartige, ſtrenge, ja herbe Auffaſſung und Behandlung liebend, ſtudirte er meiſt in den ſterilen Bergen von Olevano und Civitella.]

Neben meiner Wohn- und Arbeitsſtube war ein kleiner Saal, welcher von Fohr' auf Anregen der jüngeren Kunſtgemeinde alle vierzehn Tage zu einer abendlichen Zuſammenkunft eingerichtet wurde,

zu einer Allegria, wie Frau Marinccin ſagte. Eine lange Tafel in der Mitte und auf derſelben ein Fäßchen guten Velletriweins, zwei dreiflammige, römiſche Lampen und ein Dutzend Stühle waren die ganze Ausrüſtung zum Empfang von zwanzig Perſonen. Ein Jeder brachte ſich ſeinen beſcheidenen Abendimbiß in Weinblätter eingewickelt mit und zapfte ſich nach Bedürfniß ſeinen Trunk aus der Tonne.

Thorwaldſen, Veit, Koch und Rhoden beſuchten öfters dieſen Kreis und freuten ſich mit den Fröhlichen. Thorwaldſen, ſeine Cigarre rauchend, ſprach wenig, war aber mit dem lebendigſten Antheil bei den Geſprächen und Scherzen und befand ſich höchſt behaglich. Koch las einigemal aus des Paters Abraham a Santa Clara „Judas der Erzſchelm" höchſt humoriſtiſche Partien vor und erregte allgemeines Ergötzen damit. Beſonders gut klang ſein Vortrag des Nibelungenliedes in der Urſprache, was ihm durch ſeinen Tyroler Dialect erleichtert wurde. Das Erhabene, Gewaltige, Große war ſein Element, deshalb Sophokles, Aeſchylus, oder das Buch Hiob ſeine Lieblinge, die ihn erfaßten und zur Begeiſterung fortriſſen. Goethe zog ihn weniger an. Mit Hermann und Dorothea war er durchaus nicht zufrieden; „der Hermann ſei ein Philiſter, thue ja nix!" Ein epiſches Gedicht müſſe „Heroen handeln laſſe" u. ſ. w.

An ſolchen Abenden überglänzte Oehme's Talent für komiſche Darſtellung alles Andere bei weitem, und wenn er ſeinen ſentimentalen Handwerksburſchen, den Bruder Breslauer, die in Dresden erlebten Abenteuer erzählen ließ, oder den Neujahrswunſch eines ſtotternden, einfältigen Jungen herſagte, oder Aehnliches dieſer Art zum beſten gab, dann erſcholl ein homeriſches Gelächter, Thorwaldſen ſchütterte minutenlang vor recht herzlichem Lachen, und Koch meinte: „Warum wird der Oehme nicht Schauſpieler? er würde der größte Komiker." Seine Bilder liebte Koch nicht beſonders; das Zarte, Duftige, manchmal ans Sentimentale Streifende derſelben war nicht nach Koch's Geſchmack.

Es lag bei Oehme das Komiſche nicht ſowohl in dem Charakteriſtiſchen und Witzigen deſſen, was er ſprach, ſondern darin, daß er faſt ohne alle Hülfsmittel eine Perſönlichkeit ſo vollſtändig in Haltung,

Mienen, Bewegung und Sprache darzuſtellen vermochte und dadurch ein kleines Kunſtwerk hervorzauberte, welches zu heiterſter Laune, ja zum Jubel fortriß.

So waren dieſe Abende eine köſtliche Erfriſchung nach den Arbeitstagen, welche ich fleißig vor meiner Staffelei zugebracht und mich oft recht ſchwer an meinem Watzmann abgemüht hatte. Das Verzagen trat öfters nahe genug; aber die Anregungen, welche Geſelligkeit, Kunſt und Natur auf Schritt und Tritt darboten, gaben dem Leben einen Schwung und förderten einen ſo heiteren Muth, daß ich mich durch keine Schwierigkeit abſchrecken ließ.

Die winterliche Jahreszeit neigte ſich zu Ende, die Mandelbäume hatten geblüht, der Carneval mit ſeiner Luſt, wie die großen Feſte der Oſterwoche waren vorüber, und aus den Gärten ſtrömte des Abends der Duft blühender Orangen, ein Zeichen des Frühlings, der nun in vollem Anzuge war. Mit Wagner hatte ich ſchon einen Plan für den Sommeraufenthalt entworfen. Das Albanergebirge lag uns zunächſt im Sinne, und wir lenkten unſere Schritte, wenn wir unſere Abendpromenade machten, gewöhnlich nach dem Lateran, wo das herrliche Albanergebirge mit ſeinen im Abendgolde glänzenden Städtchen, Flecken und Klöſtern ausgebreitet vor uns lag.

Aber vorher mußte das Bild vollendet daſtehen, welches bisher außer Freund Wagner und im Anfang Koch Niemand geſehen hatte, und als dann endlich die letzten Pinſelſtriche daran gemacht und mit befriedigtem Gefühl der Name darauf geſetzt war, ſtellte ich es in meinem Zimmer aus. Koch war einer der Erſten, der es mit lebendigem Antheil betrachtete und ſeine Freude darüber äußerte. Begegneten ihm jetzt Bekannte auf der Straße, ſo wurden ſie von ihm angehalten und, indem er mit ſeinem dicken Stock auf den Boden ſtampfte, befragt: „Habe Sie das Bild von Richter geſehen? Gehe Sie hin, das müſſe Sie ſich anſchaue, er hat es ausgeſtellt.“ So kam einer um den andern, und namentlich die Landsleute fanden ſich überraſcht durch Art und Weiſe der Darſtellung, da dieſe mich nicht anders kannten, als einen Vedutenradirer aus der verpönten Schule Zingg's. Auch in andere Kreiſe mußte ein günſtiges Urtheil über die Arbeit

gedrungen ſein; denn es beſuchten mich auch Bunſen mit Familie und Baron von Rheden, der Hannover'ſche Geſandte, welche geiſtvolle Männer ſtets ein lebhaftes Intereſſe den neuen Kunſtbeſtrebungen zugewandt hatten.

Von ganz beſonderem Werthe war mir aber der Beſuch Schnorr's, welcher von jetzt an freundlich und endlich auch freundſchaftlich mir, ſeinem jungen Landsmann, entgegenkam und zugethan blieb. Ich fühlte mich gehoben und glücklich durch ſein Lob und ſeine mir geſchenkte Zuneigung; denn zu ihm ſahen wir ja alle mit Verehrung hinauf, als zu einem der Erſten und Beſten. Wenn mir bisher Koch's Einfluß von Bedeutung geweſen war, ſo trat nun auch der Schnorr's dazu, deſſen Perſönlichkeit und Geiſtesrichtung mich noch inniger berührten, weil ich mich ihm nach meiner innerſten Natur verwandter fühlte. Koch's Kunſtart ſuchte mehr das Große und Gewaltige in pathetiſchen Formen auszudrücken, und obgleich ich dies gar wohl nachempfinden, ja davon entzückt werden konnte, ſo erwuchs ſolches doch weniger auf meinem eigenen Grund und Boden, wogegen die Schönheit und Anmuth, die blühende Phantaſie und der ganze Zauber der Romantik, der damals in Schnorr's Schöpfungen waltete, gerade das Element waren, in welchem auch meine Vorſtellungen ſich mit Luſt bewegten. So wurde ich angezogen von allem, was der eignen Natur entſprach, und zog ebenſo aus allem, was mich berührte, das Gleichartige oder ſympathiſch Verwandte, ſo weit das Maß der Kräfte mir gegeben war; deshalb konnte ich meinen eignen Weg getreu verfolgen, ohne durch eigne oder fremde Theorien abgelenkt zu werden.

Indeß mußte der begonnene freundſchaftliche Verkehr bald unterbrochen werden, weil ſich die Zeit genähert hatte, in der ich mit anderen aufs Land gehen und Studien machen wollte. Das Herz ſchlug mir vor Wonne, wenn ich daran dachte, und als mein Bild eingepackt und dem Spediteur zur Abſendung nach Dresden übergeben war, beſtellte Wagner für Oehme und mich einen Wagen, und wir drei fuhren, mit unſeren Zeichen- und Malgeräthen wohl ausgerüſtet, voller Jubel zum Thore hinaus.

Vierzehntes Capitel.

Im Albanergebirge.

Es war ein Maimorgen im hellſten Silberglanze, als wir die Via Appia entlang dahinfuhren, zur Seite Ruinen und Grabtrümmer und die langgeſtreckten Reihen antiker Aquäducte, die bis zum Fuße der Gebirge reichten, welche in duftiger Bläue den ſüdlichen und weſtlichen Horizont umſäumten. Mit begierigen Blicken ſog ich Alles auf, was links und rechts am Wege lag; denn im Winter in fleißiger Arbeit feſtgehalten und mit Eindrücken der Kunſt überreich geſpeiſt, verlangte mein Landſchafterherz dringend nach einer Umſchau in römiſcher Natur.

Bald waren wir am Ziele in Albano angelangt. Die Freunde waren hier ſchon bekannt, und ſo hielten wir am Markte vor einer von Künſtlern gewöhnlich bewohnten Locanda, in welcher wir uns häuslich einrichteten.

Das Albanergebirge trägt überall den Character anmuthsvoller Schönheit, recht im Gegenſatz zu dem grandioſen, ernſten und ſterilen Sabinergebirge. Von den lieblichen Höhen, die mit dem üppigſten Baumwuchs geſchmückt ſind, ſchweift der Blick auf das weite Meer und die Campagna, über das fünf Stunden entfernte Rom hin zum einſamen Soracte, und auf allen Punkten ſchwebt der Duft uralter, klaſſiſcher Sagen. Dort im Süden das Vorgebirge der Circe (monte circello) trägt uns in homeriſches Land, näher die Küſte, wo Aeneas landete, nördlicher des Romulus Siebenhügelſtadt und das uralte Albalonga, von dem unſer Städtchen den Namen trägt, mit ſeinem

ſonderbaren Grabmal, angeblich der Horatier und Curiatier; endlich das nahe Nemi, deſſen See noch heute der Spiegel der Diana heißt, zu deren Heiligthum Oreſtes die Bildſäule der Göttin aus Tauricn brachte. Alle dieſe und ſo viele andere alte Geſchichten, von welchen ich etwas geleſen, gehört oder in Bildern dargeſtellt geſehen hatte, ſie traten hier aus dem traumartigen Dunkel in das goldne Sonnenlicht einer überaus ſchönen Wirklichkeit.

Ich zeichnete viel in den ſogenannten Galerien, den wundervollſten Waldwegen, welche oberhalb Albano nach Caſtel Gandolfo führen. Die uralten Licinen (immergrüne Eichen) ſind die maleriſchſten Bäume, die hier und im Park Chigi beſonders ſchön gefunden werden. Der blaue Albaner See in der Tiefe, von ſteilen Abhängen umſchloſſen, über welche der Monte Cavo (2900 Fuß) ſich erhebt, und auf halber Höhe das Kloſter Pallazuoli geben ein herrliches Bild.

Auf dem Wege nach Ariccia liegt ein Eremitenhäuschen am Walde, darunter ein Brunnen. Auch hier ſaß ich zeichnend mehrere Tage lang unter den ſchattigen Bäumen, und die vorüberziehenden Leute in ihren bunten Trachten amüſirten mich köſtlich. Man hätte ganze Skizzenbücher anfüllen können mit den reizendſten Gruppen und Figuren. Die Frauen und Mädchen mit den ſcharlachrothen, knappanliegenden Jäckchen, oft mit Goldborten geziert, mit den viereckig gelegten weißen Kopftüchern, die Männer mit ihren ſpitzen Hüten, hemdärmelig, mit buntſeidener Leibbinde, die Mönche, die Kinder, die Weinkärrner mit den wunderlichen Karren mit Velletriwein beladen, zu Fuß, zu Eſel, oft ſingend und Tambourin ſchlagend, immer eine Staffage hübſcher als die andere. Das Brünnlein wurde von Menſchen und Vieh in Anſpruch genommen und gab immer neue, reizende Figurengruppen. Am Ende dieſes von Ulmen und Buchen beſchatteten Weges liegt auf der Höhe Ariccia, und man hat fortwährend rechts zwiſchen den dunklen Baumſtämmen den Blick auf das ferne Meer mit den kleinen Ponza-Inſeln.

Ohnweit der Stelle, wo ich Poſto gefaßt hatte, lag Tag für Tag auch ein Bettler. Ein grobes, weißes Bettlaken, in welches er ſich gehüllt hatte, feſſelte ſchon von weitem die Blicke der Vorübergehenden

durch die ungewöhnliche Drapirung; außerdem aber erhob er seine heiseren Klagetöne, sobald er Jemand kommen hörte, auf eine so herz- und ohrenzerreißende Weise, daß er damit gar manchen Bajocco aus den Taschen der Vorüberwandernden lockte. „Misericordia! o buoni cristiani, misericordia! io mojo di fame!“

Diesen Klagegesang hatte ich nun vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit anzuhören und ermangelte nicht, den Bettler durch eine Gabe vorläufig vor dem Hungertode zu schützen. Kam nun ein guter Bekannter des Weges daher, so blieb der wohl ein Weilchen bei ihm stehen, und es wurde dann behaglich geplaudert und gescherzt, nach dessen Weggang aber das Klagelied und das Verhungern mit frischen Kräften fortgesetzt. Wenn es Abend wurde, um Ave Maria, schloß er das Geschäft, das heißt er zählte die Einnahme des Tages, band sie in einen Zipfel des Betttuches in einen Knoten zusammen und zog damit sehr befriedigt heim. Jedenfalls stärkte er sich in der Osteria zum Verhungern für den nächsten Tag.

Und so saß er — nicht eine Leiche — sondern ein fideler, wohlconditionirter Bettler, und nicht nur am andern Morgen, sondern noch Monate und Jahre lang auf demselben lieben, schattigen Waldplätzchen und betrieb sein Geschäft mit ungeschwächten Kräften.

Gleich nach der ersten Woche unseres Aufenthaltes in Albano kamen noch andere Freunde aus Rom, welche ebenfalls in unserer Locanda wohnten; Freund Götzloff zunächst, dann die Brüder Rist aus Stuttgart. Der ältere war Kupferstecher und starb im nächsten Jahre in Rom, der andere Landschaftsmaler. Dann der Landsmann Börner, ein liebenswürdiger und feingebildeter Mann, welcher aber während seines römischen Aufenthaltes fast gänzlich am Arbeiten sich verhindert sah, weil er fortwährend von nervösem Gesichtsschmerz und Schlaflosigkeit geplagt wurde. Da Börner auch späterhin durch seine Kränklichkeit in der künstlerischen Ausbildung zurückblieb, fing er in Leipzig mit sehr geringen Mitteln ein Kunstgeschäft an, welches er zu hohem Flor brachte. Seine warme Liebe zur Kunst und das feine Verständniß derselben verschafften ihm bald eine ausgezeichnete Kundschaft. So stand er unter anderen auch mit Goethe in fort-

währender Verbindung und versorgte ihn mit Mappen von Kupferstichen und Radirungen zur Ansicht und Unterhaltung. Ebenso war der Oberpostdirector Nagler sein Kunde, der berühmte Verfasser des Kunst-Lexikons.

Doch ich habe hier vorgegriffen und will nur noch unter den hinzugekommenen Freunden und Genossen den höchst talentvollen Ernst Fries aus Heidelberg nennen. Er galt für den schönsten jungen Mann unter den deutschen Künstlern in Rom, eine imposante Gestalt, frischen und heitern Wesens, in allen körperlichen Uebungen gewandt, ein guter Fechter, Schwimmer und Reiter.

Ich badete einst mit ihm im Albaner See, bei welcher Gelegenheit er mit mir Brüderschaft machte; das Weihgetränk war freilich nur das Seewasser aus hohler Hand getrunken. Er schwamm weit in den See hinein und rief mir endlich zu, er wolle quer über den ganzen See schwimmen, wenn ich so lange warten wolle, bis er zurückkomme, um die Kleider in Sicht zu behalten. Es war Mittag, und die Sonne warf ihre glühenden Strahlen senkrecht in den Trichter des einsamen Sees. Fries führte sein Schwimmstückchen hin und zurück auch glücklich aus, klagte aber beim Ankleiden schon über das heftigste Brennen auf dem Rücken und hatte schließlich viele Tage die grausamsten Schmerzen auszustehen, weil die ganze Rückenhaut stückweis sich loslöste und er keine Nacht auf dem Rücken liegend schlafen konnte.

Fries war mit seinem Landsmann Fohr und näher noch mit Rottmann befreundet gewesen und hatte viel von des Letzteren Art und Auffassung angenommen, während für mich die Romantik Fohr's eine ungleich größere Anziehung ausübte. Von Albano wandte sich Fries nach Florenz und studirte in der Gegend von Massa, Carrara und an der Küste bei Spezzia. Dort lernte er den Engländer Wallis kennen, von dessen Farbenbehandlung und Technik er begeistert war und Vieles annahm.

Bei aller Schönheit der Umgebung Albanos wurde es mir doch schwer, charakteristische Landschaftsbilder, glückliche Motive, die sich weiter ausbilden lassen, aufzufinden, obwohl sie in Hülle und Fülle

vorhanden waren, und es blieb meistens bei Studien und Einzelheiten. Der Sinn für bedeutende Auffassung, für ein abgeschlossenes Ganze war noch zu wenig in mir ausgebildet. So sehr ich diesen Mangel fühlte, wußte ich ihm doch nicht abzuhelfen.

Indessen zeichnete und malte ich mit den anderen nach bestem Vermögen fort, und am Abend, wenn wir in die Herberge zurückgekehrt waren, sah sich ein Jeder seine im Schweiße des Angesichts eroberten Studien an und kratzte sich wohl bedenklich hinter den Ohren, wenn er sich gestehen mußte, daß die Erinnerung an das in der Natur Gesehene das Beste dazu thun mußte.

Nach dem Abendessen genossen wir noch den Feierabend, entweder vor dem Städtchen promenirend, oder vor der Hausthür sitzend und dem Treiben der Leute zuschauend, welche bei der Abendkühle aus ihren Häusern hervorgekommen waren, Boccia oder Morra spielten und sich auf ihre Weise amüsirten. Am Brunnen gab es viel des Plauderns und Scherzens und helles Lachen der Mädchen und Frauen. Ihre anmuthig schönen Bewegungen beim Aufheben der Conca (das schöngeformte, kupferne Wassergefäß) auf den Kopf, das stattliche Einherschreiten mit dieser Last, welches ebensoviel Vorsicht wie elastisch gleichmäßigen Gang erfordert, ergötzte uns Maler. Kam nun ein hübscher Bursch oder ein spaßiger Alter dazu, so wurde der Schwarm doppelt lebendig, und gellendes Gelächter übertönte bald den Singsang des heimkehrenden Eseltreibers, wie den Chor der Nachtigallen in den Gärten und Büschen, bis endlich das ganze Concert in dem entsetzlich sentimentalen Geschrei eines Esels seinen Abschluß fand. Die hübschen Bilder sind unzählbar, die sich da aufdrängen.

Eines Morgens zeichnete ich mit Wagner unten am See. Unsere Zeichnungen sahen freilich trocken aus, aber die Scene selbst sehe ich noch in ihrer ganzen, zaubervollen Schönheit vor mir.

Einer prächtigen Esche, welche ihre laubigen Aeste bis tief herab zum Wasserspiegel neigte, hatte sich ein Feigenbaum zugesellt; gleich einem Geschwisterpaar, zwar verschieden, aber wie aus einer Wurzel entsprossen, hielten sie sich umschlungen. Das schlangenartig gewundene Gezweig des Feigenbaums zeichnete sich sehr schön auf dem Schatten-

dunkel der Eſche, und von den Nachbarbüſchen zogen ſich lange Guirlanden wilden Weines, welche den Feigenbaum umrankten. Von der anderen Seite dagegen umflocht bis in den Wipfel ein Buſch Waldroſen mit tauſend aufgeblühten Blumen ſeine liebe Eſche, die ihr ſchönes Laub im ſanften Morgenwinde hin- und herbewegte, umduftet von den vielen Roſen und der köſtlichen Weinblüthe, und die Vögel ſangen und zwitſcherten ihr Liedchen daraus hervor. Silbern glänzte der See durch die grünen Zweige. Der gegenüberliegende ſteile Berghang lag noch im Morgenſchatten, und man konnte ſich Nymphen und ſcherzende Liebesgötter dazu denken, wie ſie Tizian in ſeine Landſchaften bringt.

Als ich in ſpätern Jahren öfters Gelegenheit hatte, Gluck's wundervolle Muſik zu dem Zaubergarten der Armida zu hören, ſtieg dies unbeſchreiblich ſchöne Landſchaftsbild gewöhnlich in der Erinnerung auf.

Um dem Parke Chigi näher zu ſein, ſiedelten wir nach Ariccia über, wo wir einige Wochen blieben. Der Sage nach ſoll der Park ein Reſt des Dianenhains ſein, und die Beſitzer laſſen dies prächtige Stück Natur völlig unberührt von aller Kultur. Die mächtigſten Baumgruppen der Eichen und Licinen krönten die ſteilen Hügel und gaben herrliche Studien für den Maler. Die Pfade durch das über Mannshöhe aufgeſchoſſene Geſtrüpp und Gras waren faſt undurchdringlich geworden, auch ſchon der vielen Inſecten, Schlangen und des ſonſtigen Gewürms wegen. Bäume, welche morſch zuſammengebrochen waren, blieben liegen und moderten in dieſer Wildniß, Schlingpflanzen wucherten üppig an den Stämmen hinauf und überdeckten die umgeſtürzten, welche am Boden faulten; kurz, es glich irgend einem Märchen- und Zauberwalde, wie ihn die lebhafteſte Phantaſie nicht beſſer vormalen kann. Das blaue Meer ſchaute aus der Ferne in dies Waldgeheimniß hinein.

Nach einem Aufenthalte von mehreren Wochen kehrten wir wieder nach Rom zurück, ſahen die Feſtlichkeiten am Tage Peter und Paul, und rüſteten uns zu einem zweiten Ausflug nach Tivoli und dem Sabinergebirge.

Fünfzehntes Capitel.

Im Sabinergebirge.

Nach so langem Herumstreifen in freier Natur, in Wald und Bergen, war es wohlthuend, in Rom eine kurze Pause zu machen, um sich an den großen Kunstwerken im Vatikan und in den Galerien Borgheſe und Doria wieder zu ſammeln und zu ſtärken.

Nachdem nun mancherlei Geſchäfte abgethan, Papier, Farben und Stifte completirt waren, wanderten wir unſerer fünf, Oehme, Wagner, Götzloff, Riſt und ich, nach Tivoli.

Der Weg durch die Campagna war ſehr heiß, und wir langten gegen Mittag an den Weingärten und dem Olivenwalde an, wo der Pfad nach dem Städtchen ſich hinaufzieht. In den engen Gäßchen, welche zu unſerem Albergo, der Sibylle, führten, waren wir bald von einem Gefolge von Bettlern aller Art begleitet. Kinder und Greiſe, Krüppel und Geſunde, Bettler von Metier und Dilettirende, welche zum Zeitvertreib und aus Langeweile mitliefen, jammernd oder luſtige Witze reißend, ſie alle umſchwirrten uns wie die Fliegen; ja ein altes Weib ſtreckte ihre dürre Hand aus einem Fenſter des dritten Stockes mit der Bitte „un bajocco, Signori!“ So langten wir mit ſtattlichem Gefolge ſammt unſerem Eſel, welcher das Gepäck trug, vor der Sibylle an. Der Wirth wies uns mehrere kleine Zimmer an, und ein billiger Accord für Koſt und Wohnung war bald abgeſchloſſen.

Vor der Hausthür ſaß auf der Steinbank ein achtzigjähriger deutſcher Maler, ein Hannoveraner, der uns ſtumpf und grämlich anſah. Er war ein Freund des früheren Wirths geweſen und von

dieſem teſtamentariſch auf den Sohn vererbt worden zu lebenslänglicher Pflege für eine ſehr geringe Penſion, welche er aus ſeiner Heimath bezog. Er wußte von Asmus Carſtens und anderen Zeitgenoſſen zu erzählen, hatte auch Kniep gekannt, den Landſchaftsmaler, welcher Goethe nach Sicilien begleitete. Freund Götzloff hatte dieſen alten Kniep einſt in Neapel angetroffen und war von ihm gefragt worden, ob er als Sachſe vielleicht einen gewiſſen Goethe kenne, und ob dieſer noch in Weimar lebe. So iſolirt, abgeſtumpft und abgeſtorben dem Vaterlande lebte das alte Männchen in der Fremde. Eine ähnliche Ruine war der alte Frei, ſo hieß der Sibyllenalte, ohne jede Beziehung zu dem geiſtigen Leben und Bewegen in der Kunſt dieſer Zeit unter ſeinen Landsleuten. Er war deshalb meiſt ſtumm und ſah grämlich drein, und nur auf Befragen hörte man von ihm ein Stück Kunſtgeſchichte vom Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts.

Die Fenſter unſerer Zimmer gingen auf den Hof hinaus, in welchem an ſteil abfallender Felswand der bekannte Tempel der Sibylle oder Veſta ſtand. Aus der Tiefe des grün umbuſchten Felſenkeſſels tönte das Gebraus des Anio herauf, welcher, nachdem er in prachtvoller Cascade ſich in die Neptunsgrotte hinabgeſtürzt hat, zwiſchen Felſen gedrängt, dumpf grollend und brauſend ſeinen Weg aus dem Thale ſucht.

Hier oben war Freund Oehmes und mein Lieblingsplätzchen. Wenn wir des Tages Laſt und Hitze getragen und unſer einfaches pranzo verzehrt hatten, lagerten wir uns gern in ſpäten Abendſtunden zwiſchen den Säulen des kleinen, reizenden Tempels und plauderten über Kunſt mit dem redlichſten Bemühen, uns darüber klarer zu werden, und das Ende vom Liede war gewöhnlich ein Gedenken der Liebſten in der Heimath, ein Stoff, der nie an Reiz verlieren konnte. Das herzige Freundesgeſpräch, die ſüße Abendſtille, von dem dumpfen Brauſen aus dem Thale nur mehr hervorgehoben, feſſelte uns oft noch an dieſen köſtlichen Ort, nachdem längſt ſchon Dämmerung über Berg und Thal geſunken und die Nacht mit ihren flimmernden Sternbildern heraufgezogen war, die uns ſo freundlich erglänzten, wie den Lieben in der Heimath.

Sobald ich mich einigermaßen in der nächsten Umgebung Tivolis orientirt hatte, ging es an ein fleißiges Arbeiten von früh bis zum Abend, und zwar mit einer Lust und Freude, die gar keine Ermüdung aufkommen ließ; denn die Fülle der verschiedenartigsten und schönsten Motive reizte immer von neuem zur Thätigkeit, und was nicht als ausgeführtes Studienblatt in die Mappe kam, fand wenigstens als flüchtiger Entwurf sein Plätzchen im Skizzenbuche. Ich werde nie die schönen Morgen vergessen, wo ich im Schatten uralter Olivenbäume zeichnend, von Vogelgezwitscher und dem Zirpen der Tausende von Cicaden umtönt, in dieser holden Einsamkeit so recht das Glück meiner Lage empfand.

Drüben auf der anderen Seite des Thales rauschten und stäubten die Cascatellen hernieder, silberglänzend in der Morgensonne, oben lagen die grauen Mauern der Villa des Mäcen, und über den schattigen Olivenwäldern schimmerte in zartem Blau das liebliche Albanergebirge in dies friedliche Landschaftsbild herein. Hübsche, schwarzäugige Mädchen stiegen langsam den Thalweg herauf, den Kopf belastet mit Körben voll süßer Feigen oder früher Trauben, uve zitelle, welche schon im Monat August reif sind, und für einige Bajocchi hatte ich eine Fülle dieser Früchte. Die Mädchen ruhten bei mir aus, guckten neugierig meinem Zeichnen zu und fanden zu ihrer Zufriedenheit alles richtig vor. „O quanto bello!"

Als ich eines Tages so in meine Arbeit vertieft dasaß, machte ein kleines Geräusch mich aufsehen, und zu meinem nicht geringen Erstaunen erblickte ich drei kleine Hausthüren, ordentlich auf Menschenfüßen den Berg hinabwandelnd. Ich erinnerte mich, daß ich eine komische Beschreibung von den riesengroßen Malkasten einiger französischer Maler gehört hatte, die seit mehreren Tagen in der Sibylle einquartirt waren. Diese Riesenkasten, auf die Rücken von Jungen geschnallt, welche dadurch bis auf die Füße bedeckt wurden, waren es, die hier vorbeizogen, und bald folgten ihnen auch die Inhaber.

„Gegensätze berühren sich!" bei den Franzosen und uns traf das nur im räumlichen Sinne zu, denn ihre Zimmer stießen unmittelbar an die unsrigen; aber obwohl sie mindestens ebenso liebenswürdige und

ſolide Leute waren, als wir zu ſein uns ſchmeichelten, ſo kamen wir doch durchaus in keinen Verkehr mit einander. Im Gegentheil mieden wir uns mit einer Art von Scheu; denn jede Partei mochte die andere für mezzo matti halten, die Gegenſätze waren damals zu ſtark. Die franzöſiſchen Maler mit ihren Rieſenkaſten brauchten zu ihren Studien ungeheure Quantitäten von Farbe, welche mit großen Borſtpinſeln halb fingersdick aufgeſetzt wurde. Stets malten ſie aus einer gewiſſen Entfernung, um nur einen Totaleffect, oder wie wir ſagten einen Knalleffect zu erreichen. Sie verbrauchten natürlich ſehr viel Maltuch und Malpapier, denn es wurde faſt nur gemalt, ſelten gezeichnet; wir dagegen hielten es mehr mit dem Zeichnen als mit dem Malen. Der Bleiſtift konnte nicht hart, nicht ſpitz genug ſein, um die Umriſſe bis ins feinſte Detail feſt und beſtimmt zu umziehen. Gebückt ſaß ein Jeder vor ſeinem Malkaſten, der nicht größer war als ein kleiner Papierbogen, und ſuchte mit faſt minutiöſem Fleiß auszuführen, was er vor ſich ſah. Wir verliebten uns in jeden Grashalm, in jeden zierlichen Zweig und wollten keinen anſprechenden Zug uns entgehen laſſen. Luft- und Lichteffecte wurden eher gemieden als geſucht; kurz, ein Jeder war bemüht, den Gegenſtand möglichſt objectiv, treu wie im Spiegel, wiederzugeben.

Wie wenig das aber dennoch gelingen wollte, erfuhr ich gerade hier in Tivoli recht auffallend. Wir ſaßen einſt unſerer vier auf einem ſchmalen Felsvorſprung eng nebeneinander, der großen Cascade des Anio gegenüber. Jeder befleißigte ſich der möglichſten Treue in der Wiedergabe des Gegenſtandes, und deshalb war ich nicht wenig überraſcht, als ich, am Schluß der Arbeit aufgeſtanden, die vier vor mir liegenden Bilder überblicken konnte und ſie ſo abweichend von einander fand. In der Stimmung, in Farbe, im Charakter der Contur war bei Jedem etwas anderes hineingekommen, eine leiſe Umwandlung zu ſpüren. Ich merkte, daß unſere Augenpaare wohl das Gleiche geſehen, aber das Geſehene in eines Jeden Innerem je nach ſeiner Individualität ſich umgeſtaltet hatte. Am ſtärkſten trat es bei einem Melancholicus hervor. Bei ihm waren die bewegten Umriſſe der Buſch- und Felsmaſſen ruhiger und gradliniger, die heitere Farbe der goldig bräun-

lichen Felsen bleicher und trüber geworden; dagegen machte sich ein nächtliches Violett in den Schatten sehr geltend, welche in der Natur doch so klar und farbig erschienen. Kurz, des Menschen Art offenbarte sich ganz entschieden in seiner Malerei, und so war es bei einem Jeden. Ich will dabei nicht verhehlen, daß mir das eigne Opus zwar unsicher, tastend, suchend, nachfühlend, aber gegen die drei anderen am objectivsten und treuesten erschien.

Nun war diese Erfahrung, daß ein Jeder die Natur anders ansieht oder vielmehr anders reproducirt, durchaus nichts Neues; aber ich hatte es noch nie so tief empfunden, so augenscheinlich gesehen, daß die Kunst nur der beseelte Wiederschein der Natur aus dem Spiegel der Seele sei, und daß deshalb eine gesunde und reine Entwicklung der Sinnes- und Denkweise, die Ausgestaltung des inneren Menschen, auch in Beziehung auf die Kunst von größter Bedeutung sein müsse. Goethe ruft den jungen Künstlern zu: „Denkt gut, so werdet ihr etwas Rechtes schaffen!"

Nachdem nun manches Studienblatt gesammelt worden war, bald in den brausenden Felsenkesseln der Sibyllen-Grotte, bald in der köstlichen Villa d'Este oder in dem einsamen Thale, wo die Claudischen Aquäducte stehen, oder von interessanten Häusergruppen in der Stadt selbst, so faßten Wagner und ich den Entschluß, den ganzen Monat September in Olevano zuzubringen, welches seit Koch's Zeiten der Lieblingsaufenthalt der deutschen Maler geworden war.

In der letzten Woche unseres Aufenthalts hatten wir noch die Freude, Philipp Veit und von Rhoden in die Sibylle einkehren zu sehen. Der drückenden Hitze Rom's entflohen, suchten sie in dem wasserreichen Tibur sich zu erfrischen, und strichen, die Flinte auf dem Rücken, in den Bergen herum, um gelegentlich einen Hasen oder ein paar Vögel zu schießen. Die Abende, welche uns gewöhnlich zusammenführten, wurden lebhafter und anregend durch Gespräche über Kunst und Litteratur; denn Veit trieb damals mit Eifer das Spanische und hatte sich in Cervantes, besonders aber in Calderon vertieft. Der sehr lebhafte, kräftige Rhoden dagegen tischte oft recht wunderliche

Jagdgeſchichten auf, die, wenn auch nicht immer glaubhaft, doch ſehr erheiternd wirkten.

Einſt traf ich ihn um die Vesperzeit im Gemäuer des Sibyllentempelchens, ganz vertieft in einen alten Pergamentband. Es waren die Schriften der heiligen Thereſia, die er immer in ſeiner Jagdtaſche bei ſich trug, und deren Geiſt und Tiefſinn er mir ſogleich in feurigen Worten anpries. Mir aber waren dieſe Regionen ganz fremd, und ich wußte ihm deshalb nicht viel zu erwidern; nur war ich überraſcht, den nichts weniger als aſcetiſch ausſehenden Mann, dieſe kräftige, ja derbe Perſönlichkeit, gerade nach einer ſo ſublimen Richtung hin begeiſtert zu finden.

Es waren ein paar Regentage eingetreten. Als der zweite Morgen keine Ausſicht auf Aenderung bot und der Regen noch ſo langweilig herabgoß, als Tags zuvor, machte einer von uns ſcherzweiſe den Vorſchlag, am Nachmittage eine kleine Ausſtellung zu veranſtalten, zu welcher Jeder am Morgen eine Compoſition entwerfen ſolle.

Geſagt, gethan! Es brachte Jeder Etwas zu Stande, und der unbehaglich ſich anlaſſende Tag verging in heiterer Beſchäftigung. Einige hatten Motive aus Albano ausgebildet, Oehme aber den Eingang in eine gothiſche Dorfkirche mit einem Theil des Kirchhofs kräftig mit der Feder entworfen.

Ich hatte ohne weiteres Beſinnen eine Gruppe ſächſiſcher Landleute mit ihren Kindern gezeichnet, welche auf einem Pfade durch hohes Korn einer fernen Dorfkirche zuwandern, ein Sonntagsmorgen im Vaterlande. Dieſe Art von Gegenſtänden war damals nicht an der Tagesordnung und in Rom erſt recht nicht. Das Blatt machte deshalb unter den Andern einige Wirkung; Oehme bat es ſich aus und gab mir dafür ſeine Zeichnung. Ich erinnere mich wohl, wie ich das Blatt ohne Ueberlegen, gleichſam ſcherzweiſe, meinen damaligen Beſtrebungen und Theorien entgegen, hinwarf, und dieſer Umſtand iſt mir in ſpäteren Jahren wieder eingefallen und deshalb merkwürdig erſchienen, weil das recht eigentlich improviſirte Motiv der erſte Ausdruck einer Richtung war, die nach vielen Jahren wieder in mir auftauchte, als ich meine

Zeichnungen für den Holzſchnitt machte. Es waren liebe Heimathserinnerungen, ſie ſtiegen unwillkürlich aus einer Tiefe des Unbewußten herauf und gingen darin auch wieder ſchlafen, bis ſie ſpäter in der Mitte meines Lebens mit Erfolg neu auferſtanden.

Anfang September verließen wir endlich das ſchöne Tivoli; Oehme ging mit Anderen nach Rom zurück, während ich und Wagner das gelobte Olevano noch ſehen wollten. Weil es am Tage noch ſehr heiß war, beſchloſſen wir eine Nachtwanderung zu machen. Unſerm Eſeltreiber, deſſen Somaro unſer Gepäck trug, hatte ſich ein zweiter angeſchloſſen, der deſſelben Weges zog. Sobald wir aus den ſtillen Gäßchen Tivolis herausgetreten waren, nahm uns der alte Olivenwald auf. Der Weg ging den Berg hinab, unten brannte noch ein Lämpchen vor einem einſamen Marienbilde. Der Anblick hatte etwas Rührendes in dieſer Abgeſchiedenheit, im tiefſten Schweigen der Nacht, das nur vom leiſen Gezirpe einer Grille unterbrochen wurde. Wir gingen immer an dem Abhang der Gebirge hin und trafen weder ein Haus an noch einen Menſchen. Die Nacht war ſehr ſchwarz und der Himmel bedeckt; ſchweigend zogen wir unſeres Weges. Aus dem dunklen Buſchwerk eines Bachufers ertönte manchmal das Kreiſchen und wunderliche Geſchrei der Reiher und Rohrdommeln, die durch unſer Vorüberziehen aufgeſcheucht unter einander in Streit geriethen. Zuweilen ſtimmte einer der Eſeltreiber, die mit ihren Thieren ein gut Stück voraus waren, ein Ritornell an, welches der andere dann in bekannter einförmiger Weiſe, mit dem langgezogenen Ton am Schluß, beantwortete.

Endlich graute der Tag hinter den dunklen Gebirgen hervor, und am Morgen erreichten wir Paläſtrina, wo wir nur einen Tag uns aufhielten, herumſtiegen und etwas zeichneten. Anderen Tages kamen wir nach Gabi und Genazano, wo zur Rechten das ſchön geformte Volſker-Gebirge hervortritt und links der ſchluchtenreiche Monte Serone, eine Hauptheimath der Briganten. Durch Feigen-, Wein- und Oelpflanzungen ſtiegen wir nach Olevano hinauf, deſſen Felspyramide, mit der Ruine einer Burg gekrönt, vor uns auftauchte. Oberhalb Olevano liegt die Caſa Baldi; dort nahmen wir Einkehr

und fanden zu unſerer Freude den lieben Reinhold, welcher ſchon ſeit mehreren Wochen hier wohnte und ſeine vortrefflichen Studien zeichnete, die ihm ſpäter großen Ruf verſchafften. Es war noch gar nicht lange her, daß dieſe Gebirgsgegend gewiſſermaßen entdeckt wurde, denn früher getraute ſich kein Reiſender bis hierher in die wilden Berge vorzudringen. Noch war einer der erſten, der durch die Großartigkeit des landſchaftlichen Charakters und den Reichthum der Motive angezogen, längere Zeit hier verweilte und Studien zu ſeinen ſtylvollen Landſchaftsbildern ſammelte.

Die Serpentara, von welcher ich ſoviel hatte ſprechen hören, iſt freilich ein Stück Erde, wie für den Maler beſonders hergerichtet. Eine halbe Stunde von Olevano erhebt ſich ein mit Eichen bewachſener Hügel, und zwiſchen ſeinen Klippen und zerſtreuten Steinklötzen winden ſich wilde Pfade auf und wieder herab. Ginſter, Wachholder und wilde Roſen wachſen hie und da aus dem öden Geſtein.

Solche Terrainbildung, verbunden mit den maleriſch ſich gruppirenden Bäumen, gibt nun freilich höchſt abwechſelnde, formenreiche Vorgründe; von überwältigender Schönheit aber iſt die nahe und ferne Umgebung. Zur Rechten, im Abend, das Gebirge der Aequer mit den kühnen Felſenneſtern Monte Compatri und Rocca di Cavi, weiterhin der ſchöne Monte Artemiſio mit dem fernen Meere; im Süden das Volsker-Gebirge und gegen Morgen der mächtige Serone. Kehrt man ſich um und ſchaut zwiſchen den Stämmen und Wipfeln der Eichen hin nach Norden, da ſteigt der ganz kahle und ſchroffe Felsrücken empor, auf deſſen höchſter Spitze das armſelige Civitella liegt. Es machte mir dieſe bleiche Steinmaſſe immer einen geheimnißvollen, faſt unheimlichen Eindruck, wie eine verſteinerte Sphinx. Man denke ſich nun, wie durch verſchiedene Beleuchtung und atmoſphäriſche Zuſtände hier Effecte entſtehen mußten, die Herz und Sinn aufjubeln oder auch ganz verſtummen machten.

Reinhold ſaß hier oben faſt jeden Nachmittag, ohne ſich von der Stelle zu rühren, bis ſpät zum Abend. Seine Zeichnungen waren in Bogengröße ſauber in Bleiſtift ausgeführt, oft mit geeigneter Staffage verſehen, der Standpunkt ſtets vortrefflich gewählt, ſo daß man ein

wohl abgeſchloſſenes Ganze vor ſich hatte; die Ausführung war meiſterhaft ſicher, mit großem Verſtändniß der Formen. Er ſelbſt war ſo ſchlicht, ruhig und von anſpruchsloſer Art, daß Wagner und ich uns recht wohl in ſeinem Umgange fühlten und gemüthliche Abende mit ihm verlebten.

Das Wetter wurde herbſtlicher, und öfters zogen ſchwere Regenwolken über die Gebirge, das hohe Rocca di Cavi und Civitella verhüllend, und der Sturm zauſte und ſchüttelte die Eichen auf der Serpentara, wo dann arme Kinder die abgebrochenen Aeſte ſammelten oder irgend eine Minicuccia oder Thereſa ihre negri, die ſchwarzen Schweine, zur Eichelkoſt führte. So kam denn über uns das Verlangen, den Sommerfeldzug zu beſchließen und in die Winterquartiere nach Rom zu rücken. Wir nahmen Abſchied von Reinhold, der noch einige Tage bleiben wollte, um eine Zeichnung fertig zu machen, und hatten keine Ahnung, daß der liebe Freund im nächſten Jahre ſchon am Fuße der Pyramide des Ceſtius ruhen würde.

Sechzehntes Capitel.

Rom, October bis Sylveſter 1824.

So war ich denn wieder im geliebten Rom, ſaß in meinem alten Stübchen und muſterte die geſammelten Arbeiten. Farbenſtudien waren wenige darunter. Die Zeichnungen waren ſelten auf Wirkung berechnet, dagegen zeigten ſie jene Genauigkeit, beſonders in den Umriſſen, und Sauberkeit in der Ausführung, wie ſie bei den deutſchen Künſtlern damals gebräuchlich war. Befriedigt fühlte ich mich nun keineswegs durch dieſe Sachen, denn ſie waren meiſt ſehr fragmentariſch. Wenn ich ſie im Geiſte mit den Studien Reinhold's verglich, der ſo trefflich die Standpunkte zu wählen verſtand, wo ſich das Motiv mit Ferne, Vor- und Mittelgrund zu einem Ganzen zuſammenſchloß, ſo mußte ich meine Mängel ſchmerzlich genug empfinden.

Unter den vorliegenden Blättern ſchien mir eine Partie mit dem Rocca di Mezzo aus dem Sabinergebirge geeignet, weiter ausgeſponnen zu werden. Doch ſoviel ich auch verſuchte, durch äußeres Zuſammenſtellen ein Ganzes zu ſchaffen, ſo hatte ich doch keine lebendige Vorſtellung, keine Idee, die mich eigentlich begeiſtert hätte. Alles blieb todt und äußerlich, und ich quälte mich ſchon mehrere Wochen ab, ohne etwas damit zu erreichen. Unmuthig legte ich endlich die Entwürfe bei Seite, beſuchte die Ateliers der Genoſſen oder den Vatikan und andere Sammlungen und vergaß eine Zeit lang meine Compoſition.

Eines Tages hatte ich mit großem Intereſſe in Grimm's deutſchen Sagen geleſen. Da nun die Dämmerung eintrat und ich das Buch weglegte und an die etwas blinden Scheiben des Fenſters trat, ſtand

auf einmal meine Composition, an die ich nicht im geringsten gedacht hatte, fix und fertig, wie lebendig in Form und Farbe vor mir, daß ich ganz entzückt darüber schnell noch zur Kohle griff und trotz des einbrechenden Dunkels die ganze Anordnung auf den Karton brachte. Es war mir das so auffallend, weil ich mich diesen ganzen Tag und schon seit länger nicht im entferntesten mit dem Bilde beschäftigt hatte und auch jenes Buch von Grimm nichts enthielt, was meine Gedanken darauf hätte lenken können. Die Idee mußte ganz unbemerkt, gleichsam in der Stille, in mir gereift sein und trat nun, indem sie sich ablöste, wie die Frucht vom Baume, aus ihrem Dunkel in das helle Tageslicht des Bewußtseins.

Es dauerte aber noch mehrere Wochen, ehe ich mit dem Karton zu Stande kam; denn bei der genaueren Ausarbeitung, zu welcher ich Naturstudien brauchte, brachten mich diese oft von meiner ersten Idee ab, oder entsprachen ihr nicht genügend. Ich klagte einmal gegen Veit, welche Mühe mir das mache. „Ei, das glaub ich wohl," erwiderte er lachend, „darin besteht ja die ganze Kunst, daß Natur und Idee sich gleichmäßig durchdringen." Ich merkte mir das Wort und mühte mich weiter.

Es trat jetzt öfters eine gedrückte Stimmung hervor, welche mich auch veranlaßte, die Abende, anstatt in der Osteria, in meinem Stübchen allein zuzubringen. Hatte der erste in Rom verlebte Winter durch die Masse neuer Eindrücke mich nach außen gezogen und in Spannung erhalten, so schien der zweite vorzugsweise zur Betrachtung und in das eigne Innere führen zu wollen. Die Erkenntniß der größten Werke alter und neuer Kunst war in mir gewachsen, und für die herrlichen Meister, welche unter uns lebten und schafften, für ihre Geistesbildung und edle Sitte fühlte ich eine begeisterte Verehrung. Wenn ich nun aber auf mein Können oder vielmehr Nichtkönnen und auf meine große Unklarheit in Kunst und Leben blickte, dann empfand ich es tief, wie unvorbereitet ich nach Rom gekommen war, und welche große Lücken auszufüllen blieben.

Ein Gebiet des Geisteslebens war es besonders, welches ich verödet und ungepflegt in mir gewahr wurde. Es war das religiöse,

welches doch von Rechtswegen die Grundlage aller übrigen Vermögen ſein muß, wenn ſie ſich geſund und einheitlich entfalten ſollen. Ich weiß nicht, woher es kam, daß jetzt öfters in ſtillen Stunden eine Sehnſucht erwachte, etwas Feſtes zu gewinnen, worauf ich Verlaß haben könne in allen Lagen des Lebens, eine ſichere Hand zu wiſſen, die mir den rechten Weg zeige aus dem, was mich beirrte oder mir zweifelhaft war. Ich hatte das Gefühl eines einſamen Schiffers auf dem Meere, der ohne Compaß und Steuer von Wind und Wellen getrieben wird; am Himmel Nacht und keine leitenden Sterne.

Alle dieſe jetzt öfters auftauchenden Stimmungen waren eigentlich nichts Anderes, als die Frage nach Gott, die ſich in meinem Innern mehr und mehr hervordrängte; nach einem lebendigen Gott, deſſen ich nicht blos durch einen abſtracten Begriff, ſondern auf unmittelbare Weiſe gewiß würde.

Wirkten vielleicht in der Tiefe der Seele die Worte des alten Steuermannes in Salzburg noch fort von dem „treuen Reiſegefährten und ſeinem Worte", oder war es die Erinnerung an jenen Regennachmittag in dem Wirthshaus im Pinzgau, wo ich ganz allein ſitzend, durchnäßt und müde, zum erſtenmale die Abſchiedsreden Jeſu aus dem Johannisevangelium las? Worte haben oftmals ein wunderbar zähes Leben; ſie ſcheinen zu ſchlafen, aber regen und bewegen ſich wie keimende Samenkörner, ſobald die erſten Frühlingslüfte darüber wehen.

Solchen und ähnlichen Gedanken nachhängend ſtand ich eines Nachmittags am offenen Fenſter, als ein liebliches, feines Kinderſtimmchen meinen Namen rief: „Signor Luigi"; ich ſah auf und erblickte Veit's Schwägerin auf dem Balkon, welche die kleine, ſchelmiſch lachende Dorothea, Veit's Kind, auf dem Arme trug. Das Kind hatte mich ſeit dem Frühjahr nicht mehr am Fenſter geſehen und freute ſich nun, den alten Hausgenoſſen wieder zu erblicken, wie ſich Kinder freuen, wenn die Hausſchwalbe im Frühjahr wieder aus dem alten Neſte guckt. So freundlich aus meinen trüben Gedanken aufgeſcheucht, benutzte ich ſogleich den Nachmittag zu einem Beſuche bei Veit.

Wie nahe lag es doch', hier in diesem Manne, für den ich eine so innige Verehrung fühlte, dessen Persönlichkeit durch hohe Geistesbildung, tief christlichen Sinn und herzlich schlichtes Wesen so ausgezeichnet war, den treuen Berather für die Fragen zu suchen, die mich im Inneren so schwer beunruhigten. Allein der einfältige Parcival fragte nicht, als er dem Gral so nahe war! Und vielleicht war es besser so, denn jene Fragen sollten bald auf anderem Wege eine Lösung finden.

In Veit's einfachem Arbeitszimmer sah ich nun zunächst einige seiner Arbeiten. Ein vortrefflich gemaltes Ecce homo; das bleiche Antlitz Christi mit der Dornenkrone, groß und edel, von ergreifendem Ausdruck! Dann ein anderes, ganz kleines Bildchen, welches mir durch die Neuheit des Gedankens gefiel. Die schlichte Gestalt des Herrn steht vor der Thür einer einsam gelegenen Hütte und klopft an die Pforte. Es war nach der Stelle in der Offenb. Joh. 3, 20: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So Jemand meine Stimme hören wird, und die Thüre aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir." Das Bild hatte durch seine Einfachheit etwas tief Rührendes. Rist, der Bruder des Landschaftsmalers, hatte es gestochen, wobei es aber im Ausdruck sehr verloren hatte.

Ferner brachte Veit noch ein kleines Landschäftchen herzu, eine Campagnagegend mit einem Jäger am Torre del Quinto, welches ihn veranlaßte, sich über Landschaftsmalerei auszusprechen. Er meinte, die Landschafter brächten zu viel und vielerlei in ihre Bilder. Diese würden oft bedeutend wirksamer sein, wenn sie einfacher wären. Unter dem Eindruck seiner eignen Arbeiten konnte ich mir sehr wohl denken, wie er das meinte, und die Niederländer haben es eigentlich auch so gehalten. Bei den großen Prachtscenen der Natur, z. B. Taormina mit dem Aetna, oder Alpengegenden, bleibt der Künstler weit hinter dem Natureindruck zurück; wogegen er bei einfachen Motiven, z. B. einem Landsee, in dem sich die Wolken spiegeln, einer Waldgegend u. s. w. seine eigne Gemüthsstimmung hineintragen und dadurch den Gegenstand gewissermaßen über die Natur hinausheben kann, indem

er ihr ſeine eigne Seele einhaucht. Die Landſchaftsmalerei ſcheint, wie die Muſik, vorzugsweiſe ſubjectiver Natur zu ſein.

Veit beſaß in zwei großen Bänden die Holzſchnitte und die Kupferſtiche Albrecht Dürer's, von denen mir bisher nur einige der erſteren bekannt geworden waren. Dieſen ſeinen Kunſtſchatz brachte er auch noch herbei, und den Eindruck, welchen dieſe köſtlichen Blätter, die ich hier zum erſtenmale beiſammen ſah, auf mich machten, werde ich nicht vergeſſen; meine Freude und Entzücken wurden noch erhöht durch die bedeutenden und erſchließenden Worte Meiſter Veit's, den ich dabei zur Seite hatte.

Eine ganze Welt that ſich da auf mit ihren ernſten und heiteren Gegenſätzen, mit ihren tauſendfachen Geſtalten, und bis auf den kleinſten und geringſten Gegenſtand war Alles mit einer Vollendung dargeſtellt, daß es leibhaftig vor einem zu ſtehen ſchien, wie das Leben ſelbſt. Freilich vermißte man oft bei dem deutſchen Meiſter die Schönheit und Anmuth der Formen, welche den Südländern angeboren iſt; dagegen iſt bei ihm Reichthum der Phantaſie, tiefe Erfaſſung des Natur- wie Menſchenlebens und ernſter, männlicher Styl in ſolcher Fülle vorhanden, daß das wiederholte Betrachten ſeiner herrlichen Werke eine herzſtärkende Friſche niemals verliert, vielmehr die Macht ſeines Geiſtes uns immer bedeutender erſcheint.

Drei Blätter waren es insbeſondere, welche mir tief in die Seele gingen, bei deren Betrachtung mir vor Staunen faſt der Athem ſtockte. Wer es weiß, was es heißt, ſolche Gedanken ſo leibhaftig zu geſtalten, der erſtaunt über eine ſolche Kraft, die dem Menſchen gegeben iſt. Ein Geiſt lebt in dieſen Blättern, wie er aus Shakeſpeare's größten Dichtungen uns anweht. Es ſind tiefſinnige Räthſel, an denen man herumräth und zugleich erſchrickt, daß ſie ſo wirklich greifbar daſtehen. Ich meine die drei Blätter, welche unter dem Namen „Melancholie", „Ritter, Tod und Teufel" und „Hieronymus im Gehäus" bekannt, von Dürer in gleicher Größe geſtochen und von ihm gewiß in einem inneren Zuſammenhang gedacht ſind. Mir erſchien in der „Melancholie" der Ausdruck des Schmerzes, daß alle Mittel und Werkzeuge nicht ausreichen, das Geheimniß des Lebens und der Natur zu erſchließen,

im „Ritter" der Christ, der in seiner Ritterschaft treu und beharrlich sich nicht vom Wege abbringen läßt, weder durch Tod noch Teufel, und im „Hieronymus" das zum Frieden gekommene Gemüth, welches in höherer, geistiger Thätigkeit sein Glück gefunden.

Welcher Künstler hat wohl das deutsche Leben und Wesen in so volksthümlicher Art wiedergegeben, als Albrecht Dürer! Das Leben der Maria, die Passion u. A. hat er ebenso in ein markiges Deutsch übersetzt, wie Luther die Bibel.

Ein großer Antheil an dem Ruhm, den Dürer bei seinen Zeitgenossen fand, gründet sich jedenfalls auf die überraschenden Fortschritte, welche die Technik des Kupferstechens durch ihn erhalten hat. Denn vergleicht man seine Arbeiten auf diesem Gebiete mit dem Besten, was vor und neben ihm geschaffen wurde, so entdeckt man mit Erstaunen, daß er es zu einer Höhe der Vollendung und Virtuosität in Führung des Stichels brachte, die noch jetzt die größte Bewunderung der Kenner erregt.

In meinem vierzehnten Jahre, als ich zum Kupferstecher mich ausbilden sollte, machte ich einige Grabstichelversuche nach Golzius; ich weiß deshalb aus Erfahrung, welche Mühe und Geduld erforderlich ist, um mit diesem schwer zu führenden Instrument in das spröde Material nur eine Reihe gleichlaufender Striche langsam einzugraben, und welche Meisterschaft dazu gehört, dies mit Sicherheit und Freiheit ausführen zu können. Wie nun ein mit so reger Phantasie begabter Künstler, wie Meister Albrecht, dabei zugleich eine so heroische Ausdauer besitzen, und solch' bis ins kleinste vollendete Werke mit seiner durchgeisteten Technik schaffen konnte, das ist kaum begreiflich.

Diese und ähnliche künstlerische Anregungen schienen indeß auf meine eignen Productionen keinen sichtbaren Einfluß zu haben; aber es war ein ungehobener Schatz, welcher nach einer Reihe von Jahren, als die äußere Gelegenheit dazu aufforderte, seine Früchte brachte. Jetzt gingen meine Bestrebungen nach einer Richtung, welche man mit dem unbestimmten Ausdruck „historische Landschaft" bezeichnete. Mein Bild von Rocca di Mezzo war in diesem Sinne componirt, und jedenfalls war es einheitlicher, als der im vorigen Winter gemalte

Wehmann, und das Pedantenhafte darin, wie ich glaube, gänzlich überwunden.

Eine besondere Anregung nach dieser Seite empfing ich, als ich eines Tages mit Wagner und noch einigen Landschaftsmalern die Galerie Camuccini besuchte, die ich noch nicht kannte. Die Sammlung war nicht groß, enthielt aber Meisterwerke ersten Ranges. Da stand ich plötzlich vor einem großen Bilde, einer Landschaft Tizian's. Auf einem grünen Wiesenplan am Saum eines prachtvollen Waldes haben sich Götter und Göttinnen, Nymphen und Faunen zu einem lustigen Zechgelage niedergelassen. Ueber dem üppigen Gebüsch eines Hügels erhebt sich ein stattlicher Fels, mit einer Burg gekrönt. Durch die dunklen Stämme der Bäume im Vorgrunde leuchtet das blaue Meer und der goldstreifige Abendhimmel.

Ich war ganz hingerissen bei dem Anblick dieses köstlichen Gemäldes, der großartigsten Landschaft, die ich je gesehen habe; wenigstens hat nie eine andere einen solchen Eindruck auf mich hervorgebracht, wie diese. Meine Freunde stellten sich aus Schelmerei kühler, als sie waren. Mit krittelnden Bemerkungen: der Fels sei zu braun, der Baumschlag zu flüchtig, so dürfe man heut zu Tage nicht malen, machten sie mich ganz toll und ärgerlich, und ich nannte sie schließlich trockene Philisterseelen. Auf diesem Höhenpunkte meines Enthusiasmus brachen sie in ein helles Gelächter aus, und Freund Wagner umhalste mich und fragte, ob ich denn gar nicht merke, daß sie meine Exaltation etwas abkühlen wollten. Freilich sei es ein wunderschönes Bild!

Ich war aber doch in meiner Freude recht fatal gestört worden; deshalb ging ich den folgenden Sonntag, als die Galerie wieder geöffnet war, allein hin und füllte mich ungestört mit der göttlichen Schönheit dieses Bildes. Später ist die Sammlung nach England verkauft worden. In dem Werke „d'Agincourt, histoire de l' art," befindet sich ein mangelhafter Umriß nach diesem Gemälde.

Die Oktoberfreuden zu genießen, war auch ich mit Koch, Wagner, dem Bildhauer Lotsch, v. Hempel, Thiele und Oehme nach dem Monte Testaccio gegangen. Unter den alten Urnen, welche den Hügel

umgeben, und vor den geöffneten Kellern hatten ſich bereits fröhliche Volksgruppen eingefunden, die ſich an dem trefflichen Wein labten, der hier geſchenkt wird.

Koch tobte beim Anblick eines neuen, etwas eleganten Vorbaues an einem der Keller und ſtampfte im Zorn mit ſeinem Stock, der mehr einer Keule ähnlich ſah, über ſolche ungebührliche Modernisirung; denn Alles, was die alten naturwüchſigen Zuſtände Rom's im geringſten antaſtete, war ihm ein Greuel. In dieſer Beziehung dachte er, wie alle poeſie- und freiheitliebenden Naturen, mit Winckelmann, welcher aus Rom ſchrieb: „Ich kenne für mich nur zwei ſchreckliche Dinge, wenn man die Campagna anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, dann zöge ich aus. Nur wenn in Rom eine ſo göttliche Anarchie und um Rom eine ſo himmliſche Wüſtenei iſt, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth iſt, als dies ganze Geſchlecht."

Nach und nach wurde es lebendiger auf dem Platze. Wagen kamen angefahren, gefüllt und überfüllt mit buntgeputzten Mädchen und Frauen und ihren Männern oder Liebhabern. In einem Wagen ſaßen vier wunderhübſche Mädchen, Trasteverinnen, ganz gleich gekleidet; weißer Rock, roſafarbnes Sammtjäckchen und blaue Schuhe mit großen, ſilbernen Schnallen, auf dem Kopfe den ſchwarzen Filzhut, mit Federn und Blumenkränzen geſchmückt. Die Fröhlichkeit wurde lauter. Das helle Lachen der Mädchen, das Zurufen, Singen und Declamiren der Männer, das Klingen einer Mandoline mit dem Pauken und Raſſeln der Tambourins, welche den Saltarello begleiteten, Alles machte die „Allegria" vollſtändig. Es iſt ein wohlthuendes Gefühl, daß bei all ſolcher römiſchen Volksluſt, trotz Wein und Tanz, trotz des ungezwungenſten Verkehrs der Geſchlechter unter einander, nicht das Mindeſte zu bemerken iſt, was einer Rohheit ähnlich ſieht. Gemeinheit wie Ziererei liegen dem Römer gleich fern.

Wir ſaßen an einem der Keller, vertieften uns ins Geſpräch wie in den angenehmen Frascatiner Wein und ſchauten dem fröhlichen Treiben zu. Ich ſtieg auf den Hügel, auf welchem ein einfaches Holzkreuz ſteht, ſah zwiſchen den dunklen Wipfeln der Ulmen herab auf

das bunte Gewimmel, das ſich ſeines Daſeins freute. Auf dem Wieſenplane weidete ein Junge einige Schafe, weiter an der alten Stadtmauer ragte neben der Porta S. Paolo bedeutſam die Pyramide des Ceſtius empor mit dem kleinen proteſtantiſchen Kirchhofe, und aus weiteſter Ferne grüßten aus der klaren Herbſtluft die ſchönen Sabinerberge herüber. Es iſt mir in ſpäteren Jahren oftmals dieſes eigenthümlich ſchöne Landſchaftsbild ins Gedächtniß gekommen, und ich bedauerte es, keine Zeichnung von dieſer Oertlichkeit gemacht zu haben.

Noch eines heiteren Begebniſſes muß ich hier gedenken, weil es die Entſtehung des bekannten Cervarafeſtes veranlaßte, welches bis heute unter den Künſtlern in Rom in Gebrauch geblieben iſt.

Der Maler Flor hatte im Anfang des Sommers Rom verlaſſen, um nach ſeiner Vaterſtadt Hamburg zurückzukehren. Dieſer ſehr beliebten Perſönlichkeit fühlte man ſich dankbar verpflichtet; denn er war ja ſtets bereit geweſen, die Künſtlerſchaar zu heiteren Verſammlungen und kleinen Feſten zuſammenzubringen, welche ſich durch ſeine und Anderer geſellige Talente höchſt ergötzlich geſtalteten. Natürlich war der beliebte Genoſſe mit einem ſolennen Abſchiedsſchmaus entlaſſen worden, und mit Rührung hatte man ihn ſcheiden ſehen. Zu aller Erſtaunen hieß es plötzlich: Flor iſt wieder da! Ein Schrecken vor dem Winter in ſeiner Vaterſtadt und noch mehr ein Heimweh nach dem geliebten Rom war ihm ins Herz gefahren, als er im Herbſt bis an den Fuß der Alpen gelangt war, und kurz entſchloſſen wandte er ſein Antlitz ſtracks nach Süden und pilgerte wieder mit Sack und Pack der ewigen Stadt zu, umgekehrt wie der edle Tannhäuſer, welcher Rom troſtlos verließ, um wieder in ſeinen Venusberg zu fahren.

Flor's Wiederkehr wurde wie ein Lauffeuer im Café Greco, Lepre und Chiavica bekannt, und ſogleich wurde der luſtige Beſchluß gefaßt, es dürfe ihn Keiner als Flor anerkennen, Jeder müſſe ſich ihm gegenüber fremd ſtellen. Dies wurde denn auch auf das Spaßhafteſte durchgeführt, wobei der Bildhauer Braun, ein Erzſchalk, die Hauptrolle ſpielte. Als Flor erfreut auf ihn zueilte und ihn vertraulich begrüßte, wurde er höflichſt um Nennung ſeines Namens erſucht und bedeutet,

daß man ſich durchaus nicht erinnern könne, ſeine Bekanntſchaft gemacht zu haben. Allerdings ſehe er einem gewiſſen Flor ähnlich, einem ſehr liebenswürdigen aber höchſt veränderlichen Menſchen, der Jahre lang hier gelebt, ſtets mit ſeiner Abreiſe gedroht, aber immer wieder ſich anders beſonnen habe und dageblieben ſei. In dieſem Sommer ſei er aber wirklich abgereiſt und genieße jetzt jedenfalls Ehre und Freude die Fülle in ſeiner Vaterſtadt. Auch hätten ſeine römiſchen Freunde ihm ein brillantes Abſchiedsfeſt gegeben, an welches er gewiß mit vieler Rührung zurückdenken werde.

Mit ähnlichen Reden wurde er von Jedem empfangen, an den er ſich wendete; überall wo er hinkam, hieß es, er ſei nicht der echte und rechte Flor, und da es ihm nicht gelingen konnte, die Leute von ſeiner Identität zu überzeugen, ſo irrte er in Rom herum, wie Peter Schlemihl, der ſeinen Schatten verloren hatte, bis man endlich mit ihm überein kam, einen Zug nach der Cervara zu veranſtalten, ihn dort feierlichſt als den alten und echten Flor anzuerkennen und wieder aufzunehmen, und ſo den Scherz mit einem Feſte zum Abſchluß zu bringen.

Die Cervara, ein antiker Steinbruch in der Campagna, liegt etwas über zwei Stunden von Rom entfernt, und dahin bewegte ſich an einem ſchönen Sonntagsmorgen eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft von Künſtlern und Gelehrten, von vier mit Wein und Proviant beladenen Eſelein und ihren Treibern gefolgt. Schon im vorigen Jahre war ich mit einigen Freunden hier geweſen und kannte das intereſſante Terrain. Auf einem Wieſenplan von felſigen Hügeln umgeben lagerte man ſich zunächſt zum Frühſtück. Unzählige Grotten, prächtig von Epheu und Buſchwerk überwachſen, wurden durchſtöbert, einige derſelben waren von Leuten bewohnt, denen man allein nicht gern begegnet wäre.

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich in den Hügeln, einige, um zu zeichnen, Freund Pettrich, um womöglich ein paar Lerchen zu einem Mittagebraten zu ſchießen, andere wälzten Steine zu Sitzen in einen weiten Ring, in deſſen Mitte auf einem größeren Block das Weinfaß gelagert wurde. Der lange Bildhauer Freund, Freund und Factotum Thorwaldſens, Biſſen und ich riſſen Epheu und wilden Wein zu Kränzen

von den Felſen, wobei ich von einem der Scorpione geſtochen wurde, welche zu Hunderten in den feuchten Felſenritzen ſaßen. Der Stich dieſer kleinen Beſtie iſt in dieſer Jahreszeit nicht ſchlimmer, als ein Wespenſtich, er bewirkte nur eine ſtarke Beule an der Hand. Braun, Stirnbrand und Hermann hatten unterdeſſen ein gewaltiges Feuer angezündet und beſchäftigten ſich mit dem Zurüſten des Mittageſſens.

Mit Freund Thiele hatte ich mich auf eine der Höhen gelagert; hier waren wir dem Getümmel entrückt; fern von der Stadt her trug die Luft ein ſummendes Getöne unzähliger Glocken und Glöcklein herüber, wodurch wir feierlich an den Sonntag erinnert wurden; der einſame Soracte grüßte aus Norden, der Heimathsgegend; es war ſo ſtille, ſo lieblich heiter hier oben. Ich zeichnete mir das kleine Felſenthal, in deſſen Mitte ein mächtiger Felſen iſolirt wie ein Altar ſich erhob, während fernher der blaue Genaro und die ſchneebedeckte Lineſſa in den zarteſten Farben erglänzten; Thiele, mir zur Seite im Graſe gelagert, ſchilderte unterdeſſen in ſeiner lebendigen und geiſtvollen Weiſe Charaktere aus „Wilhelm Meiſter," den er genau ſtudirt hatte. Thiele war eine feine Natur und ein lieber, reiner Menſch, an welchen ich mich gern anſchloß.

Doch aus dieſen idealen Stimmungen und Regionen unſerer olympiſchen Höhe wurden wir bald durch den Opferduft von gebratenem Fleiſch und Würſtchen geweckt, welcher vom Feſtplatz herauf zu unſeren Naſen drang und ihnen lieblich deuchte. Wir ſtiegen herab und kamen juſt in das lauteſte Jubiliren hinein; denn eben war man beſchäftigt, einen feierlichen Aufzug zu ordnen, den Flor zu Eſel und im antiken Senatorenkoſtüm anzuführen hatte. Von dem iſolirten Felſenklotze hielt er eine komiſche Anrede, worin er um erneute Aufnahme bat und gut Regiment verſprach. Braun überreichte ihm mit ſcherzhafter Rede den Schlüſſel Roms und das Schwert der Gerechtigkeit, einen großen Hausſchlüſſel und ein ehrbares Brodmeſſer. Darauf wurde er heftig embraſſirt, und die Geſellſchaft begab ſich, nach Speiſe und Trank herzlich verlangend, zum ſchönſtens geſchmückten Steinring, lagerte ſich auf dem Raſen um das Weinfaß, und ein Jeder ſchmauſte, was er ſich mitgebracht oder beſorgt hatte; unter Jubeln verfloß die Zeit im

Fluge. Die Sänger, und es waren vortreffliche darunter, sangen ihre schönsten Lieder, Persönlichkeiten, die sich bisher ferner gestanden hatten, schlossen sich näher aneinander, Brüderschaften wurden getrunken, hie und da auch solche, die nur der Wein zu Wege gebracht hatte, die lustigsten Scenen drängten sich, Scherze und Witze sprudelten immer lebhafter und steigerten die Lust, bis der Abend nahte und der Rückweg angetreten werden mußte.

Ein paar sehr stille Gemüther, welche den ganzen Tag vom Weinfasse nicht hinweggekommen waren, mußten als „Blessirte" auf die Esel gesetzt werden, von welchen sie auf dem langen Heimwege unzähligemal herabfielen, ehe sie in ihrer Behausung mit mehr Sicherheit dem Gotte Morpheus in die Arme sinken konnten.

Flor war nun wieder der alte, echte Flor, gab nach Verlauf einer Woche ein wunderhübsches ländliches Fest auf dem Monte Mario und eröffnete wieder seine herkömmlichen Soirées, welche alle vierzehn Tage abgehalten wurden. Ich aber verließ um diese Zeit meine Wohnung bei Frau Mariuccia und bezog ein sehr freundlich gelegenes Zimmer mit Atelier auf der Via Isidoro.

Da ich mein Bild nun untermalt hatte und eine kurze Pause eintreten mußte, bis die Farben getrocknet waren, zeichnete ich wieder Manches nach der Natur in den nächsten Umgebungen der Stadt, so bei Aqua cetosa den Tempel der Minerva medica, die Ponte Nomentana und anderes; auch verkehrte ich viel mit Koch, Rhoden, Oehme und Reinhold.

Koch malte jetzt an einer Wiederholung seiner griechischen Landschaft mit dem Regenbogen, deren erste Ausführung ich schon in München gesehen hatte. Auch eine Schweizerlandschaft, die Scheidegg, hatte er in Arbeit und benutzte dazu die sehr unbedeutende Aquarelle eines jungen Schweizers, da er selbst niemals in der Schweiz gewesen war und überhaupt keine anderen Studien dazu hatte. Er baute das Ganze nach seiner Art auf, und ich malte ihm, weil er es wünschte, ein Stück des Vordergrundes. „Ich kann die Pflänzle nit male", sagte er, „hab eine verdammt plumpe Pfote, und hier muß was Leichtes, Zierliches hin". Also malte ich die Pflänzle.

Während ich damit beschäftigt war, erzählte er mir seine Jugendgeschichte, wie er daheim die Geisen gehütet hoch oben im Gebirge, und wie er mit Kohle, die er von seinem Hirtenfeuerchen genommen, große Geschichten und Landschaften an die glatten Felswände gezeichnet habe, besonders aus der Offenbarung Johannis. Der Sinn für das Große, Gewaltige, ja Phantastische hat schon im Hirtenbüble gesteckt.

Es war rührend, wie er weiter erzählte, daß er sich immer gar schwer habe durcharbeiten müssen von früh an und später. „Ja", meinte er, „ich wäre recht glücklich, wenn ich nur mehr Verdienst, mehr Einkommen hätte", und allerdings verkaufte er zu jener Zeit höchst selten ein Bild, und ich konnte nicht begreifen, wie er seiner Familie Haushaltung, so höchst einfach sie auch war, bestreiten konnte. Er hatte aber eine völlig anspruchslose, brave und wirthschaftliche Frau und war trotz mancher Sorge immer bei guter Laune und frischem Muth und unglaublich fleißig vom Morgen bis zum Abend und lebte ganz seiner Kunst. Der liebe Alte lieh mir seine beiden Studienbücher aus Olevano mit nach Hause, wo ich sie recht gründlich betrachten konnte.

Mit Rhoden ging ich öfters gegen Abend spazieren. Er war zu jener Zeit zuweilen recht trübe gestimmt; seine Arbeiten erfreuten ihn nicht mehr, und er hatte alle Lust dazu verloren. Vielleicht drückte ihn manchmal das Uebergewicht Koch's, welcher bei den Künstlern durch seine Genialität in größerem Ansehen stand und von ihnen aufgesucht wurde, während Rhoden schon aus dem Grunde einen geringeren Antheil erweckte, weil man in seinem Atelier seit beinahe zwei Jahren ein und dasselbe Bild auf der Staffelei fand, denn er arbeitete wenig.

In der Künstlerbibliothek, welcher Passavant vorstand, fand ich „Stilling's Jugend- und Wanderjahre". Ich nahm das Buch mit nach Hause und wurde von demselben in hohem Grade gefesselt. Gerade hier in Rom mußte dies Stück ächt deutschen Volkslebens, so schlicht und herzenswarm erzählt, eine frappante Wirkung machen; mindestens war es bei mir der Fall. Heimathsbilder, Menschen,

Gegenden und Zustände waren hier mit einer Treue und Wahrheit vor die Augen gestellt, daß jenes leise Heimweh, welches mich so oft noch in stillen Stunden beschlich, neue Nahrung erhielt. Noch mehr aber berührte der fromme Sinn des Buches eine wunde Stelle meines Herzens, deren Heilung mir immer dringender ein ernstes Bedürfniß wurde.

Ich war zu der Erzählung gekommen, wie Stilling eine Stelle suchend, die Vetternstraße pilgert und von einem Herrn Pastor bei dieser Gelegenheit ein paar vortreffliche moralische Maximen mit auf den Weg bekommt. Aber bei seiner nächsten Einkehr beim Pastor und Vetter Goldmann wird er von diesem berichtet: „Lieber Vetter, all unser Moralisiren ist nicht einen Pfifferling werth, und ich will Euch eine größere Wahrheit sagen: Wenn der Mensch nicht dahin gelangt, daß er Gott mit einer starken Leidenschaft liebt, so hilft ihm alles Moralisiren nichts, und er kommt nicht weiter."

Diese etwas eigenthümliche, aber populäre Ausdrucksweise frappirte mich aufs stärkste und traf ins Herz; denn ich erkannte daraus, daß der Gottesglauben nicht ein todtes Fürwahrhalten, sondern ein lebensvoll wirkendes Verhältniß sei, und daß aus einem solchen die sittlichen Folgen wie von selbst ganz natürlich entstehen müßten. Diese Worte lagen mir während der folgenden Tage immer im Sinn und ließen mich nicht wieder los. Aber, so fragte ich mich, kann der Mensch sich Liebe zu Gott geben? Wie soll ich zu solcher Liebe kommen?

Die Weihnachtszeit nahte, wo die Gedanken mehr als vorher nach der Heimath sich lenken, und ein Heimwehgefühl das Herz dessen beschleicht, der allein in der Fremde lebt. Er weiß, daß daheim die Eltern, Geschwister, die Geliebte seiner unter dem Christbaum inniger gedenken und ihn vermissen werden. Am Christtage ging ich ins Café Greco, wo die Post einen großen Stoß Briefe abgelagert hatte, aber für mich war keiner darunter. Freilich war der Postenlauf damals ungeregelter; ein Brief aus Deutschland war acht bis zwölf Tage unterwegs, und geschrieben wurde mir ohnedies selten. Auguste konnte ihre Briefe mir nur durch den Vater zukommen lassen, und dieser

war kein Freund vom Briefſchreiben; ſo blieben ſie oft lange liegen. Betrübt über meine getäuſchte Erwartung ging ich zu Oehme, welchen gleiche Gefühle bewegten.

Er hatte ein paar recht hübſche Compoſitionen, getuſchte Zeichnungen, gemacht. Die erſte ſtellte das Orgelchor einer alten Kirche am Weihnachtsabend vor. Der Cantor mit ſeinen Chorknaben, von zwei Candelabern beleuchtet, ſingen in die dunkle Kirche hinab. Auf den düſtern Emporen ſieht man betendes Volk, und das Mondlicht ſtreift durch das gothiſche Fenſter. Die andere Zeichnung zeigte ein altes Schloß mit hohen Renaiſſancegiebeln, das aus entlaubten alten Eichen hervorſchaute und eine Reihe feſtlich erleuchteter Fenſter zeigte, im Vorgrund ein Waſſer, darin der Mond ſich ſpiegelt. Seine Phantaſie hatte ihn alſo ebenfalls in die Heimath getragen. Sein angefangenes größeres Gemälde, die Ausſicht von Camaldoli, war zart und ſchön in der Färbung; aber das Vedutenhafte dominirte. Koch fand es ſentimental, wollte überhaupt von dergleichen empfindſamen Stimmungsbildern nichts wiſſen; denn er war ſeinem ganzen Weſen nach mehr eine antik klaſſiſche als romantiſche Natur.

So hatte ich den Chriſttag einſam zugebracht, denn die Trattorien mußten um ſieben Uhr ſchon geſchloſſen werden. Am erſten Feiertag hatte ich den ganzen Tag fleißig gemalt und ſaß bei anbrechender Dämmerung noch vor dem Bilde, obwohl ich Pinſel und Palette längſt weggelegt hatte, und war mit den Gedanken in der Heimath, nach der ich mit Wagner zum Frühjahre wieder zurückkehren wollte. Ich ſchürte die Gluth im Focone, denn draußen wehte eine kalte Tramontane, und das Gebirge lag voll Schnee.

So in der Zukunft ſchwärmend und die Vergangenheit der letzten Jahre bedenkend, durchſtrömte mich plötzlich eine ſeltſame aber recht glückliche, friedensvolle Empfindung. Es war, als wenn ein Engel durchs Stübchen gegangen wäre und einen Hauch ſeiner Seligkeit darin zurückgelaſſen hätte. Mir kam plötzlich mein Leben wie in einem großen, freundlichen Zuge vor die Augen, und ich glaubte die unſichtbare Hand zu erkennen, die mich bisher ſo freundlich geleitet, die mich über all mein Erwarten mit Gütern erfüllt hatte, die mir eine

Verheißung für die Zukunft waren. Zum erstenmale, vielleicht seit Jahren, konnte ich dankbar und innig freudig die Hände falten im Gebet, konnte beten so recht wahrhaft aus innerstem Antrieb, wie ich es vorher nie gekonnt.

Am anderen Tage erfuhr ich, daß Oehme plötzlich heftig erkrankt sei, und da seine Wirthsleute sich nicht so um ihn kümmerten, wie es früher in solchen Fällen die alte, gute Frau Marinccia treulich gethan hatte, so ging ich täglich mehrmals zu ihm. Hier traf ich auch den Landschaftsmaler Thomas und den Kupferstecher Hoff aus Frankfurt a. M. und Ludwig von Maydell.

Mit letzterem war ich bisher in keine nähere Beziehung gekommen, obwohl mich etwas Eigenthümliches und das Tüchtige in seiner Persönlichkeit stets angezogen hatte; ich wußte nur von ihm, daß er aus Dorpat sei, als Ingenieurofficier im russischen Heere gedient und den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht habe, und daß er erst seit zwei Jahren seiner alten Neigung zur Kunst habe folgen und sich ihr ganz widmen können. Mit eisernem Fleiße verfolgte er seine Studien, da er Zeit und Geldmittel wohl zusammenhalten mußte; man sah ihn deshalb selten bei den abendlichen Zusammenkünften, und fast nur des Mittags bei Tische. Bis spät in die Nacht hinein arbeitete er unermüdlich, was nur eine so feste Gesundheit, wie die seinige, ohne Nachtheil auf die Dauer aushalten konnte. Eine vielseitige Bildung, reiche Lebenserfahrung, bedeutendes Talent, verbunden mit ebenso schlichtem als festem männlichen Wesen, machten ihn allgemein beliebt, obwohl er nur mit sehr Wenigen, u. A. dem späteren Baurath und Professor Stier in Berlin, in näheren Verkehr trat.

Seine äußere Erscheinung hatte etwas halb Studentisches, halb Militärisches, eine kräftige Gestalt, geistvolles Gesicht und die blauen, scharfgeschnittenen Augen, wie das straffe, blonde Haar deuteten auf seine nordische Abkunft; denn die Familie stammte ursprünglich aus Schweden.

Maydell hatte bei Oehme Nachtwache gehalten; wir verabredeten damit zu wechseln. Am Sylvesterabend, welchen die Künstler durch ein Fest zu feiern beschlossen hatten, kam die Reihe des Nachtwachens

wieder an mich. Ich traf Maydell noch bei dem Patienten, dem es heute bedeutend beſſer ging, ſo daß er die Nachtwache als unnöthig entſchieden ablehnte; ich beſtand aber darauf, wenigſtens bis zehn Uhr bei ihm zu bleiben. Maydell ſchlug mir vor, im Fall ich das Künſtlerfeſt dann nicht noch beſuchen wolle, den Neujahrsanbruch bei ihm abzuwarten, ich würde auch Hoff und Thomas dort treffen, und er wolle einen guten Thee brauen; dann beſchrieb er mir noch das Haus, in dem er wohnte, und verabſchiedete ſich.

Als ich nun ſah, daß Oehme gegen zehn Uhr eingeſchlafen war, verließ ich ihn und ſuchte in dem bezeichneten Gäßchen Maydell's Wohnung. Bald ſtand ich vor einem ſchmalen, baufälligen Hauſe, dem einzigen, wo oben an den Fenſtern Licht zu ſehen war; denn im ganzen Gäßchen war es ſtill und dunkel, und ſeine Bewohner ſchienen in tiefem Schlafe zu liegen. Im Hauſe ſelbſt herrſchte die undurchdringlichſte Finſterniß, und nur vorſichtig mit Händen und Füßen taſtend kam ich die drei Treppen hinauf, fand hier aber trotz allen Herumtappens keine Thür. Ich mußte annehmen, daß ich irre gegangen ſei, und meinen beſchwerlichen Rückzug wieder antreten.

Nun ſtand ich wieder in dem einſamen Gäßchen und überlegte, was zu machen ſei. Mein Rufen und Händeklatſchen war ohne Erfolg, es wurde oben nicht gehört, und noch einmal in dieſe Finſterniß hineinzutauchen, noch einmal den hals- und beinbrechenden Gang zu wagen, empfand ich keine Neigung. Ich lenkte endlich die Schritte nach der nächſten Straße, wo das Feſtino gehalten wurde, und hörte bald von dorther fröhlichen Geſang und Jubiliren und erblickte die erleuchteten Fenſter des Feſtſaales. Wieder blieb ich ſtehen und ſah nochmals zurück. Die beiden Fenſter unter dem Dache winkten ſo beſcheiden und traulich von ihrer Höhe, als wollten ſie mich an mein gegebenes Wort erinnern. So ſtand ich, wenn auch nicht ein Herkules, doch jedenfalls an einem Scheidewege; links die laute Luſt der fröhlichen Genoſſen leicht erreichbar, rechts die drei entfernteren aber wie es ſchien unerreichbaren Freunde.

Es war ein geheimer Zug, der mich immer wieder zu den drei lieben Menſchen wies, die meinem Herzen in den letzten Tagen ſo

nahe gekommen waren und jetzt da oben ſaßen und mich vermuthlich erwarteten. Ich machte alſo den bedenklichen Verſuch zum zweitenmale, und diesmal war ich glücklicher. Durch den dunklen Tartarus kam ich wirklich hinauf zum Wiederſehen der winkenden Sterne.

Ich hatte das erſtemal einen Winkel verfehlt, von welchem aus man auf eine alte Holzgalerie gelangte, die an der Rückſeite des Hauſes hinlief und von dieſer aus zu Maydell's Thür führte. Durch das Küchenfenſter ſah ich, wie er eben den verſprochenen Thee bereitete; erfreut über mein Kommen und lachend über meine Irrfahrt, führte er mich zu den anderen Freunden in die Stube.

Bald ſaßen wir vier bei traulichen Geſprächen um den Tiſch, rauchten unſern Olandino zum Thee und disputirten über einige neuere Compoſitionen Maydell's, welche er uns vorgelegt hatte. Es waren geiſtreiche Zeichnungen, neu und originell in der Erfindung, meiſt Gegenſtände romantiſcher Natur, kräftig in Tuſche und mit der Feder durchgeführt. Auch mehrere bibliſche Gegenſtände waren dabei, die ebenſo eigenthümlich erfaßt und in einem ernſten, großen Styl gehalten waren.

Nach dieſer Kunſtſchau veranlaßten wir Maydell, uns aus „Meyer's Blätter für höhere Wahrheit", welche er aus der Künſtlerbibliothek geholt hatte, einen kleinen Aufſatz über den achten Pſalm vorzuleſen. Es war darin die Vermuthung ausgeſprochen, daß dieſer Pſalm wohl ein Nachtgeſang ſein möge, den David, als Hirtenknabe ſeine Heerde bewachend, beim Anblick des Sternenhimmels gedichtet habe.

„Wenn ich ſchaue den Himmel, Deiner Finger Werk,
Den Mond und die Sterne, die Du bereitet;
Was iſt der Menſch, daß Du ſein gedenkeſt,
Und das Menſchenkind, daß Du Dich ſein annimmſt?"

Ich habe keine Erinnerung von dem, was an jenem Abend geſprochen wurde; es war auch nichts Einzelnes, was mich beſonders tiefer berührt hätte; aber den Eindruck gewann ich und wurde von ihm überwältigt, daß dieſe Freunde in ihrem Glauben an Gott und an Chriſtum, den Heiland der Welt, den Mittelpunkt ihres Lebens gefunden hatten, und alle Dinge von dieſem Centrum aus erfaßten

und beurtheilten. Ihr Glaube hatte ſeinen feſten Grund im Worte Gottes, im Evangelio von Chriſto. Der meinige, welcher mehr Meinung und Anſicht war, ſchwebte in der Luft und war den wechſelnden Gefühlen und Stimmungen unterworfen.

Still, aber im Innerſten bewegt, hörte ich den Reden der Freunde zu und war mir an jenem Abend der Umwandlung nicht bewußt, die in mir vorging. Aber alle die kleinen, unſcheinbaren Ereigniſſe und Eindrücke der letzten Wochen und Tage hatten den Keim hervorgelockt, der ſo lange Zeit mit ſchwerer Erde bedeckt im Winterſchlaf gelegen hatte; einem Sonnenſtrahl mußten alle Knoſpen ſich erſchließen; und Gott ſei Dank, das geſchah jetzt, obwohl ich erſt am anderen Tage mir deſſen recht bewußt wurde. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlöſen wird, dann werden wir ſein wie die Träumenden"; ſo war es mir auch; und als nun das beginnende Geläute der Mitternacht den Schluß des alten und den Beginn des neuen Jahres verkündete, und Thomas uns aufforderte, dieſen Uebergang mit dem alten, ſchönen Choral „Nun danket alle Gott" zu feiern, dem einzigen, welchen wir ziemlich auswendig wußten, da konnte ich recht freudigen Herzens mit einſtimmen.

Oehme's Krankheit war der äußere Anlaß geweſen, welcher uns zuſammengeführt hatte; eine gemeinſame Geiſtesrichtung, die aus dem tiefſten Bedürfniß des Herzens kam, war in dieſer Stunde hervorgetreten und hat uns für das ganze Leben treu verbunden bis ans Ende dieſer Erdentage; denn ſie ruhen nun Alle, und nur ich, der jüngſte von ihnen, bin der Ueberlebende und ſegne noch heute dieſen für mich ſo bedeutſamen Sylveſterabend.

Siebenzehntes Capitel.

Rom 1825.

In jedem Menſchenleben treten Perioden ein, von wo aus ſich, wie die Knotenpunkte an einem Pflanzenſtengel, neue Entwicklungen erſchließen, welche entweder die äußeren Verhältniſſe und Schickſale oder die innere Geiſtesrichtung für lange Zeit, vielleicht für das ganze Leben, beſtimmen.

Eine ſolche Wendung meines Lebens trat z. B. ein, als der theure Arnold durch einen Irrthum zu meinem Vater geführt wurde, mir ſeine Neigung ſchenkte und mich ſchließlich zu weiterer künſtleriſcher Ausbildung nach Rom ſchickte, wodurch ich vor Verkümmerung gerettet wurde. Ebenſo hatten die letzten Stunden des verfloſſenen Jahres einem ſchon längere Zeit empfundenen Triebe zu ſeiner Entfaltung verholfen, ohne daß ich mir deſſen im Moment bewußt geweſen wäre.

Der erſte Sonnenſtrahl, den der Neujahrsmorgen in mein Kämmerchen ſchickte, und das helle Glöckchen von San Iſidoro, deſſen Kirchlein über die Gärten in mein Fenſter ſchaute, weckten mich aus einem tiefen Schlafe. Ich erwachte plötzlich mit dem Gefühl eines ſo unausſprechlichen Glückes, welches mir geworden, erfüllt mit Friede und Freude, daß ich mich wie neugeboren fühlte und die ganze Welt an mein Herz hätte drücken mögen. Wie ein Blitz durchdrang mich das Bewußtſein: Ich habe Gott, ich habe meinen Heiland gefunden; nun iſt Alles gut, nun iſt mir ewig wohl!

So bedeutſam, wie das Neujahr 1825, hatte mich vorher noch keines begrüßt; denn diesmal hatte es ſeinen Zuruf: „das Alte

iſt vergangen, ſiehe, es iſt Alles neu geworden" vollſtändig wahr gemacht.

Hatte ich es früher in den beſten Momenten doch nur bis zur Ahnung eines höchſten Weſens bringen können und in Stunden der Begeiſterung zu dem gehobenen Gefühle: „Ueberm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen," ſo war es jetzt geſchehen, daß nicht nur fern über den Sternen, ſondern nahe im eigenen Herzen und Gewiſſen die Stimme des Vaters zu mir geſprochen hatte: „Ich bin der Herr, dein Gott, wandle vor mir und ſei fromm!" und die Stimme des Menſchenſohnes: „Wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater; komm und folge mir nach!" Wie anders, als jene Ahnung, war nun die zuverſichtliche Glaubensgewißheit, die nicht nur in einzelnen Momenten ſich kundgiebt, ſondern als ein lebendiger Born, aus dem ewigen Leben und in dasſelbige quellend, die Seele geſund erhält und alle Morgen neu iſt. Doch empfinde ich hier lebhafter als je, wie unvermögend Worte ſind, Thatſachen des inneren Lebens zur Anſchauung zu bringen. Sie ſollen wohl auch nichts anderes, als Zeugniß ablegen, wo und wie man den Schatz gefunden hat.

Was hatte denn aber dieſe glückliche Umwandlung bewirkt, wie war ich ſo plötzlich zu dieſem Glauben gekommen? Kaum wüßte ich es zu ſagen; denn das Nachtgeſpräch mit den neuen Freunden hatte mir durchaus nichts andemonſtrirt; „glauben geſchieht ja ſo wenig durch Gründe, wie ſchmecken und ſehen," ſagt Hamann; aber den vollen Eindruck hatte ich empfangen, daß dieſe Freunde gefunden, was ich halb unbewußt geſucht hatte, und daß ſie einfach ihres Glaubens lebten.

Eine Reihe an ſich unſcheinbarer Lebenseindrücke, welche in den letzten Monaten ſich häuften, hatten den Boden empfänglicher gemacht, und das Samenkorn war zur rechten Zeit hineingefallen. „Und als die Zeit erfüllet war," (nicht früher und nicht ſpäter) heißt es auch im Leben des ärmſten Menſchenkindes.

Gegen Mittag ging ich zu Oehme, den ich bedeutend beſſer und bereits außer dem Bette fand. Ich erzählte ihm meine etwas abenteuerliche Nachtfahrt zu Maydell's Wohnung, und von dem, was ich dort im Kreiſe der drei lieben Freunde gefunden hatte.

Es war mit dieſen verabredet worden, jeden Sonnabend in gleicher Weiſe zuſammenzukommen, und Oehme freute ſich, daß ihm ſeine Geneſung erlaubte, ſchon an der nächſten Zuſammenkunft Theil zu nehmen. Auch bei ihm war ſeit geraumer Zeit ein religiöſes Bedürfniß rege geworden, und er trug ein herzliches Verlangen, darin größere Klarheit und Beſtimmtheit zu gewinnen.

Dieſe Sonnabendsverſammlungen waren denn auch bald in Gang gebracht und wurden uns ſo lieb, daß wir uns die ganze Woche darauf freuten, und keiner ſich jemals davon abhalten ließ. Heiteres und ernſtes Geſpräch über Kunſt und Litteratur und vorzugsweiſe über Gegenſtände des chriſtlichen Glaubens feſſelten uns ſo, daß wir nie vor Mitternacht uns trennen konnten.

Als Oehme wieder völlig geneſen war, wanderte ich mit ihm eines Nachmittags zur Villa Maſſimi. Wir waren lange nicht dort geweſen, wußten aber, daß Schnorr daſelbſt jetzt an ſeinen Arioſtobildern malte.

Für uns jüngere Maler war es ſtets eine Hauptfreude, von Zeit zu Zeit nach Caſa Bartoldi oder nach den damals noch unvollendeten Malereien der Villa Maſſimi zu wallfahrten, in erſterer die Geſchichte Joſeph's von Cornelius, Veit und Overbeck, in der andern die Bilder von Veit, Overbeck und Schnorr zu den drei großen Dichtern Italiens, Dante, Arioſt und Taſſo zu bewundern. Es waren dieſe beiden Stätten gleichſam die Frühlingsgärten der neueren deutſchen Kunſt, in welchen ſie ihre erſten duftigſten Blüthen entfaltet hatte.

Wir trafen Schnorr noch auf dem Gerüſt, fleißig bei ſeiner Arbeit beſchäftigt. Er malte ſoeben in einem der Zwickelbilder an der Decke, Erſtürmung von Biſerta, den Krieger, welcher ſich auf die Mauerzinne ſchwingt. Es ging ihm mit einer Sicherheit von der Hand, daß es eine Freude war, ihm zuzuſehen; er erzählte uns, wie er das vorhergehende figurenreiche Bild in zehn Tagen gemalt habe. Dieſe Leichtigkeit des Schaffens erhielt ihn friſch und fröhlich, und er wurde darob von allen Künſtlern bewundert.

Das kürzlich vollendete Bild — es war noch etwas dunkel, weil noch nicht völlig aufgetrocknet — gefiel mir ganz beſonders durch die

Lebendigkeit der Compoſition. Es ſtellte den Rinaldo dar, welcher, am Abend mit ſeinen Reitern über das Blachfeld ſtürmend, die geſchlagenen Heiden vor ſich hertreibt. Der mit Wolkenſtreifen zart bedeckte Abendhimmel und die dunkel von ihm ſich abhebenden herrlichen, ritterlichen Geſtalten ſind mir noch jetzt, nach fünfzig Jahren, in friſcher Erinnerung.

Vielleicht empfand man in jener Periode der Romantik die Schönheit dieſer Bilder lebendiger als jetzt, wo die Richtung der Zeit und des Geſchmacks eine ſo ganz andere geworden iſt. Wir brauchten uns in dieſen Geiſt nicht zu verſetzen, wir ſaßen nicht nur, wir leibten und lebten darin und konnten uns Herrlicheres gar nicht denken. Schnorr war hier ſo ganz in ſeinem Elemente; Niemand hätte den Arioſt mit ſo überquellender Phantaſie wiederzugeben vermocht, als er. Die hohe Anmuth in den weiblichen Geſtalten der Bradamante, Iſabella, Marfiſa, Flordeliſe, den Heldinnen des Gedichts, war die Bewunderung aller, die ſie ſahen.

Da Schnorr mit ſeinem heutigen Penſum bald fertig war und uns bat, ſo lange noch zu verweilen und ihn dann nach Hauſe zu begleiten, um einen neuen, noch in Arbeit ſtehenden Karton bei ihm anzuſehen, ſo hatten wir Zeit, auch die andern beiden Säle mit Muße zu betrachten. Im Dante-Zimmer war erſt die Decke fertig, das Paradies, von Veit gemalt. In der That, eine Reihe himmliſcher Geſtalten. Beſonders ergreifend war mir der Ausdruck im Geſicht der Beatrice, der vor Dante ſchwebenden ſchönen Geſtalt. Es lag darin ein Etwas, das vielleicht die Muſik aber kein Menſchenwort auszudrücken vermag, und ich erinnerte mich ſtets dieſes aufleuchtenden himmliſchen Blickes, wenn ich die Stelle las:

„Oeffne die Augen und ſieh mich, wie ich bin;
Du haſt geſchaut Dinge, daß Du mächtig geworden biſt
mein Lächeln zu ertragen!“
(„a sostener lo riso mio“.)

Dante Par. 23. G.

Im Taſſo-Zimmer war mein Lieblingsbild, die Taufe Clorindens. Am Rande eines Waldes liegt ausgeſtreckt am Boden die ſterbende

Clorinde; der Helm iſt abgenommen und das lange, blonde Haar umfließt das ſchöne, todtbleiche Geſicht. Tankred kniet vor ihr in ernſter Haltung, die geliebte Feindin aus ſeinem Helm mit dem Taufwaſſer netzend. Die ſchwarze Rüſtung des Ritters gegen den goldnen Abendhimmel macht eine eigenthümlich ernſte Wirkung. Die Gruppe iſt ſo einfach rührend hingeſtellt, die Landſchaft und Färbung des Ganzen hat etwas ſo Feierliches, daß ich mich tief davon ergriffen fühlte.

„Als nun der Taufe heil'ge Sprüch' erklangen,
Sah ſie vor Luſt verwandelt himmelwärts,
Wie neu belebt, als ſpräche ſie zufrieden:
Der Himmel öffnet ſich, ich geh in Frieden.
Das ſchöne Blaß im weißen Angeſichte
Gleicht Veilchen unter Lilien ausgeſtreut;
Und wie ihr Blick hängt an des Himmels Lichte,
Blickt er auf ſie herab voll Huld und Leid.
Zum Pfand, daß ſie auf jeden Groll verzichte,
Hebt ſie die nackte, kalte Hand und beut
Sie ſtatt der Wort' ihm dar, ſo geht zum Hafen
Der Ruh die Heldin ein und ſcheint zu ſchlafen."

Taſſo.

Während unſerer Rundſchau war Schnorr mit ſeinem ſtürmenden Kriegsmann fertig geworden, legte Pinſel und Palette bei Seite, und wir gingen, über römiſche Kunſtzuſtände und insbeſondere über unſere Beſtrebungen ſprechend, den weiten Weg bis zum Capitol, wo er in dem der preußiſchen Geſandſchaft gehörigen Palazzo Caffarelli wohnte. Hier war ihm von Bunſen im obern Stockwerk ein etwas niedriges aber ſehr großes Zimmer mit der herrlichſten Ausſicht, die Rom bieten konnte, eingeräumt worden. Man überſah das ganze Campo Vaccino mit dem Coloſſeum bis zum Lateran und darüber noch die blaue Kette der Sabinerberge.

Im Laufe unſerer Geſpräche unterwegs hatte Schnorr den Vorſchlag gemacht, uns mit Zuziehung von Wagner alle vierzehn Tage einmal zuſammenzufinden und eine beliebige kleine Compoſition mit-

zubringen, welche dann jedem Anlaß zum Aussprechen seiner Gedanken geben solle. Könne er selbst auch wegen seiner drängenden Arbeiten keine neue Zeichnungen liefern, so werde er doch von seinen früheren Arbeiten Manches vorzeigen können, was uns noch unbekannt sei. Natürlich gingen wir freudigen Herzens auf diesen Vorschlag ein und hatten so einen zweiten Verein gewonnen zur Förderung unserer künstlerischen Interessen, während der erste mehr bestimmt war, auf das innere, geistliche Leben und den christlichen Sinn zu wirken.

Schnorr führte uns nun vor seine neueste Arbeit, einen Karton, welchen er zwischen den Malereien der Massimi vorgenommen hatte: Die Heimkehr der Nausikaa. Die freundliche Königstochter, von ihrem Wagen die Maulthiere lenkend, kommt mit ihren Jungfrauen vom Brunnen, wo sie die Wäsche hielten, und der dort aufgefundene Mann, Odysseus, folgt ihnen bescheiden. Der Weg führt durch ein junges Wäldchen nach der Königsburg. Die Situation ist so anmuthig naiv, so heiter friedlich, und erregt durch den ehrerbietig folgenden Fremdling eine Art spannendes Interesse, daß wir hoch erfreut und erbaut die schöne Arbeit betrachteten, und Schnorr's großes Talent hier auf einem ganz neuen Gebiete bewundern mußten.

Es war ihm damals vom Kronprinzen von Bayern in Aussicht gestellt worden, in dem neuerbauten Residenzschloß in München einige Säle mit Bildern aus der Odyssee zu schmücken, und dazu war diese Composition der erste Versuch. Daß dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen ist — es wurden ihm freilich die Nibelungen dafür aufgetragen — habe ich oft bedauert, denn gerade für die Odyssee hatte Schnorr eine ganz vorzügliche Begabung. Das Anmuthige und Phantasiereiche war doch sein Bereich der Poesie, seine eigenste Natur; und welchen Anlaß zu den köstlichsten Landschaftsbildern würde gerade dieser Stoff ihm dargeboten haben, wozu er ja ein Talent besaß, wie kein zweiter deutscher Maler, und welches bedeutend zu verwenden ihm niemals eine Gelegenheit geboten wurde.

Noch besahen wir uns ein unvollendetes Oelgemälde von Horny, ein Kastanienwald, in welchen die Abendsonne scheint, mit Landleuten, die aus der dunklen Waldestiefe heraufsteigen, und mehrere vortreff-

liche Studienblätter von Fohr und Horny, welche in die eigenthümliche Schaffensweise dieser zu früh gestorbenen Künstler einen interessanten Einblick gewährten.

Wir hatten einen Nachmittag voll reicher Eindrücke der in der Gegenwart blühenden deutschen Kunst erlebt, und es ist gar nicht zu sagen, in welcher Fülle in dieser und jener Art Bedeutendes und Großes uns fast täglich nahe trat, und von welch' vollem Strom das Lebensschifflein getragen wurde. Nun fehlte es bei mir zwar nicht an Empfänglichkeit des Aufnehmens; die Förderung durch all diesen Reichthum würde aber wohl eine größere gewesen sein, hätte ich eine bessere Vorbildung und damit ein tieferes Verständniß gehabt.

In derselben Zeit hatte sich noch eine dritte Verbindung gebildet, und zwar durch die Bekanntschaft mit Richard Rothe, welcher damals Prediger an der preußischen Gesandtschaftskapelle war. Als ich eines Sonntags mit Schnorr und Maydell aus dieser Kapelle kam, trafen wir am Capitol mit Rothe zusammen, und ich wurde ihm durch die Freunde vorgestellt. Wir hatten eben eine seiner mächtig wirkenden Predigten gehört, und die Herzen waren noch warm davon; es freute mich deshalb sehr, dem begabten und liebenswerthen Mann näher zu kommen. Dies geschah bald noch mehr durch seine freundliche Einladung, an den kirchenhistorischen Vorträgen, welche er jeden Dienstag Abend in seiner Wohnung hielt, Theil zu nehmen, im Fall ich Interesse dafür habe. Da Schnorr und die andern Freunde dieselben ebenfalls besuchten, war mir diese Einladung um so willkommener, weil unser kleiner Kreis damit immer neue Vereinigungspunkte fand und sich inniger zusammenschloß.

Welches Glück und welchen Segen gewährt eine Verbindung mit so herzlieben Freunden in der frischen Jugendzeit, wenn sie gemeinsam nach den idealsten Zielen streben; in einer Umgebung, welche die reichsten, bedeutendsten Anregungen bietet. Durch nichts beengt, genügsam und deshalb um so sorgenfreier, durchleben sie einige Jahre goldner Freiheit; die Erinnerung daran durchduftet wie ein Blumengeruch das ganze Leben und trägt Poesie in die Prosa oder Schwüle,

welche ſpätere Jahre unvermeidlich mit ſich bringen und bringen müſſen, wenn der Menſch ſich tüchtig entwickeln ſoll.

Natürlich verſäumte ich nicht, vom nächſten Dienſtag an mit Oehme an Rothe's Vorleſungen Theil zu nehmen, bei denen unſer Freundeskreis für dieſen und den folgenden Winter den Stamm der kleinen oft wechſelnden Zuhörerſchaft bildete. Die Geſchichte der Kirche des erſten und zweiten Jahrhunderts und ihrer hervorragenden Perſönlichkeiten war ja ein ſehr intereſſanter Stoff, und wenn der Vortrag auch manchmal für uns Maler zu wenig Fleiſch und Bein hatte und wir zuweilen mit abſtracten Dingen, wie z. B. Darlegung gnoſtiſcher Lehrſyſteme, regalirt wurden, ſo entſchädigte uns dafür um ſo mehr die freie Unterhaltung nachher, zu welcher Rothe die ihm näher Befreundeten — und dazu wurde ich ſehr bald auch gezählt — um den Theetiſch verſammelte. Hier waltete auch die jugendliche, freundliche Frau, und ich hatte zum erſtenmale ſeit langer Zeit den Eindruck einer einfachen, deutſchen Häuslichkeit, welche mich, des vielen Wirthshauslebens mit den immer ſich wiederholenden Kunſtdisputen müde, recht wohlthuend berührte.

Rothe war damals ungefähr ſechsundzwanzig Jahre alt. Schlicht, anſpruchslos in ſeiner Erſcheinung, athmete ſein ganzes Weſen eine Liebe und Demuth, eine Wahrhaftigkeit und Treue, die von ihrem lauteren Urſprung damit zeugten, daß ſie fern von jedem äußeren Schein und frei von aller Manier waren. Erkannten wir die Tiefe und den Gehalt ſeines reichen Geiſtes in ſeinen Predigten, ſo gewann er die Herzen je länger je mehr durch ſein einfaches, herzliches Weſen. Kurz, alles in ihm war die Frucht ſeines mit Gott in Chriſto verborgenen Lebens.

Eine Stelle aus einem ſeiner Briefe aus dieſer römiſchen Periode war mir recht bezeichnend für ſein eigenſtes Weſen.

Er ſchreibt: „Chriſtus gehört einem immer mehr zum unentbehrlichen Hausbedarf; es wird einem ſo zu Muthe, als ob das Leben mit Ihm und in Ihm eine ganz natürliche Sache wäre. Das Bewußtſein, mit einem ſolchen Leben etwas Abſonderliches vor anderen Leuten zu haben, tritt immer mehr zurück; und je mehr eben hierdurch Chriſtus

in uns eine Gestalt gewinnt, desto mehr verliert unser Thun und Lassen und äußeres und inneres Leben alle eigentliche Form und Manier, nähert sich der Wahrheit überhaupt, die man, wie den Geist, wie das Licht, nicht sehen, nicht fassen, nicht greifen kann, die keine Form hat, und die sich doch überall, wo sie ist, ihrer Kraft nach bezeugt, desto mehr wird unser ganzes inneres und äußeres Leben in Christo einem Trank reinen, frischen Quellwassers ähnlich, das keinen Geschmack und keine Farbe hat, aber erquickende, belebende Kraft. Dies ist ohngefähr der Gang, den der Herr hier in Rom mit mir genommen hat."

So weit auch der Weg von meiner Wohnung zum Capitol war, so versäumte ich es doch jetzt selten, des Sonntags eine Predigt von ihm zu hören. Auch diese waren fern von aller rhetorischen Kunst, keine Spur von Phrase oder poetischen Blumen oder von Gefühlserregung. Die Gedankenkette senkte sich tief auf den Grund des göttlichen Wortes und förderte den reichen Schatz zu Tage, auf dessen lebendige Aneignung und Verwendung er hinwies. Die milde Herzenswärme, die über das Ganze sich breitete, und der tiefe Inhalt hielten gefesselt, wenn die Predigten öfters auch länger dauerten, als ihm selbst lieb war; denn manchmal währten sie bis zur Mittagsstunde, wo dann der Magen, als ein Theil des natürlichen Menschen, seine heidnische Stimmung, wie Faust's Pudel, durch lautes Knurren zu erkennen gab.

Die höchst einfache Gesandtschaftskapelle in einem Parterrelocal des Palazzo Caffarelli war früher, wie ihr Urbild in Bethlehem, ein Stall gewesen. Vier weiße Wände, ein Altartuch mit Crucifix und zwei Leuchtern, einige Reihen Stühle, sammt der kleinen Hausorgel in einer Ecke bildeten das prosaische Interieur. Ein Sängerchor, größtentheils aus Künstlern bestehend, hatte sich um die Orgel gruppirt, wo Schnorr quasi als Cantor an der Spitze, und Hoff, v. Hempel, Koopmann mit ihren trefflichen Stimmen ihm zur Seite standen.

Eine auffallende Figur war der übrigens sehr tüchtige Orgelspieler, Namens Freudenberg. Lang und mager, mit einem höchst humoristischen Gesicht, zeichnete er sich durch seinen zeisiggrünen, lang-

schößigen Frack, etwas zu kurz gerathene Nankinghosen und ein Paar Schuhe aus, welche einen Wettlauf nach Syrakus mit den Seume'schen Rappen gar siegreich würden bestanden haben. Die Gestalt dieses Mannes war mir lebhaft im Gedächtniß geblieben, ohne daß ich etwas Weiteres über ihn gewußt hätte. Deshalb war es mir eine angenehme Ueberraschung, als ich vor einigen Jahren die höchst ergötzliche Selbstbiographie dieses humoristischen und originellen Organisten zu lesen bekam, welche nach seinem Tode herausgekommen war. Freudenberg starb als Ober-Organist an der Hauptkirche zu St. Elisabeth in Breslau 1869.

Die protestantische Gemeinde in Rom war eine stets wechselnde; außer den Familien des preußischen, hannoverschen und holländischen Gesandten waren es Gelehrte, Künstler und einige den Winter über in Rom verweilende deutsche Familien, die Sonntags sich in der Kapelle einfanden. Die einfache, ja nüchterne Localität bildete einen starken Contrast gegen die Pracht der römischen Kirchen mit ihren pomphaften Gottesdiensten. In Bezug auf Pracht stand die kleine Protestantenkapelle zu der benachbarten, altehrwürdigen Kirche Ara Celi, die auf den Fundamenten des capitolinischen Jupitertempels erbaut ist, vielleicht in einem ähnlichen Verhältnisse, wie vor achtzehnhundert Jahren die versteckten oder nur geduldeten Locale der kleinen Christengemeinde zu jenem Jupitertempel.

Es macht doch oft einen recht betrübenden Eindruck, wenn man überall innerhalb der Christenheit soviel Zwiespalt und Trennung erblickt in den höchsten und theuersten Ueberzeugungen. Aber kommt es denn nicht daher, daß so Viele den Glauben, der eine Kraft Gottes zur Seligkeit ist, und dessen Wahrhaftigkeit sich in Beweisung des Geistes und der Kraft documentiren soll, der begreiflichen Formulirung der Glaubenslehren nachsetzen? Und ist denn nicht gerade die Formulirung in Begriffe das Menschliche am Christenglauben, das Göttliche aber die Kraft, die uns selig macht? Aber Gott sei Dank, zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat es solche gegeben, die sich in Einigkeit des Geistes verbunden gefühlt haben in ihrem Oberhaupte Christus, die den goldenen Spruch St. Augustin's sich

zur Regel machten: „Im Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem Liebe!“ Dieſe ſind es, welche die zu allen Zeiten gleiche „unſichtbare Kirche“ bildeten, welche die wahrhaft katholiſche, die allgemeine, eine und wahre iſt, diejenige, von welcher das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß redet: Eine, heilige, allgemeine Kirche und Gemeinſchaft der Heiligen, hier und dort oben.

Sonderbar kann es wohl erſcheinen, daß ich als Katholik ſo unbefangen und ausſchließlich mich proteſtantiſchen Kreiſen und Gottesdienſten anſchloß, ohne das leiſeſte Bedenken dagegen zu ſpüren. Allein wenn ich daran erinnere, daß ich proteſtantiſch getauft, aber nach damaligem Landesgeſetz in der Religion des Vaters, alſo katholiſch, wie meine Schweſter nach der Konfeſſion der Mutter lutheriſch, erzogen worden war, und ſpäter in vollſtändigem Indifferentismus dahinlebte, ſo wird dies weniger befremden. Nicht die Frage nach der Kirche war es, was mich ſeit langer Zeit bedrängt hatte, ſondern die Frage nach einer feſten, göttlichen Wahrheit, nach dem lebendigen Gott ſelbſt. Da ich die Löſung dieſer Frage nun bei meinen proteſtantiſchen Freunden gefunden hatte, trachtete ich danach, mit ihnen gemeinſam weiter zu pflegen, was das Glück meines Lebens geworden war.

Zuweilen beſuchte ich die glänzenden Abendgeſellſchaften des preußiſchen Geſandten Bunſen, bei denen Deutſche, Engländer, Franzoſen und bedeutende Perſönlichkeiten, die ſich zur Zeit etwa in Rom aufhielten, angetroffen wurden. Ich erinnere mich z. B. des von den Freiheitskriegen her berühmten Generals v. Dürnberg nebſt ſeiner Frau und ſehr ſchönen Tochter, die von Künſtlern als das Ideal einer deutſchen Jungfrau im Gegenſatz zu ſchönen Römerinnen geprieſen und bewundert wurde; ferner des feinen Kunſtkenners, Legationsrath Keſtner, Sohn von „Werthers Lotte“; des Dichters Kopiſch, der Familie Parthei, des Hofmalers Henſel, des Bruders der durch geiſtliche Lieder bekannten Louiſe Henſel, des Kapellmeiſters Reiſſiger u. A. Manchmal hörte ich in dieſen Soiréen ſchöne altitalieniſche Geſangſtücke vortragen, die Baini, der Kapellmeiſter der Sixtiniſchen Kapelle, Bunſen mitgetheilt hatte. Beide verkehrten viel miteinander, denn Bunſen war damals eifrig mit liturgiſchen Arbeiten beſchäftigt.

Ich wende mich jetzt zu unseren Compositionsabenden, bei denen Schnorr den Vorsitz führte oder unseren Censor machte. Sie waren Veranlassung, daß manche hübsche Zeichnung entstand; denn ein Jeder that sein Bestes, um von Meister Schnorr Lob einzuernten. Dies war nun freilich nicht allzu schwer; denn es lag nicht in Schnorr's Art, eine scharfe Kritik zu üben; im Gegentheil suchte er jeder dieser Arbeiten die gute Seite abzugewinnen und nur sehr schonend vorgekommene Schwächen oder Fehler anzudeuten, wodurch er den Schüchternen ermuthigte, aber freilich Geförderteren minder nutzte. Handelte es sich dagegen um ein Kunstprinzip, dann trat er mit großer Bestimmtheit auf.

So hatte Oehme eine vorherrschende Neigung zu sogenannten Stimmungsbildern. Seine „Vesper auf dem Orgelchor", die er zu Weihnachten gemacht hatte, und anderes trugen diesen Charakter. Oehme war ein Nachtfalter, welcher am liebsten in Dämmerung und Nacht herumflatterte. Von einer solchen Richtung wollte Schnorr durchaus nichts wissen. Die Sprache der Natur, wie sie der Maler zu erfassen habe, liege in ihren Formen, den Gestaltungen der Bäume, der Wolken und Gewässer, in dem Aufbau und harmonischen Zusammenklang der Linien u. s. w., nicht aber im Unbestimmten, in Nacht und Nebel.

Man muß sich erinnern, daß namentlich die Dresdener jüngeren Maler von den originellen Landschaften Friedrichs sich mächtig angezogen fühlten und in ähnlicher oder doch verwandter Weise ihm zu folgen suchten. Auch Oehme gehörte zu diesen, und ich selbst suchte eine kurze Zeit lang mir einzureden, daß das Höchste für die Landschaftsmalerei in solchen symbolisirenden Naturbildern erreicht sei, welche abstracte Gedanken durch Landschaften versinnlichen, z. B. würde nach diesem Prinzip der Spruch: „Durch Kreuz zum Licht" etwa illustrirt werden durch ein von Dornen umflochtenes Kreuz auf einer aus dem Wald aufragenden Felsenspitze, das von Lichtstrahlen, die aus dem Nebel hervorbrechen, beleuchtet wird ꝛc. Mehrere Versuche dieser Art, die ich machte, mißlangen aber so vollständig, daß ich, obwohl mit einiger Verzweiflung, immer wieder auf den bisher eingeschlagenen Weg zurückkehrte. Und das war ein Glück für mich; denn jene däm-

mernde, myſticirende Richtung war mir nur durch Reflexion angeflogen und nicht meiner innerſten Natur entſprungen; ich hatte meine Luſt an der klaren Form, am Sonnenſchein und an bunter Tageshelle.

Oehme fügte ſich nun in Rom, ſo gut er konnte, der herrſchenden Anſicht und malte einige heitere italieniſche Landſchaften, mit welchen er aber wenig über die Vedute hinauskam. Seine ſchönſten Bilder waren ſpäterhin ſtets Stimmungsbilder ganz eigenthümlicher, hochpoetiſcher Art. Man könnte ihn den Lenau unter den Malern nennen; ſo ſiegte bei ihm zuletzt ebenfalls die tiefangelegte Künſtlernatur über die theoretiſche Anſicht, und ſeine Begabung hat er ſtets im edelſten Sinne verwendet.

Weit wirkſamer und erfolgreicher als unſere Kunſtdispute waren die Eindrücke, welche Schnorr's Werke hinterließen. So brachte er eines Abends zwei Bände ſeiner Landſchaftszeichnungen mit, welche denn mit dem größten Intereſſe betrachtet und bewundert wurden. Am meiſten Vortheil zog ich ſelbſt davon, denn da die kleine Verſammlung bei mir abgehalten wurde, ſo vertraute Schnorr mir dieſen Schatz auf längere Zeit an, und ſo manche liebe Stunde ſaß ich nun über dieſen Blättern im genußreichſten Betrachten, verfolgte jede Linie mit den Augen, ſah, wie das verſchiedene Laubwerk behandelt war, ſtudirte überhaupt das Machwerk der Landſchaften, weil mir dieſes ſo beſonders wohlgefiel, und ſuchte mir Vieles davon anzueignen. Dieſe ſchönen Landſchaften waren mit den anmuthigſten Figuren geſchmückt, die er bald dem Volksleben, bald der Mythe oder dem italieniſchen Mittelalter entnommen und dem Charakter der Landſchaft angepaßt hatte. Sie gehören gewiß zu den lieblichſten und eigenthümlichſten Schöpfungen Schnorr's. Fern von aller conventionellen Form und allem künſtlichen Pathos, athmen ſie den ganzen Zauber, die liebliche Unſchuld der Natur, wie ſich dieſe in einem kunſtgebildeten Geiſte ſpiegelt. Eben weil ſein Sinn für ein hohes Stylgefühl ausgebildet war, in welchem ja die ewigen Geſetze des Schönen und Wahren enthalten ſind, deshalb durfte er ſich auf die freieſte Weiſe einer Nachbildung der Natur überlaſſen, in ihre feinſten und charakteriſtiſchen Einzelheiten eingehen,

welche dieſen Landſchaftsbildern einen ſo großen Reiz von Naturwahrheit und idealer Kunſtſchönheit verleihen.

Schnorr zeichnete dieſe Blätter zuerſt mit Bleiſtift ſehr ſorgfältig nach der Natur, umzog ſie zu Hauſe mit der Feder, ſetzte dann die Figuren hinein und tuſchte die meiſten leicht und gewandt mit Sepia, wodurch das Ganze in Haltung kam. Dieſe Zeichnungen waren damals in zwei Foliobänden aufgezogen, wie er denn in allen ſeinen Sachen die größte Ordnung und Sauberkeit beobachtete. So ließ er niemals, wie es oft von Anderen und auch von mir geſchah, Studienblätter und Zeichnungen halb vollendet liegen, ſondern vollendete ſolche Blätter, ſobald er Zeit dazu fand, beſchnitt ſie ſauber und zog ſie womöglich auf. Die Ordnungsliebe und gute Pflege ſeiner Sachen, die manchmal ans Pedantiſche zu grenzen ſchien, verſetzten den Beſchauer in eine behagliche Stimmung, und man mußte ſchon um des äußeren Eindrucks willen Reſpect vor Dingen haben, welche ſo ſorgfältig gepflegt wurden.

Dieſe Zeichnungen ſind ſpäter, da Schnorr ſie nicht vereinzeln wollte, in die Sammlung des Kunſtfreundes E. Cichorius gekommen. Dr. Jordan hat eine Anzahl derſelben vorher in Photographie herausgegeben.

An einem jener Abende brachte Schnorr ſeine ſämmtlichen Zeichnungen und Studien zu den Arioſtbildern in der Villa Maſſimi mit, welche uns in einen wahren Freudenrauſch verſetzten. Schnorr machte da mit uns Brüderſchaft, und damit es an der üblichen Libation nicht fehle, gingen wir ſchließlich noch in eine dämmernde Oſteria, wo wir in heiterſter Laune noch bis ſpät beiſammen blieben.

Schon früher erwähnte ich, daß ich mit Wagner gemeinſam die Rückreiſe nach Deutſchland antreten wollte, und es rückte dieſe Zeit, das Frühjahr, näher heran. Inzwiſchen hatte ſich aber in und außer mir Manches geändert. Ich fühlte, daß das, was ich in letzter Zeit gewonnen oder begonnen hatte, nur hier in Rom ſeine weitere Entwickelung finden könne, und daß ein vorſchnelles Abbrechen den ganzen geiſtigen Erwerb gefährden müſſe. Mannichfache, folgenreiche Bezieh-

ungen hatten ſich angeknüpft, und durch ein tieferes Eindringen, ein beſſeres Verſtehen römiſcher Natur wurde mein Streben für ideale oder ſogenannte hiſtoriſche Landſchaftsmalerei immer mehr gefördert und ins Klare gebracht.

Freilich, wenn ich in der Abenddämmerung noch im Atelier ſaß und träumte, tauchten die traulichſten Bilder aus der Heimath auf, dunkle Wälder und rauſchende Waſſer, arme Hütten mit Strohdächern, aus denen der blaue Rauch ſich an dunklen Nadelholzbergen hinzieht. Deutſche Natur erſchien mir immer als ein einfaches, tiefſinniges Bürgerkind, ein Gretchen im Fauſt, die italieniſche Natur wie eine Jungfrau aus königlichem Geſchlecht, eine Iphigenia. Die Bewunderung für den Adel der Königstochter war in mir höher und höher geſtiegen, aber meine Liebe war das ſchlichte Bürgerkind.

Glücklicherweiſe entſchied ich mich aber diesmal nicht für die Stimme der Sehnſucht, ſondern folgte anderen Erwägungen, die zum Dableiben riethen. Außerdem drängte mich auch Freund Schnorr, alles was möglich aufzubieten, um den Aufenthalt verlängern zu können. Das hier Gepflanzte müſſe tiefer wurzeln, wachſen und erſtarken. Hauptſächlich kam es jetzt darauf an, daß mir Arnold noch weiter die Mittel gewährte, die zu einem längeren Aufenthalt nöthig waren. In dieſem Sinne hatte ich ihm geſchrieben und erwartete mit größter Spannung ſeine Entſcheidung.

Es trat jetzt unerwartet Einiges dazu, wodurch meine Abſicht erleichtert ſchien. Schnorr brachte eines Tages ſeinen Landsmann Dr. Hänel aus Leipzig in mein Atelier, um ihm ein Bild zu zeigen, welches in der Ausführung bereits weit vorgerückt war. Es gefiel Beiden, und als wir nachher zuſammen einen Spaziergang in die Villa Borgheſe machten, merkte ich wohl, daß Schnorr es ihm zum Ankauf für die Sammlung ſeines Schwagers, des Barons v. Sternberg, empfohlen hatte; und ſo war es auch. Nach einigen Wochen kam von dieſem die Zuſtimmung, die Beſtellung wurde feſtgemacht, und das Bild kam in jene Sammlung und ſpäter aus dieſer in das Leipziger Muſeum. Es war überhaupt das erſte Gemälde, welches ich verkaufte; denn die im vorigen Winter gemalte Landſchaft „Der Watzmann“

hatte ich ſelbſtverſtändlich meinem väterlichen Freunde Arnold überlaſſen.

Zu derſelben Zeit überraſchte mich ein Schreiben des Grafen Vitzthum von Eckſtädt, unter deſſen Leitung die Dresdener Kunſtakademie ſtand, daß mir zunächſt für das laufende Jahr ein Stipendium von hundert Thalern ertheilt worden ſei, und zwar in Folge der Ausſtellung meines Bildes.

Achtzehntes Capitel.

Reiſe nach Nettuno.

Der Carneval war vorüber; der Moccoli-Abend mit ſeinem bacchiſchen Luſtgebrauſe hatte den Beſchluß gemacht und den luſtigen Tagen die Krone aufgeſetzt, als wir fünf Verbündeten in der Trattoria beim Abendbrod ſaßen und ich zufällig das Geſpräch auf die ſchönen, ſagenhaften Geſchichten des alten Rom's brachte; denn ich hatte eben die erſten Bücher des Livius geleſen. Da kam uns Allen plötzlich der Einfall, ob wir nicht jetzt, ehe uns der Sommer auseinanderbrächte, eine gemeinſame Wanderung an den Küſtenſtrich des alten Latium unternehmen ſollten; eine Reiſe von drei oder vier Tagen, die ohnedies nur in der kälteren Jahreszeit ausführbar iſt, weil dieſe Gegend im Sommer durch die aria cattiva, Mückenſchwärme, und zahlloſes Ungeziefer jeder Art unzugänglich wird.

Gedacht, gethan. Noch denſelben Abend wurden einige Lebensmittel eingekauft; ich glaube, es waren einige Brode, Salami und ein in Blaſe gefüllter, runder Büffelkäſe, Rum und dergleichen. Ein Torniſter enthielt die nöthigſte Wäſche für alle fünf und ſollte abwechſelnd getragen werden, während die Lebensmittel, deren Laſt täglich geringer werden mußte, auf Jeden vertheilt wurden.

So ausgerüſtet, zogen wir an einem kalten und windigen Februarmorgen zur Porta San Paolo hinaus, Jeder mit einem Päcklein belaſtet und einem Stab mit Eiſenſpitze in der Hand; ich mußte an die ſieben Schwaben denken. Beſonders komiſch erſchien mir Freund Oehme; denn ihm, der ſo heftig gegen den Ankauf des Büffelkäſes

opponirt hatte, war das Tragen desſelben durchs Loos zugefallen, und ſo ſchritt er mit etwas verdrießlicher Miene einher, während der runde Büffelkäſe, an einen Bindfaden gebunden, ihm auf dem Rücken hockte wie ein tückiſcher Kobold, und bei jedem Schritt eine hüpfende Bewegung machte.

Obwohl wir es keineswegs auf Abenteuer abgeſehen hatten, ſollte uns doch bald eines entgegentreten, welches dem der ſieben Schwaben mit dem Seehaſen würdig zur Seite ſtand. In der Nähe von Oſtia führt die Straße auf einem gemauerten Damme mitten durch einen großen Sumpf, deſſen trübes Gewäſſer und Schlamm zum Theil mit Weidengeſtrüpp bedeckt war. Hier und da ſtand oder lag ein Büffel im Gebüſch, ſcheußliche Beſtien, das ſchwarze, zottige Haar mit getrocknetem Schlamm überzogen und aus den rothglühenden, tückiſchen Augen uns anſtierend. Ihre rieſige Stärke iſt bekannt, und ebenſo wußten wir, wie es zuweilen vorkommt, daß ſie, gereizt oder bei übler Laune, zumal im Frühjahr wie jetzt, die liebenswürdige Manier haben, ihren Feind in ſchnellem Anlauf niederzurennen und mit ihren dicken Beinen todt zu trampeln; erſt in der letzten Woche war dieſer Fall hier einem armen Hirtenjungen paſſirt.

Jetzt ſahen wir in einiger Entfernung ſechs dieſer ſchwarzen, ſchmutzigen Geſellen die ganze Breite des Dammweges einnehmen, die Köpfe nach uns geſtreckt, wie uns erwartend. Wir blieben einige Augenblicke überlegend ſtehen, und Maydell, unſer Allgäuer, rieth, mit vorgehaltenen Stöcken in der Breite des Weges ſchnell auf ſie loszumarſchiren. Mit raſchem, feſtem Schritt, wobei die Brod- und Wurſtbündel ſammt dem Büffelkäſe auf unſeren Rücken tanzten, wurde dies Manöver pünktlich ausgeführt. In einer Entfernung von fünfzehn oder zwanzig Schritt ſprangen zwei der vorderſten Ungethüme in den Sumpf, und im Nu folgten die andern. Der Sieg war unſer und in Folge deſſen der Muth im Steigen; deshalb marſchirten wir im gleichen Tempo noch ein großes Stück weiter, bis wir den bedenklichen Schauplatz im Rücken hatten.

In Oſtia machten wir Mittag, das heißt, wir tranken in der elenden Schenke ein Glas mattes, ſaueren Weines, aßen hartes Brod

dazu und ſchnitten, um das Mahl damit zu würzen, den berüchtigten Büffelkäſe an; es war eine zähe, lederartige Maſſe von widerwärtigem Geſchmack; und ſo übten wir denn die Tugend der Enthaltſamkeit; nur Maydell, der den kühnen Gedanken gehabt hatte, den Käſe zu kaufen, fand ihn „gar nicht übel".

Nachdem wir Nachmittags Einiges ins Skizzenbuch gebracht hatten, wanderten wir eine lange Strecke an antiken Mauerreſten hin und kamen gegen Sonnenuntergang in die Nähe des Leuchtthurms bei Fiumiccino. Es war ein kalter Abend und ſehr ſtürmiſch. Das ſchwarzblaue, bewegte Meer warf ſeine Wellen donnernd an den Strand; kaum konnten wir uns im heftigen Winde auf den müden Beinen erhalten, und ſo wandten wir uns zu der größten der Fiſcherhütten, welche in einiger Entfernung vom Leuchtthurme den öden Strand bedeckten. Es waren dieſe Hütten ſehr urſprünglicher Art: ein Balkengerüſt, von oben bis unten mit einem dicken Mantel, von Schilf und dunklem Geſtrüpp bedeckt, ein Eingang, aber weder Fenſter noch Schornſteine. Im Inneren, wo es rauchig und finſter ausſah, fanden wir eine Gruppe von Marinari und einige Weiber um das Herdfeuer verſammelt, über welchem der große Fiſchkeſſel hing. Nachtlager wurde uns bewilligt und der Raum zur Rechten als Wohn- und Schlafſtätte angewieſen. Ein Tiſch nebſt einigen Seſſeln fanden ſich auch, und ein altes Boot, in welchem Netze und Segeltuch aufbewahrt wurden, das unſer gemeinſames Lager für die Nacht vorſtellte, bildete zugleich eine Art Wall oder Scheidewand gegen den übrigen größeren Raum.

Ein paar Fiſcher brachten eben den Ertrag ihres letzten Fiſchzugs herein, und wir erhandelten von ihnen einen mächtig großen Cefalo, einen der in Rom beliebteſten Fiſche, welchen uns die Wirthin bereiten ſollte. Das gab nun erfreuliche Ausſichten auf ein reichliches Abendeſſen, deſſen wir nach einem ſo ſtrapaziöſen Tage gar wohl bedurften. Es währte lange, ehe die Siederei fertig war, und unſer Hunger war groß. Endlich kam die Schüſſel mit fünf ziemlich ſchmalen Schnitten des großen Fiſches, und wir fragten verwundert, ob dies der ganze Fiſch ſein ſolle. „A ſi signori, ſi ſi ſi, e tutto lo cefalo!" Maydell,

der Zungenfertigſte im Italieniſchen, beſtritt dies beſtimmt, und es entſtand nun ein Heidenlärm, denn Alle mengten ſich ſogleich leidenſchaftlich in den Streit; um den Beweis zu liefern, daß hier an einer beſtimmten Stelle ein Manco ſtattfinde, wurde von Maydell das corpus delicti in ſeiner urſprünglichen Form hergeſtellt und die Stücke des Fiſches in ihrer Ordnung zuſammengeſetzt. Welch Wunder! Der lange Cefalo war ein kurzes, dickes, rundes Monſtrum geworden; ein Kerl, über den man lachen mußte; Kopf und Schwanz, der Leib fehlte! das größte, beſte Mittelſtück war unſichtbar geworden.

Der Lärm verſtummte. Alle ſchauten höchſt verwundert drein, zogen die Augenbrauen bis an die Stirn und die Schultern bis zu den Ohren, ſpreizten Arme und Finger weit auseinander, wie erſtarrt vor Schrecken über dieſe wunderbare, undurchdringlich geheimnißvolle Erſcheinung, und man hörte nur ein kurzes „ah! ha! non lo capisco!“ Sie ſahen aus, wie Spitzbuben ausſehen, wenn ſie die liebe Einfalt und Unſchuld darſtellen wollen. Es war nun einmal ſo mit unſerem Cefalo, und er wurde nicht anders; ſo verzehrten wir den kurz gewordenen Fiſch, und der Magen wurde abermals nicht überladen. Es war ja das anno santo, und von Leo dem Zwölften geboten worden, die Faſtenzeit ganz beſonders ſtrenge zu halten.

Spät ſuchten wir Ruhe in unſerem Boote. Das Lager auf den Netzen und den groben, getheerten Segeln, Tüchern und Decken erinnerte etwas an Pönitenz, war alſo auch für dieſe Faſtenzeit ganz paſſend; trotzdem ſchliefen wir bei dem Donnern des brandenden Meeres und dem Windesgeheul bald ein.

Am anderen Morgen überſchritten wir die Iſola ſacra, die von den beiden Tiberarmen gebildet wird, ehe ſich dieſelben in das Meer ergießen. Es war bitterkalt und die Waſſerſtellen mit einer dünnen Eisrinde bedeckt. Hier weiden nun große, zum Theil wilde Büffelheerden, die uns indeß unbehelligt ließen. Als die Sonne höher ſtieg, wurde es angenehm warm, und wir gingen dicht den Meeresſtrand entlang. Es war ein wunderſchönes Wandern im Wogengeräuſch des ſchönen, blauen Meeres, angeweht von der friſchen Seeluft, der Boden eine gleiche, feuchte Sandfläche, oft überſpült von den letzten Aus-

läufern der Wellen, welche eine Menge bunter Muscheln und Schneckenhäuschen uns unter die Füße rollten. Längs der ganzen Küste ziehen sich große Waldungen von Korkeichen hin, sehr wild und knorrig verwachsen. Wir trafen später im Walde viel antikes Mauerwerk, Säulenstummel, ja einen großen, gepflasterten Platz. So gelangten wir, als es dunkel wurde, nach Pratica, das alte Lavinium, wo wir in einer elenden Kneipe übernachten mußten.

Unsere Vorräthe waren heute ziemlich aufgezehrt worden, da wir außer Paterno weder ein Haus noch Menschen angetroffen hatten, und auch hier gab es, zumal jetzt in der Fastenzeit, kaum das Nothdürftigste: schlechten Wein, Brod und Stockfisch (baccala) in Oel gebraten, ein schon durch seinen Geruch uns widerwärtiges Gericht. Nur Maydell's kriegerisch abgehärteter Magen ließ sich „ohne Furcht und ohne Grauen" den Baccala wacker schmecken.

Der einzige Gast außer uns war ein Kerl, auf dessen einäugigem, grundhäßlichem Gesichte der Mörder und Verräther mit groben Zügen gezeichnet war. Da wir ihn mit unserem saueren Wein freigebig tractirten, erschloß er höchst unbefangen und redselig sein Herz gegen uns und erzählte von dem lustigen, bewegten, ruhmvollen Räuberleben, welches er in früheren Tagen als Mitglied einer berüchtigten Bande geführt hatte. Seine Abenteuer, Einbrüche, Todtschläge, blutigen Kämpfe mit den Gensdarmen waren ihm höchst ergötzliche Erinnerungen, die er mit einem grinsenden, grausam kalten Gesichte sehr anschaulich zum besten gab. Er hatte, als den sich freiwillig stellenden Räubern von der Regierung Verzeihung und lebenslängliche Pension angeboten worden war, davon Gebrauch gemacht, die Schlupfwinkel seiner Genossen den Gensdarmen verrathen und eine Extra-Belohnung dafür empfangen und war schließlich als Gefängnißwärter in Pratica angestellt worden, welches Amt er jetzt bekleidete.

Eine Ueberraschung stand uns noch bevor, als uns die dicke Wirthin in unser Schlafgemach führte, in dem nur ein einziges Bett stand. Wir fragten erstaunt und lachend, wie wir uns darein vertheilen sollten. „O", sagte sie ganz ruhig und leuchtete in das durchaus nicht blendend weiße Bett hinein, „drei Signori legen sich von oben nach

unten und zwei unten hin mit den Beinen nach oben; dann geht's ganz gut." Da an ein Sopha und anderes Bettgeräth hier nicht zu denken war, so kamen denn zwei Glückliche in das Bett, und drei Minderbeglückte mußten sich auf den harten Boden legen, den Torniſter und einige andere herbeigeſchaffte Utenſilien unter den Kopf und den eigenen Rock zur Decke. Ich geſtehe, daß mir bei ſo hartem Faſten und noch härterem Nachtlager, denn das Loos hatte mich ebenfalls auf den kalten Steinboden verwieſen, die Begeiſterung für das alte Latium etwas abhanden kam. Hoff tröſtete uns mit der Geſchichte eines alten preußiſchen Huſaren, welcher auch, weder Bett noch Decke zum Nachtlager findend, rief: „Ik weiß mir in ſolchem Falle janz jut zu helfen, ik lege mir auf den Rücken und decke mir mit dem Bauche zu."

Am andern Morgen kamen wir nach Ardea. Dieſes kleine, armſelige Neſt liegt recht maleriſch auf einem mit ſchönem Gebüſch bewachſenen Felſenhügel; eine echt Pouſſin'ſche Landſchaft. Es wurde ins Skizzenbuch gebracht, dann ſuchten wir nach einer Kaffeeſchenke, aber eine ſolche war hier ein unbekannter Luxus.

Die Geſchichte von der keuſchen Lucrezia, die ſich an dieſen Ort anknüpft, hatte ich als Junge für irgend einen Kalendermann auf Kupfer radirt; ſie war mir immer gar rührend geweſen. Nun ſaß ich vor dieſem Ardea mit Papier und Bleiſtift, um es abzureißen, wie 500 Jahre v. Chr. Tarquinius mit ſeiner Kriegsmacht davor lag, um es niederzureißen.

Als ich in ſpäteren Jahren durch das Engadin kam, erinnerten die beiden Flecken Lavin und Ardez mit romaniſcher Bevölkerung an die alte Sage, nach welcher ein König Raetus römiſche Coloniſten vor den Galliern hierher flüchtete i. J. 587 n. Chr., welche in Erinnerung an ihre Heimath Lavinium und Ardea ihren neuen Wohnorten dieſelben Namen beilegten.

Als der Tag ſich neigte, ſahen wir wieder das Meer und kamen nach Porto d'Anzo, der alten Hauptſtadt der Volsker (Antium), in welcher der aus Rom verbannte Coriolanus ſeinen Tod fand. Uns war der Ort beſonders dadurch merkwürdig, daß der Apoll von

Belvedere und der Borgheſiſche Fechter hier aufgefunden wurden. Hier fanden wir in einer Locanda leidliches Unterkommen; obwohl die ſtrenge Faſtenzeit uns wieder mit Baccala regalirte.

Das nahe Nettuno ließen wir unbeſucht. Die eigenthümliche Tracht ſeiner Frauen, gewöhnlich ſcharlachroth und reich mit Gold geſtickt, kannten wir vom Blumenfeſte in Genzano, wo ſie ſehr hervortrat. Ein paar Stunden davon liegt ein Thurm am Meere bei Aſtura, wo Frangipani den armen Conradin, den letzten der Hohenſtaufen, nach der Schlacht bei Tagliacozzo an Carl von Anjou auslieferte, traurigen Andenkens.

Drei Tage hatten wir nun dieſen verödeten Landſtrich durchzogen; die landſchaftlichen Schönheiten waren zu gering, um uns für die harten Entbehrungen zu entſchädigen, welche die Armuth der Bewohner und die zwar gebotene, von uns aber nur unfreiwillig gehaltene Faſtenzeit auferlegten, und ſo war es natürlich, daß wir uns nach Rom in unſer Daheim zurückſehnten, wohin wir denn am folgenden Morgen aufbrachen.

Dieſer ganze durchwanderte Küſtenſtrich gleicht einem uralten, vergilbten Pergamentblatt aus dem Buch der Geſchichte; der Text iſt verwiſcht und mit Moder überzogen: Am Strande arme Fiſcher mit armſeligen, kleinen Booten, antikes Gemäuer mit Ginſter, Brombeeren und Dornen überwachſen, und in den wenigen Stätten, wo Menſchen wohnten, die größte Armuth und Verkommenheit. Aber Namen und Worte aus dem fabelvollen Alterthum bis in die glänzende römiſche Kaiſerzeit, von der Zerſtörung Troja's und von Aſcanius, dem Sohne des Aeneas', dem erſten der ſagenhaften Könige Rom's, bis zu Claudius und Nero, die zu Antium geboren wurden; von der Gründung des erſten chriſtlichen Bisthums in Oſtia durch die Apoſtel bis zu den mächtigen Päbſten des Mittelalters: wie viele in der Geſchichte der Menſchheit bedeutſame Namen tauchen hier in der Erinnerung auf!

Der Tagesmarſch von Porto d'Anzo bis Rom war ein ſtarker und wurde durch einen ſchneidend ſcharfen Nordwind, der uns gerade entgegenbrauſte und das Vorwärtskommen hemmte, doppelt beſchwerlich. Wir durchſchnitten eine ganz öde Fläche; nirgends war

ein Haus zu ſehen, keiner lebenden Seele begegneten wir; der Wind tobte ſo heftig, daß wir zuletzt weit voneinander getrennt wurden und Jeder ſich, ſo gut er konnte, dagegen zu ſtauen ſuchte. So kamen wir ermattet und gewaltigen Hunger ſpürend um Mittag bis zur Oſteria, welche am Fuß des Albanergebirges an der römiſchen Straße liegt.

Hier gab es denn wieder einen trinkbaren Wein und endlich eine große Schüſſel mit einem wahren Gebirge von Maccaroni. Wir mußten laut lachen über dieſes maſſenhafte Gericht; aber das Herz im Leibe lachte auch dabei. Ueberraſchend ſchnell verkleinerte ſich der Berg unter der Arbeit unſerer fünf Gabeln und verſchwand endlich ganz und gar bis auf den letzten Maccaroniſaden. Nachdem wir noch eine gute Stunde geruht hatten, machten wir uns wieder auf den Weg. Der heftige Wind aber hatte ſich inzwiſchen zum brauſenden Sturme geſteigert, und wir mußten uns die Hüte auf dem Kopf feſtbinden und ſie trotzdem mit den Händen halten, ſo gewaltſam raſte Herr Boreas. Ein Reiter holte uns bald ein, der ſich kaum des Sturmes wegen auf ſeinem Braunen halten konnte; es war Catel, der Landſchafter, der uns zurief, wir ſeien zu Fuß beſſer dran als er, der zugleich gegen Sturmwind und Kälte zu kämpfen habe, während wir wenigſtens durch das Gehen warm würden. So ſtemmten wir uns denn mit Mühe gegen Wind und Wetters Unbill und kamen ganz vereinzelt vor die Porta San Giovanni, wo wir uns ſammelten und zu Worte kommen konnten.

Es war Nacht geworden, ehe wir an unſere Wohnungen gelangten; ich fühlte mich ſehr angegriffen, und Bruſtſchmerzen, die ich ſchon in den letzten Monaten empfunden, ſtellten ſich in erhöhtem Grade ein.

Neunzehntes Capitel.

Von Rom nach Päſtum.

In den letzten Tagen des April wanderten wir unſerer fünf zur Porta S. Giovanni hinaus dem Albanergebirge zu. Es waren außer mir: Maydell, Hoff, Schilbach und noch ein kleiner, heiterer Däne, ein Landſchaftsmaler Namens Harder. Ich weiß nicht, wie es zugegangen iſt, daß mir von dieſer Reiſe nur die erſten und letzten Tage friſch in der Erinnerung geblieben ſind, während das große Mittelſtück, wie bei dem Cefalo in Fiumiccino, ziemlich abhanden gekommen iſt. So gebe ich denn dieſe Bruchſtücke, wie ſie in den Maſchen meines Gedächtniſſes ein halbes Jahrhundert ſich erhalten haben.

Um Mittag waren wir in Ariccia und raſteten daſelbſt ein paar Stündchen; denn es feſſelte uns daſelbſt ein eigenthümliches Volksfeſt, welches auf der Piazza vor dem Schloſſe der Chigi abgehalten wurde. Das humoriſtiſche Feſt mußte in früheren Zeiten auch anderwärts, z. B. in den Niederlanden, in Brauch geweſen ſein; denn ich erinnerte mich, daſſelbe von Wouvermann in einem Kupferſtich von Mogereau dargeſtellt geſehen zu haben.

Zwiſchen zwei Pfählen war ein großer mit Waſſer gefüllter Bottich aufgeſtellt, an deſſen Boden zwiſchen einer hölzernen Klammer ein Ring eingefügt war, welcher mit einer Lanze im darunter Hinwegreiten herausgeſtoßen werden mußte. Die ängſtlichen oder vorſichtigen Reiter ſtießen nun gewöhnlich in die Luft, oder ſie ſtachen den Ring glücklich heraus. Weſſen Lanze aber unglücklicherweiſe an die Klammer

traf, über den kippte im Nu der große mit Waſſer gefüllte Bottich und überſchüttete ihn mit einem ſo koloſſalen Sturzbache, daß ihm einige Secunden lang Hören und Sehen vergehen mußte; ſolches Malheur paſſirte nun einem alten, dürren Kerl, welcher ſchon vorher unſere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, als er in Reih und Glied mit den anderen Rittern zu Eſel ſtand und die grimmigſten Blicke auf die lächelnden Zuſchauer herabſchoß. Einen möglichen Unfall befürchtend, hatte er ſich den gelben Ueberzug ſeines wachstuchenen Sonnenſchirms wie eine Halskrauſe umgeknüpft, und als nun die Reihe an ihn kam, eilte er mit eingelegter Lanze wie Ritter Don Quixote ſeinem Unſtern entgegen; der Stoß traf die verhängnißvolle Klammer, der Bottich ſchlug um, und die Sündfluth ergoß ſich über Menſch und Vieh, Ritter und Eſel. Letzterer blieb höchſt überraſcht unter der Traufe wie angenagelt ſtehen, und alles Strampeln und Stoßen ſeines Reiters mit Beinen und Lanze brachte ihn nicht eher von der Stelle, als bis er die letzten Tropfen aus ſeinen langen Ohren geſchwenkt hatte, worauf er plötzlich in einem höchſt fidelen Trabe den ganzen Platz umkreiſte und ſich ſodann mit ſtoiſcher Gelaſſenheit wieder zu den Reitern ſtellte.

Ein allgemeines Gelächter erfüllte den ganzen Platz, aus allen Fenſtern lachte Jung und Alt im Chor. Auch beim zweiten Rennen verfolgte den Alten daſſelbe Mißgeſchick; abermals erntete er nur ſchallendes Gelächter und ſchadenfrohen Jubel, je grimmiger er ſich geberdete. Er ſah aus, als wolle er ſich ſelbſt in Stücke reißen, wenn er es nur fertig zu bringen gewußt hätte.

Wir aber warteten das Ende des Spaßes nicht ab, ſondern zogen unſeres Weges fürbaß zum Thore hinaus, wo uns alsbald der maigrüne Wald aufnahm. An der Kapelle St. Rocco und am ſchönen Brunnen unter den Buchen vorüber, uns an dem Anblick des fernen Meeres zur Rechten labend, kamen wir über Genzano bei Sonnenuntergang in Velletri an. Zunächſt wurde hier mit einem Kutſcher verhandelt, welcher uns während der Nacht durch die Pontiniſchen Sümpfe bringen ſollte. Nachdem wir uns durch ein gutes Abendeſſen in einer Trattoria geſtärkt hatten, ſetzten wir uns auf eine

Bank vor dem Hauſe, welches am Markte lag, und erwarteten den Wagen.

Da wurde uns noch eine recht anmuthige Scene zu Theil. Es war die ſchöne Stunde zwiſchen Untergang der Sonne und Einbruch der Nacht; eine milde Dämmerung lag über den Häuſern des Städtchens, und auch die fernen Volskerberge hatten ſich ſchon in den blauen Abendſchatten gehüllt; da ertönte das Ave Maria-Glöckchen einer benachbarten Kirche, ein lieblicher Geſang wurde vernehmbar, und ein langer Zug von Mädchen, alle in weißen Kleidern und langen, wallenden Schleiern, bewegte ſich aus der Kirche. Jede hatte eine brennende Kerze in der Hand, und vier von ihnen trugen auf den Schultern eine mit Seidenſtoffen und Blumen geſchmückte Madonna mit dem Kinde. Geiſtliche und Volk folgten der Prozeſſion. Es war die Zeit der Maiandachten zur Mutter des Herrn. Die ſchönen Geſtalten der Jungfrauen und die eigenthümliche Beleuchtung in der Abenddämmerung feſſelten lange unſere Blicke.

Als nun die Nacht eingebrochen war und der Mond über dem Volskergebirge heraufkam, fuhren wir erſt noch lange den Berg hinab, bis wir an die ſchnurgerade Straße kamen, welche die Sümpfe durchſchneidet und nach Terracina führt. Es war unter uns ausgemacht worden, während der Nachtfahrt nicht zu ſchlafen, weil dies in den Sümpfen das Fieber bringen könne; deshalb wurde denn möglichſt lebhafte Converſation unterhalten. Um Mitternacht wurde in Ciſterna, dem ehemaligen Tres Tavernä, Halt gemacht; ein paar elende Häuſer, vor denen ein großes Feuer brannte, wahrſcheinlich um die Fieberluft und die Mücken zu vertreiben, bildeten den ganzen Ort. Die Leute ſchlichen fieberbleich und matt um das Feuer.

Bis hierher kamen vor achtzehnhundert Jahren römiſche Chriſten dem Apoſtel Paulus entgegen, als er gefangen nach Rom geführt wurde. „Da es nun die Brüder (in Rom) gehört hatten, kamen ſie uns von dort entgegen bis Appii Forum und Tres Tabernä. Als Paulus dies ſah, dankte er Gott und ſchöpfte Muth.“ Apoſtelgeſch. 28, 15.

In der Frühe gelangten wir nach Terracina, wo wir den gewaltſam unterdrückten Schlaf ein wenig nachholten und dann den Tag

über herumſtiegen und zeichneten. Es ſchien mir, als wenn der eigentliche Süden hier erſt recht beginne. Alles hatte einen anderen Charakter, namentlich war die Färbung der Landſchaft eine viel lebendigere, glänzender und reicher in der Verſchiedenheit ihrer Abſtufungen. Anderen Tages ging es zu Fuße weiter nach Gaeta und über Capua nach Neapel.

In Molo di Gaeta wurde übernachtet, nach dem Abendbrot im zauberhaften Mondſchein vor den Ort geſchlendert und ein Pulcinelltheater beſucht, welches in einer Scheune etablirt war; natürlich mehr, um das kleine Häuflein Zuſchauer, Mütter mit ihren Kindern, ſchöne Mädchen und rothmützige Marinari zu betrachten, als der Puppen wegen. Das Entrée koſtete drei Pfennige. „Wer ſeid ihr?“ wird Hanswurſt nebſt Frau gefragt. „Jo son il figlio di mio padre, questa e la figlia della sua madre.“ Große Heiterkeit über dieſen brillanten Witz im ganzen großen und kleinen Publikum. Während der viertelſtündigen Vorſtellung anhaltendes, gräßliches Bombardement der Gaſſenjungen gegen das morſche Scheunenthor mit großen Steinen. Am Schluß der Vorſtellung wurde der Thorweg geöffnet, und wir traten aus der Zwiebel- und Tabak-Atmoſphäre in die prachtvolle Mondnacht hinaus.

Die Mondſtrahlen glänzten zitternd auf dem nahen Meere. In einem mächtig großen Orangengarten gingen wir in den dunklen Baumgängen auf und ab und athmeten mit Wonne den köſtlichen Duft, welcher den tauſend weißen Silberblüthen entſtrömte, während zugleich die reife Goldfrucht aus der Blätternacht leuchtete.

In einem kleinen Orte vor Capua war unſer drittes Nachtlager. Eine Abtheilung öſterreichiſcher Soldaten lag hier im Quartier, die ſich, als ſie deutſche Worte hörten, an uns herandrängten. In der Locanda geriethen wir in Unterhaltung mit dem noch ſehr jungen Unterlieutenant und einem alten, graubärtigen Feldwebel. Dieſer war nicht gut auf das neapolitaniſche Militär zu ſprechen. „Es iſt kein Ehr' mit dieſen Truppen zu fechten. Die Lausbuben laufen ja alle davon, noch ehe ſie angegriffen werden“, ſchnauzte der alte Graubart. Den Commandanten der ſtarken, wohlgeſchützten Feſtung Gaeta hatten

ſeine eigenen Truppen bedroht, ihn zum Fenſter hinabzuſtürzen, weil er nicht bei der erſten Aufforderung die Uebergabe der Feſtung unterzeichnen, ſondern ſich Bedenkzeit ausbitten wollte. „Sie haben kein Ehr", meinte unſer alter Oeſterreicher. „Da ſtehen ſie in den Gaſſen und auf der Landſtraß herum und ſpielen mit Kugeln ihr Botſcherle; ſie rufen mir auch zu, mit ihnen zu ſpielen, aber i denk, das iſt kei Schickſal (das ſchickt ſich nicht) für einen Mann, der einem Monarchen dient"; und damit ſtrich er ſtolz ſeinen Schnauzbart.

In Neapel ſchloß ſich nun eine neue Zauberwelt auf, recht eigentlich ein Paradies für den Landſchaftsmaler. Doch iſt es mir immer wunderlich erſchienen, daß alle dieſe Schönheit keinen tieferen Eindruck auf mich machte, ja daß ich zuletzt im Stillen mich nach dem großartigen Ernſt, nach der erhabenen Ruhe und Einſamkeit römiſcher Natur und römiſchen Lebens zurückſehnte. Schon gegen Ende des Winters hatte ich mich in Rom oft unwohl gefühlt, und meine jetzige geringere Empfänglichkeit für die in Ueberfülle zuſtrömenden Eindrücke mochte wohl ihren Grund in einem krankhaften, körperlichen Zuſtande haben, welcher mich auch ſpäterhin den ganzen Sommer niederdrückte.

Wir nahmen Wohnung in Santa Lucia und brächten die Abende gewöhnlich auf dem Molo zu. Der Schauplatz iſt ja einzig in der Welt; vor ſich hat man das Meer, mit Schiffen und Barken bedeckt, den Veſuv in ganz roſigem Licht mit ſeiner Rauchſäule und die kühnen aus der bewegten Fluth emporſteigenden Umriſſe der Inſel Capri ſowie das liebliche Eiland Iſchia.

In Geſellſchaft von Götzloff und ein paar Schweizer Malern unternahmen wir die Beſteigung des Veſuv. Beim Eremiten wurde übernachtet und der prachtvolle Sonnenuntergang von hier aus genoſſen bei einem frugalen Mahle von Brod, Zwiebeln und ſaurerem Wein, denn Anderes gab es nicht; wir waren aber luſtig dabei und ſangen alle möglichen Studentenlieder, und der alte Kuttenmann freute ſich und trällerte die Melodien mit.

Nach zwei Uhr Morgens zogen wir, Einige zu Fuß, Andere zu Eſel, bei Beleuchtung von brennenden Reiſigbündeln durch die ſchwarzen

Lavaſpalten bis an den Beginn des Aſchenkegels, zu deſſen beſchwerlichem Erklimmen wir drei Viertelſtunden brauchten. Die Schuhſohlen waren verkohlt, die Stöcke zog man nach einigen Secunden rauchend aus der Aſche; vor Sonnenaufgang waren wir oben. Im Krater dampfte es aus vielen Spalten; in dieſelben hinabzuſteigen war bei damaliger Beſchaffenheit deſſelben unmöglich. Der Schwefeldampf und die Kälte trieben uns, als die Sonne den ganzen Meerbuſen beleuchtete, ſchnell wieder hinab.

Nach Amalfi wurde eine Fahrt in der Barke gemacht. Das ſchöne Felſengeſtade, die alten maleriſchen Wartthürme und mittelalterlichen Bauten auf Klippen und Vorſprüngen am Meere reizten mich, einige genaue Zeichnungen auszuführen.

In Eboli hatten wir auf einem Hügel vor dem Städtchen ſoeben unſere Schirme und Feldſtühle aufgepflanzt, um noch am Abend die ſchöne Gebirgskette zu zeichnen, als ein altes Weib keifend und ſchimpfend eilig den Hügel heraufſtieg, die Stühle und Schirme umwarf und drohend ausrief, ſie werde es nimmer dulden, daß man hier Zauberei und Teufelskünſte treibe; hier ſeien gute Chriſtenmenſchen, und wir ſollten uns hinwenden, wo wir hergekommen wären u. ſ. w. Es ſammelte ſich viel Volks unter dieſem Geſchrei, Weiber und Kinder, und letztere griffen nach Steinen. Glücklicherweiſe kamen auch einige Männer und ein geiſtlicher Herr, dem wir unſer Vorhaben erklären und uns mit unſeren Skizzenbüchern legitimiren konnten, worauf er ſogleich den tobenden Haufen beſchwichtigte. Mit lebhaftem Antheil betrachteten die Männer nun Alles, was wir bisher gemacht hatten, und gaben uns freundlich Bericht über ein gutes Wirthshaus im Orte, von welchem aus wir anderen Tages Päſtum aufſuchen wollten.

Von einem Kranze ſchöner Berge umgeben, im Weſten mit freiem Ausblick auf das Meer, erheben ſich die drei großen, noch erhaltenen Tempel von Päſtum, deren größter dem Neptun geheiligt war. In dieſem einſamen, von Buſch, Wald und Meer umſchloſſenen Terrain — es war nur von einer Hirtenfamilie mit ihrer Ziegenheerde belebt — machten die hehren Zeugniſſe griechiſchen Schönheitsſinnes einen ergreifenden Eindruck. Ich hatte ein ſchattiges Plätzchen

aufgeſucht, denn die Sonne brannte heiß, und verſuchte die Landſchaft aufs Papier zu bringen, fühlte aber bald das Unzulängliche meines Bemühens und gab es auf. So hochpoetiſch und großartig der Eindruck dieſer Landſchaft iſt, ſo wird er doch ſtets in einer genauen, proſpectartigen Wiedergabe nur eine höchſt dürftige Vorſtellung hervorbringen; alle Bilder, welche ich bisher davon ſah, haben mir das beſtätigt. Für ſolche Erſcheinungen muß gewiſſermaßen ein idealer Standpunkt aufgeſucht werden, der viele wirkliche in ſich ſchließt, durch deren Zuſammenſchmelzung der Totaleindruck wieder hervorgebracht werden kann.

Ein hübſcher Junge hatte ſich auf einige große Quaderſteine maleriſch gelagert und betrachtete mich unverwandt mit ſeinen großen, ſchwarzen Augen, wie eine Erſcheinung aus einer Welt, von der er keine Vorſtellung hatte. Mit ſolchen rathenden, fremden und fragenden Augen ſehen uns zuweilen edlere Hausthiere an, und das hat für mich immer etwas recht Rührendes gehabt. Der Burſche, vierzehn- oder fünfzehnjährig, nur mit einem Lumpen um die Lenden und einem Lammfell über dem Rücken bekleidet, ohne Hemd, war ein ſo ſchönes, edelgeformtes Menſchengewächs, wie wir es etwa in griechiſchen Bronzen bewundern würden, und die Farbe ſeines Körpers erinnerte auch an dieſes Material.

Ich zeichnete ein wenig den Jungen und ſtaunte den großen, zweitauſendjährigen Neptunstempel an, welcher in der Schönheit ſeiner Verhältniſſe und Feinheit der Gliederung mit dem fünfzehnjährigen Calabreſerhirten zu wetteifern ſchien; dieſer die Blüthe primitivſter Natur, jener die einer hohen Kultur, und Beide paßten doch vortrefflich zuſammen. Aber wären uns auch die alten Bewohner der verſchwundenen Stadt in ihren Staats- und Werktagskleidern wieder erſchienen, ſie würden ja auch mit ihren Tempeln harmonirt haben; nur wir modernen Kulturmenſchen tragen das Zeugniß eines barbariſchen Geſchmackes auf unſerem Leibe herum, und ein alter Grieche müßte über unſere Schneidererſcheinung laut auflachen, wie wir über eine Caricatur lachen.

Daß der Geiſt des Menſchen die Steine reden laſſen kann, das

wurde mir hier zum erſtenmale recht klar, indem ich die griechiſche Tempelform mit der eines Chriſtendomes verglich. Die Horizontallinie gibt den Tempeln den Ausdruck des ſicheren, irdiſchen Genügens; denn die Säule iſt hier nur Träger des Frieſes, auf welchem das Dach ruht. In der Gothik wird der Stein lebendig, pflanzenartig, die ſchlanke, emporſtrebende Säule mit dem Spitzbogen iſt der Ausdruck des Erhebens über das Irdiſche und Endliche, des Suchens und ſich Aufſchwingens zum Ewigen. Dieſe Auffaſſung iſt ja nun allbekannt; aber im Angeſichte dieſer herrlichen Bauwerke und in der Erinnerung an den Eindruck, welchen mir der Straßburger Münſter gemacht hatte, war mir die Sache damals neu, wenigſtens hatte ich nie einen ſo lebendigen Eindruck davon empfunden. Das Gleichniß ward hier Erlebniß.

Päſtum war nun der äußerſte Punkt meiner Wanderſchaft; denn nach Sicilien zu gehen, hatte ich aufgegeben, weil die heiße Jahreszeit bereits zu weit vorgerückt war, und mir auch ein Reiſegefährte fehlte; dieſe Reiſe aber allein zu machen fühlte ich durchaus keine Neigung. Wir kehrten alſo hier um und ſegelten von Salerno wieder nach Amalfi und Sorrent, wo wir ein paar wunderſchöne Tage verlebten, und nachdem die Inſeln Capri und Iſchia beſucht waren, traten wir von Neapel die Rückreiſe an.

Maydell, welcher ungern auf dem nämlichen Wege, den wir gekommen waren, zurückkehren wollte, ſchlug uns eine andere, intereſſante aber etwas beſchwerliche Tour vor: über S. Germano und Sora durch die Gebirge nach Rom. Dieſe Gegenden waren damals für die Foreſtieri unbekanntes und unzugängliches Land; mich reizte indeß die Neuheit des Weges durch die wilden Abruzzen gar ſehr, und ich ſtimmte deshalb für Maydell's Vorſchlag. Jedoch gab es entgegenſtehende Bedenken von Gewicht. Eine Fußwanderung in der Sonnengluth, jetzt in der zweiten Hälfte des Juni, ſchien eine faſt allzugroße Strapaze. Vetturini's nach jenen Ortſchaften gab es nicht, und für ein eigenes Gefährt reichte der Geldbeutel nicht aus; daher blieb in dieſem Punkte keine Wahl. Ein größeres Bedenken aber erregten die ſchlimmen Berichte, welche faſt täglich über die gefürchtete Bande des

Briganten-Chefs Gasparone, auch Fra Diavolo genannt, einließen, die jetzt in jene Berge gedrängt die ärgſten Unthaten verübte. Auch von Bekannten in Neapel wurden wir deshalb gewarnt, und ſo zogen Hoff, Schilbach und Harder vor, mit dem Vetturin, der in zwei Tagen über Terracina nach Rom fährt, zurückzureiſen.

Maydell und ich, zur Fußwanderung durch die Abruzzen entſchloſſen, gaben den nach Rom heimkehrenden Freunden den größeren Theil unſerer Barſchaft mit und behielten nur ſo viel bei uns, als wir für etwa eine Woche zu brauchen gedachten, um auf dieſe Weiſe vor allzu großem Verluſt ſicher geſtellt zu ſein, für den Fall, daß wir von den Briganti ausgeraubt würden. Zwar konnte unſere Erſcheinung, deß waren wir ſicher, ihnen keine Beuteluſt erwecken; auf hundert Schritt Entfernung mußten ſie in uns die deutſchen Maler erkennen, denn mit reiſenden Engländern waren wir nicht zu verwechſeln. Unſere Kleidung vom Strohhut bis zu den Schuhen herab war nach der ſechswöchentlichen Irrfahrt in einem Zuſtande, wie er zu ſein pflegt, wenn der Anzug in dieſer Zeit nicht gewechſelt werden kann.

So rückten wir denn aus und machten zunächſt einen kleinen Abſtecher nach Caſerta, dem königlichen Luſtſchloſſe mit ſchönem Park. Die Kunſtwerke feſſelten uns nicht; doch war es mir intereſſant, Arbeiten von Hackert hier in Menge zu ſehen. Aus Goethe hatte ich doch eine gewiſſe Verehrung für dieſen Namen mitgebracht, die aber hier ſehr herabgeſtimmt wurde.

Die große Hitze auf der ſchattenloſen Straße machte das Wandern ſehr beſchwerlich, und bald bekam ich große Waſſerblaſen an den Fußſohlen, ſo daß ich herzlich froh war, als wir am Abend nach dieſer via dolorosa S. Germano erreichten. Sehr erſchöpft hatten wir uns eben auf unſerem Zimmer ein wenig ausgeſtreckt, da trat ein älteres Weib in der maleriſchen, alterthümlichen Tracht der Gebirgsfrauen ein, mit Kupfergefäß und Linnentüchern verſehen, kniete vor mir nieder, wuſch meine Füße in dem lauen Waſſer, trocknete ſie ebenſo ſtill ab, und vollzog dann dieſelbe Fußwaſchung bei Maydell. Es war das erſtemal, daß uns dieſe alte Sitte vorkam. In dem abgelegenen

Orte hatte ſich der uralte Brauch erhalten können; wir begegneten nachmals in dieſen von moderner Kultur noch gänzlich unberührten Gegenden ähnlichen patriarchaliſchen Zügen mehrmals.

Anderen Tages ſtiegen wir nach Monte Caſino hinauf, dem im fünften Jahrhundert vom heiligen Benedict gegründeten Kloſter. In dem großen, ſchönen Saale der Bibliothek thut ſich eine prächtige Ausſicht in das wilde Gebirge auf. Der Bibliothekar, ein alter Herr mit ſchneeweißem Haar, feinem, geiſtvollen Geſicht und ſchwarzem Gewande, zeigte uns ſehr freundlich die älteſten Pergamente aus der Gothen- und Longobardenzeit, wunderliche Schriftzüge und roh gezeichnete Initialen, meiſt in Drachen, arabeskenartig verzogenen Schnörkeln und Blätterwerk beſtehend.

Als wir denſelben Tag noch nach Sora gingen, begegneten uns zahlreiche Gruppen von Landleuten, die zu irgend einem Markte oder Feſte wanderten. Neugierig wurden wir umringt und die altherkömmlichen Fragen: woher des Landes? wohin des Weges? an uns gerichtet. „Wir wollen nach Rom, und unſere Heimath iſt weit von hier, noch weit über Venezia hinaus.“ Sie waren faſt ungläubig, daß Chriſtenmenſchen über Venedig hinaus, das ihnen an Thule zu grenzen ſchien, wohnen ſollten. „Dio mio“, ſagten die Weiber kopfſchüttelnd, „ſo weit habt ihr guten Kinder, um nach Rom zu kommen. Nach der Ernte gehen wir auch dahin; es iſt ja das anno santo“, fügten ſie hinzu; „wenn ihr an S. Peter's Grabe betet, ſo gedenket auch unſer. Gott ſei mit euch, gute Kinder, glückliche Reiſe.“

Abends kamen wir nach Sora. Wir ſaßen eben bei unſerem capretto arrosto und der Weinflaſche mit vielen anderen einheimiſchen Gäſten, welche die Stube füllten, als plötzlich ein junger Hirt ganz athemlos hereinſtürzte und mit lautem Geſchrei und erregteſten Geberden verkündete, daß ſoeben Gaſparone mit ſeiner Bande in ihren Meierhof eingebrochen ſei und den Padrone Giuſeppe und ein Mädchen nebſt ſo und ſo viel Ziegen geraubt und in die Berge geſchleppt habe. Alsbald ſprang Alles von den Sitzen, und es entſtand ein Lärmen und Durcheinanderſchreien, wie man es nur von den leidenſchaftlichen Italienern hören kann. Ein großer Theil der Gäſte begleitete den

Hirten zum Governatore, um Anzeige zu machen, während wir ſehr ermüdet unſer Lager ſuchten.

Maydell machte freilich ein etwas bedenkliches Geſicht zu der ſoeben erlebten Scene; wir wußten nun, daß wir der Höhle des Löwen nahe waren und morgen ſeinen Diſtrict zu durchwandern hatten; denn wenn wir den Hauptzweck unſerer Reiſe, den Beſuch des Lago di Fucino am Monte Velino, nicht aufgeben wollten, mußten wir den Schlupfwinkel der Briganti, eine lange, öde Bergſchlucht, vorher paſſiren. Ich fühlte mich indeß glücklich, daß ich einſtweilen meine ganz wunden Füße auf das Bett ausſtrecken konnte, und fürchtete für den andern Tag mehr die ſicher ſich einſtellenden Schmerzen der Füße, als den Fra Diavolo und ſeine Geſellen, deſſen Erſcheinen ungewiß war.

Nachdem wir am folgenden Morgen noch Einiges in unſere Skizzenbücher gebracht hatten, ſchlugen wir den Pfad ein, welcher uns bis zum Abend nach Avezzano bringen ſollte. Das enge Thal, von hohen Bergen eingeſchloſſen, felſig, mit ſtruppigem Gebüſch bewachſen und von dem ſteinigen Bett eines ausgetrockneten Baches durchzogen, war ſehr beſchwerlich und langweilig zu durchwandern, zumal mir jeder Schritt, den ich machte, ſolche Schmerzen verurſachte, daß ich die Zähne zuſammenbeißen mußte, um nicht laut zu ſeufzen; dazu lag die Sonne mit glühender Hitze über der Bergſchlucht, und kein Lüftchen rührte ſich.

Gegen Mittag gelangten wir an eine Mühle, welche ſchweigend in dem Geſtein lag, denn es war kein Tropfen Waſſer im Bache, und ermattet und verdurſtet traten wir ins Haus. Maydell öffnete eine Thüre und fuhr ſtutzend zurück; ich ſah in ein rauchiges, von einem kleinen Fenſterchen ſchwach erleuchtes Gemach und gewahrte fünf bewaffnete Kerls in dem bekannten Koſtüm der Briganti am Boden liegend. Bei unſerem Anblick fuhren ſie überraſcht auf und griffen nach ihren Piſtolen und Dolchen, die ſie im Gürtel trugen, während die ſchwerfälligen Büchſen in ihren Armen ruhten. Die beiderſeitige Ueberraſchung dauerte indeß nur ein paar Secunden. Der Müller, welcher am Herde ſtand, rief uns zu, ohne Furcht einzutreten, es ſeien brave

Leute. In der That war es ein Posten der Landmiliz oder Sbirren, die, zur Verfolgung oder Beobachtung der Räuber aufgeboten, sich hier gelagert hatten.

Während wir uns nun an dem saueren Wein, an Brod und Käse zu stärken versuchten, erzählten die Leute von ihren Abenteuern und kleinen Scharmützeln mit den Briganti. Eigentlich konnten sie in diesem Terrain nichts anderes thun, als den Thalweg ein wenig beobachten, und mußten froh sein, wenn die Räuber sie unbehelligt ließen. Wir trafen auf dem weiteren Wege kein Haus und keinen Menschen mehr an; nur gegen Abend, als es schattiger im Thale wurde, sahen wir ein kleines Mädchen bei ihren Negri. Endlich gelangten wir über eine Höhe in eine schöne, offene Gegend, und als wir einen weiteren kahlen Hügel erstiegen hatten, lag der große See, von den herrlichsten Gebirgen umgeben, vor uns. Eine Ortschaft, Avezzano, war in der Entfernung einer kleinen Stunde sichtbar, das Ziel unserer heutigen Wanderung. Ermüdet lagerten wir uns hier auf dem Rasen, genossen die wohlthuende Kühle des Abends nach dem heißen Tage, erfreuten uns an der schönen Landschaft und warfen endlich auch einen Blick nach der dunklen Thalöffnung, deren Mühen und Gefahren wir nun glücklich entronnen waren. Nirgends, so weit das Auge reichte, sahen wir einen Menschen; aber zu unserer Verwunderung erschien jetzt ein langer Zug Reiter, der aus jenem Thale langsam herankam. Der Anführer des Zuges hielt bei uns, fragte nach unserem Woher und Wohin, betrachtete genau die Pässe und wünschte dann höflichst „buon viaggio!“

Uns aber ging ein Licht auf, wie es gekommen war, daß wir unangefochten unseren Tagesmarsch hatten vollbringen können. Die Carabinieri, welche hinter uns hergezogen waren, ohne daß wir darum wußten, hatten die Stelle unserer Schutzgeister vertreten. Die Briganti, sicherlich von dieser Recognoscirung unterrichtet, waren indessen ruhig auf ihren Felsenhöhen geblieben und hatten uns und den Reitern ebenfalls „buon viaggio“ zugerufen.

Als wir nach Avezzano kamen, standen die Leute in Gruppen auf dem Platze umher, plaudernd und rauchend, um nach des Tages

Laſt und Mühen in der Kühlung ſich zu erholen. Die beiden Wanderer waren ſogleich ein Gegenſtand, der ihre Neugier erregte, und da wir uns nach einer Locanda erkundigten, wurden wir bald von ihnen umringt. Guter Rath war indeß theuer, denn es gab im ganzen Orte kein ſolches Inſtitut. Die Kaffeeſchenke, ein kleines Lädchen in der Nähe, war die einzige öffentliche Wirthſchaft, konnte aber keine Fremden beherbergen. Indem wir nun ſo beriethen, — wir hatten ſchon nach dem Ortspfarrer oder nach einem Kloſter gefragt — kam ein Herr aus einem hübſchen Hauſe über den Markt auf uns zu; ſobald er unſer Anliegen erfahren hatte, wandte er ſich zu uns und bat, in ſein Haus einzutreten, es würde ihm und den Seinigen ein Vergnügen ſein, wenn wir bei ihm vorlieb nehmen wollten. Die gutmüthigen Leute freuten ſich, daß ihr, wie es ſchien, in hoher Achtung ſtehender Don Baldaſare Hülfe geſchafft hatte, und wir folgten ihm in ſein Haus.

Auch hier berührte uns die einfache, herzliche und patriarchaliſche Sitte wohlthuend. Wir wurden in die geräumige Küche geführt, wo die ganze Familie, die alte Mutter, die freundliche Frau und ihre erwachſenen Töchter ſich um den niedrigen Herd verſammelt hatten und uns gaſtfreundlich willkommen hießen. Bald drehte ſich der Braten am Spieße über der lodernden Flamme, und ein ſtattliches Abendeſſen wurde bereitet, während Maydell mit Don Baldaſare ſich in den lebhafteſten Geſprächen erging und namentlich über Zuſtände, Sitten und Gebräuche ſeiner nordiſchen Heimath viel erzählen mußte. Eine alte Wirthſchafterin führte jetzt die jüngeren Kinder herein, zwei hübſche Knaben und ein kleines Mädchen, welche zu Bett gebracht werden ſollten. Nachdem die Mutter ſie geküßt, kniete eins nach dem andern vor dem Vater nieder, der ihnen mit einem Segensſpruche die Hände aufs Haupt legte und ſie mit Kuß und einem „felice notte“ entließ. Die einfache Herzlichkeit, fromme Sitte und angeborene Anmuth des Benehmens in dieſem Hauſe machten einen um ſo lebhafteren Eindruck auf mich, als ich im letzten Winter die Odyſſee geleſen hatte, deren Schilderungen mir auf unſerer Wanderung vielfach durch eigene Erlebniſſe auf das anſchaulichſte in Erinnerung

gebracht wurden. — „Und die Sonne Homer's, ſiehe, ſie lächelt auch uns!“

Ueberaus ermüdet nach dem heutigen langen, heißen und für mich äußerſt ſchmerzhaften Marſch, auf dem wir faſt nichts zum Eſſen gefunden hatten, mußten wir doch bis gegen Mitternacht aushalten, ehe der Hunger geſtillt werden konnte. Nur Maydell ſchien immer von Stahl und Eiſen und hatte eine ganz unverwüſtliche Ausdauer bei allen Strapazen; doch waren wir Beide herzlich froh, als wir die müden Glieder auf das gaſtliche Lager ausſtrecken konnten.

Am anderen Morgen, nachdem wir noch vom Balcon herab eine Prozeſſion hatten anſehen müſſen, verabſchiedeten wir uns von der lieben, gaſtfreien Familie und lenkten unſere Schritte wieder den Bergen zu.

Auf den Höhen derſelben erſchien recht maleriſch das in der deutſchen Geſchichte ſo bedeutſame Tagliacozzo, das mit ſeinem alten, ſpitzen Kirchthurm wie ein Alpendörfchen in den Hügeln gebettet vor uns lag. Hinter ihm erhob ſich mächtig der Monte Velino, deſſen ſchneeige Spitzen an dieſem Morgen mit Wolken umzogen waren, und ein prächtiger Blick öffnete ſich von dieſer Höhe über den See und die fernen Abruzzen. Wir gedachten der Schlacht und Gefangenſchaft des letzten Hohenſtaufen, deſſen Hinrichtungsplatz an der kleinen Kirche bei Carmine wir noch vor kurzem in Neapel aufgeſucht hatten.

Höher hinauf erreichten wir ein etwas verrufenes Gebirgsplateau, ganz einſame Haide, mit zerſtreuten Felsbrocken und Dorngeſtrüpp bedeckt. Wir kamen nach Mittag nach dem armſeligen Cervara, welches wie ein Schwalbenneſt an den hier ſchroff abſtürzenden Gebirgswänden hängt, die in das grüne Thal des Anio ſich abſenken. Wir fanden nur zwei alte, braune Weiber im ganzen Orte; denn alle anderen Bewohner waren mit den Ziegenheerden in den Bergen, vielleicht auch bei Gasparone oder hatten ſich zur Ernte verdungen, und ſo mußte unſer hungriger Magen ſich mit einem Krüglein lauen und ſaueren Weines und einem Stück harten Käſe abſpeiſen laſſen, die einzige Erquickung ſeit dem Morgen.

Nach längerer Raſt ſtiegen wir in das Thal hinab, wo wir auf

die Landstraße gelangten, die von Tivoli nach Subiaco führt. Hier, in unserer schon bekannten Osteria, pflegten wir des Leibes aufs beste und blieben die Nacht. Nachdem wir am andern Morgen noch das alte Kloster San Benedetto besucht, wandten wir uns westlich in die grünen Waldwege, welche so reizend malerisch bergauf, bergab nach Civitella führen. Ein armes, kleines Kloster, von wenigen Kapuzinern bewohnt, liegt in stillster Waldeinsamkeit; es ist San Francesco.

Eine Viertelstunde weiter steigt nun in phantastisch schönen Umrissen die mächtige Felsrippe empor, an deren ganz kahlen Abhängen der steile Weg in einer halben Stunde nach Civitella führt. Es liegt auf der höchsten Spitze dieser ganz isolirten Felsenmasse, welche alle ihre Nachbarberge überragt. Auf der entgegengesetzten Seite senken sich die Felsklüfte noch über eine Stunde weit bis Olevano hinab. Wie ein Adlernest hängt dies arme Dorf oder Städtlein Civitella da oben und beherrscht die ganze Gegend ringsumher.

Den Steinweg in der Mittagshitze hinauf zu steigen, kostete manchen Schweißtropfen, denn der Pfad ist nackter, harter Fels, und die gänzlich baum- und strauchlosen Wände des hellen Kalksteines strömten eine Hitze zurück, wie ein Gluthofen. Wir waren deshalb froh, als wir den alten Thorbogen des Städtleins erreicht hatten, und traten sogleich in die schattige Thür des ersten Hauses, welches, wie wir nachher sahen, das beste und vornehmste im Orte war.

Ein hübsches, robustes Weib, das uns entgegen kam, fragten wir nach einer Osteria, aber es gab keine hier oben; sie erbot sich indessen freundlich, etwas Speise und Trank herbeizuschaffen, und bat uns einzutreten. Ein geräumiges Zimmer und ein paar große, alte Landkarten an der Wand verriethen etwas mehr Kultur, als wir hier oben erwartet hatten. Der Besitzer des Hauses, Don Vincenzo, ein Mann in mittleren Jahren, mit schlaffen Gesichtszügen, saß in einem großen Lehnstuhle und war damit beschäftigt, die Daumen umeinander kreisen zu lassen. Bei unserem Eintritt unterbrach er diese Beschäftigung und hieß uns willkommen. Bald kam auch der ältere Bruder Carlo, mit seinem Töchterchen herbei; er war erblindet, aber dabei lebhaften Geistes.

Da wir heute nur bis Olevano wollten, ſo blieben wir, die größte Hitze vorüber laſſend, bis ſpät Nachmittags in den kühlen Räumen bei Speiſe und Trank in lebhafter Unterhaltung mit den beiden Brüdern. Das Geſpräch kam bald auf die Caſa Baldi unten in Olevano, wo in der Sommerszeit ſchon ſeit mehreren Jahren die pittori tedeschi zu wohnen pflegten, wobei die Baldi's ein gut Stück Geld verdienten. Unſere Anfrage, ob man vielleicht auch hier oben im Hauſe für einige Tage ein Unterkommen finden könne, ergriff der ſpeculative Don Vincenzo ſogleich als eine gute Gelegenheit, ſeine Finanzen zu verbeſſern, und bot uns einige unbenutzte Zimmer im oberen Stock an. Wir beſprachen dieſe Angelegenheit näher und nahmen vorläufig für den nächſten Monat die Zimmer in Miethe. Hier in dieſem faſt unzugänglichen, ganz originellen Neſt eine Zeit lang bleiben, ganz ungeſtört mit einander zu leben und zu arbeiten, war uns ein reizender Gedanke, und nachdem wir über die Koſt und die Koſten einig geworden waren, verſprachen wir in acht bis vierzehn Tagen von Rom aus wieder hierher zu kommen, verabſchiedeten uns und zogen fröhlich über dieſe Abmachung unſeren Weg zum Thore hinaus.

Aus der Thorpforte getreten, öffnet ſich uns ein Ausblick von dieſer Felſenſteile, der das Herz des Malers aufjauchzen machte. Am fernſten Horizont ſchimmert ein duftig blauer Streifen des Meeres zwiſchen den Albaner- und Volskerbergen hervor, und der ganze Weg bis Olevano hinunter bot ein ſchönes Landſchaftsbild um das andere. Außer in Olevano hatten wir noch ein Nachtlager zu machen und trafen, wie es verabredet war, am Morgen des 24. Juni zum Blumenfeſt in Genzano ein.

Das Städtchen war ſchon in lebhafter Bewegung, und in den Gaſſen und Oſterien zeigten ſich die verſchiedenartigſten und ſchönſten Trachten. Die Leute aus den benachbarten Orten, aus Albano, Velletri, Ariccia und Nemi, von den Meeresküſten, Nettuno, Porto d'Anzo, die Römer und Foreſtieri hatten ſich zu dem freundlichen und heiteren Kirchenfeſte eingefunden oder kamen noch in ganzen Zügen von der Ulmen-Allee herbei. Von eben daher kommend erblickten wir auf ein-

mal Rothe mit seiner jungen Frau nebst anderen römischen Freunden und Bekannten, darunter auch Thomas, Oehme und Aubel aus Kassel. Als sie uns gewahr wurden, gab es großen Jubel, denn die Landsleute in Rom waren nicht ohne Sorge um uns gewesen, als sie vernahmen, daß wir Beide allein unsern Weg durch die Abruzzen genommen hatten, von wo fast täglich die erschreckendsten Gerüchte von Beraubungen und Grausamkeiten Gasparone's einliefen.

Es war mir bald aufgefallen, daß die Freunde bei unserem Begegnen mich mit Ueberraschung und Besorgniß betrachtet hatten und Rothe sich mit besonderer Theilnahme erkundigte, ob ich mich auf der Reise immer wohl gefühlt habe. Mir wurde die Ursache klar, sobald ich in der Trattoria mein Gesicht in einem Spiegel erblickte, ein Möbel, welches mir auf der Fußreise nicht unter die Augen gekommen war; ich sah bleich wie Wachs aus, und so angegriffen und krankhaft, daß ich selbst zurückschreckte. Doch der Eindruck ging bald vorüber; das Bewußtsein, nun wieder unter den lieben Freunden und Genossen zu sein, erregte ein so heimathliches Gefühl von Sicherheit und Behagen, daß Anderes nicht aufkommen konnte.

Das liebliche Volks- und Kirchenfest nahm die Aufmerksamkeit bald wieder in Anspruch durch die heiteren, belebten Volksgruppen, die mit Blumen und Teppichen geschmückten Häuser und endlich durch das eigenthümliche Prachtstück des Festes, die mit dem herrlichsten Blumenteppich geschmückte Straße. Dieselbe steigt stark auf, und der ganze mittlere Weg ist mit Arabesken, Wappen und Emblemen aller Art überdeckt, welche durch die prächtigsten Farben großer Blumenmassen mosaikartig hergestellt sind.

Nachdem die Prozession unter den üblichen Böllerschüssen und Glockengeläute über alle die schönen Blumenbilder hingezogen war und sie theilweise in Unordnung gebracht hatte, und wir die reizende Umgebung Genzano's, den Nemi-See und die weite Aussicht nach dem Meere und dem Monte Circello genossen hatten, fuhren wir insgesammt nach Rom zurück.

Zwanzigſtes Capitel.

Civitella.

Wie der Fiſcher, nachdem er einen Zug gethan, am Lande ſein Netz durchſucht und die großen Fiſche von den kleinen ſondert, ſo ſieht der Landſchafter nach einer Wanderung ſeine Bücher und Mappen durch und ſortirt das Werthloſe von dem Beſſeren. Ich fand, daß ich mit wenig Ausnahmen nur ganz Flüchtiges mitgebracht hatte, was kaum für mehr als eine leiſe Erinnerung gelten konnte. Ueberraſchen durfte mich das zwar bei der Kürze der Zeit nicht beſonders; aber es fiel mir auf, daß der Zauber jenes irdiſchen Paradieſes keinen tieferen Eindruck auf mich gemacht hatte. Der Grund dieſer Erſcheinung war wohl in dem Beginn einer Krankheit zu ſuchen, die, obwohl von mir bisher wenig beachtet, doch meine Stimmung drückte, den Reiz der äußeren Eindrücke abſtumpfte und mich ſo unempfänglich für die mich umgebenden Schönheiten gemacht hatte. Schon den Winter über war ich von Bruſtſchmerzen und einem anhaltenden Huſten geplagt worden, und mein Ausſehen wurde immer krankhafter; dennoch wagte ich nicht, einen der römiſchen Aerzte zu fragen, weil ſie bei uns Deutſchen kein beſonderes Vertrauen genoſſen. Ich ließ die Sache gehen und hoffte, der ruhige Aufenthalt in Civitella werde Alles wieder in Ordnung bringen.

Es mochte wohl Ende Juli ſein, als ich mich mit Mandell nach dem hochgelegenen Bergſtädtchen aufmachte, um dort im Hauſe unſeres behaglichen Don Vincenzo und in der völligen Abgeſchiedenheit einer wilden Natur Studien zu ſammeln. Wir hatten nicht zu fürchten,

durch Beſuche Bekannter oder Fremder geſtört zu werden. Die deutſchen Maler, die einzigen Fremden, die damals in dieſe Gegend kamen, ſtiegen ſelten bis in das Städtchen hinauf, weil ſie ſchon unterhalb deſſelben die prachtvollſte Ausſicht in die Gebirge haben konnten und wohl wußten, daß es droben im Orte weder Sehenswürdigkeiten noch leibliche Erquickung nach dem beſchwerlichen Steigen gab; denn Civitella beſaß keine Oſteria und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ein Wirth keine Gäſte bekommen haben würde, und dies wieder aus dem Grunde, weil die Eingeborenen keine Bajocchi ausgeben konnten. Wir Beide waren die erſten Fremden, welche für längere Zeit ihren Wohnſitz hier aufſchlugen, und wurden durch unſere Einquartirung bei Don Vincenzo die Entdecker und Begründer eines Fremden-Aſyls, welches ſpäter von Künſtlern und Reiſenden vielfach benutzt wurde.

Der kleine Ort mit ſeinem Kirchlein bedeckt einen ſchmalen Felſenrücken, der nach Norden ſenkrecht abfällt und ſüdwärts nach Olevano zu ſich bald mehr bald weniger ſteil herniederſenkt, bis ſich das öde Kalkgeſtein in die grünen Waldgründe verliert.

Die Armuth der Bewohner ſchaut aus jeder Hausthüre, aus jeder leeren Fenſteröffnung heraus. Arm, ſehr arm waren die Leute, aber nicht verkommen; ihre Bedürfniſſe waren gering, und ſie wußten ſich nach der Decke zu ſtrecken; dabei zeigten ſie ſich gutmüthig und überaus heiter. Gleich bei unſerem Eintritt ins Städtchen, als wir von Olevano heraufkamen, wurden wir Zeugen einer mit viel Humor und wenig Koſten ins Werk geſetzten Volksbeluſtigung. In der Straße, die aufſteigend ſich nach dem oberen Thore hinzieht, und deren Grund und Boden der nackte, unebene, zum Theil mit Stufen und Abſätzen verſehene Fels bildet, auf welchem das ganze Neſt gebaut iſt, hatten ſich fünf oder ſechs Burſchen aufgeſtellt. Jedem derſelben war ein leerer Weinbottich über den Kopf geſtülpt, der bis zur Mitte des Leibes reichte, und es galt nun, in dieſer Verkappung einen Wettlauf die holperige Felſenſtraße bergauf anzuſtellen, wobei es an komiſchen Scenen nicht fehlte. Eilfertig und vorſichtig zugleich ſuchten ſie einander den Rang abzulaufen und Hinderniſſen auszuweichen. Großes

Unglück konnte hierbei nicht geſchehen; denn purzelte manchmal auch einer der Wettläufer zu Boden, ſo kollerte er in ſeiner ſchützenden Holzhülle höchſtens ein Stück bergab, bis es ihm gelang, wieder auf die Beine zu kommen. Luſtig zu ſehen und zu hören war es, als einer der Burſchen in eine offene Hausthüre gerieth und hier, unter Fäſſern und Kiſten herumpolternd, den Ausgang ſuchte. Die Schlußſcene des Spieles beſtand darin, daß der zuerſt auf dem Markte oben Anlangende als Sieger ausgerufen und mit einem bunten Tuche und einigen mezzi Wein regalirt wurde. Die zuſchauende Bevölkerung lachte aus allen Thüren und Fenſtern heraus.

Das Haus unſeres Don Vincenzo war unmittelbar am nördlichen Thore an dem ſteilen Felſenhange gelegen und das beſte und anſehnlichſte im Orte, ſelbſt die Kirche nicht ausgenommen. Don Vincenzo war aber auch der vornehmſte Mann, der Governatore von Civitella. Wir trafen ihn ſo, wie wir ihn ehemals verlaſſen hatten, phlegmatiſch im Lehnſtuhl ſitzend, die Doſe und das blaue Schnupftuch in der Hand, die Daumen umeinander kreiſend und mit Behagen die fliegenden Wolken durchs und die Fliegen am Fenſter betrachtend. Er bezeigte ſich hoch erfreut über unſere Ankunft und ließ uns ſogleich durch ſeine Haushälterin, Signora Veronica, unſere Gemächer anweiſen. Sie waren hoch und geräumig, und das meinige trug Spuren eines ehemaligen, jetzt etwas verblichenen Luxus. Tapeten von gelbem Seidendamaſt, mit Goldleiſten eingefaßt und hie und da etwas zerſchlitzt, bedeckten die Wände. Sopha und Stühle mit demſelben Stoff überzogen, und wie die übrigen Möbel im Rococco-Geſchmack, nahmen ſich recht ſtattlich behäbig aus. Dieſe Räume ſchienen ſeit vielen Jahren unbewohnt geweſen zu ſein.

Unvergleichlich war die Ausſicht von meinen Fenſter. Das ganze großartige Gebirge überſah man bis in weite Fernen. Der kahle Felsrücken, an welchem vom Thore aus der Weg ſteil hinabführt, die dunkelgrünen Kaſtanien- und Eichenwälder in der Tiefe, die ſchmalen Pfade, welche ſich wie lichte Fäden über die Hügel hinzogen, hier in Baumgruppen verſchwindend, dort an der nächſten Berglehne wieder zum Vorſchein kommend, alles das bot, zumal am Abend, wenn die

Schatten über der Tiefe lagen und die Berge im rothen Goldton leuchteten, einen zauberhaften Anblick.

Beim Unterſuchen meines Zimmers entdeckte ich eine Tapetenthüre, die über einen dunklen Gang in das Betſtübchen einer kleinen Kapelle führte, in die man hinabſah. Gar wunderlich heimelte es mich an, in dieſem kleinen Gemach einen Kupferſtich an der Wand zu finden, den ich daheim ſo oft in Papa's Mappen betrachtet hatte. Der heilige Einſiedler Medardus, von Sadeler geſtochen.

Maydell nahm von dem zweiten, dem Eckzimmer, Beſchlag und ſtellte darin ſogleich ſeine Staffelei und Malgeräth auf; da er nicht, wie ich, landſchaftliche Studien ſammeln, ſondern eine Compoſition hier machen wollte, hatte er allen dazu nöthigen Apparat mitgebracht.

Im Erdgeſchoß walteten Don il governatore, ſein Bruder Carlo, die behagliche Haushälterin Donna Veronica und ein zehnjähriges, ſtilles, vereinſamtes Töchterchen; ſie trugen fränkiſche Kleidung, während die Ortsbewohner in Landestracht gingen. Die beiden Brüder waren die letzten männlichen Sproſſen einer herabgekommenen Patricierfamilie. Ein Vorfahr, der es bis zur Cardinalswürde gebracht, hatte das Haus erbauen und die oberen Zimmer für ſich herrichten laſſen. Es bildete nebſt einigen im Thal gelegenen kleinen Oel- und Weinpflanzungen den letzten Reſt des Familienreichthums.

Unſere Mahlzeiten genoſſen wir am Tiſche unſeres Wirthes. Mittags beſtanden ſie gewöhnlich aus Ziegen- oder Lammfleiſch, gebraten oder gekocht, Schinken mit ſüßen Feigen, Trauben und Oliven, oder etwas von Eiern. War der Tiſch frugal, ſo war es die Zeche nicht minder, denn ſie betrug nicht mehr als drei Paoli für den Kopf. Don Vincenzo führte in ſeinem altväteriſchen Lehnſtuhl den Vorſitz beim Mahle, unterhielt uns als liebenswürdiger Wirth und cavaliere nach beſten Kräften und ließ dabei gern die Rudera ſeiner Kenntniſſe leuchten, die er von dem Gymnaſium in Subiaco mitgebracht hatte; über ſeinem Lehnſtuhl hingen vier vergilbte Landkarten aus dem vorigen Jahrhundert, die vier Erdtheile vorſtellend. Als ihm Maydell einſt erzählte, es gäbe deren jetzt fünf, gerieth er in große Aufregung. Anfänglich hielt er es für Scherz; ſchließlich aber ſchlug er Maydell

mit dem ſiegreichen Argument aus dem Felde, daß auf ſeinen vier Karten ja nirgends Platz für einen fünften Erdtheil ſei, folglich auch keiner exiſtiren könne.

Don Vincenzo's Phlegma war eine notoriſche und ſtadtkundige Eigenſchaft. Als wir eines Abends durch die Straßen gingen und die ganze Bevölkerung auf den Beinen fanden, weil dem Kirchweihfeſte zu Ehren illuminirt und ein Feuerwerk abgebrannt werden ſollte, hörten wir im Vorübergehen zwei Männer lachend eine Wette um eine Flaſche Wein eingehen. Der eine behauptete, heute, am Hauptfeſte des Städtchens, werde ſelbſt Don Vincenzo an der Hausthüre erſcheinen, um das ganz in der Nähe ſtattfindende Feuerwerk mit anzuſehen; der andere aber wettete, der bleibe ſicher auf ſeinem Stuhle ſitzen und rühre ſich auch heute nicht vom Flecke. Dank der Unbeweglichkeit unſeres Wirthes gewann Letzterer ſeine Wette.

Von der Armuth der Ortsbewohner habe ich ſchon geſprochen; es war ſchwer zu begreifen, wovon die Leute eigentlich lebten; unten im Thale lagen ihre kleinen Oel- Mais- und Rebenpflanzungen, die ſie mühſam bebauten. Nur ihre glatten, ſchwarzen Schweinchen führten ein üppiges Leben in den Kaſtanien- und Eichenwaldungen, wohin die armen Hirtenmädchen ihre Negri führten und mit ihnen dieſelbe Koſt genoſſen, mit dem einzigen Unterſchiede, daß ſie ſich ein Feuer im Walde machten, worin ſie die Kaſtanien vorher röſteten. Die Jungen hüteten die Ziegen, vertrieben ſich den Hunger mit Dudelſackblaſen und ließen ſich von der Sonne braten, während ihre maleriſchen Heerden in den Steinklippen auf der ſüdlichen Seite nach Olevano zu herumkletterten und in dem Geſtrüpp ihr mageres Futter ſuchten.

Nachdem wir mit unſeren Einrichtungen in Ordnung waren, ging Maydell an Untermalung ein Bildes, „Chriſtus erſcheint der Magdalena im Garten.“ Mit inniger Luſt und kindlicher Freude ſaß er immer bei ſeiner Arbeit, es war eine Schaffensluſt in ihm, in die ſich nicht das Geringſte von Eitelkeit miſchte; die productive Energie ſeines Weſens blieb ſich immer gleich und war von keiner Stimmung abhängig. Ich fühlte bei meiner größeren Erregbarkeit ein wohlthuendes Gegengewicht in Maydell's geiſtiger Geſundheit und vielſeitigen

Bildung; er hingegen schätzte in mir ein bildsames aufnahmebegieriges Element.

Täglich stieg ich mit meiner Mappe den steilen Felsenweg hinunter und zeichnete in den Thälern und Schluchten bei dem stillen Klösterchen San Francesco, oder in den Waldwegen nach Rocca San Stefano, und saß tagsüber in tiefer Einsamkeit bei der Arbeit. Kehrte ich gegen Abend heim, so machten wir miteinander den einzig möglichen Spaziergang zum südlichen Thore hinaus, wo der Felsrücken eine kleine Fläche bildet, von der sich die prachtvollste Aussicht auf das Gebirge bis zum fernen Meere hin aufthut. Hier, vor dem kleinen Muttergottesbilde in einer Blende, verrichteten die von der Arbeit in ihren Vignen heimkehrenden Landleute ihr Abendgebet, und bunte Gruppen von Männern, Weibern, großen und kleinen Kindern mit ihren Ziegen und Schweinchen gaben prächtige Bildermotive für uns Maler.

Nicht weit von diesem Plateau, auf einem Unterbau von Cyclopenmauern, stand ein einfaches Begräbnißkapellchen mit dem Ausblick auf die wilden, zerklüfteten Schluchten des Monte Serone; ein steiler Felspfad führt an den antiken Mauerblöcken hinab zu einer Quelle, deren spärlich fließendes Wasser die ganze Ortschaft versorgen mußte. Allabendlich sah man da Weiber und Mädchen, die gefüllte kupferne Conca auf dem Kopf, in der bekannten graziös-edlen Haltung aus der schattigen Tiefe heraufsteigen. Bei dieser Kapelle verweilten wir am liebsten gegen Sonnenuntergang, und wenn die reizenden Fernen der Volskerberge und der Meeresküste im wunderbarsten Glanz und Abendschimmer vor uns lagen, kamen uns jene Verse Dante's ins Gedächtniß:

„Der Tag ging unter, und des Aethers Bräune
Rief die Geschöpfe, die da sind auf Erden,
Von ihrer Mühsal" ꝛc. Inferno 2. Gesang.

In späteren Jahren tauchte diese Stimmung in meiner Erinnerung auf, und ich suchte sie in einem Oelbilde „Abend bei Civitella" und später in einer getuschten, nachmals photographirten Zeichnung wiederzugeben.

Hatten wir unſern Abendimbiß, gewöhnlich eine Frittata mit Latukaſalat, am Tiſche unſeres Converſazione liebenden Don Vincenzo verzehrt, ſo zogen wir uns in unſere oberen Regionen zurück, wo dann Maydell aus einem dicken Quartanten, den er aus der Capitolsbibliothek mitgebracht hatte, „Walch's Ausgabe der Werke Luther's", mit kräftig ſchallender Stimme vorlas, bis die Müdigkeit Buch und Augen ſchloß. Beſonders erbaute uns die Auslegung des Magnificat.

In dieſem Tageslauf lebten wir bei ſtiller, emſiger Thätigkeit bis gegen Ende Auguſt; um dieſe Zeit hatte Maydell einige Beſorgungen bei dem preußiſchen Geſandten Bunſen zu machen und mußte deshalb auf einige Tage nach Rom zurück; um ihn nicht allein wandern zu laſſen, ſchloß ich mich der Fußtour an.

Die Sonne ging eben auf, als wir aus dem Stadtthore traten, und das ganze, wilde Gebirge lag von den erſten Morgenſtrahlen vergoldet vor uns. Ein beſchwerlicher Weg über Berge und Schluchten bis Tantelupo, eine kahle Felsſchlucht, in welche die Sonne wie in einem Backofen brannte, erſchöpfte unſere Kräfte; die hier einſam gelegene Oſteria mit ihrem lauen ſaueren Wein war nicht geeignet, uns zu erfriſchen. Mittag war längſt vorüber, als wir halb verhungert und verſchmachtet nach Tivoli kamen. In der bekannten Sibylle bei dem Gebrauſe des Anio, der hier in die Neptunsgrotte ſtürzt, warteten wir, die größte Hitze vorüberlaſſend, bis gegen vier Uhr und erquickten uns mit Speiſe und Trank. Ich war ganz erſchöpft und die ſechs Stunden Entfernung bis Rom erregten in mir ein heimliches Bedenken und Grauen. Deſſenungeachtet machte ich mich mit Maydell auf den langen Weg durch die öde Campagna, merkte aber, daß es mit meinen Kräften zu Ende ging. Freund Maydell, dem ſie nie ausgingen, ſuchte mich mit den intereſſanteſten Geſprächen und Geſchichten auf den Beinen zu erhalten.

Die Nacht war eingebrochen, und ich hörte und ſah nichts mehr und erwartete jeden Augenblick in den Graben zu ſinken, was mir als eine Wohlthat erſchienen wäre, denn am Wege liegen zu bleiben und zu ſterben, war mir eher ein befriedigender als ſchrecklicher Gedanke. Zuletzt bugſirte mich Maydell bis zum Thor von San

Sebaſtiano, das eben geſchloſſen werden ſollte. Wie ich durch die langen öden Straßen Rom's gekommen bin und mein Zimmer erreicht habe, davon hatte ich kein Bewußtſein. Bekleidet, beſtiefelt, beſtaubt und halb ohnmächtig fiel ich auf mein Bett, wo mich Maydell nach einer halben Stunde aufſuchte.

Sehr klug war dieſe Expedition bei meiner ſchon damals angegriffenen Geſundheit nicht zu nennen; die übelen Folgen kamen auch bald als hinkende Boten hinterdrein.

Die Geſchäfte waren nach einigen Tagen abgemacht. Sonntags hatte Freund Rothe uns mit einer trefflichen Predigt erbaut und ein gemeinſamer Mittagstiſch bei Bunſen uns mit alten Freunden vereinigt, worunter ich dem alten, mir lieb gewordenen Hauslehrer Simon wieder begegnete, einem ehemaligen Iſraeliten und einer Nathanaelſeele ohne Falſch.

Nach unſerer Rückkehr nach Civitella, die diesmal zur Hälfte im Wagen gemacht wurde, nahmen meine Bruſtſchmerzen zu, wahrſcheinlich in Folge der letzten Strapazen, und meine Stimmung wurde in Folge deſſen ſehr gedrückt. Eine Melancholie, die durch die Einſamkeit meines Arbeitens noch geſteigert wurde, erzeugte ein trübes Bild nach dem andern. Die Erinnerung an den jetzt an der Ceſtius-Pyramide ruhenden Reinhold, welcher das Jahr zuvor in der Serpentara mit mir gezeichnet und über dieſelben Leiden geklagt hatte, die mich jetzt beläſtigten, machte es mir faſt zur Gewißheit, daß die Parze auch an meinem Lebensfaden bereits die Schere angeſetzt habe.

Eines Abends auf dem Spaziergang wagte ich zum erſtenmale gegen Maydell meine Befürchtungen auszuſprechen, in der ſtillen Hoffnung, daß er ſie widerlegen werde; allein ſtatt deſſen äußerte er nur, ruhig vor ſich hinſehend: der Chriſt müſſe ja zu jeder Stunde bereit ſein, dem Rufe ſeines Herrn zu folgen, und die Erde zu verlaſſen, ſobald es Gottes Wille ſei. Ich ſchwieg, war aber um ſo niedergeſchlagener, als ich daraus erſah, daß er und andere Freunde ähnliche Befürchtungen wie ich hegten.

Bei dieſer trüben Stimmung und großen Erſchöpfung blieb ich jetzt mehr allein auf meinem Zimmer und malte ein kleines Oelbild von

Civitella „Der heimkehrende Harfner". In derſelben Zeit malte Maydell ſein und mein Bildniß in kleinem Maßſtabe, aber beide von frappanter Aehnlichkeit; das meine behielt er für ſich und ſchenkte mir das ſeinige, welches noch als ein theures Andenken an den verſtorbenen Freund in meinem Beſitze iſt.

Dicht vor dem Thore ſenkten ſich die ſchroffen Felſen des Saſſo di Corvi in das waldige Thal hinab. In dieſen ſterilen Kalkklippen, auf denen nur Ziegen herumkletterten, hatte ich ein Geklüfte, das einem Kämmerchen glich, aufgefunden, nach welchem ich in den Abendſtunden hinüberſtieg und, dicht von Felſen eingeſchloſſen, in die wunderbar gewaltigen Gebirgsmaſſen hinausſchaute. Von den prächtigen, im rothen Abendlichte glühenden Mammellen bis zu den Kalkwänden von Subiaco lag das ganze Sabinergebirge im weiten Umkreis vor den entzückten Blicken. Dunkle Abendſchatten übergoſſen die tieferen Berg- und Hügelketten und den waldigen Abgrund zu meinen Füßen. Hie und da, auf Felſenzinnen, erglänzten die Häuſer kleiner Ortſchaften im letzten Sonnenſtrahl, und Falken kreiſten über den tiefgrünen Kaſtanienwäldern am Fuße des Saſſo di Corvi.

Mein Felſenkämmerchen lag ganz auf der Schattenſeite des Abhanges, nichts unterbrach hier die tiefe Stille ringsum, als das leiſe Flüſtern des Abendwindes in den dürren Halmen, die aus dem bleichen Kalkgeſtein aufſproßten. Mir war unendlich wohl in der ſeligen Verborgenheit dieſer Felſenklauſe; die Schönheit und Großheit der Natur erregten meine Empfindung aufs tiefſte. Hier ſaß ich bis zur einbrechenden Dunkelheit und hatte entweder ein Pſalterbüchlein oder die Odyſſee zur Geſellſchaft. Manchmal aber überließ ich mich meinen brütenden Gedanken, die mir vorſpiegelten, daß ich jetzt, wo die herannahende Jahreszeit die Rückkehr nach Deutſchland unmöglich machte, gleichſam ein Gefangener und beſtimmt ſei, fern von denen, die ich liebte, in fremder Erde mein Grab zu finden.

Dieſe Stimmungen kehrten öfters wieder, und es entſtand wie von ſelbſt ein Bild in mir, das ich eines Tages halb unbewußt in Verſen, die ich in mein Skizzenbuch kritzelte, ausdrückte; ſie ſind mir ſpäter deshalb merkwürdig geblieben, weil ſie den Zuſtand meines

Innern abſpiegelten, ohne daß ich mir dieſer Abſicht beim Niederſchreiben bewußt geweſen war. Als ich in ſpäteren Jahren die deutſchen Volkslieder kennen lernte, wurde mir dabei klar, wie ſolche bei einfachen, mit poetiſchem Gefühl begabten Naturmenſchen, Hirten, Jägern, Liebenden u. ſ. w. auf ähnliche Weiſe entſtanden ſein mochten.

Sehnſucht.

Da droben von den Bergen
Herab ins tiefe Thal
Ein Falke kam geflogen,
Der litte große Qual.

Durchſchnitten war der Flügel,
Das macht ihm grimmen Schmerz;
Er ſaß am Haidehügel
Und blickte abendwärts.

Und ſah die rothen Wolken
Wohl über die Wälder zieh'n;
Sie funkelten ſo goldig
Ins tiefe Waldesgrün.

Da ſchrie in großem Leide
Er laut zum Himmel auf,
Daß weit erſcholl die Haide:
„O Flügel, tragt mich auf!

Tragt mich zu jenen Bergen,
In meiner Liebſten Schooß;
Hier muß ich blutend ſterben,
Einſam im dunklen Moos!“

Herzliebchen kam geflogen,
Späht weit aus luft'gen Höhn;
Doch konnte ſie den Falken
Im tiefen Thal nicht ſehn.

Still ſaß er in der Haide
In Nacht und Todesſchmerz;
Gebrochen die hellen Augen,
Am Morgen brach das Herz.

Der Herbſt mit ſeinen Nebeln und Regenſchauern machte ſich bemerkbar, in den Kaſtanienwäldern wurde es licht, und die blauen Berge mit ihren Ortſchaften ſchimmerten ſchon durch goldgelb gefärbtes Laub.

Ein Feſt zu Ehren der heiligen Anatolia, das in einer fernen Waldkapelle gefeiert wurde, lockte uns, den bunten Zügen der dorthin wallfahrenden Landleute uns anzuſchließen. Es gab die köſtlichſten Bilder und Staffagen, das geputzte Volk, Weib und Kind, Jung und Alt, zu Fuß und zu Eſel, mit Geſang und Tambourin auf den ſteilen Hügeln und Waldwegen hinziehen zu ſehen. In Rocca San Stefano wimmelten die engen, felſigen Gäßchen von fröhlichen, jubelnden Menſchen. Einige gaſtfreundliche Bewohner des Ortes luden uns zu ihrem Pranzo ein.

Eine Stunde weit, unter den ſteilen Wänden des Guabagnuolo, an einem vom ſchönſten Wald umgebenen großen Wieſenplan, lag das alte, der heiligen Anatolia geweihte Kapellchen. Hier hatte ſich das Volk in Haufen verſammelt, theils knieend in und vor der Kapelle Gebete verrichtend, theils unter den ſchönen Kaſtanienbäumen um kleine Feuer gelagert, wo ſie ihre Braccioln und Würſtchen röſteten und aus großen Weinſchläuchen ihren Durſt ſtillten. Es gab hier abermals die ſchönſten Gruppen in einer hochromantiſchen Umgebung. Die heitere, liebenswürdige Art des Gebirgsvolkes und ihr zutraulicher Verkehr mit uns beiden Fremden verſetzte auch uns in die fröhlichſte Stimmung.

Die Morgen wurden bald kälter, und unſer hochgelegenes Haus war oft in Nebelwolken eingehüllt. Ich erinnere mich eines ſolchen Morgens, wo ich durch Geſang an das Fenſter gelockt wurde, von welchem aus nur einige nahe gelegene ſteile Felsklippen durch das Nebelgrau zu erblicken waren. Auf einer dieſer Klippen erkannte ich in

grauen Umriſſen die Sängerin, unſere Ziegenhirtin Thereſa. Wieder erhob ſie ihren improviſirten, lauten Ritornellgeſang, und fernher aus der Tiefe, durch die dichten, weißen Nebelmaſſen, ertönte antwortend die melancholiſche Gegenſtrophe ihres Liebſten; es war die poetiſche Weiſe, in der ſich hier die Berghirten und Hirtinnen ihre Herzensangelegenheiten kund zu geben pflegen, indem ſie Zärtlichkeiten, Wünſche, Befehle einander nicht zuhauchen, ſondern melodiſch zuſchreien, um in der Ferne verſtanden zu werden. Das eigenthümliche ſabiniſche Nebelbild zerrann, als die unzähligen Reihen und Kuppen der Berge im röthlichen Sonnenglanz auftauchten und ein glänzend ſchöner Herbſttag die ganze weite Landſchaft mit ſeinem Lichte übergoß.

Für uns war die Zeit gekommen, unſer Einſiedlerleben auf dieſer romantiſchen Felſenſpitze abzuſchließen. Wir packten unſere Siebenſachen wieder auf einen Eſel und nahmen herzlichen Abſchied von dem phlegmatiſchen Governatore, von dem blinden und lebensfrohen Don Carlo, der behäbigen Haushälterin Veronica, den ſchönen Ziegenhirtinnen Franceſca und Thereſa, und zogen über Olevano nach Paleſtrina, von wo uns andern Tages ein Vetturin nach Rom brachte.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Der letzte Winter in Rom.

Mitte October hatten wir unſer romantiſches Patmos wieder verlaſſen und waren nach Rom zurückgekehrt. Maydell nahm eine Wohnung nahe am Campo Vaccino, ich auf dem Monte Pincio in der Via Felice.

Das ſtille Wechſelgeſpräch, welches ich zeichnend und malend mit der großartigſten Natur gepflogen, konnte ich nun wieder betrachtend vor den großen Kunſtſchöpfungen Rom's fortſetzen, und ich ſchwelgte eine Zeit lang in dieſem erſehnten Genuſſe. Nachdem ich aber in den Sammlungen, wie in den Werkſtätten der deutſchen Genoſſen mich gehörig umgeſehen, ging ich an die Ausführung eines Entwurfes: „Das Thal von Amalfi," welcher mich ſchon in Civitella beſchäftigt hatte. Der Tizian bei Camuccini lag mir dabei wohl im Sinn, um ſo mehr, als das Naturmotiv einige Aehnlichkeit mit demſelben darbot. Obgleich nun meine nazareniſche Richtung der kühnen, üppigen Malweiſe des großen Venezianers nicht entſprach, ja ihr einigermaßen entgegengeſetzt war, ſo verarbeitete ich doch friſchweg den Stoff auf meine Art, und um ſo unbefangener, als mir dieſer Gegenſatz nicht klar bewußt wurde.

Ueberhaupt muß ich hier bemerken, daß ich mich nicht erinnern kann, jemals etwas in der Art dieſes oder jenes geſchätzten Meiſters componirt zu haben, ſo nahe mir das bei meiner Verehrung für manche derſelben auch lag, und ſo anregend ſie mir vorſchwebten. Immer konnte ich erſt dann Etwas produciren, wenn es auf meine

eigne Weiſe in mir lebendig geworden war. Was aber nun meine Weiſe war, hätte ich dann nicht auszuſprechen vermocht und vermöchte es auch heute noch nicht.

Als ich mit der Compoſition im Reinen war und die Contur eben auf die Leinwand aufgezeichnet hatte, beſuchte mich Schnorr und ſprach ſich mit lebhaftem Antheil über die Conception des Ganzen aus. Ich bat ihn, die Figuren ganz beſonders aufs Korn zu nehmen und zu korrigiren. Da er mir nun vor kurzem bei Gelegenheit eine Zeichnung ſeiner Hand verſprochen hatte, ſo machte er mir den Vorſchlag, ich ſollte ihm eine Bauſe meiner Figuren geben, er werde ſie durchzeichnen und mir eine korrigirte Zeichnung davon ausführen. In acht Tagen brachte er mir eine getuſchte Federzeichnung mit meinen Figuren, aber ſo köſtlich ausgeführt, korrekt gezeichnet und mit einer Anmuth in jeder Linie übergoſſen, daß ich mich überglücklich fühlte im Beſitze eines ſolchen Schatzes. Nach ſeiner genauen und gewiſſenhaften Art hatte er das Blatt mit Unterſchriften verſehen; links ſtand: „Erfunden von L. Richter, gezeichnet von J. Schnorr"; und rechts in der Ecke: „Dem lieben Ludwig Richter zum Andenken von ſeinem Freunde Julius Schnorr."

Ich konnte mich nicht ſatt daran ſehen; jedesmal wenn ich nach Hauſe kam, war es mein erſtes, nach der Zeichnung zu greifen, um ſie auf das genaueſte zu betrachten und womöglich der reizenden Behandlungsweiſe etwas abzulernen. Ich bekam viel Beſuche von ſolchen, welche die Zeichnung ſehen wollten, und Ernſt Fries aus Heidelberg rief bewundernd, eine Geſtalt, wie das junge ſchreitende Weib, habe Raphael nicht ſchöner machen können.

Heute nach fünfzig Jahren liegt das ſchöne Andenken des heimgegangenen Freundes noch vor mir, und indem ich es mit ſehr geſchwächten Augen betrachte, ſteigt die in Rom durchlebte paradieſiſche Jugendzeit friſch und lebendig ans Herz tretend wieder in mir auf, und die Geſtalten und jeder Strich auf dem Blatte bringen mir die ganze liebe Zeit ſo nahe, als könnte ich ſie leiblich mit den Händen faſſen und für Augenblicke feſthalten, die goldene Zeit des reinſten Strebens, der hingebendſten Begeiſterung für die höchſten Ideale.

Der freundschaftliche Liebesdienst, den mir Schnorr erwiesen hatte, war für mich sehr folgenreich, und deshalb mußte ich hier besonders dabei verweilen; denn als mein Bild später auf der Dresdener Kunstausstellung erschien, wurde die Staffage ganz besonders schön und anmuthig befunden und gerühmt; ja ein Professor der Akademie hatte seine Schüler zu einem genauen Betrachten dieses Bildes aufgefordert mit dem Bemerken, daß die Figuren darauf so schön seien, wie sie mancher Historienmaler nicht machen könne. Wenn nun auch meine Bekannten wußten, welchen Antheil an dem Gelingen der Figurengruppen Schnorr's Zeichnung hatte, denn es war von mir kein Geheimniß daraus gemacht worden, auch war es sehr gewöhnlich, daß Landschaftsmaler bei bedeutender Staffage sich von einem Historienmaler rathen und helfen ließen, so konnte dieser Umstand doch dem größeren Kreise des Publikums nicht bekannt sein, und um späterhin in den Figuren meiner Bilder nicht allzusehr zurückzubleiben, war ich genöthigt, meine ganze Sorgfalt auf ein noch eingehenderes Studium der menschlichen Gestalt zu richten. Schon in meinem nächstfolgenden Bilde, welches in Dresden ausgeführt wurde, gelang mir die Figurengruppe abermals ganz wohl, und so ging es Schritt vor Schritt weiter, bis die Figuren endlich in den Zeichnungen für Holzschnitt zur Hauptsache wurden, die Landschaft aber bescheiden in den Hintergrund trat.

Doch ich kehre zu meinem Thale von Amalfi zurück, dessen Untermalung ich mit großer Sorgfalt zu Stande gebracht hatte. Auch meine Landschaft trug den charakteristischen Zug an sich, welcher fast allen Bildern eigen ist, die in jener Zeit von deutschen Künstlern in Rom gemalt wurden: Eine gewisse feierliche Steifheit und Härte in den Umrissen, Magerkeit in den Formen, Vorliebe zu senkrechten Linien, wie in einem gothischen Münsterbau, dünner Farbenauftrag u. s. w.; von diesen Eigenschaften war mehr oder weniger in den Bildern von damals zu finden. Die große Vorliebe, ja begeisterte Verehrung, welche man für die Werke der ältesten Florentiner, der deutschen und niederländischen Meister hegte, hatte das Auge an diese Eigenheiten nicht allein gewöhnt, sondern man fand sie für den Styl, welchen man

anſtrebte, geradezu nothwendig und unentbehrlich. Gereiftere Talente, wie z. B. Schnorr, waren von dieſer Manier ſchon frei geworden, während andere, wie etwa Koch, aus der antikiſirenden Zeit Carſten's, Wächter's und Schick's in die romantiſche Periode hineingewachſen, von dieſen Aeußerlichkeiten weniger influirt wurden.

Eines Nachmittags trat Meiſter Koch ins Atelier, um mich, wie er das öfters that, zu einem Spaziergang vors Thor aufzufordern. Ich ſaß eben noch arbeitend vor dem Bilde, die Compoſition hatte er ſchon früher geſehen, und dieſe, wie das ganze Motiv, waren ſehr nach ſeinem Sinne. Jetzt aber fing er an, meine Arbeit an allen Ecken und Enden zu tadeln; es ſei alles zu ängſtlich, kleinlich, der große Zug, welcher im Entwurf geweſen, ſei wieder verloren gegangen u. ſ. w. Ich reichte ihm Pinſel und Palette und bat ihn, mir anzudeuten, wo es fehle. Er griff nun zu einem der größeren Borſtpinſel, miſchte einen hellen Ton von Weiß, gebranntem Ocker und Beinſchwarz und deckte damit alle Partien breit und maſſig, welche ihm als zu mager und dürftig für die Wirkung erſchienen, und nach einer Viertelſtunde ſah die ſaubere Untermalung fleckig wie eine übertünchte Mauer aus. Der liebe Alte hatte mit ſolchem Feuereifer gearbeitet, und da ihm dabei die Pfeife ausgegangen, ſoviel von der herausfahrenden Tabaksaſche mit hineingemalt, daß es ein wahrer Graus war, das Bild anzuſehen. Die weißlichen aber weisheitsvollen Flecken und Kleckſe hatten nun freilich meine ſorgſame Malerei zerſtört, und ich dankte etwas kleinlaut für ſeine gewaltſamen Andeutungen, aber Recht hatte Meiſter Koch unbeſtritten. Am Abend wuſch ich indeß dieſe nur zu ſtörenden Flecken ſorgfältig wieder weg und korrigirte andern Tages Alles nach ſeiner Angabe.

Der Schüler erfreut ſich immer über das Einzelne und legt einen zu großen Werth darauf, während der Meiſter das Einzelne nur ſo viel gelten läßt, als es in Bezug zum Ganzen an ſeiner Stelle gelten darf oder gelten muß. Auch bei Beurtheilung anderer Dinge wird die Maxime gelten: Wohl dem, der den Sinn und Geiſt des Ganzen erfaßt hat, der wird für das Einzelne die rechte Art und rechte Stelle, wo es hingehört, leicht zu finden wiſſen.

Es war mir während meines römiſchen Aufenthalts mehr und mehr klar geworden, daß die ideale, ſogenannte hiſtoriſche Landſchaft diejenige Richtung ſei, auf welche ich aus innerſter Neigung hinſteuerte. Was mich am meiſten in meinen Arbeiten aufhielt, war der Mangel einer tüchtigen Technik, welche nur in einer guten Schule gewonnen wird; allein dieſen Mangel theilte ich mit den meiſten Anderen, und es iſt bekannt, daß dies die ſchwache Seite ſelbſt der großen Meiſter dieſer Periode war und meiſtens auch geblieben iſt.

Eine Ausnahme machte unter den Landſchaftern vielleicht der talentvolle Ernſt Fries. Er war mit Fohr in Heidelberg eng befreundet geweſen und hatte in München mit dem damals noch jungen Rottmann viel verkehrt und namentlich durch Letzteren den Sinn für Colorit und maleriſche Technik mehr entwickelt, als ich und die anderen in Rom lebenden Landſchaftsmaler. Im letzten Sommer war Fries nach Carrara, Maſſa und Spezia gegangen, hatte dort ſchöne Studien und außerdem die Bekanntſchaft des Engländers Wallis gemacht, welcher ſich insbeſondere coloriſtiſchen Studien ergeben hatte und Forſchungen über die Malweiſe der älteren Venezianer anſtellte. Nach Rom zurückgekehrt, untermalte Fries ſogleich in dieſer neuen Technik eine Landſchaft, den Meerbuſen von Spezia darſtellend, die mit großem Intereſſe betrachtet wurde. In zwei Monaten war das ſchöne Bild fertig, und um dies gleich hier beizufügen, es wurde im April mit dem meinigen zugleich ausgeſtellt, wo denn die Künſtler mit ihren Urtheilen ſich in zwei Parteien trennten. Die Hiſtorienmaler und ſtrengeren Styliſten zogen das meinige vor, wegen der idealeren und ſtylvollen Richtung, während die Anderen das Bild von Fries wegen der gewandten Technik und der feinen maleriſchen Wirkung erhoben. Ueberhaupt ſchien man mehr und mehr gewiſſe Einſeitigkeiten zu fühlen, die aus der großen Vorliebe und dem Studium der älteſten Schulen entſtanden waren, und man faßte jetzt das eigentlich Maleriſche mehr ins Auge.

Der liebenswürdige Anton Dräger aus Trier, das Muſter eines „Anempfinders“, hatte ſich bisher mit ſeinem Gefühl in die Arbeiten der älteren Florentiner Meiſter, insbeſondere des Fra Angelico da Fieſole verſenkt, und ſeit ein paar Jahren arbeitete er an einem kleinen

Bilde „Jakob und Rebekka", welches er ganz in der Art seiner oben genannten Lieblinge mit innigster Hingebung durchführte, und die Muster, welche ihm dabei vorschwebten, waren nicht zu verkennen; doch schon während der Beendigung dieses Bildes gewann allmählich Tizian die Oberhand in seinem feinfühligen und empfänglichen Herzen, und seine nächste Arbeit, die bekannt gewordene Lautenspielerin, war ganz in der Art der Venezianer gemalt.

Hier muß ich gleich eines Dritten gedenken, der mit ungewöhnlich technischer Gewandtheit das coloristische oder malerische Prinzip verfolgte. Es war der aus Stuttgart angekommene Gegenbauer. Eine Nymphe, Venus, oder eigentlich ein schönes Modell, welches er zur Uebung in seinem Atelier al fresco auf die Wand gemalt hatte, erregte Bewunderung durch die Kraft der Färbung, Abrundung und durch die große Leichtigkeit des Machwerkes; dagegen konnte man mit Auffassung und Styl sich weniger einverstanden erklären.

So machten sich bereits in diesem Winter die leisen Anfänge einer anderen Strömung bemerkbar, welche eine gewisse Einseitigkeit durchbrach, mit der man bisher vorzugsweise die Zeichnung, den Umriß, streng zu erfassen strebte, dagegen das Studium der Farbe, Stimmung und kräftigeren Modellirung der Formen vernachlässigt hatte. In dem folgenden Jahre schloß sich auch der talentvolle Erwin Speckter, durch Dräger angeregt, diesen coloristischen Bestrebungen an.

So sehr nun eine solche Erweiterung des Gesichtskreises für das Schöne auf allen Gebieten der Malerei zu loben, ja nothwendig war, so trug dies doch, wie alles Irdische, auch einen verderblichen Keim in sich. Wenn die Idee in schöner, lebensvoller Gestalt sich darstellt, wenn das Wort Fleisch wird, dann ist der Höhepunkt, die Periode der Klassicität, erreicht. Allmählich aber entweicht der geistige Gehalt mehr und mehr, und es bleibt zuletzt das todte Fleisch allein übrig. Dies ist der Verlauf aller kunstgeschichtlichen Entwicklungen. Julius Mosen spricht etwas Verwandtes bei Gelegenheit einer Betrachtung der Dresdener Galerie aus: „Je mehr die Seele aus der Kunst entweicht, desto glänzender wird ihre äußere Erscheinung, desto größer die Wirkung auf das seelenlose Auge, nur durch die Eleganz der Form."

Als im Anfang der vierziger Jahre die Düſſeldorfer Schule mit ihrer glänzenden Technik auftrat und darin die Münchener in Schatten geſtellt wurde, ſagte Schnorr zu mir: „Wir“ — nämlich Cornelius, Overbeck ꝛc. — „hatten damals vollauf zu thun, nicht allein die Prinzipien, die Grundanſchauungen der alten großen Meiſter des fünfzehnten Jahrhunderts zu erforſchen und feſtzuſtellen, ſondern wir mußten nach denſelben auch ſelbſt ſchaffen und arbeiten lernen. Da die alten Grundlagen verloren gegangen waren, kehrten wir zu den Quellen zurück, in deren Verlaufe ſo Großes, Vollkommenes entſtanden war. Es war uns unmöglich, Alles auf einmal zu leiſten, und wir glaubten, die Weiterführung, namentlich die Ausbildung der Technik in demſelben Geiſte, den Nachkommenden überlaſſen zu können.“

Ueber das Zurückgreifen zu den älteſten Meiſtern, Giotto, Eyk und ihren Zeitgenoſſen iſt mir die Aeußerung des berühmten Canova zu Baptiſt Bertram, dem Freunde Boiſſerée's, merkwürdig erſchienen, als er deſſen Sammlung altdeutſcher und altniederländiſcher Gemälde, damals noch in Heidelberg, betrachtet hatte. Er meinte, hier bei dieſer älteſten Kunſt müßten die Maler wieder den Faden anknüpfen, wenn ſie auf lebensvollere Bahnen kommen wollten; wer von Raphael ausgehe, könne nicht weiter hinauf, ſondern nur hinabſteigen. (S. Boiſſerée Leben und Briefe.)

Doch ich bin durch dieſe Brocken, welche an einem unſichtbaren Faden hängen, von meiner einfachen Geſchichte abgekommen und wollte im Allgemeinen nur ausſprechen, daß ich in dieſem dritten Winter meines römiſchen Aufenthalts die Sinnesart unter der Maſſe der Künſtler nicht mehr ſo einheitlich einem Ziele zuſtrebend fand. Zwar war der Generalſtab der älteren, bereits mehr eingebürgerten Künſtler, wie Overbeck, Veit, Schnorr, Koch, Rhoden, Thorwaldſen und eine Anzahl ihnen Naheſtehender und Befreundeter, wie Heß, Rittig, der Bildhauer Wagner u. ſ. w. noch tonangebend in der Künſtlercolonie von Rom; aber in jedem Herbſt erſcheinen eine Anzahl neuer Ankömmlinge, welche die im Laufe des Sommers heimgekehrten erſetzen, und ſo iſt dieſe Geſellſchaft in beſtändigem Wechſel. Die Aelteren ziehen ſich mit ihren Freunden mehr zurück, die neuen Elemente

bringen andere Anſchauungen in den Kreis, und es bilden ſich Gruppen Gleichgeſinnter und Gleichſtrebender.

Noch im Spätherbſt dieſes Jahres waren einige Künſtler in Rom eingetroffen, die mir lieb und werth wurden, und mit welchen mich in der Folge eine lebenslange innige Freundſchaft verbunden hat.

Zuerſt kamen die Hiſtorienmaler Peſchel und Zimmermann aus Dresden, denen es endlich geglückt war, das langerſehnte Ziel ihrer Wünſche, Rom, zu erreichen, indem der Erſtere eine kleine Erbſchaft dazu verwendete, der Andere der Beihülfe eines wohlhabenden Gönners ſich zu erfreuen hatte. Peſchel ſchloß ſich ſogleich dem ſinnigen und ihm ſchon früher befreundeten Anton Dräger an, und gewiß konnte er keinen beſſeren Mentor für Rom ſich wünſchen. Dräger führte Peſchel zu den bedeutendſten und ihm werthеſten Kunſtwerken und deutete mit wenigen, aus warmem Herzen kommenden Worten auf das eigenthümliche Schöne, was darin zu finden war. Am meiſten bewunderte er die vorraphaeliſchen alten Italiener; „bei ihnen habe ich gefunden, was ich ſuchte — Seele", meinte er. Ebenſo machte er ſeinen Freund auf das Volksleben in den Straßen aufmerkſam; denn wenn in unſerem Norden die Gaſſen der Städte Rennbahnen für Menſchen und Fuhrwerk ſind, ſo finden wir ſie hier beinahe in offene Räume für Arbeit und Beſchäftigung aller Art und zu Stätten der Geſelligkeit umgewandelt, mit Ausnahme des Corſo; faſt überall ſieht man die Leute im Freien hantiren, oft im größten Négligé, als wären ſie zu Haus; kurz, dem Maler begegnen auf Schritt und Tritt die ſchönſten Bildermotive, und Studien findet er auf jeder Gaſſe.

Niemand konnte empfänglicher für dieſe Eindrücke ſein als Peſchel, und ſowohl die Kunſtbeſtrebungen in unſeren Kreiſen, wie das ganze römiſche Leben, machten ihn ſehr glücklich, und ſo war er bei ſeinem hingebenden Sinn ſehr bald in dieſe offenbaren Geheimniſſe Roms eingeweiht, während bei manchen Anderen eine längere Zeit erforderlich iſt, ehe das Auge für dieſe Dinge ſich erſchließt. Fühlte ich doch mich ſelbſt in dieſem dritten Winter, den ich in Rom verlebte, heimiſcher und mehr eingebürgert; ja es ſtieg ſogar oftmals ein lebhafter Wunſch in mir auf, für immer hier bleiben zu können, was jetzt um ſo eher

thunlich ſchien, da ich die Möglichkeit ſah, mich durch meine Arbeit zu erhalten. Dazu kam, daß die Ausſicht auf Dresdener Zuſtände mir ſehr froſtig, aſchgrau und zopfig erſchien, während ich hier, von dem vollen Lebensſtrom getragen, ſowohl an den Früchten einer großen Vergangenheit mich erlaben, als den reichen Frühling, den die Gegenwart bot, mitempfinden und mitleben konnte. Das Gefühl, welches Dürer vor dreihundert Jahren in Italien überkam, als er an die Heimkehr dachte, mag wohl ſeitdem in ſo manchen Künſtlerherzen wiederholt ſich geregt haben: „Ach, wie wird mich daheim nach dieſer Sonne frieren! Hier bin ich frei, daheim ein Schmarotzer.“

Trotz alledem übte ein anderer Magnet, den die Vaterſtadt herbergte, eine ſo ſtarke Anziehungskraft auf mein Herz, daß der Gedanke des Dableibens keine Wurzeln faſſen konnte. Und gewiß darf ich mein Geſchick preiſen, daß ich in Rom nicht blieb und mich nicht einbürgerte; denn warteten meiner daheim auch ſchwere Zeiten, hatte ich auch des Hemmenden und Niederdrückenden viel zu erleiden, zuletzt öffneten ſich Wege, die mich auf ein Gebiet brachten, von welchem ich damals in Rom noch gar keine Ahnung haben konnte, und auf welches doch der ganze Entwicklungsgang meines Lebens mich vorbereitet und hingedrängt hatte, in welchem ich meine beſcheidene Aufgabe erfüllen konnte.

Bald nach Peſchel's und Zimmermann's Ankunft erſchien noch ein dritter Landsmann, Wilhelm v. Kügelgen. Er brachte mir Briefe von Eltern und Geſchwiſtern, und da er in meiner Nähe eine Wohnung genommen, ſo ging ich oft nach der Arbeit ein Stündchen zu ihm und traf gewöhnlich um dieſelbe Zeit, es war das Dämmerſtündchen, auch Peſchel und Zimmermann dort. Kügelgen war eine höchſt liebenswerthe Perſönlichkeit; ſeine treuen Augen, aus denen Wahrhaftigkeit und Herzensgüte blickten, ſein anziehendes, ſtets mit humoriſtiſchen Brocken gewürztes Geſpräch, gewannen ihm die Herzen. Unſere Unterhaltungen wurden immer ſehr lebhaft; denn da Kügelgen der pietätvollſte Anhänger der Schule ſeines Vaters war und unſere Begeiſterung für die neue Richtung nicht theilen konnte, ſo gab es die eifrigſten Controverſen. Er wurde von den Kunſtwerken des Vatikans und einigen

anderen Sammlungen bedeutend ergriffen, fühlte ſich aber abgeſtoßen von dem ihm unſympathiſchen italieniſchen Leben und von der landſchaftlichen Umgebung Rom's. Ein ſtilles Wald- und Haidedörfchen ſeiner Heimath ſprach lebendiger zu ſeinem Gemüthe, als alle italiſche Schönheit. Vielleicht mochte dieſe Unempfänglichkeit durch die Stimmung vermehrt werden, die das Vorgefühl einer Krankheit war, welche bald ausbrechen ſollte.

Die Gelbſucht färbte ſein ſonſt ſo blühendes Geſicht wie eine Citrone und machte ihn ſtumpf und müde. Es war, als wolle „das Land, wo die Citronen blühen", mit grauſamem Spott und Grimm ſich an ihm rächen; ſein ohnedies kurz bemeſſener Aufenthalt wurde durch dieſe Krankheit noch bedeutend abgekürzt; denn es vergingen viele Wochen, in denen er auf ſein Zimmer gebannt war.

Der Verkehr mit dieſen drei trefflichen und ſtrebſamen Künſtlern iſt mir deshalb beſonders wichtig geworden, weil daraus ſpäter in der Heimath ein Freundſchaftsverhältniß ſich entwickelte, welches in guten und ſchweren Tagen mich beglückt hat, da dieſe Freundſchaft einen Grund hatte in den tiefſten und heiligſten Ueberzeugungen des Herzens.

Maydell aber blieb doch immer mein alter ego, wir wurden einander Bedürfniß geworden; wir tauſchten aus, was in uns aufgeſtiegen war, was uns angeregt, berührt hatte. Maydell hatte eine abgelegene Wohnung gewählt, theils um unnützen Beſuchen zu entgehen, theils um billiger zu wohnen. Das Kapital, welches er für ſeine Ausbildung zum Künſtler zu verwenden hatte, ſuchte er durch den ſparſamſten Haushalt und energiſchen Fleiß zu verdoppeln, indem er es für eine längere Zeit ausreichend machte. Sein ſtarker Wille und ſeine eiſenfeſte Geſundheit waren allein im Stande, dies ſo wie er that durchzuführen.

Außer ſeinem in Civitella angefangenen Bilde „Magdalena den Herrn am Grabe wiederfindend", ein „Noli me tangere", hatte er ſich jetzt an eine Reihenfolge von Compoſitionen zur Apokalypſe gewagt, welche ſein ganzes Intereſſe in Anſpruch nahmen. Mit gutem Verſtändniß und in einer großen Weiſe hatte er ſich die Theile dieſes

dunklen Buches geordnet und zurechtgelegt, in welchem durch groß-artige Symbole die Kämpfe des göttlichen Reiches und deſſen endlicher Sieg über die Mächte der Finſterniß geſchildert werden. So oft ich jetzt zu Maybell kam, fand ich ihn an ſeinem Arbeitstiſch, unter Büchern, Papieren und allerhand Geräth ſitzend, an ſeinen Zeichnungen arbeiten. Das alte, verrauchte Gemach mit dem hohen Fenſter, durch welches gleichwohl nur wenig Licht fiel, denn es ging in eins der engen, rußigen Winkelgäßchen, die auf das Forum münden, erinnerte mich an jene Rembrandt'ſche Radirung, welche einen einſamen Gelehrten am Fenſter zeigt, der von myſtiſchem Helldunkel umgeben in ſeine Folianten con amore verſunken iſt.

Daß der Freund in dieſer von Fremden eher gemiedenen als geſuchten Gegend völlig ungeſtört arbeiten, in ſtiller Sammlung das reine Glück des Schaffens genießen mochte, konnte ich aus ſeinen Augen leſen und ſeinem ganzen Weſen abmerken; er ſah aus, als habe er eben mit höheren Geiſtern in einer Welt des Friedens verkehrt. Einige Verſe, welche er in jener Zeit niederſchrieb, und die ich hier mittheile, ſpiegeln vielleicht am beſten die Stimmung, welche ihn beſeelen mochte, und die aus dem Stoffe ſeiner Arbeit entſproſſen war:

Jeruſalem, Du Himmelsſtadt,
Nach Dir ſteht all mein Sehnen;
Nach Dir ſchau ich ſo früh als ſpat,
Nach Dir die Augen thränen.
Ohn Unterlaß ſeufz' ich nach Dir,
Ach, zeig Dich endlich, endlich mir;
Zu Deiner Ruh mich labe!

Von fern hab ich mich aufgemacht,
Als ich Dein' Ruhm vernommen;
Hab alles Ding für Schaden acht,
Um nur zu Dir zu kommen.
Bis um die Mitternacht ich geh,
Stracks mit dem Hahnenſchrei aufſteh,
Mag unterwegs nicht raſten.

Wo Kreuze hoch am Wege ſtehn,
Trübſal die Pfade enget,
Dort muß der Weg nach Zion gehn,
Dahin mich Heimweh dränget.
Und ſchrei und ſeufz' ich auch vor Leid,
Doch tauſch ich nicht um Erdenfreud;
Solch' Freud mag mir nicht frommen.

Wann werd' ich Deine Zinnen ſeh'n
Und ſteh'n an Deinen Thoren;
Davor die Engel glänzend ſteh'n,
Die Helden auserkoren?
Ach, nimm nach langem Pilgerlauf,
Du Himmelsſtadt, als Knecht mich auf,
Am Thron des Lamm's zu dienen.

(Offb. Joh. 22, 3.)

Die kirchengeſchichtlichen Vorträge bei Richard Rothe wurden auch dieſen Winter fortgeſetzt und niemals verſäumt. Ich lernte dort zwei junge Männer kennen, die mir beſonders lieb wurden. Der eine war von Geburt ein Jude, der in Petersburg durch Bekanntſchaft mit Goßner zum Chriſtenthum bekehrt worden war. Selten habe ich Menſchen geſehen, auf deren Geſicht der innere Friede des Herzens und die ehrlichſte, aufrichtigſte Liebe ſo leuchtend geſchrieben ſtand, wie bei dieſem prächtigen Manne. Die Erinnerung an dieſes treuherzige Geſicht iſt mir oft ein Segen geweſen. Er hieß Simon und war Hauslehrer bei den Kindern des preußiſchen Geſandten Bunſen. Der andere war ein Süddeutſcher, ein geſchickter Architektur- und Landſchaftsmaler, Namens Schilbach aus Darmſtadt. Er kam auch in unſeren, durch den Abgang von Thomas, Hoff und Oehme ſich bald verkleinernden Kreis, den wir im Winter von jenem mir beſonders merkwürdigen Sylveſterabend an fortführten. Die Geſellſchaft beſtand jetzt gewöhnlich aus Maydell, dem Hamburger Landſchaftsmaler Faber, Schilbach und mir; meiſt auch Schnorr und Rothe.

Die lebhaften und anregenden Geſpräche drehten ſich um Kunſt,

Litteratur und religiöſe Dinge. Von Konfeſſion und Kirchenthum war unter uns faſt niemals die Rede, nicht Form und Uniform war es, was uns am Herzen lag, ſondern die Sache ſelbſt, der Glaube in Beweis des Geiſtes und der Kraft, und es war ſelbſtverſtändlich, daß ich mich zu denen hielt, von welchen mir dies neue Leben, dieſer Umſchwung aller Anſchauungen gekommen war; hatte mein Beſuch der proteſtantiſchen Kapelle auf dem Kapitol einigen katholiſchen Landsleuten, wie ich ſpäter erfahren mußte, großes Aergerniß gegeben, ſo war ich damals ganz ohne Ahnung davon; ich dachte weder an Proteſtantismus noch Katholicismus, ſondern fühlte in Wirklichkeit das Glück, Chriſto anzugehören und ſein Wort zu haben. Das Wachſen in der Erkenntniß und die Pflege dieſes neuen Lebens war fortan nächſt der Kunſt mein lebendigſtes Beſtreben.

Jetzt, wo meine Abreiſe von Rom in wenig Wochen bevorſtand, zogen die Erlebniſſe der letzten Jahre oft an mir vorüber, und ich erkannte den unſchätzbaren Gewinn, den ſie mir für mein ferneres Leben bringen würden.

Wenn ich zuweilen in ſpäter Abendſtunde noch im Atelier ſaß, ſtieg wohl das Bild meines alten, holländiſchen Bootsmanns in mir auf, und ich hörte ſeine treuherzige Stimme: „Lieber junger Herr, ich habe einen ſicheren Führer in die Heimath, das iſt der liebe Gott, und einen treuen Reiſegefährten, den Herrn Chriſtus, mit dem darf ich ſprechen, und er redet mit mir.“

Auch in der Kunſt hatte ich eine beſtimmte Richtung gewonnen, eine Richtung, welche mir nicht angelehrt worden war, ſondern die durch Eindrücke bedeutender Art ſich erzeugt hatte und deshalb ſo ganz mit meinem innerſten Weſen im Einklang ſtand. Wie ſchon erwähnt, war die ideale Landſchaft mein Ziel geworden, und durch den mehrjährigen Umgang mit ſo vielen ausgezeichneten Künſtlern, die Rom damals vereinigte, hatte ich in dieſer Hinſicht viel gewonnen. Beſonders mußte der freundſchaftliche Verkehr mit Schnorr und Koch mir förderlich werden, da ich Jahre hindurch nicht nur ihre Kunſtmaximen kennen lernte, ſondern auch deren praktiſche Anwendung bei ihren Schöpfungen vom Beginn bis zur letzten Vollendung verfolgen

konnte. Ihr fein ausgebildetes Stylgefühl öffnete mir eine Region in der Kunst, von welcher ich, ehe ich nach Rom kam, kaum Etwas gehört hatte, und wodurch doch erst die höchste Schönheit klassischer Kunstwerke verstanden werden kann. Die landschaftlichen Zeichnungen Schnorr's waren es ganz besonders, die mir Aufschluß gaben und zum Wegweiser dienten, wie ein edler Styl mit charakteristischer Naturwahrheit zu verbinden sei; oder mit anderen Worten, wie der Künstler mit fein ausgebildetem Schönheitssinn die Natur zu erfassen und dabei das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden habe.

Alle diese schönen Dinge nun waren der Ertrag der in Rom durchlebten drei glücklichen Jahre, so viel und so wenig ich davon aufnehmen konnte bei dem oft schmerzlich empfundenen Mangel intellectueller und technischer Vorbildung, aber im Besitz eines aufnahmewilligen und suchenden Herzens.

Wenn ich jetzt, nach mehr als fünfzig Jahren, auf jene römische Periode zurücksehe, so überkommt mich ein wehmüthiges Gefühl. Die deutsche Kunst ist an einen Wendepunkt gekommen und strebt anderen Zielen nach, als jenen, welche der große Cornelius und seine Geistesgenossen so glücklich wieder ins Leben gerufen und den Nachkommenden als die ewig gültigen Ideale höchsten Kunststrebens aufgestellt hatten.

Meine Abreise war endlich auf den ersten April festgesetzt worden, und ich benutzte die Zeit bis dahin, um in der Umgebung Rom's die liebgewordenen Stellen noch einmal zu besuchen und mit schwerem Herzen einen stillen Abschied von ihnen zu nehmen. Ich zeichnete mir dabei noch so manche Erinnerungsblätter, besonders im Thale der Egeria, wo ich ein paar stille, herrliche Morgen zubrachte. Die alte Grotte mit ihrem Quell, der dunkle Hain auf dem Hügel und die in sehnsüchtigem Blau schimmernden schönen Gebirge bei Paläſtrina und Tivoli, welche Erinnerungen so unbeschreiblich glücklicher Wochen und Monde, die ich dort mit Freunden verlebt hatte, tauchten aus den vergangenen Jahren in mir auf! Und es war ein Abschiednehmen auf Nimmerwiedersehen, das alle Saiten des Herzens durchzitterte. Auch von Aqua cetosa und von der Villa Mattei wurde noch manches fleißige Blatt heimgebracht. Mit Stölzel und Kopisch, dem Dichter

und Ueberſetzer des Dante, beſuchte ich zum letztenmale den Vatican und brachte mit ihnen einen ſchönen Nachmittag auf dem Monte Mario zu, wo, bei einer Fogliette Wein unter den Cypreſſen gelagert, der herrliche Ueberblick der Stadt bis zu dem fernen Meer und den Gebirgen mich noch einmal in Entzücken verſetzte.

Als ich bei Bunſen meinen Abſchiedsbeſuch machte, traf ich daſelbſt den Kapellmeiſter Neukomm, den Vertrauten Talleyrand's, welcher eben aus Braſilien gekommen war; ein ſtattlicher Mann mit feinem und klugem Geſicht. Die theueren Rothe's, in deren Hauſe ich ſo viel Liebes und Gutes empfangen hatte, fügten beim Abſchiede noch einen neuen Beweis liebevoller Fürſorge hinzu, indem ſie mir einen kleinen, ſchwarzen Reiſegefährten beſcheerten, ein Hündlein, das mich bei ſeiner Vorſtellung ſehr treuherzig anſah und ſich dadurch zu empfehlen ſuchte, daß es mit dem Schwänzchen wackelte und mit einiger Unterſtützung der lieben Geber ſich auf die Hinterpfoten ſetzte und dabei ſüßſauer lächelnd die Zunge herausſtreckte. Maydell und Rothe's wußten, daß ich meine Heimreiſe abermals per pedes apostolorum machen wollte, und damit ich nicht wieder durch Gewaltmärſche meine Geſundheit ſchädigen möchte, gaben ſie mir das Hündlein mit, in der Erwartung, daß es ſich hinlegen würde, wenn des Laufens genug geweſen ſei. Mein Geſundheitszuſtand hatte ſich zwar in den letzten beiden Monaten ſichtlich gebeſſert, und je näher das Frühjahr rückte und mit ihm die Hoffnung auf Möglichkeit der Abreiſe wuchs, um ſo gehobener und geſtärkter fühlte ich mich. Bei alledem war mir in der Folge der kleine, vierbeinige Römer — Piccinino war ſein Name — ein treuer Gefährte und guter Mahner, wenn die Zeit kam, den Tagesmarſch einzuſtellen.

Der herkömmliche Abſchiedsſchmaus wurde auf Papa Giulio abgehalten und nun die letzte Nacht in Rom zugebracht. Welch eigenthümliches Wogen und Wechſeln der Empfindungen in der Seele! Wie in einer bewölkten Mondnacht Licht und Dunkel ſchnell wechſeln und traumartig in einander übergehen, ſo wars im Gemüthe; bald waltete der Schmerz vor, die ewige Stadt zu verlaſſen, bald erfüllte mich freudige Hoffnung, alle die wiederzuſehen, die mir in der Heimath das Theuerſte, Liebſte waren.

Am Morgen des 1. April griff ich denn wieder zum Wanderstabe, nahm das Ränzel auf den Rücken und ging mit Maydell der Porta del Popolo zu, wo noch eine Anzahl lieber Genossen meiner warteten und bis zur Osteria an Ponte Molle mir das Geleite gaben. Hier wurde, wie herkömmlich, der Abschiedstrunk genommen, und als nun jene nach der Stadt zurückkehrten, ging ich mit Maydell, Piccinino voraustrabend, auf dem florentinischen Wege nordwärts. Wir marschirten lange still nebeneinander fort; das Herz war bewegt; das Gefühl, so viel des Großen und Würdigen, des Schönen und Geliebten zu verlassen und wohl für immer, machte mich verstummen. Ich weiß nicht, ob die Campagna, die wir nun durchzogen, auch ihrer vergangenen Zeiten dachte, denn sie war so still; nur Lerchengesang in der Höhe und das ferne Blöken einer Schafheerde unterbrachen diese Stille, ja machten sie noch bemerkbarer.

Der mit Wolken bedeckte Himmel zog bald eine dunkle Masse zusammen, und große, fallende Tropfen verkündigten einen tüchtigen Regenguß, der auch schon über die dunkel gewordenen Gefilde herabrauschte. Ein antikes Gemäuer ohnweit der Straße schien uns Schutz zu bieten; wir krochen hinein und erblickten zum Abschied noch ein allerliebstes Bild römischer Zustände. In dem dunklen Raum des alten Grabes — denn ein solches war es — welcher nur von der niederen Oeffnung des Einganges sein Licht empfing, hatte sich eine Hirtenfamilie eingenistet. Der Mann schickte den großen Hund hinaus, um die Heerde zusammen zu halten. Das junge Weib hatte den Säugling an der Brust, und ein anderes Kind saß am Boden und spielte mit einem Zicklein und den zwei Hühnern, ihren Hausgenossen; nun kamen wir zwei Fremdlinge auch noch in den Raum, und das Haus war gefüllt. Wir benutzten diese erste Rast zum Frühstück oder vielmehr Mittagessen und holten unseren Vorrath von Brod und geräucherter Zunge aus der Tasche. Die Korbflasche mit Wein ließen wir herumgehen und theilten mit den Insassen das Pranzo. Piccinino saß am Eingang und sah verdrießlich in den niederrauschenden Regen. Die Leute waren in Folge unserer materiellen Mittheilungen gesprächig geworden, und so verbrachten wir zuletzt ein ganz gemüthliches Stündchen in dieser antiken Ruhestätte eines vornehmen Römers.

Der Regen hatte aufgehört, einzelne Sonnenblicke ſtreiften über die Campagna, und der Geruch der Frühlingsblumen, es blühte viel Reſeda und Narziſſen, erquickte Leib und Seele, als wir unſeren Weg fortſetzten. Gegen Abend erreichten wir ein kleines Oertchen, wo wir über Nacht blieben. Am anderen Morgen waren wir früh auf. Die Straße zog ſich eine Anhöhe hinauf. Rechts, ganz nahe, erhob ſich der klaſſiſche Monte Soracte. Das Kloſter San Oreſte glänzte auf ſeinem Gipfel in der Morgenſonne, und aus dem Thale erhob ein Chor Nachtigallen und andere Singvögel ſein Morgenlied.

Bis hierher hatte mir Maydell das Geleit gegeben. Er wollte jetzt nach Rom zurückkehren; denn er gedachte dort noch ein Jahr zu bleiben, und mir blieb die ſchöne Hoffnung, ihn in Jahresfriſt in Dresden, wo er durchreiſen mußte, wiederzuſehen. Er gab mir beim Abſchied ein kleines Büchelchen, in welches er auf dreißig Seiten je zwei Schriftſtellen, die ſich ergänzten oder erklärten, auf das feinſte mit der Rabenfeder geſchrieben hatte; es ſollte mir für die Reiſe eine tägliche Anregung geben. In den Nachtſtunden des Winters hatte er dieſe Liebesarbeit ausgeführt. Auch von Richard Rothe war Einiges eingeſchrieben, unter andern auch eine ſeiner Lieblingsſtellen aus dem erſten Korintherbriefe: „Wir ſehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angeſicht zu Angeſicht. Jetzt erkenne ich es ſtückweiſe, dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei; aber die Liebe iſt die größeſte unter ihnen.“ 1. Kor. 13, 12. 13.

Unſer Abſchied war kurz, aber mit Thränen in den Augen. Ich ſah ihm noch lange nach, als er den Hügel hinabging, der liebe Freund, der mir ein großer Segen geweſen iſt in meinem Leben. Es war ein ganz einziges Verhältniß zwiſchen uns. Wie manchmal ein älterer Bruder eine beſondere Liebe und Zärtlichkeit für den um vieles jüngeren hat, dem er Bruder, Lehrer und Vorbild iſt, ähnlich war es unter uns.

Nun aber wandte ich mich und ging allein meine Straße dem Vaterlande, der Heimath zu!

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Heim-Reiſe.

Am Tage vor meiner Abreiſe von Rom hatte ich folgende Stelle in mein Tagebuch eingeſchrieben: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an Deinem Knechte gethan haſt; denn ich hatte nicht mehr, denn dieſen Stab, als ich über den Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden.“ 1. Moſes 32, 10. Es war das Gebet Jakob's, da er wieder heimzog in ſein Vaterland und zu ſeiner Freundſchaft, und drückt die Stimmung aus, die auch mich noch in den erſten Reiſetagen begleitete, denn ich dachte daran, wie reich geſegnet für meine künſtleriſche Ausbildung und für mein inneres Leben ich jetzt heimkehrte im Vergleich zu der Armuth und Unſicherheit, die mich bedrückte, als ich vor drei Jahren dieſelbe Straße nach Rom zog.

Bei dem herrlichſten Frühlingswetter wanderte ich nun durch die ſchöne Berggegend des Apennin, wo jetzt Alles im friſchen Grün prangte, blühte und duftete. Ueber Narni, Terni und Foligno kam ich nach Aſſiſi, wo mich die alten Malereien des Giotto, Buffalmaco u. A. in der Kloſterkirche lange feſſelten. Die kleine Kirche degli Angeli, in welcher Overbeck das Roſenwunder des heil. Franziskus al fresco gemalt hatte, fand ich durch ein Erdbeben zerſtört. Das Bild war unverſehrt geblieben und wurde deshalb von dem Volke doppelt werth gehalten.

In Perugia blieb ich einen Tag im Hauſe Zanetti, woſelbſt viele deutſche Künſtler die heiße Zeit des Sommers zuzubringen pflegten;

denn die hochgelegene Stadt hat eine gesunde Lage. Hier traf ich Rehbenitz und die Brüder Eberhard. Rehbenitz war der erste deutsche Maler gewesen, den ich in Italien getroffen hatte. Er hatte mich damals in Florenz in das Verständniß der alten, vorraphaelischen Meister eingeführt, was mir in der Folge von großem Nutzen wurde; denn man versteht die Höhepunkte der klassischen Kunst erst dann in rechter Weise, wenn man die Vorstufen ihrer Entwicklung erkannt und geschaut hat.

Jetzt, gleichsam bei meinem Austritt aus Italien, sah ich ihn ganz unverhofft wieder und empfing von ihm den Reisesegen. Denn als ich gegen Abend an der westlichen Seite der Stadt, wo man einen schönen Blick in die umliegenden Berge und Thäler hat, einen Spaziergang mit ihm gemacht hatte und wir am Thore Abschied nahmen, faßte er meine dargebotene Rechte mit beiden Händen, sah mir ruhig und herzlich in die Augen und sagte: „Wo Sie auch hinkommen mögen, Ihnen wird es immer gut gehen." Die Worte rührten mich innig und senkten sich wie eine gute Prophezeiung ins Herz. Ich habe ihrer oft gedacht, wenn der Himmel trübe wurde, und aus ihnen neuen Muth geschöpft.

Rehbenitz hatte wie sein Freund Passavant den Handelsstand verlassen, um sich in Rom dem neuen deutschen Kunstleben anzuschließen, dessen Fundament die nationale und christliche Gesinnung war. Nach mehrjährigen eifrigen Studien erkannten sie Beide mit Schmerzen, daß ihre productive Kraft nicht ausreichend war, um ein Ziel zu erreichen, welches ihrer Begeisterung entsprach. Es kostete einen schweren Kampf der Entsagung. Passavant wandte sich bekanntlich mit glänzendem Erfolg zur Kunstforschung, Rehbenitz dagegen hatte eine Stellung übernehmen müssen, welche sehr gegen seine Neigung war.

Nach vierzig Jahren sah ich ihn in Kiel wieder. In einem hellen, wohnlich eingerichteten Giebelzimmer mit heiterer Aussicht ins Grüne saß er in seinem Lehnstuhl am Arbeitstisch unter Büchern und Papieren. Die Wände waren mit guten Stichen nach Cornelius und Overbeck geschmückt, Werke, die er in seinen so glücklich in Rom verlebten Jahren hatte entstehen sehen, und deren große Urheber seine Freunde waren.

Er gab in den beſten Familien und Inſtituten Unterricht im Zeichnen und ſuchte überall die Kunſt in einem edlen und ſchönen Sinn zu wecken, zu pflegen und zu fördern. Er war unverheirathet geblieben und erreichte von Allen hochverehrt und geliebt ein hohes Alter. Seine Erſcheinung in Kiel erinnerte mich an den Abbé im Wilhelm Meiſter oder überhaupt an einen höheren katholiſchen Geiſtlichen. Die lange Geſtalt im braunen Oberrock, das ſchneeweiße Haar mit ſchwarzem Sammtkäppchen bedeckt, der feine, intelligente Geſichtsausdruck voll Herzensgüte, — dieſe Erſcheinung in dem netten Zimmer gab mir den lebhaften Eindruck einer innerlich und im Aeußeren befriedigten Exiſtenz.

Eine originelle und ſehr liebe Erſcheinung in Perugia waren für mich die Brüder Eberhard, Franz und Konrad. Konrad, der als Künſtler bedeutendſte, war damals ſechsundfünfzig Jahre alt, Bruder Franz aber ſiebenundfünfzig. Beide unverheirathet, lebten und arbeiteten ſie in innigſter Eintracht mit einander. Gingen ſie ſo langſamen Schrittes auf der Straße, ſo glaubte man ein Bild aus alter Zeit zu ſehen. In den ſtark markirten, ernſten, treuherzigen Geſichtern hatte ſich tiefe Religioſität mit dem Typus ihrer ſchwäbiſchen Heimath ſtark ausgeprägt. Sie waren aus dem Allgäu gebürtig, wo ſie ſchon als Knaben in ihrer Kunſt geübt wurden; denn Vater und Großvater betrieben dieſelbe in dort landesüblicher Weiſe, indem ſie Kirchen- und Hausaltäre, Crucifixe, Heiligenbilder und ſogenannte Bildſtöckle, wie ſie an Wegen ſtehen, in altherkömmlicher Art ausführten.

Ein glücklicher Zufall verſchaffte Konrad eine Unterſtützung, die es ihm möglich machte, in ſeinem achtundzwanzigſten Jahre nach München zu gehen. Hier wurde der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern auf ihn aufmerkſam, und im Jahre 1806 ſandte ihn derſelbe nach Rom. Wie ſehr ihn in Florenz die Werke Ghiberti's, Donatello's, Luca della Robbia's entzückten, wie innig er ſich mit dieſen und den alten Florentiner Malern gemüths- und geiſtesverwandt fühlte, kann man ſich leicht denken; und wenn er auch in Rom das Studium der Antike mit Eifer betrieb und mehrere Werke in dieſem Sinne ausführte, ſo blieb es doch immer ſeine Vorliebe, die ſeinem Gemüthe

näher ſtehenden chriſtlichen Stoffe zu behandeln, wobei ihm ſeine lieben alten Florentiner Muſter des Styls waren.

Es iſt mir immer bemerkenswerth erſchienen, daß in einer Zeit, wo die meiſten Maler an den Werken der älteren Florentiner Meiſter vorübergingen oder ſie doch wenig beachteten, wo der geiſtvolle Carſtens wie alle ſeine Genoſſen in Rom faſt ausſchließlich nur in der Antike lebten und ſolche Stoffe als die einzig künſtleriſchen gelten ließen, Eberhard ganz allein, dem Zuge ſeines Herzens folgend, in einer ganz entgegengeſetzten Richtung unbeirrt fortarbeitete. Erſt als nach einigen Jahren Overbeck, Cornelius und Veit nach Rom kamen, die in Eberhard einen Geiſtesverwandten und Vorläufer fanden, brach ſich die neue vom chriſtlichen Geiſte durchdrungene Richtung Bahn und zog bald Alles mit ſich fort.

Die Eberhard's waren jetzt von dem Magiſtrate nach Perugia berufen worden, ein Meiſterwerk Giovanni Piſano's herzuſtellen, nämlich den mit vielen Figuren reich geſchmückten ſchönen Brunnen, welcher ſehr beſchädigt war. Niemand war wohl paſſender dazu, als Eberhard, allein wie ich ſpäter hörte, zerſchlug ſich dieſer Auftrag, und ſie kehrten nach München zurück. Bruder Franz, mit welchem ich den Abend zuſammenblieb, zeigte mir ein paar von ihm in Alabaſter geſchnittene, wunderliebliche Madonnen mit dem Chriſtuskinde. Wenn man dies knorrige Geſicht vor ſich hatte, konnte man kaum denken, wie ein ſolches ſo viel zarte, ſeelenvollſte Schönheit in ſich zu tragen und zu geſtalten vermöge. Der proteſtantiſche Rehbenitz, wie die beiden katholiſchen Brüder, waren mir eine überaus liebe Begegnung und ſtehen in meinem Herzen in der Galerie der Hausheiligen, d. i. ſolcher Menſchen, welche ich auf meinem Lebenswege angetroffen, die in Einfalt und Lauterkeit nach dem trachteten, was droben iſt, und den Schein nicht achteten, weil ſie von den Kräften einer zukünftigen Welt geſchmeckt hatten.

Anderen Tags ergriff ich den Wanderſtab und zog nach Florenz. Wieder wohnte ich hier acht Tage bei Mezger, dem Maler und Bilder-Reſtaurator. Ich hatte die Freude, Kügelgen hier noch anzutreffen und einige Tage in den Uffizien und in den herrlichen

Kirchen und Klöstern Santa Croce, Annunziata, Maria Novella mit ihm herumzustreifen und zu bewundern. Mit wie anderen Augen sah ich jetzt diese Werke der Meister des vierzehnten Jahrhunderts an, als bei meinem ersten Aufenthalt! Ich schwelgte in diesem Frühlinge, dieser Blüthezeit christlicher Kunst. Die Klosterzellen von San Marco mit den entzückenden Malereien des Angelico da Fiesole zogen mich ganz besonders an. Von seinen Bildern sagte man mit Recht, ein jedes sei ein Gebet.

Die tiefen Eindrücke, welche ich hier empfing, wurden noch vermehrt und gesteigert, als ich nach Pisa kam. Die Stadt war öde, still die Gassen und menschenleer; auf dem Platze vor dem Dom und Baptisterium, diesen fast märchenhaften Wunderbauten, weideten ein paar Schafe und labten sich an dem Grase, welches zwischen den Steinen emporwuchs. Da trat ich in das Campo Santo und war überrascht von der Fülle der Gestalten und Situationen, welche von den langen Wänden herableuchten und in kindlicher Sprache die wunderbarsten Geschichten erzählen. Die heiteren Bilder des Benozzo Gozzoli aus dem Leben der Patriarchen, der einfach große Simon Memmi und vorzüglich das tiefsinnige und ganz eigenthümliche Bild Orcagna's, der Triumph des Todes, prägten sich für das ganze Leben mir ein und haben nachgewirkt.

Die Marmorberge von Massa und Carrara hatten mich schon auf den Höhen bei Florenz angelockt; als ich aber jetzt dahin kam, trat ein solches Regenwetter ein, daß ich von den nächsten Felsen kaum eine Spur sah; erst später, als ich von Sarzana aus einen Weg über das Gebirge nach Parma nahm, hatte ich einen herrlichen Ausblick auf die schon fern liegenden Carrareserberge, hinter welchen sich das Meer zeigte. Ich übernachtete auf diesem sehr steilen Bergplateau in einem elenden Dorfe. Während der Nacht hatte abermals strömender Regen den Weg sehr übel zugerichtet, und als eine Stunde von Parma die Straße an der Seite eines Berges steil hinabführte, war es kaum zum Fortkommen. In der Mitte des Weges ein knietiefer Morast, zu beiden Seiten aber der Boden so aufgeweicht und schlüpfrig, daß ich, mit der linken Hand eine an dem Abhang hinlaufende Barrière

erfaſſend und mit der rechten auf den Stock mich ſtemmend, die Steile vorſichtig hinabzukommen ſuchte.

Da kam plötzlich ein Reitpferd ohne Reiter in munterem Trabe die Straße herauf; aber nirgends war ein Menſch zu erblicken. Um das Pferd aufzuhalten oder zum Umkehren zu bringen, trat ich, ſoweit es möglich war, nach der Mitte des Weges und ſuchte es nun durch helles Rufen und heftiges Schwingen des Stockes zurückzutreiben. Das Roß ſcheute auch vor meinen Fechterſtreichen zurück, ſetzte aber ſeitwärts über den Straßengraben und blieb ſchließlich auf der Höhe in einer fetten Wieſe ſtehen, wo es ganz friedlich graſte.

Als der Weg jetzt um eine Felſenecke bog, hörte ich zu meiner nicht geringen Ueberraſchung die ſüßen Laute der Mutterſprache in meiner Nähe ertönen, gleichſam die erſte Begrüßung aus dem Vaterlande. „Da müſſen doch tauſend Donnerwetter hineinſchlagen, der Racker iſt fort!“ „Heda!“ rief ein Mann, welcher, einen Mantelſack in der Rechten, mit der Linken ſich an den herabhängenden Zweigen feſtzuhalten ſuchte, weil er in dem lehmigen Boden bei jedem Schritt ausglitſchte und zu fallen in Gefahr kam. „Heda! non avete veduto un cavallo?“ „Ja wohl, oben auf der Höhe werden Sie es finden.“ „Warum in T.-Namen haben Sie es nicht aufgehalten?“ brüllte er mit wüthender Geberde herüber und ergoß ſich in einen Strom von Verwünſchungen, Grobheiten und Flüchen, deren Reichthum zu bewundern geweſen wäre, wenn ich mich über den Kerl nicht geärgert hätte. Zugleich aber ließ es die komiſche Situation zu einem Aeußerſten nicht kommen; denn der tiefe Moraſt, welcher zwiſchen uns lag, erlaubte keine gegenſeitige Annäherung. „Sie konnten zuſammen nicht kommen, das Waſſer war viel zu tief,“ heißt es im Volksliede von den zwei Königskindern. Es blieb alſo nichts übrig, als daß Herr Grobianus mit ſeinem Mantelſack unter fortwährendem Ausglitſchen die Höhe zu erreichen ſtrebte, während ich, die Hand an der Barrière, ebenſo glitſchig hinabzukommen trachtete.

In Parma wollte ich einen früheren Schüler meines Vaters, Heroin Kluge, beſuchen, welcher unter Toſchi's Leitung zum Kupferſtecher ſich ausbildete. Er war mit einer guten Penſion von der

Dresdener Akademie einige Jahre hierher geschickt worden, hat später auch ein paar Blätter nach Törmer für den sächsischen Kunstverein gestochen, nahm aber zuletzt die Stelle eines Privatsekretairs an und ließ die Kunst liegen. Ich traf Kluge nicht an.

Die Deckengemälde im Dom konnte ich nicht ruhig betrachten, da gerade Hochamt war; übrigens reizte mich von den großen Malern der Italiener Correggio am wenigsten. Das Auge hatte sich an die strengen Umrisse der älteren Italiener so gewöhnt und war für die malerischen Wirkungen so wenig empfänglich, daß Correggio damals wenig von uns beachtet wurde. In der Dresdener Galerie kann man ihn am besten kennen lernen. Ich bedauere immer, daß er, anstatt der Altarbilder, nicht vorzugsweise oder auch ausschließlich mythologische Gegenstände gemalt hat; es müßten, zumal bei reicheren Compositionen, ganz wunderbare Werke entstanden sein, wie kein Anderer nur Aehnliches hätte schaffen können.

Der Dom war mit Menschen gefüllt, und der Organist spielte zur Messe das „Jägervergnügen", wie man den Jägerchor aus dem Freischütz' nannte. Zur Wandlung endlich gab der brave Mann den „Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide" zum Besten, und zwar auf dem Flötenregister. Für mein künstlerisches Gewissen war die Wirkung so rührend, daß es mich aus dem Tempel forttrieb.

Und ich nahm wieder den Wanderstab und zog gen Mailand. Hier ging ich mit meinem auszehrungskranken Geldbeutel in das damals renommirteste Hôtel Reichmann. Eigentlich hätte mich dieser Wirths-Name abschrecken sollen, aber der Mann war wie der Name ein Deutscher, und das entschied; denn je näher ich den Alpen kam, um so kräftiger zog das Wort „Vaterland."

Ich muß hier erzählen, daß ich in Rom einem Landsmann zwanzig Scudi geliehen hatte, welche er mir, da er sie bei meiner Abreise nicht wiederzahlen konnte, nach Mailand schicken wollte. Nun schrieb mir aber derselbe, daß er immer noch nichts zahlen könne und in der größten Noth stecke; dadurch war ich nun sehr in die Enge gekommen; denn ich sollte erst in Bern eine Anweisung von Arnold für die drei nächsten Monate erhalten.

In Mailand fand ich in dem Atelier Longhi's meinen Freund Ludwig Gruner, und wir waren während der wenigen Tage, welche ich hier blieb, Abends ſtets beiſammen. Als er die Knappheit meiner Kaſſe bemerkte, bot er mir ſogleich ein kleines Darlehen von einigen Napoléons an und rettete mich damit aus einer großen Verlegenheit; denn mein Geld hätte unmöglich bis zum Eintreffen des Wechſels ausreichen können.

Natürlich ſah ich das Abendmahl Leonardo's; aber mehr Eindruck machten einige der Kunſtſchätze in der Brera auf mich, namentlich die Spoſalizio und einige Bilder von Luino.

An dem Comer- und Luganer-See wurde Manches gezeichnet. Als ich an dem Ufer des Lago maggiore nach einem Schiffer ſuchte, der mich nach den Borromäiſchen Inſeln bringen ſollte, wurde ich plötzlich von einem alten Manne angeredet, der für ſeinen Vater bettelte. Ich ſtutzte, weil der Bettler durchaus kein Jüngling, ſondern, wie er ſagte, fünfundſiebenzig Jahre alt war. Er führte mich einige Schritte vorwärts an den Strand, wo der Vater in einem Kahn ſaß. Er war hundert und drei Jahre alt. Die Mittagsſonne brannte auf ſeinen kahlen Schädel, und gebeugt, wie empfindungslos, ſaß die alte Menſchengeſtalt da, gleich einem abgeſtorbenen Baumſtumpf; ein das tiefſte Mitleid erregender Anblick.

Als ich anderen Tags auf der Simplonſtraße die Grenzhöhe erreicht hatte, jubelte ich laut auf; es war ja vaterländiſcher Boden, den ich nun betrat, trotz aller politiſchen Ab- und Einſchnitte. In Brieg, wo ich übernachtete, hörte ich wieder den Jägerchor aus dem „Freiſchütz". Weber's Oper machte damals ihren Lauf über Europa.

Um nach Bern zu kommen, wollte ich den nächſten Weg über die Gemmi einſchlagen. Dieſer abenteuerliche Felſenſteig hatte für mich noch eine beſondere Anziehung bekommen, weil ich früher Zacharias Werner's ſchauerliche Tragödie, „Der 24. Februar", geleſen und auf einem Liebhabertheater in Dresden geſehen hatte, wobei Freund Oehme recht ergreifend den heimkehrenden Sohn darſtellte.

So verließ ich denn das Rhônethal und ſtieg zur Rechten die Höhen hinauf. Ich hatte mich unterwegs mit Zeichnen aufgehalten

und kam Abends in der Nähe von Leuk an ein Dörfchen, wo ich in einer Hütte einkehrte, in der zwar ein Schoppen sauren Weins, aber nichts Anderes zu haben war. Doch die Bewohner interessirten mich, besonders als sie die Schüssel Milch, die mit einem Stück harten Schwarzbrodes ihre Abendmahlzeit ausmachte, andächtig betend umstanden. Es waren ein würdig aussehender Alter mit wenigem, weißem Haar, ein ebenso altes Mütterchen und ein zwölfjähriger, stämmiger Junge, ihr Enkel. Das Gesicht des Alten hatte einen so eignen Ausdruck, daß ich ihn nie vergessen konnte, als belächle er in stolzer Ruhe seine Armuth, die ihm aber weder Sorge noch Kummer machte. Die lange, hagere Gestalt steckte in einem groben Leinwandkittel, der ursprünglich schwarz gewesen war. Das Mütterchen bediente geräuschlos, freundlich und liebevoll und sah dabei so sauber aus, wie das ganze Stübchen und Geräthe. Es war, als hätte ich den alten Eberhard Stilling sammt Frau und Enkel vor mir. Der Junge, welcher einen stärkeren Appetit hatte, als die beiden Alten, nahm noch ein groß Stück Brod aus der Tischlade und mühte sich vergebens, es mit dem Messer zu schneiden. Er holte still ein Beil und brachte das Brod damit in Brocken auseinander; die Milch mußte diese erweichen. Das Lächeln des Alten bei dieser Prozedur war noch hübscher anzusehen.

Mein Nachtlager war in einem sogenannten Heustadel, der auf der Matte der Hütte gegenüberlag; er stand auf vier Pfählen, und man war genöthigt, auf einer kurzen Leiter in die Thüre zu steigen; unter dem Stadel plätscherte der kleine Bach raschen Laufs den Hügel hinab. Tüchtig ermüdet lag ich so in meinem Pfahlbau im warmen, duftigen Heu und freute mich noch ein paar Minuten lang des sonderbaren, ja poetischen Lagers; das Bächlein unter mir rauschte sein eintöniges Schlummerliedchen, und ein paar fehlende Schindeln im Dache ließen zwei blinkende Sternchen auf mich herabsehen. Unter mir die Zeit, so dachte ich, unablässig vorüberrauschend, über mir die ewigen Wohnungen.

Beim ersten Morgenroth weckte mich die eindringende Kälte. Meine Zeche von einigen Kreuzern hatte der Alte schon gestern Abend

in Empfang genommen; ſo ſtieg ich denn meine Leiter wohlgemuth wieder herab und wanderte immer über grüne Matten den ſteilen Felswänden zu, welche vor mir lagen. Unerklärlich war es mir, wo der Weg hinauf und hinüber führen ſolle, da ſelbſt beim Näherkommen keine Schlucht, kein Einſchnitt in das Gebirge zu ſehen war, bis ich endlich zu meinem größten Erſtaunen die Linien eines Pfades an der ſenkrechten, himmelhohen Wand ſelbſt entdeckte und mir ſagte: Das iſt die berühmte Gemmi-Wand.

Seit ich meine Himmelsleiter am Heuſtadel verlaſſen, hatte ich noch nichts genoſſen. Leuk, deſſen Kirchthurmſpitze rechts hervorragte, lag zu entfernt zu einer Einkehr; ich ſcheute den großen Umweg und begann friſchweg das Steigen auf dem ſchmalen Felſenpfad, in der Hoffnung, droben Sennhütten zu finden, in denen ich mich würde ſtärken können. Es kam aber anders.

Nachdem ich länger als anderthalb Stunden im Zickzack an der koloſſalen Wand ſteil aufgeſtiegen war, immer den greulichen Abgrund hart zur Seite, erreichte ich die Höhe; ich machte große Augen, als ich ſtatt der gehofften grünen Matten und Sennhütten große Schneeflächen vor mir erblickte, umgeben von ſchwarzen Felſenmaſſen und Spitzen. Vom langen Steigen ganz erhitzt, ſuchte ich Schutz hinter einem hausgroßen Steinblock; denn ein ſchneidend kalter Wind ſtrich über die Hochebene, und der Himmel hatte ſich mit dunklen Wolken umzogen. Hier war nun freilich weder Weg noch Steg zu ſehen, ſondern nur der halb zugefrorene, in ſeinem weißen Bette ſchlummernde Dauben-See.

Indem ich noch ſo rathlos die Fläche überſah und um eine Ecke des großen Blockes bog, erblickte ich einen Mann mit einem Jungen, die, ſich zum Uebergang über das Schneefeld rüſtend, ihre dicken Schuhe feſtbanden und Gamaſchen anlegten. Die Beiden ſtutzten über mein plötzliches Erſcheinen, und der Mann fragte, ob ich ganz allein über den Paß wolle. Als ich bejahte, meinte er, ich ſolle nur mit ihnen kommen, ſie gingen auch hinüber. Ich dankte Gott im Stillen für den Führer, welchen er mir geſchickt hatte, und folgte nun buchſtäblich den Fußſtapfen der Beiden im Schnee. Nach der Hälfte des

Weges wurde auf einer ſchneefreien Platte Halt gemacht, und als meine Begleiter ſahen, daß ich nichts Eßbares bei mir hatte, theilten ſie ein Stück Brod und den Inhalt ihrer Branntweinflaſche mit mir, und das war mein erſtes Frühſtück, obſchon es Mittag ſein mochte. Endlich hatten wir am anderen Ende des Ueberganges das einſame Wirthshaus erreicht, das mir durch Werner's Schauerdrama „Der 24. Februar" bekannt war. Hier kehrte ich ein und meine gutherzigen Führer verließen mich.

Das Hinabſteigen in das Kanderſtegerthal auf ſteilen Waldpfaden ſtrengte mich noch mehr an, als das Heraufklimmen an der Gemmi-Wand. Trotz ziemlicher Müdigkeit zeichnete ich noch eine ſchöne Gebirgsanſicht, als ſchon die hohen Berggipfel ſich abendlich vergoldeten; erſt in Kanderſteg, wo ich übernachtete, konnte ich nach den Anſtrengungen des Tages mich wieder leiblich ſtärken.

Wandernd und zeichnend kam ich endlich mit meinem kleinen, ſchwarzen Römer Piccinino nach Bern. Mein Geld war bis auf wenige Lire verbraucht, und leider fand ich den gehofften Brief mit Wechſel nicht vor, was mir den Aufenthalt recht ungemüthlich machte. Denn da es mir zuletzt ganz an Geld fehlte, konnte ich nicht einmal kleine Ausflüge in die Umgegend unternehmen, ſondern mußte in der Stadt hocken bleiben, bis endlich nach acht Tagen das erſehnte Geldſchiff anlangte. Noch denſelben Nachmittag lief ich bis Thun, wo ich einige Tage verweilte und fleißig zeichnete.

Das gezwungene Ausruhen in Bern war mir recht gut geweſen; ich hatte mich von den Zerſtreuungen der Reiſe wieder ſammeln und die reichen Eindrücke innerlich verarbeiten können. Noch tiefergehend geſchah das hier in dem freundlichen Thun.

Als ich hier nach dem Abendeſſen noch das enge Gäßchen hinabſchlenderte, blieb ich vor dem Fenſter eines Buchbinderladens ſtehen, an welchem aufgeſchlagene Bücher zum Verkauf ſtanden. Ich las: „Arnd's wahres Chriſtenthum; erſter Band", und erinnerte mich, daß dies Buch von meinen römiſchen Freunden als eine vortreffliche alte Schrift gerühmt worden war, deshalb trat ich in den Laden, um es zu kaufen. Der Buchbinder, ein kleiner, alter Mann mit einem Geſicht, auf welches Arbeit und Mühſal Furchen eingegraben hatten,

ſah mich forſchend an, indem er mir das Buch reichte, und fragte etwas ſchüchtern, ob ich Liebhaber von derlei Schriften ſei. Da ich es bejahte und in ein Geſpräch mit ihm kam, erkannten wir bald, daß der Glaube an Chriſtum uns beiderſeits Herzensſache ſei.

Der alte Mann, der erſt ſo ſchüchtern und wortkarg geweſen war, thaute allmählich auf und erzählte nun, wie er vor zwanzig Jahren in einem Orte der Brüdergemeinde gearbeitet habe, dort zu chriſtlicher Erkenntniß gekommen und ihr mit Gottes Hülfe treu geblieben ſei. Innerlich verſtanden wir uns, äußerlich aber weniger, denn ſein Schweizerdütſch und mein Hochdeutſch gingen weit auseinander. Er habe hier Niemand, klagte er, mit dem er ſich über das, was ihm das Höchſte und Theuerſte ſei im Leben und fürs Sterben, ausſprechen könne, und fühle ſich darum recht vereinſamt. Deshalb aber ſei ſeine Freude jetzt ſo groß, und er preiſe Gott dafür, daß er ſehe, es gäbe auch unter jungen Männern und in weiter Ferne immer noch ſolche, die Gott ſuchten und den Heiland gefunden hätten. Die Zeugen ſeiner inneren Bewegung, große Thränentropfen, rollten über die Falten ſeines Geſichtes; ſein Weib ſtand dabei, ſchier verwundert über den Redeſtrom ihres ſonſt ſo ſchweigſamen Mannes und faltete andächtig die Hände. Mir war das kleine Begegniß wie ein ſtiller Fingerzeig nach oben, ein leiſes, und doch zu Herzen gehendes „Sursum corda!“

Noch ein paarmal beſuchte ich meinen alten Hofer, ſo hieß der Buchbinder, fuhr dann eines ſchönen Morgens über den See und brachte einige Wochen bei dem herrlichſten Wetter im Berner-Oberlande zu. So prachtvoll und großartig die Natur hier war, ſo wußte ich ſie doch nicht recht künſtleriſch zu erfaſſen und kam über das Proſpectartige nicht hinaus. Im Haslithale erfuhr ich, daß es einen Weg über den Suſten nach der Gotthardſtraße gäbe. Ich beſchloß, dieſen einzuſchlagen und blieb in einem Bauernhauſe über Nacht, das dicht am Abhange des Berges lag, welcher das Thal, ich glaube das Gadmenthal, ſchließt.

Am frühen Morgen ſtieg ich den Paß hinan und gedachte mein Frühſtück in der Sennhütte zu nehmen, die man mir im Wirthshaus bezeichnet hatte. Nach langem Steigen erreichte ich die Alpe, und die

Sennhütte ſtand auch richtig ohnweit des Fußpfades, den ich gekommen war; aber ſie war nicht bezogen und verſchloſſen, und der ganze Bergkeſſel, welcher die Alpe umſchließt, lag noch in ſeinem weißen Winterkleide vor mir.

Hier war nun guter Rath theuer. Ich ſtand etwas verblüfft; der nächſtliegende Gedanke betraf meinen Magen, der noch nichts bekommen und die anſtrengende Bergbeſteigung mitgemacht hatte, ſich aber nun in der Hoffnung auf ein Frühſtück in der Alpenhütte grauſam getäuſcht ſah.

Zugleich meldete ſich beim Anblick der Gegend das zweite Bedenken: Wohin ſoll ich mich hier ohne Führer wenden? Eine ſchneebedeckte, hügelige Fläche, rings von Bergſpitzen umgeben, nirgends die Spur eines Fußtrittes im Schnee, keine Stangen, welche die Richtung in ſolchen Höhen zuweilen bezeichnen. Es war in der That eine ſchlechte Situation, und ich hatte Zeit genug, mich über meinen thörichten Leichtſinn auszuſchelten und zu ärgern; aber damit wurde weder der Magen befriedigt, noch ein Weg angezeigt. Ich betrachtete ringsumher die beſchneiten Felſenkämme und Spitzen und bemerkte in der Entfernung einiger Stunden, wie mir ſchien, eine Einſattelung in den Höhen, in welcher, wie ich vermuthen durfte, der Pfad über das Joch gehen mußte.

Umkehren wollte ich einmal nicht, und ſo fügte ich zu der früheren Thorheit die zweite und ging ſtracks vorwärts auf die feſte, unbetretene Schneedecke in der Richtung nach dem glänzend weißen Schneeſattel. Nach den vorhergegangenen warmen Tagen war indeß die oberſte Kruſte des Schnees nicht mehr feſt, und mit jedem Schritt brach ich zolltief ein, wodurch das Gehen ſehr beſchwerlich wurde. Da kam mir der unheimliche Gedanke: wie, wenn der zuſammengewehte Schnee eine Tiefe, eine Kluft bedeckte, in welche ich hinabſänke, hier, wo kein Menſch da iſt, der mich retten, mir beiſtehen könnte? Kaum gedacht, brach ich durch und fuhr bis an die Knie hinab, warf mich aber auch in demſelben Moment mit ausgebreiteten Armen lang hin, wodurch die Körperlaſt auf die Schneedecke vertheilt wurde und ich nicht tiefer hinabſinken konnte. Welcher gute Geiſt mir dieſen Gedanken

im entscheidenden Augenblicke eingab, weiß ich nicht; es ist mir aber immer wundersam vorgekommen, da ich in anderen Fällen großer Geistesgegenwart mich nicht rühmen konnte. Vorsichtig raffte ich mich in die Höhe und ging nun sehr ängstlich weiter.

Als ich nach längerem Wandern stehend ausruhte und die immer noch entfernte, glänzend von der Sonne beleuchtete Sattelhöhe betrachtete, deren silberweiße Conturen sich scharf und rein an dem tiefblauen Himmel abzeichneten, schien es mir, als sähe ich oben am Rande derselben ein winzig kleines, schwarzes Pünktchen. Ich sah starr darauf hin und es schien mir, als bliebe dasselbe nicht auf einer Stelle, und nach einer Minute hatte ich mich völlig überzeugt, der Punkt sei weiter herabgerückt. Freudig jubelte ich auf; es mußte ein Mensch sein, und dann war meine genommene Richtung die rechte gewesen, und ich konnte getrost weiter schreiten. Der liebe Punkt war endlich herabgekommen, verschwand mehrmals wieder auf längere Zeit hinter den Schneehügeln in der Plaine, und nach etwa einer kleinen Stunde trat mir das Menschenkind grüßend entgegen. Ich fragte nach dem weiteren Wege, und bald war der Mann hinter mir verschwunden.

Auch ich kam nun über die Jochhöhe, unterhalb welcher der Schnee sehr bald aufhörte, und ein Pfad oder eine Bergrinne, die allmählich breiter und tiefer wurde, führte hinab. Aber die Calamitäten dieses Tages waren noch nicht zu Ende.

Eine Heerde schöner Kühe weidete hier oben ohne Hirten auf einem grünen Rasenfleck, der rechts und links von Felsen, oberhalb aber vom Schnee umschlossen war. Schon von weitem hörte ich das dumpfe Grollen eines riesigen Bullen, der in der Mitte seiner Getreuen stand und seinem Mißbehagen über meine Annäherung Ausdruck gab. Wie fernes Donnern klang die Stimme des Thieres, und mein kleiner Römer Piccinino hielt sich ängstlich nahe an meine Schritte; mich selbst aber überfiel große Furcht, denn ich war verloren, wenn das grimmige Unthier, das mich immer mit den Augen verfolgte, durch eine Bewegung der Heerde veranlaßt, auf mich losgegangen wäre. Ausweichen oder entfliehen war nicht möglich, und so schritt ich mit bebendem Herzen zwischen den Felsen und den äußerst stehenden Kühen

in gleichem Schritt vorwärts. Gott ſei Dank! ich kam vorbei und hörte das tückiſche Grollen bald hinter mir.

Pittſch, ſo hatte ich Piccinino verdeutſcht, galoppirte bald wieder voraus und bezeugte ſeine wiedergefundene Courage durch lautes Bellen. Es war ſpät Nachmittags, als ich ein Dorf mit Wirthshaus erreichte und mit Speiſe und Trank mich wieder erquicken konnte; wahrſcheinlich war es das Dorf Waſen an der Gotthardſtraße.

Anderen Tages kam ich über Arth nach Fluelen an den Vierwaldſtädter See. Das Rütli, die Tellskapelle wurden mit Andacht betrachtet und in Brunnen ans Land geſtiegen. Den folgenden Tag ging es an den Lowerzer See, über die Trümmer von Goldau auf den Rigi.

Am Morgen weckte mich vor drei Uhr der Lärm der Hausglocke und des Alphorns, und die Fremden ſammelten ſich bald darnach auf dem Schaugerüſt mit verſchlafenen Geſichtern; wunderlich vermummt gegen die Kälte des Morgens erwartete man den Aufgang der Sonne. Ich ging etwas abwärts, wo ich allein war, und dachte an Claudius' Vers: „Einfältiger Naturgenuß, ohn Alfanz drum und dran", und beſtieg das Gerüſt erſt, als die Leute ſich wieder verzogen hatten und im Kulm-Hôtel beim Kaffee ſaßen.

Ein Fremder, von der anderen Seite kommend, ſtellte ſich neben mich und war bald wie ich in den Anblick der weiten Ferne verſunken, ohne daß einer den anderen angeſehen hätte. Welch' freudige Ueberraſchung, als wir Beide uns jetzt wendeten, und ich in Kügelgen's freundliche Augen ſah. Das war ein neuer Sonnenaufgang! Und als wir denn bald darauf beim warmen Kaffee ſaßen und erzählten, wurde eine gemeinſame Wanderung bis Stuttgart verabredet, von wo Kügelgen ſich dann nach dem Rhein und Bremen, ich aber rechts ab nach Nürnberg mich wenden wollte.

Das gab nun während einiger Wochen das ſchönſte, innigſte Zuſammenleben, und unſer Freundſchaftsband bekam jetzt die rechte Feſtigkeit für das ganze Leben. Wir gingen zunächſt über Luzern nach Zürich, wanderten dann über Tuttlingen durch einen Theil des Schwarzwaldes, und als die Julihitze allzu glühend brannte, quartierten wir

uns in ein einſames Dörfchen ein, das mitten im Walde lag, brachten den Tag in der kühlen Dämmerung uralter Buchen zu in freundſchaftlichem Geſpräch, leſend oder zeichnend. Es waren mir unvergeßlich ſchöne, anregende Tage.

Den Weg über Stuttgart hatte ich einzig deshalb gewählt, weil ſich hier die Sammlung altdeutſcher Bilder befand, welche Sulpice Boiſſerée und Bertram zuſammengebracht. Der freundliche Herr Bertram führte uns ſelbſt und zeigte ſeine Schätze, die mir eine Zauberwelt öffneten.

Das war nun wirklich deutſche Art und Kunſt, wie ſie aus Geiſt und Gemüth des Volkes gewachſen war, unbeirrt und noch nicht beeinflußt von Theorien, Gelehrtheit und fremden Weiſen. Eine gewiſſe Verwandtſchaft mit den alten Italienern mochte wohl auch zu finden ſein, namentlich in der gemeinſamen tiefchriſtlichen Auffaſſung der Gegenſtände, bei den Italienern in mehr idealer Form, bei den Deutſchen dagegen in realiſtiſchem Sinne, ebenſo bei letzteren ein Hereinziehen der landſchaftlichen Natur und vorzugsweiſe eine Verklärung und wunderbare Macht durch die Farbe. Hat ſich bei erſteren der Schönheitsſinn früher entwickelt, ſo werden ſie doch hier weit übertroffen durch die Macht der Farbe, welche Alles zu verklären ſcheint, und durch das bedeutſame Hereinziehen der landſchaftlichen Natur, die gewiſſermaßen mitwirkend eintritt. Der Italiener hat überhaupt weniger Sinn für die äußere Natur; ſie hat für ihn keine Sprache, oder er für dieſe Sprache weniger Verſtändniß; und doch iſt die Natur, welche ihn umgiebt, ſo ſchön, und ſie wird nicht wenig dazu beigetragen haben, bei ihm den Schönheitsſinn ſo früh zu wecken und zur Entwicklung zu bringen. Aber er wendet ſich lieber ſogleich zum vollkommenſten Gebilde der Schöpfung, um deſſentwillen alles Vorhergegangene da iſt.

Es iſt immer auffallend, daß in der Zeit, wo Eyk und Memling mit ſo innigem Verſtändniß und liebevollſter Ausführung ihre heimiſche Umgebung malten und die bibliſchen Geſchichten und Heiligen hinein verſetzten, daß in jener Zeit nur ſelten etwas Aehnliches und nie in ſolcher Schönheit und Vollendung bei den italieniſchen Malern anzutreffen iſt. Die ſpäterhin entwickelte Landſchaftsmalerei iſt ohnehin

nur von Deutſchen ausgebildet worden; ich denke an die Zeit des Paul Brill, des lothringiſchen Claude, Swaneſelt, Ruysdael, Everdingen u. ſ. w.

Aber ich kehre zu der Boiſſerée-Sammlung zurück. Ganz beſonders entzückte mich Memling's „Freuden der Maria"; ich konnte mich nicht ſatt ſehen an dieſer eigenthümlichen Compoſition, eine heitere Wallfahrt mit all ihren wunderſamen, rührenden Begebenheiten. Von dem Memling'ſchen Chriſtuskopf hatte ich ſoviel gehört und noch mehr überſchwängliche Herzensergüſſe geleſen, daß ich ſehr enttäuſcht wurde, als ich das Bild ſah. Mir erſchien das Geſicht unſchön, faſt plump und bäuriſch, obwohl es ganz wunderbar ausgeführt iſt. Als ich in den fünfziger Jahren auf einer Reiſe durch Belgien die Malereien Eyk's und ſeiner Nachfolger beſonders in Gent und Brügge zu ſehen Gelegenheit hatte, fiel mir bei den wohlerhaltenſten derſelben ein Unterſchied in der Technik auf, welcher zwiſchen dieſen und einigen der bei Boiſſerée befindlichen Bilder ſtattfindet. Manche der hieſigen Gemälde, namentlich die „Freuden der Maria", haben durch die Reſtauration, durch Uebergehung vieler Gewänder mit Laſurfarben, etwas Glattes, Lackirtes bekommen und dadurch von der feinen Lebendigkeit in der Behandlung verloren.

Einen anderen Tag beſuchte ich Dannecker's Atelier; die große Chriſtusfigur und beſonders die koloſſale Büſte Schiller's ſind bekannte Meiſterwerke.

Lebendiger in der Erinnerung iſt mir ein Beſuch bei Eberhard von Wächter geblieben. Ich wußte, daß Wächter zu jener Gruppe Künſtler gehört, welche, in Rom freundſchaftlich vereint, die deutſche Kunſt in lebensvollere Bahnen geführt hatten. Carſtens, Koch, Schick und Wächter, auf die Antike fußend, waren die Vorgänger von vier anderen, welche, von dem romantiſchen Zuge der Zeit ergriffen, von chriſtlich nationalen Anſchauungen ausgingen: Cornelius, Overbeck, Veit und Schnorr. Dadurch, daß dieſe Letzteren den Ausgang ihrer Kunſt von Eyk und Giotto nahmen, konnte ein Neues und Selbſtändiges auf allen Gebieten ſich entwickeln, während die Antike und Raphael, als die Spitzen einer höchſten Kunſtvollendung, in ſich ab-

geſchloſſen ſind und eine weitere Entwicklung nicht wohl zulaſſen. Auf der Spitze einer Pyramide läßt ſich dieſe nicht weiter führen. Als Canova die Sammlung der Bilder bei Boiſſerée ſah, bemerkte er ebenſo geiſtreich als treffend, jeder Schritt von Raphael's Kunſt aus weiter gethan, ſtürze ſie hinab; auf dem Grunde Eyk's aber ſei ein unendliches Gebäude zu bauen.

Da ich mit dem theueren Meiſter Koch ſeit drei Jahren oft und viel verkehrt hatte, konnte ich jetzt ſeinem alten Freund und Mitſtreiter die beſte und ausführlichſte Auskunft über deſſen Leben und Arbeiten geben. Wächter's Perſönlichkeit machte einen ſehr angenehmen, wohlthuenden Eindruck. Die von Jahren etwas gebeugte, nicht große Geſtalt, der freundliche, ſinnige Ausdruck ſeines röthlichen Geſichtes mit den kleinen weißen Locken, welche aus dem Sammtkäppchen hervorquollen, ſeine ganze Erſcheinung zeigten einen Mann von zarter Empfindung, der mehr nach innen lebend in edler Einfachheit ſich darſtellte.

Er führte mich in ſein Arbeitszimmer und zeigte mir ſeinen „Hiob mit den Freunden". Das einfach Große, Stylvolle der Compoſition machte einen Eindruck, wie er dem Ernſt des Gegenſtandes angemeſſen war; es gefiel mir ſehr, trotz der auch für jene Zeit etwas mangelhaften Technik. Er ſah mich, während ich das Gemälde betrachtete, unverwandt etwas ſchüchtern und wie fragend an, und ich konnte mich in ſein Empfinden verſetzen. Wer eben aus Rom kommt, Caſa Bartoldi, und Maſſimi geſehen hat, wie wird dem mein Bild erſcheinen? Das waren ſicherlich ſeine Gedanken, und ich hätte ſie an ſeiner Stelle auch gehabt. Doch mußte er aus meinen Mienen etwas Befriedigendes geleſen und durch meine Worte nachher beſtätigt gefunden haben; denn er zeigte nun noch mehrere der Mythologie entnommene Bilder, und ich mußte ihm viel von Rom, d. h. von den dortigen Künſtlern erzählen.

Rügelgen eilte von Stuttgart nach dem Rhein und Bremen, wo er ſich, wie ich ſpäter hörte, mit Julie Krummacher verlobte; ich aber zog über Schwäbiſch Hall auf der einſamen Straße weiter. Die Gegend war öde, die Landſtraße leer, der Himmel mit trübem Gewölk bedeckt; ich wurde des langen Wanderns endlich müde, beſonders da

ich jetzt wieder allein war. Der Abend war heute zeitiger eingebrochen; ich war froh, als ich auf den jenseitigen Anhöhen eines kleinen Flusses eine Stadt erblickte, deren viele Thürme und Thürmchen ihr ein bedeutendes und alterthümliches Ansehen gaben. Ich fragte; es war Rothenburg an der Tauber.

Jetzt besann ich mich, daß ich diesen Namen in Musäus Volksmärchen gelesen hatte, und zwar in der Schatzgräbergeschichte, wo die Schäfergilde ihr herkömmliches Fest in Rothenburg feiert. Die Geschichte hatte mir immer ganz besonders gefallen, und jetzt war ich ganz unverhofft in ihr romantisches Gebiet gekommen. Der Abend dämmerte bereits, als ich in die engen, holperigen Straßen trat. Die Häuser mit den hohen, spitzen Giebeln, die Stockwerke immer das darunter liegende überragend, alterthümliche Schilder und Innungszeichen, gothische Kapellen und Kirchen, aber selten ein paar Menschen in den Gassen, Alles so still in dieser Dämmerstunde. Ich glaubte, plötzlich ins Mittelalter versetzt zu sein, besonders als ich in die Herberge trat. Eine kleine gothische Thüre, zwei Stufen abwärts in den Hausflur zu steigen, die Gaststube ein niedriger Raum mit kleinen Fenstern und runden Scheiben. An den Tischen saßen einige Männer in Kleidern, die auch aus Großvaters Zeiten zu sein schienen, bei ihrem Bier in hohen Zinnkrügen, wie ich sie nur aus Albrecht Dürer kannte. Ich saß hier bei meinem Abendessen hinter dem grünen, alten Kachelofen und lauschte dem Gespräch der Männer, wie Peter Bloch in dem Märchen, aber von einem verborgenen Schatz wurde nichts berichtet.

Als ich zwanzig Jahre später den Musäus zu illustriren hatte, tauchte die Erinnerung an das alte Rothenburg an der Tauber lebendig wieder auf, und zehn Jahre darauf rief mir einst v. Ramberg in München zu: „Ich habe vorigen Monat auf einer Wanderung in Bayern mit Freund N. N. eine Stadt entdeckt, wo wir uns immer sagten, das sieht hier aus, als wenn es Ludwig Richter componirt hätte; da sollten Sie einmal hin"; es war Rothenburg an der Tauber. Doch hatte ich damals nicht das Geringste dort gezeichnet, sondern war am frühen Morgen weiter gewandert.

In Ansbach, wohin ich anderen Tages kam, war das Gespräch über Kaspar Hauser und sein trauriges Ende noch überall lebendig. In einem Buchladen sah ich Schubert's „Altes und Neues", dessen zweiter Band soeben herausgekommen war, und kaufte es sogleich, denn ich hatte den ersten Band in Rom gelesen und war davon tief ergriffen worden, wie das Buch denn zu jener Zeit in großen Kreisen eine bedeutende Wirkung hervorbrachte. Dergleichen Wirkungen begreift man nur, wenn man den Rationalismus der verkümmerten Volkskirche bedenkt, welcher auf den protestantischen Kanzeln sein Wesen trieb. Er war so recht das Christenthum des Philisters.

Am folgenden Abend kam ich nach Nürnberg, ging ins „blaue Glöckli", wo die Maler gewöhnlich Herberge nahmen, und bewohnte die ganze erste Etage, die freilich nur zwei Fenster breit war und ein einziges Zimmer enthielt. Zu meiner Freude hörte ich vom Wirth, daß ein Maler das dritte Stockwerk bewohne; es war Hieronymus Heß, der Schweizer und Freund des alten Koch, dem er die Waldpartie in seinen „Schmadribach" gemalt hatte. Die beiden Landschaftsbücher, in welche Koch seine Studien von Olevano und Civitella gezeichnet hatte, enthielten eine Reihe ganz vortrefflicher, höchst humoristisch aufgefaßter und in Aquarell ausgeführter Baseler Persönlichkeiten von Heß. Natürlich war es mir daher höchst interessant, diesen oft besprochenen alten Gesellen hier so unverhofft anzutreffen. Am anderen Morgen besuchte er mich in meiner Bel-Etage, im tiefsten Negligé, ohne Rock und Weste, die Hemdärmel aufgestreift, mit ungekämmtem Haar, in dem noch Bettfedern und Strohhalme hängen geblieben waren, und holte aus mir heraus, was ich von den römischen Bekannten mitzutheilen wußte. Der wirklich in hohem Grade begabte Mensch war eines jener fahrenden Genies, welche sich aus einer gewissen Sturm- und Drangperiode nicht herausfinden können noch wollen und deshalb trotz großen Talentes zu keiner rechten Entfaltung und Verwendung desselben gelangen. Hier in Nürnberg zeichnete er meist für Buchhändler und machte alles, was von ihm begehrt wurde, leider aber nichts, wozu sein Talent sich eignete und wodurch er sich hätte bemerkbar machen und Ruf erlangen können. Seine Art zu zeichnen

hatte viel von seinem großen Landsmann Holbein, denn Heß war auch ein Baseler. Sie war sicher, fast jede Linie von Verständniß zeugend; die Auffassung hatte etwas einfach Großes, Stylvolles, mit feinster Beobachtung der charakteristischen Züge seines Gegenstandes. Die Aquarelle sind gewöhnlich tief in der Farbe und erinnern auch in dieser Beziehung an Holbein.

Ich glaube indeß, sein Element war eigentlich das Komische und der Humor; überaus humoristisch z. B. ist seine Aquarelle, welche Thorwaldsen besaß, und die unter dem Namen „Die Judenpredigt" bekannt ist. Die originelle Scene ist folgende: Es war in Rom Gebrauch, daß alljährlich in einer Kirche, dem Eingang des Ghetto gegenüber, eine Predigt abgehalten wurde, welcher die Juden beizuwohnen verpflichtet waren.

Die wunderbaren Judengesichter in allen möglichen Schattirungen, entweder stumme Verachtung oder geheuchelte Gleichgültigkeit zur Schau tragend, andere sich windend und pressend, um ihre innere Entrüstung und ihren Grimm nicht laut werden zu lassen, sind ebenso originell als tragikomisch in der Wirkung dargestellt.

In Nürnberg war nun meine lange Fußwanderung zum Abschluß gekommen; von hier fuhr ich mit der Post nach der lieben Vaterstadt zurück. Ich schließe dieses Capitel mit dem Briefe von Maydells, den ich in Nürnberg zu meiner innigsten Freude vorgefunden hatte.

Roma, den 27. Juli 1826.

Mein lieber alter Hadrian!

Gelobt sei Jesus Christus, der Sich selbst zum Anfang und Ende all unseres Denkens und Thuns setzen möge, wie Er das A und O der Schöpfung ist. Hat Er doch gesagt, daß Er bei uns sein wolle, bis an das Ende der Tage, so liegt es an uns, wenn wir Ihm nicht aufthun und eingehen lassen, denn Er steht und klopft an, ob eine Seele Ihm aufthue, daß Er Abendmahl mit ihr halten möge, und sie mit Ihm. Aber wir lassen so viel andere Dinge eingehen, die, wenn wir ihnen auch nur Einzugs-Recht gestatten wollen, doch Besitz und festen Fuß fassen und sich so breit machen, daß der Herr, der immer noch in demüthiger Knechtsgestalt umhergeht, vor dem

bunten Gedränge nicht hinzu kann. Darüber muß ich so klagen als wie Du, mein liebster Junge, ob ich gleich nicht wie Du durch so viel Neues aus mir herausgeführt werde, und bei der einfachen Tagesordnung mehr auf mich Acht geben könnte.

Aber es sind wohl nicht die Außendinge, die uns zerstreuen, wenigstens nicht in dem Maaße, als wir ihnen gern zuschreiben möchten; die eitlen Gedanken und Phantasien des Herzens, die nimmer rasten, und deren Lust im Fleisch ist, mögen wohl der eigentliche Verführer sein, die uns ableiten, wir mögen in vier Wänden eingeschlossen sein oder auf Feldern und Bergen umherstreichen. Da hilft denn nur beten, und beten, und beten.

Weißt Du wohl, daß ich mir einen Vorwurf mache, daß wir den letzten Abend, den wir zusammen waren in Regnano, das gemeinschaftliche Nachtgebet versäumt haben? Mir fiel es, als ich den andern Tag allein zurückging, ein und kam mir wie ein schlimmes Zeichen für Dich vor, als würde die Reisezerstreuung Dich zum öftern davon abhalten. Man soll wohl gerade, wenn man am wenigsten dazu aufgelegt ist, am eifrigsten beten, und ich habe das in mehreren Fällen, wo ich wie Lutherus durchriß, bewährt gefunden.

Aber Du hast ja darin so viel Erfahrung wie ich, es liegt auch nicht an der Erkenntniß, sondern an dem Thun danach, und das bleibt allewege Stückwerk bis es einmal ganz in Stücken gehen und das Vollkommene anfangen wird. Wie gern sagte ich Dir nach Deinem Wunsch allerlei Trost und Stärkung, und da bitte ich denn den lieben Herrn, daß Er in meine schwachen Worte soviel von seiner Kraft legen möge, als Dir Noth ist, kann doch keiner den andern trösten, ohne den Tröster, den Geist, der uns die Versicherung gibt, daß wir Gottes Kinder sind, und einen Zugang haben zu Ihm, d. h. Jesum Christum den Erstgebornen aus vielen Brüdern. O du Glanz der Herrlichkeit, Licht vom Licht aus Gott geboren, mach uns allesammt bereit, öffne unser Herz und Ohren, daß der Geist hier von der Erde ganz zu Dir gezogen werde. Wir sind noch Streiter Christi, mein Bruder, und tragen den Feind immer mit uns, der uns die Siegesfreude, so lange wir noch auf dem Kampfplatz sind, nicht läßt, zumal wenn wir versäumen, das Konstantins-Zeichen I H S, auf unser Panier zu setzen, mit dem wir am Ende doch, seis auch unter beständigem Falle und Aufstehen, zur Siegespforte

eingehen. O der Herr iſt treu; der es verheißen hat, öffnet uns in der höchſten Noth wie der Hagar die Augen, daß wir den Brunnen ſehen, der doch ſo nahe liegt.

Wie haſt Du doch ſo ſchön den alten Hofer in Thun gefunden oder biſt zu ihm geführt worden, was nicht geſchehen wäre, wenn Du wie Deine Abſicht war und ich erwartete, mir aus Mailand geſchrieben hätteſt, woran Dich vielleicht etwas unbedeutend Scheinendes verhinderte. Uns allen hat die Geſchichte hier rechte Freude gemacht, einmal für Dich und dann für das Reich Gottes, das überall ſein Körnlein Salz ausgeſtreut hat, den großen Strom, zu dem alle Menſchen gehören, zu ſalzen. Sollte ich nach Thun kommen, ſo beſuche ich ihn gewiß. Ich breche ab, weil ich heute den Vatican einmal wieder beſuchen will, und die Zeit ſchon da iſt. Auf den Abend weiter.

Ich habe den weiten Weg in der Hitze umſonſt gemacht; denn während des Sommers ſoll der Vatican nur Donnerſtags öffentlich ſein. Auf dem Heimwege trat ich in mehrere Kirchen ein und endlich auch in die Chiesa nuova, wo es ſich eben zu einer Nachmittagspredigt ſchickte, zu der ich mich denn auch in ein Winkelchen ſetzte. Sonderbar genug ging der Predigt ohngefähr ein halbſtündiges Vorleſen eines Abriſſes aus dem Leben eines beato Angelo des Ordens vorher, und buchſtäblich ein Abriß oder Abbruch; denn ſowie der Sand verlaufen war, brach der Vorleſer mitten im Satze ab und ging. Die Predigt ſelbſt war fromm und gut gemeint, und zielte dahin zu beweiſen, daß die Erde ein Thränenthal, valle delle lagrime ſei. Der alte, lange, hagere Mann hatte ganz hohle Augen, die er oft aufſchlug, und in ſeinem Weſen war etwas, das wie Heimweh ausſah und wohl mehr als ſeine Worte wirken mochte. Auch äußerte er Manches, deſſen Conſequenzen zum höchſten Licht geführt hätten, die er aber nicht verfolgte, vielleicht weil ſie ihm ſelbſt nicht klar waren.

Es iſt doch eigen, wie das einfache und kündiggroße Geheimniß, die Grundparole des Reiches Gottes, doch immer noch ſo unbekannt iſt oder falſch verſtanden wird, nehmlich die Vergebung der Sünde aus purer Gnade. Der Stolz und Hochmuth des Menſchen ſtößt ſich eben immer daran, auch wenn er die demüthigſte Geſtalt annimmt. Rothe ſagte letzt, die Menſchen könnten es gar nicht glauben, daß

Gott ſich zu ihnen herabgelaſſen habe, und wollen immer vor allen Dingen zu Ihm herauf erhoben ſein. O laß uns des Gottes freuen, der ſo niedrig geworden iſt, daß wir uns nur nahen können in dem Maaße wir uns der Menſchenwürde, des Strebens nach Vollkommenheit ꝛc. entſchlagen und nur Seinen Gehorſam ſuchen, und wahrlich, wir brauchten nicht viel Mühe dazu, wenn wir uns die Nichtigkeit all dieſer Beſtrebungen nicht ſo mühſam verdeckten. Bringen wir es wohl je zu irgend mehr, als zu ruckweiſe guten Vorſätzen und allenfalls zu einer äußeren, conſequenten Befolgung derſelben, die aber, wenn wir ſie recht beſehen wollen, auf ganz andern Füßen, als jene Vorſätze ſind, ruhen? Du haſt wohl recht, wenn Du Deinen öden Zuſtand als eine Schule des Geiſtes anſiehſt, davon Du lernen kannſt, wie Du ohne Ihn Nichts biſt und alſo auch nicht im Stande, Ihm aus eigner Macht entgegen zu gehen oder anderswo Reichthum zu ſuchen. Das Gefühl der eignen Armuth (Erkenntniß derſelben reicht nicht hin) iſt der ſichere Vorbote des Herrn, und ich bin überzeugt, daß Er Dich nicht unbeſucht gelaſſen haben wird. Doch gilt, wenn dies nicht der Fall geweſen ſein ſollte, ſtille ſein und harren, wovon wir ja ſchon öfter geſprochen.

Es waren doch damals gute Zeiten, als wir bei einander waren und mit einander ſprechen konnten, und es kann Dich, lieber Junge, nicht mehr danach verlangen, als mich ſelber, und unſer Bergſchloß will ich wohl lange nicht vergeſſen. Jetzt laufe ich herum wie ein Duett, dem die zweite Stimme fehlt, und ich habe auch gar keine Luſt mir irgend eine andere zu ſuchen, wo vielleicht einige Töne harmoniren, aber bis auf den Grund hält keine bei weitem aus und ich weiß auch nicht, wie das mit einem Anderen als mit Dir gehen ſollte. Es iſt wirklich kurios, wie wir zwei in einander hineinpaßten, gerade in unſerer Verſchiedenheit, wo wir uns gegenſeitig ergänzten, und ich meine, daß der liebe Gott aus uns Beiden einen ganz excellenten Kerl gemacht haben könnte. Es iſt aber recht gut, daß Er's nicht gethan; denn gerade das Gefühl des Ergänztwerdens iſt ſogar angenehm, wie das Löſchen des Durſtes.

Daß ich Dich noch in Dresden ſehe, iſt mir eine Hauptfreude; aber wie wird es nachher werden. Vielleicht machſt Du einmal eine Reiſe nach Schweden und nimmſt mich unterwegs mit. Es wäre doch gar hübſch, wenn wir wie den Lago di Fucino und den Waſſerfall

von Isola di Sora sahen, so auch den Mälar- und Wener-See und den Trollhätta-Fall mit einander bereisten. Es wäre gar zu schön und hätte für unseren künftigen Verkehr auch den Vortheil, daß Du in meinem Hauswesen und meinen Umgebungen bekannt würdest, wie ich jetzt das Deinige in Dresden kennen lernen werde. Es wird Dir unter meinen Leuten gefallen, das bin ich überzeugt, und Du sollst sehen, daß es unter der Eisrinde des Nordpols doch ein blühendes Leben gibt, mit reichen Früchten für das Herz. Es blüht des Christen inwendiges Leben und ist unter allen Zonen gleich.

Den 28. Gott zum Gruß, lieber Hadrian, und einen so freundlichen hellen Morgen, als der eben über die Granatbäume zu meinem Fenster hereinstreicht. Wo magst Du doch wohl jetzt sein; auf Bergen oder in Thälern in dem heimischen Grund? Wie es auch um Dich sei, in Dir sei der Friede, den uns der Herr gelassen hat. Mich ruft der Morgen so lustig heraus, mir wird das Stübchen zu enge, ich zöge gar zu gern mit Dir durch Feld und Wald, das sollte wohl ein hübsches Leben sein. Daß Dir Deutschland so gefällt, ist mir sehr recht, und ich meine, es soll mir auch gefallen, und sogar in der kalten Heimath, nach der ich mich recht sehne. Es wäre wirklich eine Krone auf unser Zusammenleben gewesen, wenn wir auch diese Reise mit einander hätten machen können, und vielleicht begleitest Du mich über Berlin und Magdeburg nach Hamburg und Lübeck, da Du Norddeutschland noch gar nicht kennst; es wäre eine Ostia-Reise ins Große. Das Reisen steckt mir jetzt sehr im Kopfe, umgekehrt wie Dir, der Du Dich nach Ruhe sehnst; wären wir beisammen, so würde sich wohl Beides geben. Ich nehme vor allen Dingen jetzt besonders von den Erscheinungen der Jahreszeit nach einander Abschied, und mir wird weh und wehmüthig dabei, und die Wehmuth behalte ich wohl mein Lebelang. Wen sollte nicht die schöne Fraktur-schrift freuen, mit der der Herr in diesen Ländern das Buch der Natur geziert hat, die einen mit so mächtigen dunklen und doch so hellen Ahnungen erfüllt?

Verwandte Zeichen und Töne treten und klingen dem Menschen überall entgegen; aber er vernimmt sie nur undeutlich, und das Bewußtsein, herausgetreten zu sein aus der heiligen Stelle, wo Alles zu einer Harmonie und verständlichen Schrift zusammenfließt

und die Sehnſucht danach, iſt es, was dieſe Wehmuth in uns gießt die gleich dem Gewiſſen eine ſtarke Stimme iſt. So fühlen wir denn, daß wir hier nicht zu Hauſe ſind, ſondern gleich den Erzvätern eine beſſere Heimath ſuchen, und ſollten wir eigentlich unſere kleinen Reiſen als vorbildlich der Lebensreiſe anſehen, und es fände ſich da mancher nützliche Vergleich. Aber des ſchweren Fleiſches wegen muß der Geiſt, der ſich am liebſten nicht ausruhte, doch aus mancherlei Rückſicht eine Ruheſtatt ſuchen, und dawider dürfen wir nicht thun; denn wir ſind nicht umſonſt ſo zuſammengeſetzt, und nur wenn einem jeglichen Theil ſein Recht geſchieht, kann des Menſchen Leben recht rund und tüchtig werden.

Es iſt wohl ſehr richtig, wie unſer alter Rothe neulich ſagte, und gehört ganz hierher, wie Du bald ſehen wirſt; daß die ganze Welt die eigentliche Kirche Gottes ſei, die Anſtalt, durch welche Er die Menſchen zum Himmelreich bildet, und wir ſehen deutlich, wie die Begebenheiten in der Weltgeſchichte, die Fortſchritte in profaner Erkenntniß, die Ausbildung des Menſchengeiſtes durch Kunſt und Wiſſenſchaft, wenn ſie auch in der Nähe dem beſchränkten Blick ganz den Wegen Gottes zuwider zu ſein ſcheinen, doch immer zu hellem Licht im göttlichen Wort führen, und die Menſchen empfänglicher für die Tiefen deſſelben machen. Ja es wäre deutlich nachzuweiſen, daß ſolche Erſcheinungen von ausgebreiteterer und dauernderer Wirkung geweſen ſind, als das Licht einzelner Erweckungen, mit denen der Herr hie und da einzelne Seelen heimſuchte, die als etwas für ſich Abgeſchloſſenes und Vollendetes wenig Einfluß auf den großen Strom hatten, der, ohne ſich an dieſe feſtgeankerten Felſen halten zu können, weil er ſie noch nicht verſtand, an ihnen vorüberrauſchte und ſie bald vergaß. Der Herr führt ſeine Menſchen durch die gewaltigen Wogen der Zeit einem ſicheren Ziele entgegen, dem wir uns als Weltbürger nicht vermeſſen entziehen dürfen oder ſein Schäumen verachten, wenn wir auch im Herzen die Ruheſtatt von des Lebens Arbeit gefunden haben. Dies iſt der Schade, den die Separatiſten der Welt gethan haben, daß ſie ſie zum Widerſtand reizten und dadurch vom Ziele, das ſie im ruhigen Fluß eher erreicht hätte, abhielten. Wer die Welt reizt, macht ſie widerſpenſtiger, als ſie von Natur geweſen wäre; darum ſoll, um die beiden Gleichniſſe mit einander zu vereinigen, man ſich in den Glanz und Fluß der Welt

ergeben und dort ſeine Ruheſtatt nehmen, der Welt und der Menſchen ſelbſt wegen, während das von Gott gelehrte Herz, dem Zuge ſich entwindend, unverwandt dem Felſen Gottes zuſtrebt und an ihn ſich klammert. Auch hier zeigt ſich die Allgegenwart Gottes in Zeit und Ewigkeit. Du ſiehſt, wie viel heller die Gegenſtände von dieſem Standpunkt ſich zeigen, wie er uns verwehrte, die großen Wege Gottes in der Geſchichte nach unſerer ſchwachen Erkenntniß zu beurtheilen und uns lehrt, die großen Thaten der Menſchen, ihre Kunſt und Wiſſenſchaft erſt recht zu würdigen und ſie zu bewundern wie den Leviathan und Behemot, an denen der Herr ſeine Macht geprieſen haben will.

Man braucht nun nicht mehr Alles zu verdammen, an dem unſer ſchwaches Auge das Siegel Gottes nicht erkennt, und es als eine Rebellion gegen ihn anzuſehen; im Gegentheil iſt es ein Gehorſam, wenn es auch nicht aus Gehorſam kommt, die Thaten ſind alle Gottes, aber die Geſinnung iſt des Menſchen. Damit iſt ein großer geſetzlicher Zwang gelöſt und ein Schritt der vollkommenen Freiheit entgegen gethan, die uns erlaubt alle Dinge zu gebrauchen, allein daß es in Gott geſchehe. Das Feld wird unendlich weit, und ein Beiſpiel, wie viel ſich Alles darauf thun läßt, habe ich letzt an Heßen's Bild, dem Parnaß, geſehen. Es iſt ganz herrlich und ſo friſch und herzſtärkend und zeigt recht, wie ein heiliger Geiſt ſelbſt durch profane Gegenſtände weht, wenn man ſie nur recht darſtellt. Er hat ſich der Sache ganz rein und unbefangen hingegeben und reine unſchuldige Weſen geſchaffen, die einem das Herz aufthun und denen man folgen kann, ohne zu fürchten abgeführt zu werden. Dabei iſt das Bild ſo ſchön und gediegen zuſammencomponirt, die neun Schweſtern treiben nicht, wie auf dem Mengs'ſchen Bilde und ſonſt gewöhnlich, jede ihr Handwerk für ſich, daß das Weſen faſt einem Tollhaus gleicht, ſondern horchen aufmerkſam dem Hochgeſang ihres Führers, von dem jede zu lernen ſcheint, und um den ſie ſich ungeſucht und doch nach innerer Verwandtſchaft gar ſchön gruppiren. Der Gipfel des waldigen Parnaß mit Lorbeer, Cypreſſen, immergrüner Eiche, Goldäpfel iſt prächtig gemacht, und auf beiden Seiten ſieht man das Geſtade und das weite Meer, auch iſt es köſtlich gemalt, und einzelne Stellen, die ganz fertig ſind, können gar nicht beſſer gemacht werden. Das Bild hat mir ſehr große Freude gemacht,

das Verführeriſche liegt eben wieder nicht in den Dingen, ſondern in unſerem eitlen, unreinen Herzen, das ſie mißbraucht und entheiligt, und je tiefer wir durch unſern Herrn in Gott wurzeln, deſto mehr wird der Spruch, daß dem Reinen Alles rein iſt, an uns wahr, aber auch nur dann können wir uns auf ihn berufen.

Ich erkenne ja mehr und mehr, welch eine hohe Schule die Welt iſt, wie viel man in ihr lernen kann, und welche mannichfache lehrreiche Aufgaben ſie gibt, die man alle beim Abſchließen von ihr verliert und unmöglich ſo die Ausbildung erlangen kann, zu der wir angewieſen ſind, wogegen wir aber unſerem ärgſten Feind, den wir immer mit uns tragen, gerade rechte Muße und Freiheit geben und ihn mit Stolz groß füttern, bis er uns zum Strick wird. Was iſt nun das Reſultat von Allem? Getroſt auf die Verſöhnung Chriſti den Wegen Gottes mit uns ohne Klügeln folgen als Pilgrime, die ohne Führer der rechten Straße nicht kundig ſind, und unſere Hoffnung auf eine beſſere Heimath richten, wo das vollkommen erſcheinen wird, davon wir jetzt nur Stückwerk ſehen. „Er aber unſer Herr Jeſus Chriſtus, und Gott unſer Vater, der uns hat geliebt, und gegeben einen ewigen Troſt und eine gute Hoffnung, durch Gnade, der ermahne unſere Herzen und ſtärke uns in allerlei Lehre und guten Werken.“ 2. Theſſ. 2, 16, 17.

Sieh, Brüderchen, wenn wir beiſammen wären, was ließe ſich darüber nicht noch viel reden, es wäre ein rechtes Geſpräch im Freien, daß man ſeine Gedanken an Berge und Ströme und Wälder und Städte anknüpfen könnte und ſich und die Dinge zugleich beſſer verſtehen; ſchriftlich nimmt ſich's ſchlecht aus und Du mußt Dich eben mit mir gewöhnen, zwiſchen den Zeilen zu leſen, weil mir oft beim flüchtigen Schreiben die Hauptſpitze des Gedankens daneben fällt, wo Du ſie dann ſuchen mußt. Bei Dir hat es aber keine Noth, Du wirſt mich ſchon verſtehen und wohl ſehen, daß das keine neuen Anſichten ſind, ſondern die alten nur auf einen höheren Standpunkt genommen, daß die nächſten Gegenſtände die ferneren nicht mehr ſo decken. Wie gern hätte ich jetzt gleich Deine Antwort darauf. Vergiß ſie wenigſtens nicht!

Neuigkeiten von hier wirſt Du wohl keine beſondere erwarten, da Deine Abreiſe ſelbſt noch unter die Neuigkeiten gehört; doch ſind ſo allerhand Kleinigkeiten, als daß meine Tour mit Rothe's nach

Olevano ꝛc. bis auf den Herbſt verſchoben iſt, daß die Mittwoch-Abend-Stunden den Sommer über ausgeſetzt ſind, was mir recht leid thut, und wozu wir uns erſt nach mancherlei Berathung entſchloſſen; ſonderbar war es, daß gerade an dem Abend, wo die Ausſetzung angeſagt wurde, die Kirche ſo voll war, wie vielleicht nur im Anfange, doch waren es alle Handwerker, die gewöhnlich nicht Stich halten.

Braun macht nun ernſtliche Anſtalten zur Abreiſe, und hat ſchon ſeine Sachen fortgeſchickt; aber was ſagſt Du dazu, daß auch Fabers feſt entſchloſſen ſind, im nächſten Frühjahr abzuziehen und nach Hamburg zu gehen? Es iſt wirklicher Ernſt, und ich meine, ſie haben recht, wenn ſie nicht ihr Lebenlang hier bleiben wollen, daß ſie das nahe Alter nicht abwarten, wo das wieder Einwohnen um ſo ſchwerer wird. Da ſie über Dresden wollen, ſo ſiehſt Du ſie noch. Anfangs hatte die Frau ſich ausgedacht, daß der Alte mit mir gehen ſollte; aber das lehnte ich gerade ab, ſo lieb er mir auch ſonſt iſt. Nach einem guten Gefährten auf der Fußreiſe ſieht er mir nicht aus, und wenn ich einmal nicht mit Dir gehen kann, ſo will ich frei und ungebunden ſein. Wer ſonſt noch ſo auf dem Sprung zur Abreiſe ſteht, weißt Du ohnehin.

Angekommen ſind ein gut Theil fremde Geſichter, aber noch Niemand für uns; doch iſt bemerkenswerth, daß Launitz nebſt ſeinem Neffen ſeit mehreren Sonntagen fleißig die Kirche beſucht und letzt ſogar mit communicirte; ich bin neugierig, ob da irgend ein Same aufgeht, verhalte mich jetzt aber noch ganz ruhig, weil ich nichts durch unberufenes Hereintappen verderben mag.

Einen ſehr intereſſanten Beſuch hatten wir hier, leider nur kurze Zeit; doch erwarten wir ihn jetzt auf einige Tage von Neapel zurück, nehmlich den Erlanger Profeſſor Schubert, den Verfaſſer von „Altes und Neues“ und anderer Bücher, von dem wir öfters geſprochen. Er reiſt mit ſeiner Frau und ein paar Studenten, ſeinen Schülern, mal eine echt chriſtliche Reiſegeſellſchaft, die uns manchen Troſt und Erbauung gebracht haben. Leider iſt ſo ein berühmter Mann von allen Seiten gleich ſo belagert, daß unſer eines wenig an ihn kömmt, obgleich dieſer ſo einfach und kindlich iſt und der Chriſt den Gelehrten ſo verſchlungen hat, daß man keine Scheu vor ihm ſelbſt haben kann. Seine Begleiter hatten wir mehr unter uns,

auch einmal am Sonnabend Abend. Es muß doch unter der deutschen Jugend ein eigenes Leben sein, besonders in Erlangen, nach der Erzählung der jungen Leute, wo die christlich Gesinnten bei weitem die Mehrzahl ausmachen. Wenn Du diesen Brief in Nürnberg erhältst, so kannst Du Dir etwa das Ding ansehen, da Du ja, wenn Du nach Streitberg und ins Muggendorfer Thal willst, ohnehin durch Erlangen mußt.

Nun sind aber meine hiesigen Nachrichten zu Ende und der Mittag nahe, wo der Brief auf die Post muß. So will ich Dir nur über inliegendes Wechselchen die gehörige Notiz geben. Baumgarten kann eben immer noch nicht zahlen, so gern er wollte, und da ich nun mir wohl denken kann, daß Dich das, besonders wenn Du darauf gerechnet hattest, was ich nicht wußte, in große Verlegenheit setzen mag, so schicke ich Dir hier aus meiner Tasche einen Wechsel auf 44 Augsb. Gulden, an Werth 5 Ldr. oder 22 Scudi, den ich nicht auf Gold stellen wollte, da das hier sehr theuer ist und Du wohl daran verloren hättest. Kann Baumgarten hier zahlen, so ziehe ich es mir von Deinem Gelde ab, wo nicht, so bekomme ich es von Dir in Dresden, und Du kannst mir auch von einem Theil die bewußten Farben kaufen. In Verlegenheit kann mich diese Auslage nicht setzen; denn sollte auch mein übriges verliehenes Geld nicht richtig eingehen, so wird doch Schnorr, der, als er von meinem Vorhaben hörte, sogleich Theil daran nehmen wollte, mir wenigstens dann aushelfen. Mehr zu schicken hielt ich für überflüssig, erst, weil Du es nicht verlangt hast, und weil man dann leicht zu überflüssigen Ausgaben verleitet wird, die einem dann beim Wiederzahlen drücken. Melde mir doch sogleich den Empfang des Wechsels, damit ich Valentino davon benachrichtigen kann.

Nun, so lebe denn recht wohl, Du lieber treuer Bruder, es grüßen Dich alle unsere Brüder, Rothe's, Schnorr, Faber, Schilbach, Simon und sonst die Freunde, vor allem aber mit dem Segen des Herrn

Dein

L. v. Maydell.

Bitte applicire Piccinino einen Kuß für seinen geistreichen Brief, über den wir sehr gelacht haben, bis auf Faber's Mops, der sich beleidigt fühlt.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Dresden 1827.

Das Herz pochte ſtärker, als der ſchwerfällige Poſtwagen vor dem alten Poſthauſe auf der Landhausſtraße hielt. Ich eilte ſogleich in die nahe, große Schießgaſſe, ſprang die drei Treppen hinauf und klingelte an der Thür mit dem kleinen Schilde: „Carl Auguſt Richter, Profeſſor.“ Auf ging die Thür; der Vater ſtand vor mir; wie ſtark hat ſich der Moment eingeprägt! Ich ſehe das geſunde, geröthete Geſicht noch vor mir. Etwas überraſcht ſchaute er mich mit ſeinen blauen, von buſchigen Augenbrauen überwölbten Augen freundlich an, und mit ſeinem eigenthümlichen, trocken humoriſtiſchen, gutmüthigen Tone ſagte er nur: „Sieh da! der Ludwig, der Römer! nun ſchön willkommen!“ Wie kam mir Alles ſo ſonderbar vor, als ſei ein alter Traum wieder lebendig geworden. Der Vater trug eine alte Mütze von grünem Saffianleder; der alte blaue Oberrock mit den Spuren von Scheidewaſſer, das oft beim Platten-Aetzen darauf geſpritzt war, wurde von einem rothbaumwollenen Tuch um die Hüften zuſammengehalten. Manchmal vertrat die Stelle dieſes Gürtels auch nur ein Bindfaden; denn der Rock hatte die Knöpfe verloren und niemals durfte die Mutter ſie ergänzen. Das Warum? war unerforſchlich. Eine Sonderbarkeit war es auch, daß er niemals ein Scheermeſſer über ſeinen Bart ergehen ließ, ſondern dieſen — Bärte trug man damals ja nicht — mit einer kleinen, ſpitzen Scheere ſich abzuſchneiden pflegte, zu zwicken, wie er es nannte.

So ſtand nun der gute, ſonderbare Papa vor mir in dem hellen

Vorzimmer, das zugleich seine Gemäldesammlung enthielt; denn Bild an Bild bedeckte die Wände. Da hing ein großes Gemälde in der Mitte: „Die Zeit enthüllt die Wahrheit", eine frostige Allegorie von Casanova, zwei gute Reitergefechte von Theodor Maas, Porträts und Kopien aus der Galerie nach Bodmer, Zelter u. A. von Gränicher, einem sehr begabten, aber in großer Dürftigkeit früh verstorbenen Dresdener Künstler; dann ein großes Bild von Konrad Geßner, dem Sohne des Idyllendichters, „Reiter, die bei Nacht durch einen Wald einem großen Feuer entgegenreiten"; ferner Kopien von mir nach Ditrici und Weynants, auch eine eigene Composition.

In diesem Vorzimmer standen auch zwei mit weißer Oelfarbe angestrichene niedere Schränke, die seine ziemlich bedeutende Kupferstichsammlung enthielten. Eine Thür rechts führte nun in die vorderen Wohnzimmer, während eine solche zur Linken in des Vaters Arbeitszimmer ging, das in einem Flügel des Hinterhauses lag. Die Stube war recht gemüthlich, ja sie hatte sogar einen noblen Anstrich, was der Vater überhaupt in seinen Einrichtungen liebte. So hatte er hier eine wirklich höchst geschmackvolle und kostbare Tapete angebracht, die aus dem Nachlasse des alten und berühmten Anton Graff stammte. Dieser hatte sich nämlich eine Leinwandtapete selbst gemacht, die er als Hintergrund für seine Porträts höchst vortheilhaft fand; sie war mit Oelfarbe auf die grundirte, grobe Leinwand getragen, hatte einen tiefen, frischgrünen Ton, auf den mit freier Hand eine Art großes Damast-Muster in einer etwas dunklen, saftig grünen Farbe gemalt war. Es war der Ton, den Holbein oft als Grund seiner Bildnisse brauchte, und auf welchem das Gesicht so leuchtend sich abhebt. Alles in diesem Zimmer nahm sich dadurch noch vortheilhafter aus, es war einfach und gediegen.

Um gleich in der Schilderung der Localitäten fortzufahren, will ich noch erwähnen, daß zwischen den beiden Flügeln des Hinterhauses in diesem Stockwerke eine Plattform oder Terrasse hinlief, auf welcher der Vater einen reichen Blumengarten etablirt hatte; gegen Abend war er da immer beschäftigt zu pflanzen, anzubinden, oder welke Blumen und Zweige abzuschneiden und alles zu begießen. Das war nun sein

blühendes, duftendes, buntes Elyſium, ſeine Freude. Man ſah von hier oben in die grünen Nachbargärten und auf die neu angelegten Promenadenwege. An Sommerabenden ſaß die Mutter hier nähend oder ſtrickend, und die jüngeren Geſchwiſter waren beſchäftigt, Waſſer zum Gießen der Blumen herbeizutragen.

So hatte ſich das Leben im elterlichen Hauſe in meiner dreijährigen Abweſenheit wenig geändert. Die Mutter mit Schweſter Hildegard walteten in den vorderen Zimmern, die nach der Straße hinaus lagen, und Letztere übte ſich hier fleißig im Blumenmalen und zeigte ein ſchönes Talent dafür. Hofmaler Dettelbach, ein ausgezeichneter Künſtler in dieſem Fache, ertheilte ihr Unterricht und freute ſich ihrer Fortſchritte. Der Vater kam, außer bei Tiſche, ſelten in dieſe Regionen; denn trotz der angeborenen Herzensgüte von Vater und Mutter trübten doch lang andauernde Mißverſtändniſſe und dadurch herbeigeführte Verſtimmung die Tage, die ſie glücklicher hätten verleben können. Wir Kinder hatten unter dieſen Verhältniſſen gar ſehr gelitten und drückende Zeiten durchleben müſſen.

Bruder Willibald fand ich nicht mehr im Hauſe; er war ſeit einem Jahre in Krakau, bei dem reichen Grafen Potocky, wo er eine ſehr angenehme und vortheilhafte Stellung als Zeichenlehrer angenommen hatte, und die Familie auf ihren großen Reiſen ſpäter begleitete. So bereiſte er mit ihnen Beſſarabien und war längere Zeit in London und Paris. Bruder Julius, der Jüngſte, ein friſcher und vielſeitig begabter Knabe, war noch zu Hauſe. Auch er zeichnete, radirte, malte, faſt gänzlich ſich ſelbſt überlaſſen, und in Allem zeigte ſich eine wunderbare Geſchicklichkeit leichten Aneignens und ebenſo leichten und ſicheren Producirens.

Ein ſchöner Zug des Vaters war, wie ich ſchon früher erzählt habe, die große, zärtliche Liebe zu ſeiner Mutter. Dieſe, meine gute Großmutter, die länger als zwanzig Jahre in Blindheit ſtill und ergeben zugebracht, war nun geſtorben, und dem zur Arbeit nicht mehr fähigen Großvater war eins der vorderen geräumigen Zimmer eingeräumt worden, wo er von meinen Eltern mit großer Liebe gepflegt wurde.

Der Großvater war ein großer, ſtattlicher Mann und jetzt, wo er ſein neunzigſtes Jahr überſchritten hatte, noch immer ziemlich rüſtig. Die drei Treppen ſtieg er ohne Beſchwerde täglich wenigſtens einmal hinab und hinauf, machte ſeine kleinen Einkäufe von Schnupftabak oder ſonſtigen Nebenbedürfniſſen, und beſuchte Nachmittags eine ſtille Bierſtube in dem engen, dunklen Frieſengäßchen, wo er ein Glas einfaches Bier trank und um dieſe Stunde einen einzigen ebenſo alten Gaſt fand, mit dem er von alten Zeiten plaudern konnte. Daß er einſt auf dem Heimwege aus dieſer ſtillen Societät von einem Jungen geſtoßen, fiel, das Bein brach und in Folge deſſen in ſeinem neunundneunzigſten Jahre ſtarb, glaube ich bereits früher berichtet zu haben. Er ging regelmäßig am Sonntag der heiligen Meſſe beizuwohnen, las täglich ſein Morgen- und Abendgebet und unterhielt ſich auch gern, wenn ſich die Gelegenheit bot, über religiöſe Dinge. Leider fand er in dieſer Beziehung keinen Anklang im Hauſe, was ihn endlich verſchloſſen machte; denn wenn Mutter und Schweſter auch öfters zur Kirche gingen, ſo geſchah das vom Vater nur einmal jährlich und zwar am Sylveſterabend; ſonſtige Aeußerungen eines religiöſen Bewußtſeins oder Strebens waren nirgends zu erblicken.

Beim Großvater hoffte ich jetzt ein Verſtändniß zu finden für das, was mich innerlich belebte, wurde aber bald enttäuſcht; er glaubte an die Kirche um der Kirche willen, und mein Glaube beruhte auf dem lebendigen Chriſtus und ſeinem Evangelium. Er nannte dies aber „Herrnhutiſch", und ſuchte ſeine Ruhe in der Form, die ihm genügte.

Ich habe oben erzählt, wie der Vater es liebte, ſich mit einem gewiſſen künſtleriſchen Apparat recht ſtattlich zu umgeben und zu ſchmücken, während er in ſonderbarer Weiſe ſich ſelbſt äußerlich vernachläſſigte. Seine künſtleriſche Thätigkeit beſtand jetzt nur noch in kleinen Kupferſtichen für Bücher, und vorzüglich in den zu jener Zeit beliebten Proſpectradirungen.

Sein lebendiges Naturgefühl, die Erfindungskraft und die außerordentliche Virtuoſität bei ausgeführten Tuſchzeichnungen fanden keinen Anlaß mehr zur Bethätigung, und ſo erloſchen nach und nach dieſe

Begabungen, welche ohnehin durch die manierirte Schule Zingg's nicht zu ihrem vollen Ausdruck kommen konnten. Man war zur Natur zurückgekehrt, und die Manieristen waren überwunden. Der Vater fühlte das gar wohl; aber zu alt, um in die neuen Anschauungen sich einzuleben, mußte er sich resignirt auf das kleine Arbeitsfeld zurückziehen, welches ihm allein noch übrig geblieben war. So fand er zuletzt seine liebste Erholung, wenn er ein paar Mal in der Woche mit einigen alten Bekannten bei einem Schoppen Wein zusammentreffen und in heiteren Gesprächen das ihn Bedrückende vergessen konnte.

Bald nach meiner Ankunft in Dresden hatte ich eine kleine, hübsche Wohnung an der Bürgerwiese bezogen, wo ich auch in der Nähe Augusten's war.

Daß ich von den Eltern sogleich zu ihr geeilt, versteht sich von selbst. Ich schweige von der glückseligen Stunde unseres Wiedersehens nach so langer Trennung, von den liebsten Stunden, die ich bei ihr zubringen durfte in dem Blumengärtchen hinter dem kleinen Hause, oder mit ihr durch die Felder nach den Höhen von Räcknitz gehend, von wo man die Stadt und das ganze freundliche Elbthal übersieht.

Bald konnte ich sie auch mit Oehme und dessen Braut zusammenbringen, deren Bekanntschaft sie erneuerte und mit der sie nun befreundet wurde. Als drittes Paar in diesem Bunde erschien endlich noch Peschel, der einige Wochen nach mir von Italien zurückkehrte und seine Verlobte uns zuführte. Da dieses Doppelkleeblatt in ähnlichen Verhältnissen, gleichen Interessen und Strebungen sich fand, so war nichts natürlicher, als daß der innigste, freundschaftlichste Verkehr daraus entsprang und die heitere Blüthe jener Tage wurde.

In einen anderweiten Kreis wurde ich durch Peschel eingeführt. Im Gasthof „Zum blauen Stern" auf der Meißnergasse wohnte ein junger Mann, Namens Berthold, der, von Kindheit an hinkend und kränklich, jetzt fast niemals sein kleines Dachstübchen verließ und deshalb von seinen Freunden gewöhnlich in den ersten Abendstunden besucht wurde, theils aus Antheil, um ihm seine Einsamkeit zu erleichtern, theils aber seines anregenden und interessanten Umganges wegen; denn die Motive unseres Handels sind ja oft gemischter Art. Er hatte

das Gymnasium, später die Akademie und den Aktsaal besucht, mußte aber, durch zunehmende Kränklichkeit am Ausgehen verhindert, seine weiteren Studien aufgeben und arbeitete nun für sich kleine Compositionen, die er jedoch Niemanden zeigte. Seine Muse war ein schüchternes, fast menschenscheues Wesen, sie besuchte ihn nur in stillen, einsamen Stunden, und sobald die Klingel an der Vorhausthür ihre dürftige Stimme erklingen ließ, hörte man im Stübchen ein Geräusch, Reißbrett nebst Zubehör verschwanden, mit offenem Blick reichte er dem Eintretenden herzlich die Hand entgegen, und Niemand konnte ihm abmerken, wie innig er sich noch eben bemüht hatte, den Eingebungen jener Freundin Form und Gestaltung zu geben. Seine Mutter, eine feine, sanfte Frau, leitete die Wirthschaft im Hôtel, und wenn sie auf einige Minuten heraufkam, nach ihrem Ferdinand zu sehen, so mußte man sich an dem liebevollen Verhältniß, das zwischen Mutter und Sohn bestand, erfreuen.

Im Dachstübchen zum blauen Stern fand man also in der fünften Nachmittagsstunde immer einige Freunde und Bekannte. In früheren Jahren bestand diese Gruppe aus Koopmann, Kügelgen, Ad. Zimmermann, Götzloff und Peschel, jetzt hatte der Kreis sich aus letzterem, Oehme, Hantzsch, Architekt Herrmann und mir gebildet. Hier wurde nun alles, was auf den Kunstgebieten auftauchte, mit Lebhaftigkeit durchsprochen; diejenigen, welche Rom gesehen hatten, schwelgten in der Erinnerung jener Tage und berichteten über Erlebtes und Geschautes, und Berthold verstand vortrefflich, aus Jedem etwas Gutes hervorzulocken und in verwickelte Streitfragen Ordnung und Klarheit zu bringen. So verdankten wir diesen, im Dachstübchen bei Berthold zugebrachten Stunden vielseitige Förderung, sie waren uns Allen ein wesentliches Bedürfniß geworden. Auch in religiöser Beziehung fand im allgemeinen Uebereinstimmung statt und bildete den Grundton unserer Harmonie.

Eines originellen, älteren Mannes muß ich hier noch gedenken, der, mit uns Allen vertraut, von Zeit zu Zeit im Berthold'schen Abendkreise erschien und ein großer Kunstfreund war, zwar durchaus weder sammelnder noch kaufender und ebenso wenig kritischer und ge-

lehrter, aber eifrig productiver. Er hieß Reichel, auch Reichöl genannt, war seines Zeichens Apotheker, hatte es aber vorgezogen, diesen Beruf aufzugeben und eine Leihbibliothek in Neustadt zu etabliren, die er im Sommer von einem Verwandten besorgen ließ; dadurch gewann er Zeit, seiner Lieblingsneigung zu folgen und nach der Natur Landschaften zu zeichnen. Fast alltäglich sah man ihn, einen alten Buchdeckel, mit ordinären Papierstücken versehen und mit Bindfaden zugeschnürt, unter dem Arm, nach dem Walde laufen. Vom Linke'schen Bade aus ging er den von dichtem Kieferwald beschatteten Prießnitzbach hinauf bis zu dem Wasserfall, der sich über Granitmassen herabstürzt. Dieses einsame Territorium war sein Lieblingsaufenthalt, und unermüdlich zeichnete er nicht ohne ein gewisses Naturgefühl auch die uninteressantesten Partien; ihm war aber dort Alles interessant, und er fühlte sich dabei überaus glücklich. Daß seine matten Bleistiftzeichnungen weder genau noch besonders sauber und ganz ohne Wirkung waren, darüber hat er sich gewiß niemals gegrämt; er war vollkommen glücklich und fühlte sich höchst behaglich bei dieser Beschäftigung ohne Anstrengung.

Den bedeutendsten Einfluß auf Kunst und Künstler übte zu jener Zeit in Dresden der Baron von Quandt. Seit einigen Jahren hatte er Leipzig, seinen früheren Wohnort, mit Dresden vertauscht, und sein angenehm gelegenes Haus mit der vorzüglichen Gemäldesammlung neuerer deutscher und mehrerer alter Meister bildete öfters den Sammelplatz von Künstlern und Kunstfreunden. In Rom, wo er mit seiner Gemahlin den Winter 1810 zubrachte, verfolgte er mit Begeisterung den Entwicklungsgang der deutschen Kunst und erfreute sich namentlich des sich glänzend entfaltenden Talentes seines jungen Landsmannes Julius Schnorr, mit dem eine innige Freundschaft ihn verband.

Zu allen Zeiten haben Männer, welche, durch Vermögen begünstigt, eine unabhängige Stellung einnahmen und mit lebhaftem Geist, Verständniß und warmer Ueberzeugung eine bestimmte Richtung verfolgten, wohlthätig fördernd auf die verwandten Elemente eingewirkt, indem sie für das Zerstreute einen Sammelpunkt bildeten, von dem aus das Leben sich erhöhte und in weitere Kreise verbreitete. So war

es hier bei Quandt. Seine reiche Kupferſtichſammlung — es war beſonders die Schule Marc Anton's, Schongauer und Dürer in koſtbaren und ſeltenen Drucken vertreten — gab ſo manchen Winterabend Genuß und anregende Unterhaltung. Näke, Oehme, Peſchel und ich kamen mit einigen Kunſtfreunden faſt regelmäßig bei ihm zuſammen. Uns drei Letztgenannten gab es einen gewiſſen Halt, eine Hoffnung auf die Zukunft, daß wir in Quandt einen Vertreter jener Richtung fanden, welche uns beſeelte, die aber von den älteren Künſtlern in Dresden nicht wohl angeſehen, von vielen geradezu als Verirrung bezeichnet wurde und auch im Publikum noch wenig Anklang fand.

Bei Oehme hatte Quandt eine größere Landſchaft beſtellt, von mir wünſchte er zwei italieniſche Landſchaften in mittlerer Größe, und ich wählte Civitella und Ariccia, charakteriſtiſche Motive aus dem Sabiner- und Albanergebirge. Zunächſt aber machte ich mich an den Entwurf eines großen Bildes aus dem Lauterbrunner Thale und nahm dabei zur Staffage einen Auszug der Hirten und Heerden auf die Alm. Quandt ermuthigte mich zur Ausführung, um es zur Ausſtellung nach Berlin ſchicken zu können, wo man an der Akademie einen Landſchafter ſuchte, weil Helmsdorf, den man für dieſe Stelle erkoren, ſie nicht angenommen hatte, ſondern einem Rufe nach Straßburg gefolgt war. Ich will hier ſogleich hinzufügen, daß dies Bild in Berlin nicht gefiel, alſo eine Berufung auch nicht ſtattfinden konnte.

Im Jahre 1827 kamen mehrere Freunde aus Rom zurück, die ihren Weg über Dresden nahmen. Ich nenne nur Schnorr, Maydell, Carl Schumacher. Durch Schnorr wurde ich mit deſſen Schwager Blochmann näher bekannt, einem Schüler und Freunde Peſtalozzi's und Begründer des weit und breit berühmten Erziehungs-Inſtituts in Dresden. Maydell wohnte acht Tage bei mir, und das waren mir glückliche Tage; denn ich hing an dem herrlichen Menſchen mit einer Begeiſterung, wie ſie nur durch die innigſte Uebereinſtimmung des Edelſten und Beſten, was in uns lebt, erzeugt werden kann. Er lernte auch meine Auguſte kennen; da meine Wohnung in ihrer Nähe war, ſo beſorgte ſie uns das Mittageſſen herüber und überwachte auch ſonſt meinen kleinen Haushalt, ſammt der alten Haushälterin. Ihr einfach

natürliches Weſen, das Reſolute, Verſtändige, Tüchtige in allem, was ſie vornahm, Muſter und muſterhaft geſchult im Hausweſen und Küche, und endlich ohne viel Worte und Geberde, von Herzen demüthig und gottesfürchtig, ſo war ſie ein Bürgermädchen jener Zeit. Maydell hatte ſie ſehr gern, und in ſpäteren Jahren unterließ er nie, in ſeinen Briefen nach Frau Guſtel ſich zu erkundigen.

Es verſteht ſich, daß gar manchmal die gemeinſam verlebten letzten Jahre in gewiſſen Capiteln durchſprochen wurden, das Zuſammentreffen am Sylveſterabend, die Oſtia-Fahrt, die Wanderung durch die Abruzzen, der originelle Aufenthalt in Civitella, alles dies und anderes tauchte in der Erinnerung wieder auf. Maydell, der nun in ſeine Vaterſtadt Dorpat zurückkehren wollte, ging einer ſehr zweifelhaften Zukunft entgegen; denn es iſt nicht leicht, von allem Kunſtleben weit entfernt, ohne äußere Anregung, ſein Ziel zu verfolgen und ſich friſch zu erhalten. Doch er vertraute der Leitung ſeines Gottes mit Ruhe und völliger Zuverſicht; er wußte, wie er auch geführt werde, ſo ſei es das Gute und Beſte für ihn; ſeine Aufgabe ſei es nur, dieſen Willen ſeines Herrn zu erkennen und in ſolcher Erkenntniß das Rechte zu thun. So ſchieden wir nun abermals mit wehmüthigem Herzen, aber doch auch innerlich geſtärkt und getröſtet.

Auch meine Ausſichten waren nichts weniger als ermuthigend; denn die ſchönen Verheißungen meines väterlichen Freundes Arnold waren leider zu Waſſer geworden. Als ich einſtmals zu ihm kam, fand ich ihn vor ſeinem Schreibtiſche ſitzend, gebeugt, den Kopf auf die Hand geſtützt, vor ihm zwei erbrochene Briefe, und er ſagte mir: „Hier liegen zwei Briefe von Geſchäftsfreunden, die mir melden, daß Macklot in Stuttgart meine neuen Prachtausgaben von Schilling's, van der Velde's und Trommlitz' Schriften nachgedruckt und für einen Spottpreis angekündigt habe. Nun liegen dieſe großen Auflagen wie Blei bei mir. Das große Kapital, das ich hineingeſteckt habe, iſt verloren, und ich weiß nicht, ob ich nicht in den nächſten Tagen meine Handlung ſchließen muß."

Durch Arnold's Mittheilung zerplatzte für mich freilich eine ſchöne Seifenblaſe; doch wurde ich eigentlich weniger davon überraſcht, als man hätte denken können. Allein die mir von ihm früher eröffnete

Aussicht auf ein Jahrgehalt von achthundert Thalern mit der Bestimmung, Bilder nach eigener Wahl und Erfindung dafür zu malen, schien mir ein allzu chimärisches Glück, um so recht daran glauben zu können. Arnold war übrigens von der Hiobspost so eben überrascht worden, und ich war gerade zu diesem Moment gekommen. Der Schlag war hart für ihn, doch nicht in dem Grade, wie es so oft der erste Augenblick erscheinen läßt. Für mich ergab sich aber die Nothwendigkeit, in der früher geübten Weise, nur womöglich etwas künstlerischer in der Wahl, „An- und Aussichten" für ihn zu radiren, wodurch für einige Jahre meine bescheidene Existenz gesichert war.

Man muß bedenken, daß in jener Zeit Kunstvereine noch nirgends existirten, daß die Zahl der Gemäldesammler und Kunstfreunde eine sehr geringe war; an eine Anstellung an der Akademie durfte ich nicht denken, zumal der einzige Lehrer für das Landschaftszeichnen mein Vater war. Bei alledem fühlte ich mich glücklich; denn ich war durch Quandt's Bestellung und die Arbeiten für Arnold für zwei bis drei Jahre gedeckt und ohne Sorgen und konnte nach des Tages Arbeit zu einer lieben Braut eilen und mit ihr zuweilen spazieren gehen. Oehme hatte inzwischen seine Emma als Gattin heimgeführt.

Unter den alten schönen Linden in der damals einfachen Hoch'schen Wirthschaft des großen Gartens fanden sich oft die römischen Bekannten und Freunde ein. Der Kupferstecher Stölzel, Peschel und Hantzsch, Schumacher, nachmals Hofmaler in Schwerin, Oehme und Frau und ich mit Braut haben da manchen schönen Sommerabend gar gemüthlich und lustig zugebracht.

Im Winter kam Gustchen oft zu den Eltern, oder ich war bei ihr, wo ich ganz besonders bei der heiteren und gutherzigen Frau Böttger und der alten Jungfer Köhler sehr wohl gelitten war. Letztere, siebenzigjährig, eine arme Verwandte Böttger's, lebte schon seit Jahren im Hause.

Nun ergab sich ein Uebelstand dadurch, daß mein Papa und Vetter Böttger einander nicht besonders liebten. Der Vater war ein gutmüthiger, natürlicher, jovialer Mann, der Herr Vetter Acciseeinnehmer aber spitz, geschraubt und eitel, und wenn er übler Laune

war, konnte er ſehr unangenehm werden, und ſo entſtand bald ein ſo geſpanntes, ja feindſeliges Verhältniß zwiſchen beiden, daß es auch für uns junge Leutlein recht drückend wurde. „Des langen Haders müde, da macht' ich endlich Friede", und zwar dadurch, daß ich dem Freund Oehme nachfolgte und Aufgebot und Trauung beſtellte mit der Eltern Zuſtimmung, ja Wunſch.

Es fügte ſich, daß über der dritten Etage, die meine Eltern bewohnten, eine kleine Wohnung frei wurde, welche gutes Licht, hübſche weite Ausſicht und paſſende Räume hatte. Dieſe miethete ich, und bald war ſie einfach aber recht traulich und freundlich eingerichtet. So fuhr ich denn an einem Sonntag in der Frühe, es war der 4. November 1827, mit Guſtchen durch die noch ganz dunklen Gaſſen zur Kreuzkirche. Der Frühgottesdienſt war eben zu Ende, der Geſang des letzten Verſes und das verhallende Orgelſpiel hatten unſere bewegten Herzen noch feierlicher geſtimmt; wir gaben uns die Hände in Gottes Namen und empfingen den Segen der Kirche. Die angetraute Gefährtin ward mir ein Segen- und das treueſte Glück meines Lebens während der ſiebenundzwanzig Jahre, welche Gott ſie mir geſchenkt hat.

Der Hochzeitstag ging bei großer Einfachheit heiter und in ſchöner Stimmung vorüber, und wir beide trugen eine Seligkeit im Herzen, die uns ſtill machte, weil es keine Worte dafür gab, und die ſich mehr in Mienen, im Ton der Stimme und in dem herzlichen, langen Händedruck ausſprach. Mittags waren wir bei Böttger's zu Tiſch, am Abend bei meinen Eltern, wo ein Punſch gebraut wurde; denn es war heute der erſte Schnee gefallen und ein ſolcher Trank am Platze. Die einzigen Hochzeitsgäſte waren Oehme mit ſeiner Frau. Er war mit beiden Eltern wohlbekannt; denn bei Böttger hatte er in früheren Jahren als Aſſiſtent der Acciſe funktionirt, und meine Eltern hatte er ſpäter in ſeinen Künſtlerjahren kennen gelernt. Sein höchſt anmuthendes Weſen, der ſprudelnde, feine Witz und gutmüthige Humor verſetzte Alles in die angenehmſte Stimmung. So hieß es denn nun, nachdem ich ſieben Jahre um meine Rahel gedient und geſeufzt hatte: Ende gut — Alles gut.

Von Flitterwochen oder Hochzeitsreiſen war natürlich keine Rede. Aber wir führten ein paar Monate ein überaus glückliches Stillleben. Ich arbeitete an dem für Quandt beſtimmten Bilde: „Der Abend und die Heimkehr der Landleute nach Civitella.“ Das Mädchen, welches die Felſenſtufen aufſteigt und nach dem Beſchauer herausſieht, war Guſtchen, die ich dazu nach der Natur zeichnete.

Oberbaurath Schinkel in Berlin, welcher ſpäterhin das Gemälde irgendwo beſprach, (ſiehe Jahn) nennt dieſe Figur den Mittelpunkt des Bildes, um den alles übrige ſich gruppire. Dies war zwar unwillkürlich und unbewußt ſo geworden, hatte aber doch einen recht natürlichen und guten Grund. Die Studie zu dieſer Figur beſitze ich noch als liebes Andenken aus jenen traulichen Tagen.

In dieſer Zeit beſuchte mich Baron von Rumohr mit ſeinem Freunde, dem Grafen Baudiſſin. Erſterer, als geiſtvoller Kunſtſchriftſteller durch ſeine „Italieniſchen Forſchungen“ unter uns Künſtlern hochgeachtet, äußerte ſich beifällig über das Bild, tadelte aber, und mit Recht, daß ich in den Schattenpartien, z. B. den Felſen, Alles mit derſelben Beſtimmtheit ausführe, wie an den Lichtſeiten, wodurch die maleriſche Wirkung geſchwächt werde; auch ſei es der optiſchen Wirklichkeit nach unrichtig; denn im Schatten verſchwänden für unſer Auge mehr oder weniger die Einzelheiten in Form und Farbe, und die klaren Schattenmaſſen gewähren für das Auge einen ruhigen Eindruck und heben zugleich die Lichtpartien durch den Gegenſatz kräftiger hervor. Ich fühlte wohl, daß Rumohr auf ſeine Weiſe Recht habe; doch konnte ich noch nicht zu einer deutlichen und anſchaulichen Vorſtellung von dem gelangen, was ihm vorſchwebte, und ſo mußte ich vorläufig bei meiner Weiſe bleiben. Die Abſicht auf maleriſche Wirkung, auf ſtarke Modellirung lag überhaupt nicht im Sinne dieſer Richtung; immer herrſchte die Zeichnung vor.

Noch eine zweite Bemerkung Rumohr's war mir beachtenswerth. Er ſah meine italieniſchen Naturſtudien durch und fand darunter ein Blatt, welches eine Partie oberhalb Albano mit der Ausſicht aufs Meer darſtellt. Es war, wie alle dieſe Zeichnungen, mit hartem, ſpitzem Bleiſtift höchſt genau und ſorgfältig gemacht. Weil aber der Vorgrund

eine flache, abschüssige Straße war, welche keine bedeutende, an dieser Stelle erwünschte Form darbot, so hatte ich aus dem Gefühl, es müßten hier bewegtere Linien hinkommen, einige flüchtige und unbestimmte Angaben in diesem Sinne gemacht. Rumohr wandte sich lächelnd zu Baudissin und sagte: „Dies ist die erste Landschaftszeichnung aus dieser römischen Periode, auf welcher ein freier Flügelschlag versucht ist. Die jüngeren Künstler zeichnen alle mit einer Präcision und Sauberkeit, daß sie gar nicht wagen, eine zufällig unschöne und ungünstige Stelle durch Angabe einer besseren künstlerischen Intention zu ersetzen, aus Furcht, ihre saubere Arbeit zu schädigen. Man betrachte nur die Studien und Entwürfe alter Meister; sie kopirten nicht bloß die Natur, sie ließen dabei auch die Eingebung ihres Ingeniums walten." Er bat mich um die Zeichnung, und ich fand sie späterhin unter seinem Nachlaß, jedoch im Katalog unter dem Namen Erhard, des bekannten Radirers, angeführt.

Bei einem Besuche, den ich nach einigen Tagen bei Rumohr machte, stellte er mir seinen Schüler Nerli vor, einen hübschen, jungen Mann, von dem ich außerordentlich schöne Federzeichnungen sah; sie stellten meist holsteinische Gegenden vor, reich staffirt mit Viehgruppen. „Den habe ich geschult", sagte der Baron mit einigem Selbstbewußtsein, „und er hat dabei manche Ohrfeige bekommen". Nerli wurde roth und verließ das Zimmer. Der Meister schien nach sehr alter Methode seinen Schüler gezogen zu haben; doch war nicht zu verkennen, sie hatte gut angeschlagen. Er meinte ferner, er lasse Nerli stets hirschlederne Handschuhe tragen, welche die Hand weich und geschmeidig erhielten. Schließlich verehrte er mir eine seiner eigenen Zeichnungen, die meist aus bloßen Schraffirungen bestanden, aus denen sich eine Art Landschaft gebildet hatte; eine Zeichnung Nerli's wäre mir lieber gewesen.

Da meine Aussichten bei den dermaligen dürftigen Kunstzuständen wenig ermuthigend waren und einigermaßen dem Traumgesicht des egyptischen Königs von den sieben mageren Kühen glichen, so lenkte ich meine Aufmerksamkeit schon damals auf Gegenstände, die eine lohnende Thätigkeit versprachen. Zwar blieben es vorläufig nur Ideen,

welche ich mir notirte, aber ich führe sie an, weil sie wie Vorahnungen oder sich regende Keime waren, die nach einem Decennium und später immer mehr zur Entwicklung kommen sollten.

So beschäftigte mich z. B. der Gedanke lebhaft, in Radirungen ein Werk zu sammeln und nach und nach herauszugeben, etwa unter dem Titel: „Drei deutsche Ströme". Ich dachte dabei an Rhein, Donau und Elbe, eine Art Merian redivivus; doch sollte Alles künstlerischer gefaßt, besonders malerisch, historisch merkwürdige Gegenden hervorgehoben, vor Allem aber das Volksleben in seiner Eigenartigkeit in Kostüm, Sitten und Gebräuchen zur vollen Geltung gebracht und mit dem Landschaftlichen verbunden werden. Der ganze künstlerische Gedanke ging aus einem patriotischen Gefühl hervor, wie es sich in Gedichten Arndt's und Max von Schenckendorf's ausspricht, wenn sie die alte Herrlichkeit deutscher Städte, des Landes Schönheit und des Volkes Leben und Lust, Zucht und Sitte besingen.

Als ich späterhin von Georg Wigand zur Mitarbeit am „romantischen Deutschland" aufgefordert wurde, war es zu bedauern, wenigstens von meiner Seite, daß dies Werk schon im Gange war und einen ganz alltäglichen Zuschnitt empfangen hatte; die Mittel zur Ausführung meiner Idee wären da wohl vorhanden gewesen, und der gute Wille und eine ähnliche Vorstellung mochten auch Wigand nicht fehlen; allein er war zu jener Zeit noch völlig ohne Kunstverständniß, drückte sich selbst darüber scherzend sehr stark aus, aber es war eben nichts mehr zu ändern.

Ein anderes Project notirte ich mir, nachdem ich „des Vetters Eckfenster" von Callot-Hoffmann gelesen hatte. Wie der alte Vetter, der nicht mehr ausgehen konnte, aus seinem Eckfenster am Markte allerlei Beobachtungen anstellt über die auf dem Platze sich zeigenden und wiederkehrenden Gestalten, lustige und interessante Scenen erlebt, und wunderliche Persönlichkeiten erblickt und sich an ihnen ergötzt, so, glaubte ich, könne auch ich solche Bilder aus dem täglichen Leben in mein Skizzenbuch sammeln und vielleicht in Radirungen herausgeben. Als in späteren Jahren der Holzschnitt wieder aufgefunden und geübt wurde, realisirten sich auch diese Gedanken in verschiedener Weise. So

tapezirte ich mir vorläufig den Hintergrund der nächsten Jahre mit Plänen, indem ich einen Vorrath von möglichen Arbeiten in petto mit mir herumtrug.

Ungleich mißlicher waren die lieben Freunde Peschel und Hantzsch gestellt. Ersterer arbeitete an einem kleinen Oelbilde: „Rebekka und Elieser am Brunnen", welches noch sehr das Studium der alten Florentiner erkennen ließ. Hantzsch dagegen hatte den wilden Jäger nach Bürger's Ballade in Arbeit, ein Gegenstand, der nicht für ihn paßte und trotz allen Mühens nicht gelingen wollte. Nach diesem verunglückten Versuch in der Romantik griff er zufällig nach einem Stoff, der ihm näher lag, und malte eine recht anmuthige Scene aus dem Dorfleben; er fuhr in dieser Richtung fort, und seine Bilder wurden ungemein populär und fanden allgemeinen Beifall. Jetzt aber, wie erwähnt, erprobten beide Freunde die Kräfte an Erstlingsarbeiten; um diese ausführen zu können, blieb ihnen nichts übrig, als durch Zeichenunterricht und durch Ofenmalen ihren Unterhalt zu erwerben, und bei alledem war schließlich der Verkauf ihrer Bilder nicht einmal wahrscheinlich. Beide wohnten in ein und derselben Stube und liebten zwei Schwestern, es ging aber noch manches Jahr vorüber, ehe sie an das Ziel ihrer Wünsche gelangen konnten.

In Meißen war der alte Hofmaler Arnold gestorben, ein ausgezeichneter Blumenmaler und Lehrer an der dortigen Zeichenschule, die eine Filiale der Dresdener Kunstakademie war. Die drei Lehrer an jener Schule, Schaufuß, Scheinert und genannter Arnold, waren zugleich Porzellanmaler an der berühmten Fabrik; aus diesem Grunde hatte ich keine Notiz von der Concurrenz um die erledigte Stelle genommen, um welche sich viele Maler bewarben.

Ich war deshalb nicht wenig überrascht, als ich am Fastnachtsdienstag ein Schreiben vom Generaldirector der Akademie, dem Grafen Vitzthum, erhielt, in welchen mir die erledigte Stelle zugesprochen wurde, im Fall ich auf dieselbe reflectiren und mit einem Gesuche darum einkommen wolle. Gustchen hatte für diesen Abend die Eltern und Geschwister heraufgebeten und rüstete, wie es am Fastnachtsabend Gebrauch ist, an einem bescheidenen Schmause, der in einem Glase

Punsch und einer Schüssel Plinzen, einem sächsischen beliebten Gebäck von Haidemehl und Speck, bestand und des Papa's Nektar und Ambrosia war. Da tischte ich denn auch noch Vitzthum's Schreiben auf, und es entstand großer Jubel, daß mir sobald eine Anstellung entgegenleuchtete. War es auch ein Sternlein sechster Größe, so war es doch ein Fixstern, der mir zweihundert Thaler jährlichen Gehalt fixirte. Hatte ich doch schon in Rom daran gedacht, ob es nicht rathsam und leicht ausführbar sein würde, in der alten, herrlich gelegenen Stadt Meißen meinen Wohnsitz dereinst aufzuschlagen, und hatte ich nicht eines Tages auf der Heimreise eine poetische Fantasia in mein Tagebuch geschrieben, welche dasselbe Thema behandelte. Jetzt rief es nun so urplötzlich: „Komm!" und ich zauderte nicht mit der Antwort. Gleich am anderen Morgen schrieb ich das Gesuch, und in wenig Tagen hatte ich das Berufungsschreiben schwarz auf weiß in den Händen.

Durch welche wunderbare Fügung wurde mir aber diese Anstellung zu Theil, welche mir die akademische Laufbahn eröffnete, da ich doch von der ganzen Sache nichts gewußt hatte und deshalb auch nichts dazu thun konnte? Das war also zugegangen. Nicht weniger als sechszehn Bewerber um diese Stelle hatten sich aus Meißen und Dresden gemeldet, unter denen einer als der geeignetste und talentvollste gewählt wurde. Eine Mappe mit gemalten und gezeichneten Studien nach Gyps und nach dem Leben hatte er zum Beweise seines Könnens an die Generaldirection eingesandt, und Vitzthum war im Begriff, das Anstellungsrescript ausfertigen zu lassen, als in letzter Stunde zufällig Professor Rösler zu ihm kommt und ihm bei dieser Gelegenheit vom Grafen die Mappe vorgelegt wird. Rösler betrachtet einige Blätter, stutzt bei einem und sagt: „Das hier ist aber nicht von R. (dem erwählten Bewerber), sondern von meinem Schüler Baumbach." Der Graf meint, das sei wohl nicht möglich, bis Professor Rösler versichert, Baumbach habe diese Modellstudie vor kurzem in seinem Atelier und unter seiner Leitung gemalt, er kenne sie deshalb ganz genau. Darauf wird die Mappe weiter durchblättert, und es findet sich noch eine Anzahl Studien, die nicht von R., sondern von genanntem Baumbach herrührten.

Der Graf, höchst aufgebracht über diese freche Täuschung, schickte dem Künstler sogleich seine Mappe zurück und schrieb jetzt an mich.

Jener R. aber, ein etwas wunderlicher, jedoch ganz braver Mensch, hatte in einem unbegreiflichen und im vorliegenden Falle sträflichen Leichtsinn die fremden Blätter nur dazu gelegt, um die Masse des Vorgelegten unnützer Weise zu vermehren, denn seine eigenen Arbeiten waren völlig ebenso gut, wie jene.

Schon in vierzehn Tagen sollte ich mein Amt antreten und so leid es mir war, meine kaum begründete und so angenehme Häuslichkeit zu verlassen, so freute ich mich doch zugleich auf das alte, romantische Meißen, welches ich mir schon in meinen Träumereien zum künftigen Wohnsitz erkoren hatte. Zur bestimmten Zeit fuhr ich mit Hartmann, dem Director der Dresdener Akademie, nach Meißen, die Schüler wurden mir, und ich den Collegen Schaufuß und Scheinert, dem Malervorsteher Kersting und einigen der obersten Fabrikbeamten vorgestellt. Einem der Letzteren, einem Manne von großer Leibesgestalt und etwas überschwänglicher Erhabenheit in Miene und Geberden, empfahl mich Hartmann mit freundlichen Worten, worauf jener sehr herablassend erwiderte: „Zeister finden sich", und so haben sich unsere Zeister niemals gefunden. Ich hatte keine Ahnung davon, daß zwischen einem Oberfaktor der königlichen Porzellanfabrik und einem „Zeichenmeister" eine unübersteigliche Rangkluft sich befand.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Meißen 1828—1835.

Fünf Stunden nördlich von Dresden liegt in dem fruchtbaren Elbthale das alte, maleriſche Meißen. Zur linken Seite des Fluſſes zieht ſich ein ſteil abfallender, grün umbuſchter Höhenzug bis zur Stadt, auf deſſen Kamm, anderthalb Stunde vorher, die ſehr alte Burg Scharfenberg, näher das freundliche Schloß Siebeneichen thronen; zur Rechten aber iſt die Elbe von den weinreichen Spaarbergen eingerahmt. Wenn man nun auf der damaligen Poſtſtraße um eine Ecke des Spaargebirges bog, wurde man gar anmuthig von dem Anblick Meißen's überraſcht, das ſich in halbſtündiger Entfernung maleriſch ausbreitete, hoch überragt von dem mit der Albrechtsburg, dem herrlichen Dom und dem Biſchofsthurm gekrönten Burgberg; von dieſem aus ſenkt ſich der St. Afraberg mit der Kloſterkirche und Fürſtenſchule zur Stadt und in das Triebiſchthal hinab, und das ganze, ſchöne Bild ſpiegelt ſich ſammt der Brücke in der vorbeifließenden Elbe. Die moderne Kultur hat allerdings manche grelle, häßlich ſtörende Diſſonanzen in dies harmoniſche Gebilde getragen, die für das Künſtlerauge eine Wirkung hervorbringen, wie der gellende Ton einer Dampfpfeife in einen Mozart'ſchen Hymnus.

Mein täglicher Weg nach der auf dem Burgberg gelegenen Zeichenſchule bot Kunſtgenuß von Anfang bis zum Ende. Schon die Strecke von der alten Afrakirche durch das Thor des Burglehnhauſes nach der Schloßbrücke, die den Afraberg mit dem Burgberg verbindet und von Kaiſer Heinrich dem Erſten, dem Städtegründer, erbaut ſein ſoll,

war reich an höchst malerischen Einzelheiten; man verweilte immer gern zwischen den hohen Brustwehren dieses Ueberganges und genoß die Aussicht von da herab in das einsame, stille Meisethal, oder nach der anderen Seite hin über die unten liegende Stadt, mit der Elbe und den Spaarbergen, über das reiche, weite Elbthal bis Dresden zu den fernen Bergen des böhmischen Hochlandes.

Durch ein zweites altes Thor trat man auf den Domplatz und stand nun vor der im reinsten gothischen Styl ausgeführten Domkirche und der Albrechtsburg, einem der wenigen noch erhaltenen gothischen Palastbauten. Der kunstreiche Thurm mit der Wendeltreppe, ein Meisterwerk altdeutscher Kunst, führte mich zu den im zweiten Stockwerk gelegenen herrlichen Räumen der Kunstschule, wo die Plätze der jugendlichen Insassen sich wie Sperlingsnester am Hochaltar ausnahmen. An den mächtig großen Fenstern standen zwei Arbeitstische, für den alten Zeichenlehrer Schaufuß und für mich. Nach beendeter Korrektur konnten wir da arbeiten und uns zwischen durch wohl auch an der schönen Aussicht ergötzen, auf die in der Tiefe liegende Elbe und den Proschwitzer Felsen, sammt der alten Kirche von Zscheile, die manche Bennosagen ins Gedächtniß rief. In einem zweiten eben so großen Saale mit kunstvollem Spitzbogengewölbe hatten Scheinert und einige der vorzüglichsten Porzellanmaler ihre Arbeitsplätze; denn außer mir waren alle Lehrer an der Zeichenschule zugleich künstlerisch für die Fabrik beschäftigt.

Scheinert war ein gemüthlicher und höchst gefälliger College und ein ganz vorzüglicher Glasmaler; viele Kirchen Sachsens haben Arbeiten von ihm aufzuweisen, die er nach den Kartons neuerer Künstler oder nach A. Dürer und anderen Meistern der altdeutschen Schule ausgeführt hatte. Er wohnte in einem Bauernhause in Niederfähre, arbeitete oft, wenn die Arbeit drängte, ohne Unterbrechung vom frühen Morgen bis spät nach Mitternacht; ja er ließ zu solcher Zeit von seiner Frau kein Mittagessen besorgen, damit sie ihm ungehindert vorlesen könne, und dann begnügte er sich mit Kaffee und Kuchen. Sie war eine sehr heitere und sehr hübsche junge Frau, die sich aber bald die Schwindsucht an den Hals gelesen hatte und starb. Auch seine

zweite Frau, eine ſanfte, zarte Natur, ſtarb nach Jahresfriſt an derſelben Krankheit, bis endlich die dritte, eine ſtattliche Erſcheinung, geſund, verſtändig und dabei liebenswürdig in ihrem Benehmen, das Regiment im Hauſe führte, dem zerfahrenen Weſen ein Ende machte und eine behagliche, wohlgeordnete Häuslichkeit herſtellte. Dieſe Frau war ſo begabt, daß ſie ſpäter ihrem Manne bei ſeinen Glasmalereien half, zuletzt ſogar ganz hübſche Glasbilder nach den Boiſſerée'ſchen Bildern malte, obgleich ſie früher keinen Zeichenunterricht gehabt hatte.

Mit Schaufuß, damals ſchon hoch betagt, hatte ich keinen näheren Verkehr. Er kopirte unzähligemal die Sixtiniſche Madonna und noch öfter die beiden Engelskinder zu Füßen derſelben. Dieſe Kopien, in Sepia getuſcht oder auf Porzellan gemalt, waren ihm ein ſtehender, oder vielmehr ſtets abgehender Artikel, und er pflegte mit Selbſtgefühl und in Anerkennung des Fortſchrittes unſerer Zeit gern zu bemerken, daß Raphael auch Fehler gemacht habe, die er natürlich „verbeſſerte." Er war in ſeinem Leben nie weiter gekommen, als ein paarmal nach Dresden, und ſein Erdenwandel glich der langſamen Bewegung eines Perpendikels; denn täglich kam und ging er vom Hauſe auf den Aſtaberg zum Schloß und vom Schloß nach Hauſe. Nachmittags gab es daſſelbe Manöver. Wenn er ſeine gedruckten Gehaltsquittungen zu unterſchreiben hatte, pflegte er ſich zu dieſem wichtigen Akt zu „präpariren", wie er es nannte, und zog mit großer Aufmerkſamkeit Linien für die großen und kleinen Buchſtaben ſeines Namens. Ich ſtand einſt bei ſolchem Unterſchreiben an ſeinem Tiſch, was ihn aber zu ſtören ſchien, denn er ſchrieb zuerſt: Gottlob Schaf-, und als er ein zweites Formular nahm: Gottlob Saufuß, worauf er ſehr ärgerlich zu mir ſagte, er könne nicht ſchreiben, wenn Jemand dabeiſtehe. Ich ging alſo bei Seite, und ſo gelang das dritte Blatt zu ſeiner eigenen Zufriedenheit.

Eine allgemein geachtete Familie war die des Malervorſtehers Nerſting, in welcher Einfachheit der Sitte und theilnehmendes, geiſtiges Leben in ſchönem Verein anzutreffen war. Er, ein biederer Mecklenburger, welcher den Befreiungskrieg im Banner-Corps mitgemacht hatte, trug immer noch den patriotiſch-religiöſen Zug jener großen, herrlichen Zeit an ſich, einer Zeit, die geiſtig und ſittlich ſo erhebend

auf die damalige Jugend gewirkt hatte. Kersting war ein höchst lebendiger, oft etwas exaltirter Mann, im Gegensatze zu seiner ruhigen, klar verständigen Frau; doch gab diese Mischung ihrer Ehe einen guten Klang. Den beiden wackeren Söhnen begegnete ich später in Dresden wieder, wo der eine, ein talentvoller Schüler Schnorr's, frühe gestorben ist. Der zweite, eine liebenswürdige Natur, studirte Chemie und nahm eine Stellung in Dorpat an, von wo er mich, gelegentlich seiner Reisen nach Deutschland, mit seiner Frau mehrmals besuchte.

Da ich nicht sogleich eine passende Wohnung hatte finden können, so mußte Frau Gustel noch einige Wochen allein in Dresden zurück bleiben, während ich unten in der Stadt auf dem Klostergäßchen ein gewaltig großes Eckzimmer bezog, welches mit seinen weiß getünchten Wänden, ein paar Stühlen und einem uralten, mächtigen Familientisch in der Mitte der Stube einen recht öden Eindruck machte. Es war ein ungemüthlicher Aufenthalt und des Abends vermochte weder mein bescheidenes Studirlämpchen den dunklen Raum zu erleuchten, noch der alte dicke Kachelofen ihn zu erwärmen.

Es war an dem Tage, an welchem in Nürnberg das große Dürerfest gefeiert wurde (6. April 1828), als auch in Dresden zum erstenmale sich eine Anzahl Künstler und Kunstfreunde zu einem Festmahle vereinigt hatten; an dem auch meine Freunde begeistert theilnahmen. Ich aber war gerade an diesem Tage an die Meißner Kunstschule gefesselt, und als ich von meiner Zeichenkorrektur heim auf mein Zimmer kam, fühlte sich mein Herz heute doppelt nach Dresden gezogen. Da bringt mir noch gegen Abend der Postbote ein Packet. Wie glücklich! es war Albrecht Dürer's „Leben der Maria," welches ich aus der Ernst Arnold'schen Kunsthandlung erhielt. Ich hatte es für zweiundzwanzig Thaler, inclusive des seltenen Titelblattes, vor einiger Zeit gekauft und bekam es also jetzt zur rechten Stunde. Nicht ohne langes Bedenken und Zögern hatte ich mich zum Ankauf entschlossen; denn die Summe war für meine Verhältnisse eine bedeutende. Aber sie hat reiche Zinsen getragen.

Bei Philipp Veit in Rom hatte ich diese reizenden Holzschnitte des Großmeisters deutscher Kunst zum erstenmale gesehen; heute beging

ich am ſtillen Abend ganz einſam beim Studirlämpchen ſeine dreihundertjährige Gedächtnißfeier, indem ich die ewig jungen, unverwelklichen Blüthen ſeines Geiſtes mit Wonnegefühl betrachtete und mich in ſie hineinlebte. Blatt für Blatt verfolgte ich in jedem Zuge, und nur zuweilen flog ein Schatten von Wehmuth über die Bilder, wenn ich der feſtfeiernden Freunde gedachte und meiner Auguſte, die ich mir zur Seite wünſchte, damit ſie ſich über die Dürer's und wahrſcheinlich noch mehr über meine Freude erfreuen könne. Vor allen anderen Werken Dürer's hat gerade dieſes zu aller Zeit eine productiv anregende Wirkung auf mich gehabt.

Das in Dresden abgehaltene Feſt hatte eine wichtige Folge. Einige Tage vor demſelben hatte Peſchel bei Quandt den Gedanken angeregt, bei dieſer Gelegenheit die Begründung eines Kunſtvereins in Vorſchlag zu bringen; v. Quandt und Hofrath Böttger, welcher die Feſtrede zu halten hatte, ergriffen die Idee mit Lebendigkeit. Die Sache gelang; es fanden ſich ſogleich eine große Anzahl Unterzeichner, und ſo wurde das Dürer-Feſt der Geburtstag des ſächſiſchen Kunſtvereins.

Ueber die Kunſtvereine und ihre Wirkungen auf die moderne Kunſtentwicklung iſt viel für und gegen geſtritten worden. Ich bin nie für ſie begeiſtert geweſen; aber das muß ich zu ihren Gunſten ſagen, daß diejenigen, welche die Kunſtzuſtände kennen, wie ſie in Deutſchland bis in die zwanziger Jahre faſt durchgängig waren, genöthigt ſein werden, ein Loblied auf dieſe Vereine anzuſtimmen. Sie haben in weiten Kreiſen ein Publikum herangebildet, welches der Kunſt, in ihren verſchiedenſten Richtungen, lebendigen Antheil und vielfach ein feines Verſtändniß entgegen bringt, während ein ſolches früher gar nicht vorhanden war.

Wie viele Talente ſind jämmerlich zu Grunde gegangen aus Mangel an jeglichem Auftrag. Ich nenne hier in Dresden nur Gränicher, Wehle, Schiffner. Andere, die ſich einigermaßen durcharbeiteten, kamen doch nicht zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte, und in Dresden konnte ein Maler ohne eine Anſtellung an der Akademie nicht wohl exiſtiren, wenn er nicht eigene Mittel beſaß.

Wie anders iſt dies jetzt, und in Städten, wo dergleichen Vereine in guten Händen waren, iſt Kunſtverſtändniß und Kunſtliebe ganz bedeutend befördert worden. Man denke z. B. an Frankfurt und Leipzig. Die Kunſtvereine waren den damaligen Verhältniſſen angemeſſen; deshalb verbreiteten ſie ſich in Kürze über ganz Deutſchland. Daß dieſe Vereine mehr aus dem Bedürfniß der Künſtler nach Käufern ihrer Arbeiten als aus dem Verlangen des Publikums nach Bildern entſprungen ſind, mag zum Theil wahr ſein; allein Kunſtſinn entwickelt ſich nur an Kunſtwerken und am meiſten an ſolchen aus der lebendigen Gegenwart. Förderung der Künſtler durch Abſatz ihrer Arbeiten mußte daher das Erſte ſein, um einer kunſtlahmen, nach dieſer Kulturſeite hin erſtorbenen Zeit aufzuhelfen.

Die ſieben Jahre, welche ich bis zur Aufhebung der Zeichenſchule in Meißen zugebracht hatte, geſtalteten ſich in eigenthümlicher Art. Der Stoßſeufzer Dürer's in Italien: „O wie wird mich daheim nach dieſer Sonne frieren; hier ein Herr, daheim ein Schmarotzer!“ er kam mir erſt recht nachdrücklich zum Verſtändniß. So ſehr Stadt und Umgegend durch ihre Romantik mich anheimelten, um ſo fremder und getrübter waren mir die Geſellſchaftsverhältniſſe, wie ſie zum Theil durch meine Stellung herbeigeführt wurden; denn da in jener Zeit ein bezopfter Dämon, Kaſtengeiſt genannt, das Scepter führte und der Werth eines Mannes allein in ſeinem Titel oder Vermögen beſtand, ſo fühlte ich, der weder das eine noch das andere beſaß, mich in meiner Sphäre ſehr vereinſamt, ja niedergedrückt.

Zu all dieſem kam der Umſtand hinzu, daß ich wieder anfing zu kränkeln, und nach Verlauf des erſten Jahres trat eine Krankheit nach der anderen auf und zehrte an meinen Kräften. Mein Arzt, ein als ſonderbares Original bekannter Mann aus alter Schule, meinte, ich vertrage die hieſige Luft nicht, und erklärte und behandelte mich als bruſtkrank, bis ich mehrere Jahre ſpäter, durch Papa Arnold in Dresden veranlaßt, mich deſſen homöopathiſchem Arzt, Hofrath Schwarze, anvertraute, welcher eine jedenfalls richtigere Behandlung einſchlug, die mich aber aus dem kranken Zuſtande nicht gänzlich herausbrachte, ſo lange ich in Meißen war.

Eine dritte Plage, die hier auf mir laſtete, war die ſehr ſpärliche Einnahme. Die Thätigkeit an der Zeichenſchule nahm zwei Tage wöchentlich in Anſpruch, und wie ich ſchon erwähnt habe, bezog ich dafür ein Gehalt von zweihundert Thaler. Mit dem, was ich nun an den vier übrig bleibenden Tagen durch meine Arbeiten hinzu verdiente, wuchs meine Einnahme erſt nach einigen Jahren auf das Doppelte jener Summe. Es waren die ſieben mageren Jahre des Pharao.

Ohne die Liebe und den unverwüſtlich heiteren, muthigen Sinn meiner Frau, ohne ihre große Sparſamkeit und ihr praktiſches Verſtändniß in der Haushaltung würde ich in dieſen beengenden Verhältniſſen verkommen ſein.

Ich erinnere mich, daß meine Kaſſe einſt ſo leer geworden war, daß ich ängſtlich auf das Eintreffen des monatlichen Gehaltes wartete und Furcht hatte, der Briefträger könne inzwiſchen einen Brief bringen, deſſen Porto meine Kaſſe geſprengt haben würde. Zum Glück erhielt ich aber, bevor dieſe Calamität eintrat, den erſehnten Gehalt.

Einſtmals entdeckte ich zu meiner großen Beſtürzung, als ich in meinem Schreibepult das Schubfach aufzog, in welchem die Kaſſe lag oder liegen ſollte, daß in demſelben nur noch einige kleine Münze vorhanden war. Da ich zunächſt keine Einnahme zu erwarten hatte, rieb ich ſorgenvoll die Stirn, wodurch aber die Sachlage nicht anders wurde. Mechaniſch ziehe ich ein unteres, langes Schubfach heraus, in welchem Papier und Zeichnungen lagen. Aber, welche Ueberraſchung! eine lange Reihe Silberthaler glänzte mir entgegen. Es waren nicht weniger als vierzig, die ich vor längerer Zeit für ein kleines Bildchen bekommen, einſtweilen hierher gelegt und deren ich nicht wieder gedacht hatte. Ich rufe ſehr erfreut Guſtel herbei, zeige ihr meinen Fund, und wir freuen uns nun beide, wobei ſie mich am Ohr zupft, mich wacker auslacht und mir zuletzt einen Kuß giebt.

Solche Scenen gehören zu „Künſtlers Erdenwallen".

Das beſte Mittel, mich zeitweilig aus dieſen beengenden Zuſtänden zu befreien und friſchere Strömung durch die Seele zu leiten, war für mich zu jener Zeit ein Beſuch der Freunde in Dresden. In Berthold's Dachſtübchen traf ich immer einige der treuen Genoſſen

aus der römiſchen Zeit beiſammen: Peſchel, A. Zimmermann, auch Hantzſch und den Architekten Herrmann, ſpäter auch Kügelgen. Da wurde das Herz wieder warm im vertraulichſten Austauſch über Altes und Neues, was irgendwie mit unſeren Beſtrebungen in Beziehung ſtand. Es verſteht ſich, daß ich mich auch in den Ateliers der Freunde umſah und mit Antheil das Vorrücken und Vollenden ihrer Arbeiten verfolgte.

Es währte nicht lange, ſo waren wir, Berthold, Peſchel und ich, zu einer kleinen gemeinſamen Arbeit verbunden. Wir hatten den Director des Fletcher'ſchen Seminars, Zahn, kennen gelernt, und da derſelbe eben ſeine Bearbeitung der bibliſchen Geſchichten zum Schulgebrauch herausgeben wollte und für dieſen Zweck gern Bilder gehabt hätte, wenn ſich ſolche ohne großen Koſtenaufwand herſtellen ließen, ſo waren wir ſogleich bereit, da wir es als eine gemeinſame Compoſitionsübung betrachteten, auf die Sache einzugehen. Die kleinen Blätter wurden ſpäter von Williard lithographirt. Mir machte dieſe Arbeit ein ganz beſonderes Vergnügen, weil ich, der Landſchafter, zum erſtenmale mit den beiden Hiſtorienmalern gemeinſam ſchaffen und mit ihnen wetteifern konnte. Wir ſchickten einander die Blättchen zu und kritiſirten ſie gegenſeitig, was mir ſehr belehrend war.

Um dieſelbe Zeit hatte C. G. Börner in Leipzig, den ich ja von Rom her kannte, ein Kunſtgeſchäft gegründet und beſchloſſen, einen eigenen Verlag anzulegen. So zeichnete ich für ihn zunächſt ſechs Landſchaften aus Salzburg, radirte dieſelben in Kupfer und ließ ihnen zwei Jahre ſpäter die ſechs italieniſchen Landſchaften folgen. Auch mit Peſchel und Berthold knüpfte Börner an und erwarb von erſterem eine Folge von Federzeichnungen zum Buche Tobias. Offenbar war Peſchel bei dem öfteren Betrachten der Holzſchnitte Dürer's in der Quandt'ſchen Sammlung auf den Gedanken gekommen, in ähnlicher Weiſe etwas zu componiren und in Holzſchnittmanier ausführen zu laſſen. Da aber zu jener Zeit die künſtleriſche Verwendung und Technik des Holzſchnittes faſt verloren gegangen war, ſo ließ Börner die Tobiasbilder durch den obengenannten Williard auf Stein zeichnen und zwar ebenfalls mit der Feder.

Bei Berthold war ganz im Geheimen eine Reihenfolge von Zeichnungen entſtanden, die mit Hülfe Peſchel's und nach vielem Proteſtiren von Seiten Berthold's aus ihrem Verſteck an das Tageslicht gezogen wurden. Es war ſein „Sonntag", welchen er ſpäter in ſieben Blättern radirt hat. Peſchel und ich waren überraſcht von der anmuthigen Erfindung und von dem Reichthum hübſcher Motive, welche von der originalen Phantaſie unſeres Freundes Zeugniß gaben. Freilich war die Zeichnung unzulänglich und mit einer gewiſſen Manier behaftet; deſſenohngeachtet übernahm der gemeinſchaftliche Freund Börner die Herausgabe. Er hatte übrigens alle dieſe Sachen um einen ſo geringen Preis erworben, daß er im ſchlimmſten Fall nichts dabei riskiren konnte; denn uns war es mehr darum zu thun, mit unſeren Arbeiten an die Oeffentlichkeit zu treten und dadurch bekannt zu werden, als einen Geldgewinn dabei zu haben.

Da ich einmal von meinen und der Freunde Arbeiten berichtet habe, welche in die Meißner Zeit fallen, will ich ſogleich noch derer gedenken, welche mir aus jener Periode in der Erinnerung geblieben ſind.

Zunächſt war es eine Gebirgslandſchaft von Rocca Canterano, ſodann ein Morgen mit dem Blick auf das Volskergebirge, welches Blatt ich auch für den ſächſiſchen Kunſtverein radirt habe; ferner: Der Waldweg bei Ariccia, ein Gewitterſturm am Serone, ein Abend bei Civitella, im Hintergrund den Monte Serone, der Brunnen bei Grotta Ferrata und zwei Wiederholungen deſſelben. Ein Bild von der Serpentara malte ich für Oberbaurath Schinkel in Berlin und eine Abendlandſchaft am Tännengebirge im Salzburgiſchen für Börner. Zu dieſen Arbeiten kamen noch manche kleinere Landſchaften: Ponte Salaro, Tempel der Minerva medica, das Meißner Schloß und eine Anzahl Zeichnungen und Aquarelle.

Auf letztere war ich dadurch gekommen, — denn ich hatte mich früher darin nicht geübt — daß es mir Bedürfniß wurde, die freie Zeit nach der Schülerkorrektur, welche ich gewöhnlich leſend oder mit den Collegen plaudernd zugebracht hatte, nützlicher zu verwenden; denn Schaufuß und Scheinert ſaßen täglich an ihren Arbeitstiſchen und malten Porzellan, während mein Tiſch unbenutzt blieb. Als nun

Demiani, ein Leipziger Kunſtfreund und Beſitzer einer bedeutenden Sammlung von Aquarellzeichnungen, eine ſolche auch von mir zu haben wünſchte, componirte ich einen Erntezug in der Campagna und führte ihn hier in der Zeichenſchule aus.

Es war dies die erſte ausgeführte Aquarelle, die ich gemacht habe. Dieſer folgte eine zweite, welche ſich in der Sammlung des Königs Friedrich Auguſt befindet. Dieſe Behandlungsweiſe machte mir große Freude; denn da meine Phantaſie nicht arm war, die Bilder ſich im Gegentheil im Nu aufdrängten und wie von ſelbſt geſtalteten, ſo war es eine Luſt, ſie in verhältnißmäßig kurzer Zeit wie eine reife Frucht vom Baume meines Lebens abfallen zu ſehen und die Scheuern damit zu füllen. Von meinen damaligen Arbeiten ſind hier noch die Radirungen nach den Gemälden von Lindau, Oehme, Hantzſch und Mende für den ſächſiſchen Kunſtverein zu erwähnen.

In dieſelbe Zeit fallen auch meine Illuſtrationen zu dem hiſtoriſchen Bilderſaal von Textor, welcher in Wochen- oder Monatsheften erſchien. Während einiger Jahre lieferte ich die Zeichnungen dazu, die in höchſt geſchmackloſer Weiſe reproducirt wurden. Ich betrachtete dieſe Arbeit als Exercitien für mich und als Uebung im Figurenzeichnen. Gewöhnlich brachte ich ſolch ein Blatt in einem Nachmittage fertig und erfreute mich dafür eines Honorars von zwei Thalern.

Zweier Oelgemälde will ich hier noch beſonders gedenken. Ich hatte eine Compoſition in der Art Claude Lorrain's ausgeführt, wozu der Lago d'Averno und das Cap Miſene das Motiv gegeben hatten. Das Bild ſchickte ich dem Kunſtverein zur Ausſtellung zu und erhielt bald darauf von dem Vorſtande deſſelben, von Quandt, einen Brief, der Zeugniß geben kann, mit welchem Antheil und ſeinen Verſtändniß dieſe Angelegenheiten von ihm geleitet wurden. Er ſchrieb (im Mai 1831):

„Verehrter Herr und Freund! Bevor ich meinen Sommeraufenthalt in Dittersbach antrete, habe ich das Comité des Kunſtvereins verſammelt und dieſem Ihre Landſchaft vorgelegt. Es wurde faſt einſtimmig bemerkt, daß dieſes Bild von Ihren früheren Arbeiten in der Behandlung und dem Colorit ſehr abweiche. Die Behandlung iſt leichter, ſelbſt gewandter, könnte man ſagen, zeigt mehr Meiſterſchaft, und das Colorit hat etwas Einſchmeichelndes.

Erlauben Sie mir aber auch mit freundſchaftlicher Offenheit zu bemerken, daß es mir und Anderen ſchien, als wenn jene natürliche, ungeſuchte Schönheit, Wahrheit, Unſchuld, welche Ihre Bilder ſonſt immer auszeichnen, dieſem fehle. Es verräth ſich die Abſicht, zu gefallen und Wirkung zu machen oder doch wenigſtens das an ſich recht löbliche Beſtreben, andere Meiſter, z. B. Claude Lorrain, welchen Sie vielleicht im Sinne gehabt haben, zu erreichen. Dies gibt aber gleichſam die Natur aus zweiter Hand. Denn wer die Natur liebt, erkennt darin ſeine Geliebte nicht ſo ganz wieder, ſondern erblickt darin nur ein angenehmes Gemälde. Vergeben Sie, daß ich Ihnen dies ſo unberufen und offen ſchreibe, was ich mir darum erlaube, weil Sie ja wiſſen, wie ſehr ich Sie ſchätze, wie oft ich mich an Ihren Landſchaften erfreut habe, und alſo meine Geſinnungen nicht verkennen werden.

Es thut mir leid, Ihnen melden zu müſſen, daß der Kunſtverein Ihr Gemälde nicht gekauft hat. Sie ſelbſt haben uns ſchon an viel Beſſeres gewöhnt. Ich geſtehe, daß der Kunſtverein Bilder gekauft hat von jungen Leuten, welche bei weitem nicht ſo gut waren, wie Ihr Gemälde; allein von Jenen *hoffen* wir noch viel, und Sie haben ſchon viel *geleiſtet* und uns alſo zu höheren Forderungen berechtigt u. ſ. w.“

Der Nichtankauf des Bildes war freilich hart für mich; allein der freundſchaftliche Rath, dem eigenen, urſprünglichen Gefühl zu folgen und mich nicht in die Anſchauungsweiſe eines Anderen künſtlich zu verſetzen, nicht durch gefärbte Brille zu ſehen, war ein Wink zu rechter Zeit.

Ein zweites Bild, welches ich einige Jahre ſpäter mit großer Sorgfalt ausgeführt hatte, wurde ebenfalls vom Kunſtverein zurückgewieſen, d. h. nicht angekauft. Es ſtellte einen felſigen Abhang vor mit Buſch und Wald umgeben. Ein alter Ziegenhirt ſitzt an dem Stumpf eines Kaſtanienbaumes; ein junges Mädchen liegt im Graſe bei den Ziegen, und im Hintergrund erheben ſich die von der Abendſonne gerötheten Gipfel der Mammellen, der Rocca di Mezzo. Ich war ſehr krank, als ich daran malte; denn ein ſchleichendes Fieber, welches ſeit langen Wochen mich abzehrte, hatte mich ſo elend gemacht,

daß ich allen Lebensmuth verlor. Dennoch ſetzte ich alle meine Kraft daran, das mir möglich Beſte zu erreichen.

Es iſt ſchwer zu ſagen, wie erſchütternd mich die Nachricht traf, daß mein Bild die Zuſtimmung des Comité's nicht erhalten habe. Ich war mir bewußt, mit Aufbietung aller meiner Kräfte mein Beſtes gethan zu haben, und dieſes, wie ich glaubte, mir erreichbar Höchſte genügte nicht! Ich war in der That todtmüde, durch die Krankheit erſchöpft und nun ganz hoffnungslos.

Solche Zuſtände traten nun oft genug zu alle den übrigen Sorgen, welche das Leben in unzähligen Formen und Verhältniſſen mit ſich zu bringen pflegt. Wie glücklich iſt der Künſtler, ſo dachte ich oft, welcher durch einiges Vermögen ſich und der Seinen Exiſtenz geſichert weiß und ſeine Kunſt in voller Freiheit auszuüben vermag, unabhängig von der Geſchmacksrichtung eines vielköpfigen Publikums oder eines zufällig zuſammengewürfelten Comité's! Ja es ſchien mir in Ermangelung eines Beſſeren ein idealer Zuſtand zu ſein, wie Hans Sachs, der ehrbare Nürnberger Schuhmachermeiſter, an ſechs Tagen ſich mit dem Handwerk tüchtig zu beſchäftigen, um damit Feiertage und Ruheſtunden zu gewinnen, die der geliebten Muſe voll und rein gewidmet werden können. „Hans Sachs'ens poetiſche Sendung" von Goethe war damals mein Lieblingsgedicht; es war der Ausdruck meiner Ideale, Wünſche und einigermaßen der eigenen Zuſtände, nur daß die „Liebe" nicht mehr in der Laube ſaß und ein Kränzlein wand, ſondern an der Wiege. Denn, um ſolches gleich hier zu erwähnen, es war mir Mitte Auguſt 1828 (am Tage Mariä Himmelfahrt) ein Mägdlein geſchenkt worden, welches in der Taufe den Namen Maria bekam. Ich denke noch daran, welche Rührung mich überkam, als ich mit gefalteten Händen am Fenſter ſtand und über die Stadt blickte, wo ſoeben die Zinkeniſten auf den Altan der Stadtkirche heraustraten, um nach alter Sitte einen Choral vom Thurm zu blaſen, und wie in demſelben Moment, als ich die erſten Laute des kleinen Ankömmlings aus der Kammer vernahm, in vollen Tönen der ſchöne, mir beſonders lieb gewordene Choral erklang: „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen."

Die Wohnung wurde nun zu klein, und glücklicherweise fand sich bald in der Nähe eine größere. Sie war in dem sogenannten Burglehnhause, eigentlich einem Complex von drei oder vier aus verschiedenen Zeiten stammenden Gebäuden. Das älteste, in der Mitte liegend, hatte eine hübsche, rundbogige Hausthür mit zwei Sitzsteinen und einem schön gemeißelten Wappen darüber. Ein vorspringendes Thor hing mit diesem Hause zusammen, in welchem der Hausbesitzer wohnte, und durch welches der Weg nach dem Schlosse führte. Neben diesem alten Hause, unmittelbar an Kaiser Heinrich des Ersten altem Brückenbogen, welcher St. Afra mit der Albrechtsburg und dem Dom verbindet, lag das etwas später erbaute Haus, dessen zweite Etage ich jetzt bezogen hatte. Die westliche Seite desselben ging freilich bis in die Lomatzscher Gasse hinab, und von da aus gezählt, war es die siebente oder achte Etage; jedoch war es in diesem Hause umgekehrt, wie anderwärts. Die untersten Stockwerke waren die schlechtesten und ärmlichst bewohnten, während die beiden oberen die Bel-Etages waren.

Eine andere Seltsamkeit des alten Genistes war auch, daß es zu jener Zeit eigene Gerichtsbarkeit besaß. So wurde z. B. ein armes Weib, welches in der Tiefe wohnte und eines Kindesmordes beschuldigt worden war, im Zimmer des Hauswirthes über dem Thordurchgang von den Gerichten verhört und die ausgegrabene Kindesleiche von den Aerzten hier secirt und untersucht. Auch hatte der Besitzer des Burglehns die angenehme Verpflichtung, jedem in diesem Hause Geborenen im Falle der Verarmung lebenslang freie Wohnung zu geben, denn das Haus war seine Heimath.

Was mich hier besonders anzog und gefesselt hielt, war die Aussicht, welche das fünffenstrige, geräumige Eckzimmer darbot. Sie war entzückend schön durch die hohe Lage und durch die reichste romantische Umgebung. Auch meine Arbeitsstube, welche höher als die übrigen Zimmer, abgesondert und traulich lag, erfreute mich sehr. In diesem Hause wurden zwei meiner Kinder geboren. Zuerst ein Sohn Heinrich, welcher zum Andenken an seinen Urgroßvater und in Betracht seiner Geburtsstätte in dem alten Bau des Kaisers Heinrich diesen Namen erhielt, und später meine zweite Tochter Aimée. Viele frohe und auch

ſchwere, tief einſchneidende Zeiten durchlebte ich in dieſem Hauſe, die ich hier übergehen will. Der goldene Faden aber, welcher ſich durch das bald in hellen, bald in dunkeln Farben erſcheinende Lebensbild zog, war das lebendige Vertrauen auf Gott und das Gefühl eines ungetrübten häuslichen Glückes, welches mir in ſo reichem Maße beſchieden war.

So floſſen Jahre in ungeſtörter Thätigkeit dahin. Unſer Umgang war ſehr beſchränkt und beſtand faſt nur aus Beſuchen, welche wir von Zeit zu Zeit von Freunden und Verwandten aus Dresden empfingen. Zuweilen wurden ſchöne Sommernachmittage mit den Kindern auf einem nahe gelegenen Dorfe bei bekannten Bauersleuten zugebracht, oder ich wanderte mit dem Collegen Scheinert nach irgend einer hübſch gelegenen, kleinen Weinſchenke auf den Höhen der Spaarberge oder nach den Proſchwitzer Bergen an der Elbe, welche durch ihren guten Wein bekannt waren.

Einſamer war die Winterszeit, in welcher die Beſuche von Dresden höchſt ſelten wurden und während der ſchlimmſten dieſer Monate ganz aufhörten. Aber ich erinnere mich doch mit Vergnügen der langen Abende, an denen wir fröhlich mit den Kindern um den warmen Ofen ſaßen und zehnmal gehörte Geſchichten von neuem erzählt oder ganz neue erfunden werden mußten. Der vortreffliche Feſtkalender vom Grafen Pocci und Guido Görres lieferte Stoff zum Sehen und Hören. Ebenſo erfreulich war das Erſcheinen von Speckter's Fabelbuch, welches in ſeiner erſten Ausgabe, wo die Bilder von Speckter ſelbſt auf Stein radirt waren, höheren künſtleriſchen Werth hatte.

Aber Pocci intereſſirte mich doch bei weitem am meiſten und wirkte höchſt anregend auf mich. Hatte ich doch für Marie und Heinrich zwei Hefte gemacht, in welche ich, wenn ſie brav geweſen waren, am Abend, ſobald die Lampe auf den Tiſch geſtellt wurde, etwas zeichnete. Binnen wenigen Minuten entſtand unter ihren begierigen Blicken ein Bild zu einer Geſchichte, einem Märchen, welches ſie eben gehört hatten, oder ſie figurirten ſelbſt in eigner Perſon, vielleicht auch Papa und Mama, ja ſelbſt die komiſche Chriſtel, in dem Bildchen, welches mit derben Strichen ein Haus- oder Straßenereigniß des Tages

ſchilderte. Ein Reim à la Fibel oder eine ſonſtige erklärende Unterſchrift vollendete das Opus. Mein Publikum war das dankbarſte, es jauchzte oft zwiſchen meinen auf dem Papiere laufenden Bleiſtift hinein, wenn ſie merkten, welche Geſtalt ſich entwickeln würde, oder welchen Bezug die Zeichnung wiederzugeben ſuchte. Auch die Reime drangen in mein Völkchen und auch zu denen, die mit ihm verkehrten und ſie ſchwirrten noch lange bei jeder Gelegenheit durch das Haus. Schade, daß die Hefte allmählich loſe Blätter wurden und ſich endlich verflatterten. Wer hätte aber denken können, daß ſolches kindiſche Spiel der Reim und Vorbote einer ebenſo erfolg- als freudenreichen Arbeit wurde, die in ſpäteren Jahren mich beſchäftigte? Ich meine die Hefte „Fürs Haus". So wurde auch der drei- oder vierjährige Beſitzer des einen Kinderheftes der ſpätere Verleger der ernſter gemeinten Arbeit.

Zur Vervollſtändigung der Schilderung des kleinen Familienkreiſes muß ich noch hinzufügen, daß derſelbe durch drei liebe Hausgenoſſinen, eine Prediger-Wittwe mit ihren beiden liebenswürdigen Töchtern, auf das angenehmſte belebt wurde. Die Mutter war eine vortreffliche Frau, welche nach dem frühen Tode ihres Mannes die drei Kinder — der Sohn war auf der Fürſtenſchule — mit einem ſpärlichen Einkommen und ihrer Hände Arbeit erhalten und gut erzogen hatte. Gewöhnlich kam ſie mit den Töchtern des Abends zu uns herauf, und bald war Alles an dem runden Tiſch beſchäftigt und guter Dinge. Beſonders war die älteſte der Töchter eine aufblühende Schönheit, und wo dieſe im Verein mit Herzensgüte und kindlichem Frohſinn waltet, wie es hier der Fall war, da giebt es ein gutes Dabeiſein. Meiner Frau war dieſer trauliche, zwangloſe Verkehr beſonders angenehm und in vielen Dingen von gegenſeitigem Vortheil. Als ich ſpäterhin den Landprediger von Wakefield las und zeichnete, kamen mir dieſe Abende und Tage oft ins Gedächtniß, beſonders aber die beiden ſchönen Töchter.

Um die Mitte meiner Meißner Lehrjahre trat ein häusliches Ereigniß ein, welches auf meine weitere künſtleriſche Entwicklung von entſcheidender Bedeutung war und welches ich hier ausführlicher er-

zählen will. Bisher hatte ich ausschließlich italienische Landschaften gemalt. Mein Herz war in Rom, in seiner Campagna, in dem mir so lieben Sabiner- und Albanergebirge. Das Heimweh, ich kann es nicht anders nennen, nach dieser ideal schönen und großartigen Natur steigerte sich fast zum Krankhaften, und dies vielleicht um so mehr dadurch, daß ich bei meinen beschränkten Verhältnissen gar keine Aussicht hatte, jemals diese in meiner Idee verklärten Gebiete wieder zu betreten. Die Natur in meiner nächsten Umgebung erschien mir dagegen arm und formlos, und ich wußte nichts aus ihr zu machen.

Nun hatte ich durch meinen Freund Bähr (Carl Bähr, später Professor an der Akademie) in Dresden den Auftrag zugewiesen bekommen, eine größere italienische Landschaft für einen Kunstfreund in Reval zu malen. Ich nahm zum Motiv eine Gegend an der Tiber bei Aqua cetosa und führte das Bild binnen einigen Monaten aus. Bähr, welcher Ende August mit dem Architekten Herrmann nach Rom gehen wollte und mich gern zum Reisegefährten gehabt hätte, hatte mir zur Ermöglichung seines und auch meines innigsten Wunsches die genannte Bestellung verschafft, und ich fand nach genauester Berechnung der Reisekosten, daß die für das Gemälde erhaltene Summe hinreichen würde, ihn wenigstens bis nach Oberitalien zu begleiten, wo ich am Garda See Studien zu machen gedachte.

Unverhofft war mir dieser Glücksstern aufgegangen, und ich war nur in Sorge, es könne während der zwei Monate, nach deren Verlauf wir die Reise antreten wollten, noch irgend ein Hemmniß dazwischen kommen. Und ein solches trat auch wirklich ein.

Ende Juni erkrankte Auguste; sie, die weder vorher noch nachher eine Krankheit durchzumachen hatte, wurde jetzt auf ein langes und schmerzliches Krankenlager gefesselt. Es hatte sich ein Abscess an der linken Hüfte gebildet, welcher nach innen aufgehend ihr unrettbar den Tod bringen mußte, weshalb der Arzt sich bemühte, das Uebel nach außen hin zu leiten. Alle seine Bemühungen schienen jedoch vergeblich, es blieb der Zustand immer der gleiche, und ich sah, daß meine arme Frau immer schwächer wurde. Meine Sorge war groß, und die Furcht vor einem schlimmen Ausgang wurde nicht nur durch die bedenklichen

Geſichter der beiden geſchickten Aerzte vermehrt, welche ſie in Behandlung hatten, ſondern auch durch eine Nachricht, welche mir aus Dresden zukam, daß Nietſchel's (erſte) Frau, die an derſelben Krankheit darniederlag, durch Aufgehen des Abſceſſes nach innen eben geſtorben ſei.

Bähr und Herrmann waren bereits abgereiſt, da ſie ſahen, wie ich ſchon längſt die Hoffnung aufgegeben hatte, mit ihnen gehen zu können.

Als ich eines Nachmittags aus der Zeichenſchule kam, fand ich meine arme Kranke bewußtlos und gänzlich bewegungslos. So blieb ſie während der ganzen Nacht, und die Aerzte erklärten, es ſcheine eine Kriſis eingetreten zu ſein, und geboten die größte Stille. Die Kinder wurden deshalb zu unſerer Paſtorswittwe gebracht, und ich hörte, wie die Leute ſich zuflüſterten: „Es wird wohl heute mit ihr zu Ende gehen.“

Ich kam wieder aus der Zeichenſchule und fand ſie noch immer in demſelben Zuſtande. Seit länger als vierundzwanzig Stunden lag ſie wie todt, ohne die leiſeſte Bewegung. Ich ſetzte mich an ihr Bett. In der Wohnung war Alles ſo todtenſtill, und meine Seele wollte faſt verzagen; ich konnte nur ſtill zu Gott ſeufzen und beten. Die Abendſonne warf noch einen Scheideblick in die kleine Kammer, und vielleicht in einer Art von Gedankenverbindung lenkte ich meine Augen auf die ihrigen, wie fragend, ob dieſelben für immer geſchloſſen ſein ſollten — und ſiehe! in dieſem Moment zuckten ihre Wimpern, die Augen öffneten ſich langſam, und indem ſie mich freundlich anſah, ſagte ſie nach einem tiefen Athemzuge: „O, jetzt iſt mir wieder wohl!“ Ich zitterte vor freudiger Ueberraſchung und Erſtaunen, und der leiſe eingetretene Arzt, nachdem er mit inniger Theilnahme gehört, geſehen und unterſucht hatte, wandte ſich zu mir und ſagte: „Danken Sie Gott! es hat ſich zum Beſten entſchieden, ſie iſt gerettet und die Geneſung wird nun ſchnell eintreten.“ Und ſo war es auch; von Tag zu Tag wurde ſie jetzt wohler, und in acht Tagen war ſie wieder im Wohnzimmer unter den Kindern. Ja, wohl dankte ich Gott von ganzem Herzen, der ein ſo ſchweres Geſchick von mir abgewendet und mir meine liebe, theure Auguſte wieder neu geſchenkt hatte.

Es war indeß September geworden, als meine Frau außer aller Gefahr war, und nun redete ſie mir zu, die ſchöne Witterung wenigſtens zu einer kleinen Erholungsreiſe zu benutzen, da an eine größere nicht mehr zu denken war. Von dem zurückgelegten Reiſegelde war nur ein kleiner Theil übrig geblieben, das andere hatte die lange Krankheit verzehrt. Ich entſchloß mich alſo, durch das Elbthal nach dem böhmiſchen Mittelgebirge bei Teplitz zu gehen, wohin ich ſeit meiner italieniſchen Reiſe nicht wieder gekommen war.

Ich war überraſcht von der Schönheit der Gegenden, und als ich an einem wunderſchönen Morgen bei Sebuſein über die Elbe fuhr und die Umgebung mich an italieniſche Gegenden erinnerte, tauchte zum erſtenmale der Gedanke in mir auf: Warum willſt Du denn in weiter Ferne ſuchen, was Du in Deiner Nähe haben kannſt? Lerne nur dieſe Schönheit in ihrer Eigenartigkeit erfaſſen, ſie wird gefallen, wie ſie Dir ſelbſt gefällt.

Da fielen mir die Goethe'ſchen Strophen ein:

„Aug', mein Aug', was ſinkſt Du nieder?
Goldne Träume, kehrt ihr wieder?
Weg, du Traum, ſo Gold du biſt;
Hier auch Lieb' und Leben iſt!"

Bald griff ich zur Mappe und zum Skizzenbuch, und ein Motiv nach dem andern ſtellte ſich mir dar und wurde zu Papier gebracht. Von Sebuſein bis Kamaik iſt eine Fülle der ſchönſten und großartigſten Landſchaftsbilder ausgeſchüttet. Nach Auſſig zurückgekehrt, zeichnete ich Mehreres am Schreckenſtein. Als ich nach Sonnenuntergang noch am Ufer der Elbe ſtand, dem Treiben der Schiffsleute zuſehend, fiel mir beſonders der alte Fährmann auf, welcher die Ueberfahrt zu beſorgen hatte. Das Boot, mit Menſchen und Thieren beladen, durchſchnitt den ruhigen Strom, in welchem ſich der goldene Abendhimmel ſpiegelte. So kam unter andern auch einmal der Kahn herüber, mit Leuten bunt angefüllt, unter denen ein alter Harfner ſaß, welcher ſtatt des Ueberfahrtkreuzers etwas auf der Harfe zum Beſten gab.

Aus dieſen und andern Eindrücken entſtand nachher das Bild

„Die Ueberfahrt am Schreckenſtein“, der erſte Verſuch, in welchem ich die Figuren zur Hauptſache machte. Freilich fielen ſie ſehr mangelhaft in der Zeichnung aus, beſonders da ich nur zu ein paar Figuren eine flüchtige Skizze nach der Natur zeichnete; doch gefiel das Bild auf der Ausſtellung, und v. Quandt kaufte es ſogleich für ſeine Sammlung. Nach zehn oder zwölf Tagen kehrte ich mit einer kleinen Anzahl Studien und bedeutenden, fruchtbaren Eindrücken in das alte Burglehnhaus nach Meißen zurück.

Von dieſer Zeit an wandte ſich mein Streben wieder ganz der heimiſchen Natur zu. Alle die tiefgehenden Eindrücke aus der Jugendzeit lebten damit wieder auf und erneuten ſich an den nämlichen oder verwandten Gegenſtänden, und immer freudiger durchdrang mich dieſes neue Leben.

Wenn ich in den letzten Jahren meine Begeiſterung nur an meinen italieniſchen Naturſtudien und der immer blaſſer werdenden Erinnerung entzünden konnte, ſo empfand ich jetzt das Glück, täglich friſch aus der Quelle ſchöpfen zu können. Jetzt wurde mir alles, was mich umgab, auch das Geringſte und Alltäglichſte, ein intereſſanter Gegenſtand maleriſcher Beobachtung. Konnte ich jetzt nicht Alles gebrauchen? War nicht Feld und Buſch, Haus und Hütte, Menſchen wie Thiere, jedes Pflänzchen und jeder Zaun und alles mein, was ſich am Himmel bewegt, und was die Erde trägt?

Ich arbeitete und ſammelte jetzt mit neuer Luſt an vaterländiſchen Stoffen. Zunächſt entſtand ein Gemälde, wozu ich das Motiv im Triebiſchthal bei Meißen gefunden hatte, „Herbſtlicher Wald mit Staffage“; ſodann „Aufſteigendes Gewitter am Schreckenſtein“ und die bereits erwähnte „Ueberfahrt“.

Die bis zum Krankhaften geſteigerte Sehnſucht nach Italien war von hier an gebrochen, oder verhinderte mich wenigſtens nicht mehr, offene Augen für das Schöne zu haben, das in meiner Nähe lag, und woran ich täglich ſtudiren konnte. Die Krankheit meiner Frau war alſo die nächſte Urſache zu dieſem Wendepunkte geweſen, und was mir ein großes Uebel ſchien, war ein rechter Segen geworden.

Es mag wohl im Anfange der dreißiger Jahre geweſen ſein, als

Freund Kügelgen mich bat, ihn in Hermsdorf bei Königsbrück auf einige Tage zu besuchen. Er hatte den Auftrag, ein großes Altarbild für eine Kirche in Liefland zu malen, und da er in Dresden kein Atelier fand, welches die zur Aufstellung einer solchen Leinwand erforderliche Höhe besaß, so hatte ihm sein Freund v. Heinitz, der Besitzer von Hermsdorf, einen Saal im Schlosse zu diesem Zwecke überlassen. Ich besuchte ihn dort und machte bei dieser Gelegenheit u. A. auch die Bekanntschaft des Pastor Roller in Lausa.

Roller war, besonders in den kirchlich gesinnten protestantischen Kreisen, weit und breit bekannt. Manchen ein Räthsel, Anderen ein wunderlicher Heiliger, dessen Sonderbarkeiten man belachte, wurde er nur von denen nach seinem wahren Werthe und seiner Bedeutung erkannt, die ihm näher standen und Sinn und Verständniß für dergleichen Erscheinungen besaßen. War es doch mit Roller, wie auf einem andern Gebiet mit meinem lieben Meister Joseph Koch, dessen Scurrilitäten in Aller Munde waren, dessen Bedeutung und Großartigkeit aber nur Wenige recht zu würdigen wußten.

Kügelgen hat in seinen bekannten „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" seinem alten Freunde Roller ein köstliches Denkmal gesetzt und ihn mit der Feder noch besser gezeichnet, als mit dem Pinsel. Ich will hier nur meine kurze Begegnung mit ihm berichten. Zuerst sah ich ihn bei einer Abendgesellschaft auf dem Schlosse Hermsdorf, wo gerade das gräflich Dohna'sche Ehepaar zum Besuche eingetroffen war. Roller's gedrungene Gestalt, die würdevollen Züge seines Gesichts, mit den braunen geistvollen Augen, das bedächtige Tempo seines Sprechens, schienen oft in Widerspruch mit seinen Bizzarrerien im gewöhnlichen Leben und gaben denselben einen noch komischeren Ausdruck; dagegen trat im Amte der volle Ernst und die Würde seines eigensten Wesens hervor, während im freundschaftlichen Gespräch wieder die kindlichste Naivetät und schalkhafter Humor sein Gesicht durchleuchteten. An jenem Abend fiel mir nur auf, daß er im lebhaften Gespräch mit der Gräfin auf deren Aufforderung, sich zu ihr zu setzen, sogleich zum Schemel ihrer Füße Platz nahm, d. h. auf den platten Boden sich setzte und von da aus die Conversation weiter

führte, ohne daß ſolches in der Geſellſchaft als etwas Außergewöhnliches auffiel; denn ſie kannten Alle die Marotten ihres Paſtors.

Andern Tages beſuchte ich ihn mit Heinitz und Kügelgen in ſeinem kleinen, faſt ärmlichen Pfarrhauſe. Meine beiden Begleiter hielten ſich nicht lange auf wegen eines Geſchäftsganges, den ſie zu machen hatten, und nach welchem ſie mich wieder abholen wollten. Roller breitete nun einen Schafpelz in der Nähe des alten Kachelofens aus und meinte, ſo neben einander am Boden ſitzend fühle man ſich gleich freier und traulicher.

Bald waren wir im Geſpräch bei der vorjährigen Kunſtausſtellung. Ich wußte ſchon durch Kügelgen, daß Roller dieſelbe jedesmal mit ſeinen Dorfkindern beſuchte. Mit einer Elite Lauſaer Knaben und Mädchen zog er durch den Wald nach der zwei Stunden entfernten Reſidenz und betrachtete mit ihnen aufmerkſam Bild für Bild. Ich war verwundert, daß er auch das meinige, „Das Thal von Amalfi", gar wohl betrachtet und noch gut im Gedächtniß hatte.

Obwohl nun Roller, zwar ein großer Bilderfreund, aber nichts weniger als ein ſogenannter Kenner war, ſondern ſeine eigenthümlichen, oft ſehr originellen Anſichten hatte, ſo intereſſirte es mich doch, dieſelben über mein Bild zu hören, um ſo mehr, als ich merkte, daß er mit der Auffaſſung deſſelben nicht recht einverſtanden war.

Roller fand etwas Gemachtes, Schönthueriſches darin, namentlich in den Figuren. Wenn er malen könne, meinte er, würde er ſuchen, die Natur ungeſchminkt, in ihrer unſchuldvollen Schönheit hinzuſtellen, ohne etwas dazu zu thun, u. ſ. w.; und nun beſchrieb er eine Landſchaft mit ihrer Staffage, allerdings eine deutſche, die er ja allein kannte, in ſo treffenden Zügen, daß in mir plötzlich ein lebendiges Bild davon aufſtieg, (ähnlich etwa einem Eyk oder Memling), durch welches der Unterſchied einer ideal oder real aufgefaßten Natur anſchaulich klar wurde. Ich hatte das Gefühl, daß eine auf Linienſchönheit allein oder vorwiegend gegründete Auffaſſung zur Manier führen müſſe, wenn nicht zugleich eine völlig naive Naturbetrachtung hinzutrete und dadurch das Aeußere Ausdruck des Inneren werde.

„Müſſet im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts iſt drinnen, nichts iſt draußen:
Denn was innen, das iſt außen.
So ergreifet, ohne Säumniß,
Heilig öffentlich Geheimniß." (Goethe.)

Es war ſonderbar, daß der Vergleich beider Bilder, meines Amalfithales, welches ich mir vergegenwärtigte, und des von Koller geweckten Phantaſiebildes, einen ſo nachhaltigen Eindruck in mir hervorbrachte, daß ſeine Nachwirkung ſpäterhin nicht ohne Einfluß auf meine Arbeiten blieb.

Die Unterhaltung auf unſerem Parterre wandte ſich nun auf einen Gegenſtand, den Koller theoretiſch wie praktiſch meiſterhaft zu behandeln wußte: „Die Kindererziehung"; denn er hatte gehört, daß ich zwei Kinder daheim habe, ohngefähr im Alter von zwei und fünf Jahren. Das Erziehen der Kinder ſei leicht, ſagte er, wenn man nur bei Zeiten den rechten Grund lege. d. h. ſie zu pünktlichem Gehorſam und zur Wahrheitsliebe anhalte, durchaus kein lügenhaftes oder Scheinweſen aufkommen laſſe. Der andere Punkt, auf den es ankomme, ſei die Gewöhnung an Ordnung und Reinlichkeit. Sei dieſe Sinnesart wohlgepflegt worden, ſo werde ſich dieſelbe bei der ſpäteren Entwicklung auch auf die höheren Gebiete übertragen; es werde das Kind z. B. auch dem Worte Gottes gehorſam ſein wollen, und ein kleines Mädchen, welches ihr Schürzchen rein und weiß zu erhalten gewöhnt iſt und keinen Schmutzflecken duldet, wird ſpäter auch ihre Seele rein zu erhalten trachten u. ſ. w.

Indem er dieſe Dinge klar und einfach weiter ausführte, trat Kügelgen wieder ein, und wir erhoben uns von unſerem Divan, dem paſtoralen Schafpelz, auf welchem mir die Stunde nur zu ſchnell verfloſſen war.

Unter Austauſch innerer wie äußerer Erlebniſſe durchſtrich ich mit dem lieben Freund die Gegend, beſonders auch den baumreichen ſchönen Park, welcher von der ſtillen Röder durchfloſſen wird, und

verließ am Morgen des dritten Tages neu gestärkt diesen Kreis vortrefflicher Menschen.

Als ich an die bescheidene Pfarre von Lausa kam, fiel mir das Histörchen ein, welches mir kurz zuvor Kügelgen von Roller erzählte. Letzterer war nämlich vor wenigen Wochen zu einer Pastoren-Conferenz nach Flöha (bei Freiberg) eingeladen gewesen. Als er in die Versammlung eintritt, stellt sich ihm sogleich der Ortspfarrer mit den Worten vor: „Ich bin der Pastor von Flöha". „Und ich bin der Pastor von Lausa", sagte Roller, „schade, daß der Pfarrer von Wanzleben nicht hier ist, er würde der passende Dritte im Bunde sein!"

Der Alte war diesmal sehr heiter, und da das Wetter inzwischen unfreundlicher geworden war und ein dünner Regen herunter nebelte, so mußte „der Oekonom", wie er seinen Bruder Jonathan nannte, weil er die Feldwirthschaft besorgte, den alten Schimmel aus dem Stalle holen, vor den kleinen Plamoagen spannen und mich eine Stunde weit bis auf die Landstraße bringen.

Jonathan war älter als der Pastor, und früher Schneider gewesen. Ich sehe noch das gutmüthige, etwas spitze Schneidergesicht, wie er, sein Pfeifchen im Munde, in die graue Regenluft hinausblinzelte und mir von Hafer und Gerste, von Hühnern und Gänsen erzählte, bis wir die große Straße erreichten, von wo ich noch eine gute Stunde bis Dresden zu wandern hatte.

Hier hörte ich bei den Freunden Oehme, Peschel, Hantzsch und Berthold immer etwas Schönes oder Interessantes, und kehrte dann gegen Abend, wie eine Biene mit allerlei Blüthenstaub beladen, nach Meißen zurück in das alte, wundersame Burglehnhaus zu Weib und Kindern. Solche kleine Episoden mußten mich dann auf lange Zeit entschädigen für die Entbehrung eines anregenden, belebenden Umgangs, den ich je länger je mehr vermißte.

Zuweilen machte ich mit einigen Schülern kleine Ausflüge nach dem böhmischen Mittelgebirge. Das sehr malerische Bergstädtchen Graupen mit dem Wallfahrtsort Mariaschein, das damals sehr stille Außig, Sebusein und mein abgelegenes, aber höchst romantisches Kamaik waren die Lieblingsorte, wo wir gern länger weilten

und Studien ſammelten. Pulian, der ein geſchickter Landſchafts- und Architekturmaler wurde und in den ſechziger Jahren in Düſſeldorf verſtarb, ſowie der talentvolle Haach (in Rom früh verſtorben) waren meine erſten Schüler in Meißen.

Dieſe maleriſchen Fußwanderungen mit mehreren Schülern wurden auch ſpäterhin in Dresden fortgeſetzt; denn ſie erwieſen ſich eben ſo erfriſchend, wie fruchtbringend.

Eine leidlich gute Studie nach der Natur zu machen, iſt verhältnißmäßig leicht zu erlernen, wenn es nämlich Einzelheiten betrifft, wie z. B. einen charakteriſtiſchen Baum, eine gut beleuchtete Felſenmaſſe, eine Hütte u. dergl.; ſchwieriger dagegen iſt es, ein Bild oder ein Motiv zu einem ſolchen richtig zu ſehen und zu erfaſſen, nämlich eine reicher gegliederte Landſchaft rechts und links, oben und unten an der rechten Stelle abzugrenzen; denn dazu gehört Phantaſie und ein kunſtgeübtes Auge. Hier konnte ich den Schülern der Natur gegenüber ſehr behilflich ſein.

Oft, wenn ich eine ſolche mehr bildlich abgeſchloſſene Partie erblickte und darauf aufmerkſam machte, wußten ſie es auf ihrem Papier nicht zurecht zu bringen, weil ſie bald zu viel oder zu wenig von der Umgebung auf ihre Zeichnung brachten. Sie ſahen das Bild nicht richtig heraus; der Sinn für einen in ſich geſchloſſenen Aufbau des Ganzen war noch zu wenig entwickelt. Späterhin habe ich oft gerathen, ein Blatt ſtarkes Papier mit einem kleinen Ausſchnitt in der Mappe bei ſich zu führen, dieſes Bildformat näher oder ferner vor die Augen zu halten und die zu zeichnende Partie damit einzuſchließen, wodurch ſie leicht bemerken konnten, wie die Landſchaft am beſten einzurahmen ſei.

Doch ich kehre von meiner ſchulmeiſterlichen Abſchweifung zurück, und gedenke noch einiger kürzeren oder längeren Beſuche von Freunden und Perſonen, die mir beſonders werth waren. Sie wirkten immer wie ein ſanfter Regen, der über das durſtige Land zieht. So kam 1831 der edle, liebe J. D. Paſſavant zu mir. Er kehrte von einer Kunſtreiſe nach Berlin über Dresden nach Frankfurt zurück, und wie war ich erfreut, ihn wieder zu ſehen! Es tauchten bei ſeinem Anblick

alle die ſchönen Tage in Rom wieder auf und bewegten die Seele. Paſſavant hatte zu dieſer Zeit den für ihn ſo ſchmerzlichen Entſchluß gefaßt, der Malerei zu entſagen und ſich der Kunſtforſchung zuzuwenden. Sein nachher ſo berühmt gewordenes Werk über Raphael hatte er ſchon in Arbeit und zu dieſem Zwecke in Dresden im Muſeum und in der Kupferſtichſammlung Studien gemacht.

Bis zum ſpäten Abend ſaßen wir beiſammen im vertrauten Geſpräch über Kunſt und religiöſe Gegenſtände, welches beides ja den tiefſten Inhalt unſeres Lebens und Strebens ausmachte.

Vor wenig Tagen fand ich in Cornill's „Leben Paſſavant's" ein paar Zeilen, die mich überraſchten und innig gerührt haben: Er erzählt, wie die Dresdener Freunde Paſſavant in zwei Wagen das Geleite bis Meißen gaben, worauf es heißt: „Hier verbrachte er einen ihm unvergeßlichen Abend mit Richter und ſeiner Frau, der ihm nochmals die ganze Poeſie des deutſchen Hauſes vorführte, ehe er das Vaterland wieder verließ."

Paſſavant trat von Frankfurt ſeine Reiſe nach England an.

Ein anderer mir intereſſanter Beſuch war der des alten Krummacher aus Bremen, Kügelgen's Schwiegervater, welcher mir durch ſeine „Parabeln", „Feſtbüchlein" und „Paragraphen zur heiligen Geſchichte" bekannt geworden war. Er kam mit ſeiner Familie aus Hermsdorf, und ich führte ihn in den ſchönen Dom, die Porzellanfabrik in der Albrechtsburg und zu allem ſonſtigen Sehenswerthen Meißen's. Die ſtattliche Erſcheinung des geiſtvollen Mannes mit dem milden Geſichtsausdruck, wie ſeine anziehenden Bemerkungen, ließen noch lange ihren erquickenden Eindruck zurück.

R. Rothe beſuchte mich mit ſeinem Vater, dem Typus eines altpreußiſchen Beamten, als dieſer den von Rom gekommenen Sohn auf ſeiner Reiſe nach Wittenberg bis Meißen begleitete. Rothe war an das theologiſche Seminar in Wittenberg berufen, von wo er nach einer geſegneten Wirkſamkeit als Profeſſor an die Heidelberger Univerſität kam. Seine „Zukunft der Kirche", beſonders aber ſeine „Ethik" waren für die proteſtantiſche Theologie epochemachend. Selbſt der berühmte Cardinal Wiſeman nennt ihn einen der tiefſinnigſten und gelehrteſten

protestantischen Theologen. Mir war es eine innige Freude, den theuren „römischen“ Freund wieder zu sehen; denn für mich waren diese „Römer“ alle mit einer Lichtatmosphäre umgeben, im Gefühl der so glücklich mit ihnen in Rom verlebten Tage.

Deshalb war es auch jedesmal ein hoher Festtag, wenn — gewöhnlich bald vor oder nach Weihnachten — meine lieben Dresdener „Römer“ Peschel und Oehme zum Besuch kamen. Sie langten dann Samstag Abends mit dem großen Botenwagen an. Unten in der Stadt wurden sie am Halteplatz, wo die Passagiere ausstiegen, von mir und Gustel erwartet, und hatte sich endlich der Knäul der bemäntelten und bepackten Insassen dieser Arche Noäh entwickelt und waren die beiden Freundesgesichter beim Schein der Laterne herausgefunden, so stiegen wir im Triumph die Schloßstufen hinan nach unserem alten Burglehnhause, wo die Kinder die wohlbekannten Onkels empfingen.

Wie glücklich saßen wir am andern Morgen um den Kaffeetisch am warmen Ofen, während draußen vor den Fenstern die Schneeflocken wirbelten und sich über die Schloßbrücke in die Stadt hinunter jagten. Zuerst wurde die übliche kurze Morgenandacht gehalten, welche dem Tage die Richtung und dem Herzen das Gefühl der Zusammengehörigkeit vor und in dem Höchsten gab. Beim Frühstück gab es nun viel zu erzählen, was gegenseitig von Interesse war, und wer kennt nicht das wohlthuende Gefühl, nach monatelangem Entbehren alles freundschaftlichen Aussprechens endlich einmal das Herz erleichtern zu können. Jetzt brachte der schiefbeinige Merkurius, der Stalljunge des Botenfuhrmanns, einen Brief, welcher, am Abend angekommen, morgens erst ausgetragen wurde. Der Brief war von Berthold, der wegen Kränklichkeit sein Stübchen nie mehr verließ und wenigstens schriftlich in unserer Mitte sein und — zugleich die Gelegenheit benutzen wollte, „Peschel und Oehme zu sagen, wie lieb er sie habe, was er ihnen doch nicht ins Gesicht sagen könne, wenn sie bei ihm wären.“

Nach dem Frühstück ging es natürlich auch in mein kleines Atelier; die Arbeiten wurden eingehend besprochen, die schönen Stiche des Campo Santo in Pisa (von Affinio), welche ich von Börner gegen

Handzeichnungen von mir eingetauſcht hatte, mit Begeiſterung betrachtet, wobei alle köſtlichen Erinnerungen aus der römiſchen Zeit wieder auftauchten und des Erzählens kein Ende wurde. Der Mittag brachte dann einen ſtupenden „gallinaccio“ auf den Tiſch, ein culinariſches Meiſterſtück von Frau Guſtel, und der Meißner Rothwein mußte den Velletri erſetzen.

Um vier Uhr Nachmittags wurden die Freunde dann wieder in den mit Menſchen und Gepäck vollgeſtopften Botenwagen, welcher ein Abkömmling der berühmten „gelben Leipziger Poſtkutſche“ zu ſein ſchien, einrangirt, und wehmüthig ſahen wir ihnen nach.

Ich und meine Frau empfanden nach ſolchen Beſuchen recht lebhaft, wie wenig wir hier in Meißen Wurzel geſchlagen hatten und wie wir doch erſt in dem nahen Dresden uns „zu Hauſe“ fühlen würden.

Für mich wurde das Verlangen, in eine mehr künſtleriſche Umgebung zu kommen und in fortwährender Berührung mit den allgemeinen Beſtrebungen zu bleiben, immer ſtärker. Ich fühlte mich hier iſolirt und herabgeſtimmt; gleichwohl ſah ich keine Möglichkeit, die Lage zu ändern. Es tauchte zwar in der letzten Zeit das Gerücht auf, man gehe damit um, die Zeichenſchule oder vielmehr deren Verwaltung durch die Akademie, aufzuheben; allein auch wenn ſich dieſe Ausſicht realiſiren ſollte, ſo gab mir das keine Perſpective einer Beförderung, da die einzige Stelle für einen Landſchafter an der Dresdener Akademie mein Vater inne hatte, der noch friſch und thätig ſeinem Amte vorſtand. So ſchien es immer beim Alten bleiben zu müſſen, und die wiederholten, oft ſchweren Erkrankungen, die ich durchzumachen hatte, waren nur geeignet, die hoffnungsloſen Stimmungen zu vermehren.

Im Sommer 1834 ſollte ich noch die große Freude haben, meinen theuren Maydell wieder bei mir zu ſehen. Er wohnte eine Woche bei uns, und das Burglehnhaus ſammt meiner ganzen beſcheidenen Häuslichkeit, meine Arbeiten, Frau Guſtel und die Kinder, die romantiſche Umgebung Meißen's, alles war ſo ganz nach ſeinem Herzen, daß er mich darob glücklich preiſen mußte.

Freilich, wenn ich bedachte, in welcher Abgeſchiedenheit von künſt-

leriſchem Verkehr der Freund in Dorpat lebte, ſo mußten meine Klagen verſtummen. Kunſtbedürfniſſe wie Künſtler fanden ſich in ſeiner nordiſchen Heimath nur ſparſam vor. Die Porträtmalerei war nicht ſeine Neigung, ebenſo wenig der Zeichenunterricht für Dilettanten, die einzigen Thätigkeiten und Erwerbszweige, die in ſolchen Verhältniſſen gewöhnlich übrig bleiben. Traten aber wirklich künſtleriſche Aufgaben an ihn heran, ſie mochten noch ſo verſchiedenartig und die dazu erforderliche Technik eine ihm bisher fremde, ungeübte ſein, ſo übernahm er ſie mit Freuden und überwand die dadurch erwachſenen Schwierigkeiten mit einer bewundernswerthen Fügſamkeit.

So hatte er außer einem großen Altarbilde in Reval und einem kleinen für eine Dorfkirche zwei Apoſtelfiguren in Thon modellirt, einen im gothiſchen Styl geſchnitzten Altar und Kanzel ſammt Taufſtein nach ſeinen Entwürfen ausführen laſſen. Ja er fertigte ſogar eine Marmorbüſte für die Univerſität Dorpat, das Bildniß eines ihrer hervorragenden Gelehrten. Für die liefländiſche Ritterſchaft verzierte er die Adels-Matrikel mit der Darſtellung eines Tourniers in Deckfarben und arbeitete einen ſilbernen Bücherdeckel in getriebener Arbeit aus. Das hohe Lied Salomonis illuſtrirte er in vielen Blättern mit Miniaturen, welches Werk die Kaiſerin von Rußland erwarb. Außerdem radirte er verſchiedene ſeiner Compoſitionen auf Kupfer, z. B. ein geiſtreich erfundenes Blatt mit Arabesken: die Kirche Chriſti, mit dem Text: „Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben.“ Ferner ein Blatt mit dem Gleichniſſe vom verlorenen Sohn; zur Rechten und Linken: das verlorene Schaf und der verlorene Groſchen; über dem Ganzen in der Bogeneinfaſſung ein Engelchor mit der Inſchrift: „Alſo wird Freude ſein im Himmel über einen Sünder, der Buße thut.“ Dergleichen ſinnreiche Zuſammenſtellungen hatte er noch eine große Anzahl componirt; leider wurden ſie nicht in Kupfer ausgeführt. Noch ſpäter ſchrieb er eine Geſchichte des liefländiſchen Adels nach den Chroniken und gab dies Werk in Heften mit vielen Radirungen heraus, ebenſo eine Reihenfolge dergleichen zu Fouqué's Undine. Zwei kleine, von ihm ſelbſt lithographirte Bildchen enthalten höchſt charakteriſtiſche und mit Humor erfaßte Thiergeſtalten zu Krilloff's Fabeln. Obgleich

vor Grandville und Kaulbach gemacht, ſtehen ſie ihnen ebenbürtig zur Seite.

Bei all dieſen verſchiedenartigſten Arbeiten verfiel er auf den Gedanken, auch den Holzſchnitt, welcher in England, Frankreich und zuletzt in Deutſchland ſich mehr und mehr ausbildete, zu kultiviren.

Zu dieſem Zweck hatte er einen jungen, anſtelligen Burſchen in die Technik deſſelben einzuüben geſucht und ließ ihn ſeine auf Holz ausgeführten Zeichnungen ſchneiden. In Berlin hatte ſich Maydell mehrere Wochen aufgehalten, um bei Unzelmann und Anderen mehr Einſicht in das neue techniſche Verfahren dieſer Kunſt zu gewinnen.

Bei ſeiner reichen Phantaſie und ſeiner nach den verſchiedenſten Richtungen hin productiven Kraft konnte er allerdings den wechſelnden Anforderungen genügen, die an ihn heran traten, allein ſie brachten auch den Nachtheil, daß ſeine reichen Kräfte ſich zerſplitterten, und hinderten ihn, in allen dieſen ſchönen Dingen die gewünſchte Meiſterſchaft zu erlangen; es mußte an ihnen etwas Dilettantiſches hängen bleiben. Allein er that, was unter den gegebenen Verhältniſſen möglich war, und that es ſtets in einer ernſten, würdigen Weiſe. Schwerlich hätte ein Anderer an ſeiner Stelle mehr leiſten können und Keiner in einem anderen Sinn. Er äußerte einſt: Gott habe ihn immer wieder auf ein Schülerbänkchen geſetzt, wenn er in einer Klaſſe es auf den Punkt gebracht hätte, zu den Erſten zu zählen.

Nach Verlauf dieſer reich geſegneten Woche begleitete ich Maydell auf einige Tage nach Dresden, wo die Schätze der Gemäldegalerie reichen Stoff darboten, unſere künſtleriſchen Anſichten und Meinungen auszutauſchen. An den Abenden waren wir mit den Freunden und Bekannten beiſammen, zu welchen ſich in letzter Zeit noch der alte, liebenswürdige Staatsrath Aderkas aus Dorpat und Baron Yrkül, ein Landsmann Maydell's, geſellt hatten.

Bald nach Maydell's Abreiſe erneuerte ſich das Gerücht von einer bevorſtehenden Aufhebung der Zeichenſchule, und mit Furcht und Hoffnung ſah ich der Beſtätigung deſſelben entgegen. Denn obwohl ich es ſchmerzlich empfand, daß ich in meiner iſolirten und herabgedrückten Stellung auf die Dauer nicht gedeihen, das künſtleriſche

Streben zu keiner freien Entwicklung gelangen könne, ſo glaubte ich doch nicht, eine Stellung eigenmächtig aufgeben zu dürfen, die mir durch Gottes Fügung ohne mein Dazuthun in die Hände gegeben war. Jetzt nun zeigte ſich unerwartet eine mögliche Löſung dieſes Verhältniſſes und ſteigerte mein Verlangen darnach auf das Höchſte. Ich fühlte, es ſei Zeit, in ein anderes Fahrwaſſer zu kommen, wo ein vollerer Luftſtrom ſich in die Segel legen könne.

Späterhin erkannte ich freilich wohl, daß dieſe Abgezogenheit von allem Zerſtreuenden auch ihr Gutes gehabt hatte; denn jene Lebenseindrücke, welche ich in Rom empfangen, konnten, fremden Einflüſſen wenig ausgeſetzt, tiefere Wurzeln ſchlagen und ſich ſelbſtändiger entwickeln. Ich dachte oder phantaſirte vielmehr und ſchrieb nieder, was mir über Kunſt und Glauben in den Sinn kam, um mir ſelbſt dadurch mehr Klarheit zu verſchaffen. Bücher ſtanden mir wenig zu Gebote, und bezüglich der Kunſt waren immer noch Schlegel's „über chriſtliche Kunſt" und Rumohr's „Einleitung" und ſeine italieniſchen Forſchungen, ſowie einige Aufſätze von Goethe, ein paar kleine Büchlein von Keſtner und Paſſavant mein Hausſchatz und Evangelium. Auch ſpäterhin habe ich verhältnißmäßig wenig über Kunſt geleſen, und erſt, als ich im Schaffen nachlaſſen mußte, erfreute ich mich an ſo manchem Trefflichen, was inzwiſchen Kunſtgeſchichtsſchreiber zu Tage gefördert hatten.

Mehr als in Kunſtſchriften ſtudirte ich in den Werken der Künſtler ſelbſt und ſuchte da Förderung und Erbauung im eigentlichen Sinne des Wortes. Daſſelbe war der Fall beim Leſen der großen Dichter. Was über ſie geſchrieben worden war, kannte ich wenig oder gar nicht! aber durch ihre Werke fühlte ich mich beflügelt, auf ihre Höhe emporgehoben, im Anſchauen und Nachempfinden des Schönen und Guten, was ich bei ihnen fand, aufs innigſte beglückt und zur Begeiſterung fortgeriſſen.

Ein Sprichwort lautet: „Sage mir, mit wem Du umgehſt, ſo will ich Dir ſagen, wer Du biſt." Dies kann man wohl im allgemeinen auch auf Bücher und beſonders in Beziehung auf Lieblingsſchriftſteller anwenden, und ſo will ich hier ſogleich zur Charakteri-

ſirung meiner Sinnesweiſe in religiöſen Dingen diejenigen Bücher nennen, mit denen ich mich ſympathiſch verbunden fühlte, und die mir wie liebe Herzensfreunde ſtets zur Seite lagen.

Das erſte war ſelbſtverſtändlich die heilige Schrift, die ich in der ſchönen Friedrich von Meyer'ſchen Ausgabe von meiner Frau als Weihnachtsgeſchenk erhalten hatte, und welche durch Einleitung und kurze Noten einem genaueren Verſtändniß zu Hülfe kam. Außer dieſer aber waren Thomas von Kempen, Claudius und G. H. v. Schubert meine Freunde, Lehrer und Führer. Von dem Erſteren ſagt ja der große Leibnitz: „Die Nachfolge Jeſu Chriſti iſt eines der vortrefflichſten Werke, die je geſchrieben worden ſind. Selig, wer nach dem Inhalt dieſes Buches lebt und ſich nicht damit begnügt, das Buch nur zu bewundern.“ Berthold hatte die Ueberſetzung mit den einleitenden Aufſätzen und reichen Anmerkungen des J. M. Sailer zufällig in die Hände bekommen; entzückt von demſelben ſchrieb er mir davon und rieth, daſſelbe anzuſchaffen. Als eine kleine Probe dieſer Einleitung ſchrieb er die Stelle ab:

„Der einſt der horchenden Lydia das Herz aufgeſchloſſen, daß ſie verſtehen konnte, was ſie hörte, der ſchließe auch uns das Herz auf, daß wir verſtehen, was wir leſen, und in uns ſelbſt erfahren, was uns der Buchſtabe außer uns von Wahrheit, Reinheit und Friede erzählet.

Denn das iſt es, was wir eigentlich ſuchen, und was wir nur durch Chriſtum finden können:

Wahrheit,
Reinheit,
Friede.

Wahrheit durch Ihn, denn Er iſt das Wort Gottes; Reinheit durch Ihn, denn Er iſt das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt; Friede durch Ihn, denn Er iſt das Heil der Welt, Er ſendet Friede und Freude im heiligen Geiſte!“

Dieſer „Sailer'ſche Kempis“ iſt mir immer der klare, treue Freund und Rathgeber geweſen, welcher nach manchen Zerſtreuungen des Tages mich innerlich wieder ſammelte, und wenn ich müde und matt wurde,

mich aufrichtete und mit einem Becher Waſſers erfriſchte, das aus jenem Brunnen kam, der in das ewige Leben fließt, woher es auch ſtammt. Ein anderer Hausfreund, deſſen Werth mir mit der Zeit nur geſtiegen, iſt der ſchlichte, treuherzige und humoriſtiſche Claudius, voll Ernſt und tiefen Sinnes, ſo recht das Bild eines deutſchen Mannes und Chriſten. Verſe hat er zwar nicht viel gemacht, und die wenigen ſind nicht alle gleichen Werthes. Wer aber das — mir beſonders liebe — Abendlied „Der Mond iſt aufgegangen", ferner „Die Sternſeherin Lieſe", „Das Hochzeitlied", „Chriſtine" und noch manches Andere derart ſchaffen konnte, iſt gewiß ein wahrer Dichter!

Der dritte dieſer Hausfreunde war der liebenswürdige G. H. v. Schubert, mit dem ich ſpäterhin auch perſönlich freundſchaftlich verkehrte. Sein „Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde", beſonders der erſte Theil deſſelben, übte eine tiefe Wirkung in den weiteſten Kreiſen. Gerade bei der kühlen Temperatur des damals herrſchenden Rationalismus war es kein Wunder, daß die Sprache des Herzens, des Lebens und der eigenen Erfahrung wie ein warmer Frühlingsregen, welcher über das Land zieht, unzählige Lebenskeime weckte und fruchtbar machte. Schubert hat durch ſeine Schriften wie durch perſönlichen, ausgebreiteten Verkehr unendlich ſegensreich gewirkt. Sein reiches Wiſſen, die Milde und Weitherzigkeit, verbunden mit der Heiterkeit ſeines Gemüthes, zogen auch ſolche an, die nicht ganz ſeines Sinnes waren. Ueberhaupt hatten ſich die konfeſſionellen Gegenſätze noch gar nicht ſo zugeſpitzt, wie es bald darauf der Fall wurde; vielmehr lebte man in einer Strömung, wo alle innerlich lebendigen Chriſten, Katholiken wie Proteſtanten, ſich über den aufgerichteten Zaun hinüber freundſchaftlich die Hände reichten, und zwar nicht ſowohl aus kühler Toleranz, ſondern aus dem Gefühl des innigen Einsſeins mit dem Einen, dem Heiland und Erlöſer Aller. Man brauchte in dieſer Beziehung oft das Bild oder Gleichniß eines Herrn, deſſen Truppen, obwohl einer Fahne folgend, doch verſchiedene Uniformen tragen.

Für mich gab es nur jene eine, unſichtbare Kirche, von der es im Liede heißt:

„Die Seelen all, die Er erneut,
Sind, was wir heil'ge Kirche nennen."

Für die äußere Kirche hatte ich wenig Interesse. Zur Osterzeit ging ich nach Dresden in die katholische Kirche zum Empfang des heiligen Abendmahls, und in Meißen hörte ich zuweilen eine protestantische Predigt im Dom oder in St. Afra, bei welcher ich aber selten die Erbauung fand, die ich suchte.

Der Herbst kam heran und brachte das von mir sehnlichst herbeigewünschte Rescript der Regierung, wonach die Zeichenschule aufgehoben und am 24. December zu schließen sei. Somit war ich bis auf weiteres mit einem sogenannten Wartegeld von hundertundvierzig Thalern des Dienstes enthoben. Trotz mancher Sorgen und fortdauernder Kränklichkeit fühlte ich mich jetzt glücklich in der Hoffnung, recht bald vom Druck einer wie Blei auf mir lastenden Atmosphäre befreit zu werden und in ein befreundetes, frischeres Element zu kommen. So zog ich denn im Frühjahr 1836 — sobald die ersten Lerchen schwirrten — mit Weib und Kindern und allen Habseligkeiten wieder in die Vaterstadt Dresden ein zur großen Freude meiner Freunde.

Auffallend war, daß mich von da an alle die Krankheiten, die mich alljährlich heimsuchten, für lange Jahre verließen und eine sehr regsame, thätige Periode eintrat. Die letzten Meißner Jahre hatten mich körperlich so herabgedrückt, daß ich an ein frühes Ende glauben mußte.

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Dresden 1836—1847.

Auf Oehme's und ſeiner Frau Vorſchlag bezogen wir zu gleicher Zeit ein neues, vor dem Löbauerſchlage gelegenes Haus. Wir nahmen die erſte, ſie die zweite Etage. Die Frauen, die ebenſo freundlich zu einander ſtanden, wie wir Männer, waren voller Freude über das vom Stadtlärm entfernte, halbländliche Zuſammenleben, auch unter den Kindern fand Uebereinſtimmung nach Alter, Zahl und Geſchlecht ſtatt; zu meinen ſchon genannten drei Kindern war noch ein viertes, eine kleine Helene, gekommen, die dieſen Namen ihrer Pathin, der uns befreundeten, verehrten Mutter Kügelgen's, verdankte. Unter ſolchen auch räumlich nahen Verhältniſſen zwiſchen Oehme und mir wurde der gegenſeitige Antheil und künſtleriſche Austauſch bei unſeren Arbeiten nur geſteigert. Kam einer bei ſeinem Bilde an eine zweifelhafte Stelle, ſogleich wurde der Nachbar herbeigerufen, die Sache berathen und womöglich ins Klare gebracht.

Im Sommer ſpazierten wir, das Skizzenbuch in der Taſche, nach dem ganz nahen Plauen'ſchen Grund, der zu jener Zeit ſehr maleriſch und reizvoll war, oder wir ſtiegen auf ſeine Höhen, und immer trug man eine kleine Beute nach Hauſe. Bei unſerer Art zu arbeiten fiel mir eine große Verſchiedenheit auf. Mochte ich mich an manchen Sachen auch noch ſo ſehr tagüber abgemüht haben, ſo war mir die Arbeit aus dem Sinn, ſobald ich ſie bei Seite geſtellt und Feierabend gemacht hatte. Andere Dinge nahmen mich dann ebenſo voll oder leicht in Anſpruch, wie es vorher die Arbeit gethan. Ganz

anders war es bei Oehme. Bei ihm hing Alles von der Stimmung ab. Hatte er irgend eine Stelle in ſeinem Bilde nicht klar herausgebracht, ſo beunruhigte es ihn fortwährend und ließ ihn nicht los, wenn auch längſt Pinſel und Palette zur Seite gelegt waren. Ja in ſolchen kritiſchen Momenten ließ es ihn auch bei Nacht nicht ruhen; er ſtand aus dem Bette auf, zündete die Lampe an und wanderte in ſein Atelier, wo er dann die verzweifelt ſchlimme Stelle anſah, zu Pinſel und Farben griff und ſo lange malte, bis er glaubte, das Rechte getroffen zu haben, oder bis er — und dies war meiſtens der Fall — die Stelle ſo gründlich verdorben hatte, daß er ſie ſchließlich wegwiſchte, damit die liebe Seele endlich Ruhe habe. Bei Oehme ging Alles aus der Stimmung, bei mir aus einer inneren Anſchauung hervor. Um dieſe Zeit arbeitete ich an einem größeren Bilde, das Baron v. Schweizer bei mir geſehen und für ſich beſtellt hatte. Das Motiv ſtammte von Mariaſchein in Böhmen und war in einer kleinen Bleiſtiftſkizze entworfen. Ein Brunnen von alten Linden umgeben, dabei ein Heiligenbild. Von dieſem ſchattigen Platze aus ſah man in die von der Mittagsſonne beleuchteten Kornfelder hinaus. Es lag nahe, dieſe Landſchaft mit einer kleinen Schafheerde und ihren Hütern zu beleben und eine Schaar Wallfahrer trinkend und ruhend um den Brunnentrog zu verſammeln. Der Blick aus der ſchattigen Kühle in die Mittagshitze hinaus machte eine maleriſche Wirkung und die ganze Staffage einen poetiſchen Eindruck. Das Gemälde kam ſpäter auf die Kunſtausſtellung und gefiel. Dies war eine der wenigen Beſtellungen, die mir überhaupt geworden ſind; meiſtens mußte ich wie Oehme die Hoffnung auf den Kunſtverein ſetzen, und ſchlug dieſe fehl, d. h. wurde das Bild nicht gekauft, ſo war das eine große Calamität für das Hausweſen, und lange Zeit mußte vergehen, ehe wieder Alles ins Gleiche gebracht war. Es hatte etwas Tragikomiſches, wenn wir beiden Hausväter zu gleicher Zeit unſere vollendeten Bilder ausgeſtellt hatten und einige Wochen in geſpannteſter Erwartung einer Entſcheidung entgegenſahen. Widerwärtige, ja qualvolle Tage folgten jeder Arbeit als pikantes Finale nach, das in idealer Begeiſterung begonnene und ausgebildete Werk mußte die via dolorosa paſſiren, um in die rauhe

Wirklichkeit zu gelangen. War der Tag endlich herbeigekommen, wo das Comité des Kunstvereins über Ankauf der Bilder zu entscheiden hatte, und die Nachricht vom Ergebniß der Abstimmung bis zu uns gelangt, dann fiel entweder ein schwerer Sorgenstein vom Herzen, oder es legte sich ein solcher doppelt schwer darauf. Da ich aber nun einmal mit meinen Arbeiten auf den Kunstvereinsmarkt verwiesen war, mußte ich es immerhin als ein Glück ansehen, daß von jetzt an meine Bilder jedesmal zum Ankauf kamen. Daß dieser aber von einer wechselnden, zufälligen Majorität abhing, und die Bilder ebenso zufällig durch das Loos Besitzern zugeführt wurden, denen sie vielleicht gar nicht erwünscht waren, und die nur den relativen Geldwerth ästimirten, das Alles wirkte nicht anregend und erhebend. Der Kunstverein nahm den Charakter einer Unterstützungsanstalt an, und darin sah ich ein unrichtiges, ungesundes Verhältniß. Als ich daher späterhin von Verlegern bestimmte Aufträge erhielt zur Ausführung, wenn auch nur kleiner Compositionen, die gebraucht, gewünscht, mit freudigem Interesse empfangen und mit Dank bezahlt wurden, so versetzte mich dies sogleich in ein viel frischeres Element, ich athmete freier auf und fühlte mich nicht mehr abhängig von Gunst und Laune des Zufalls.

Aber ich bin der Zeit etwas vorausgeeilt und kehre zu den ersten Jahren meines Dresdener Lebens zurück.

Die Aufhebung der Meißner Zeichenschule war nur der Vorbote einer noch weitergehenden Umgestaltung der Akademie gewesen. Der Minister von Lindenau, der nach Einsiedel's Abgang an die Spitze des Ministeriums gekommen war, erkannte bald, daß die Kunstakademie zuviel veraltete Elemente enthalte, welche den neuen Anschauungen nicht entsprachen. Der Minister, mit Herrn v. Quandt nahe befreundet, wohnte in dessen an der Elbe schön gelegenen Hause und konnte sich um so bequemer mit ihm über die obwaltenden Umgestaltungen besprechen, und so kam es, daß von Quandt einen wesentlichen Einfluß auf die Neugestaltung akademischer Verhältnisse gewann. Die Akademie huldigte noch immer den Anschauungen und der Lehrmethode, in welcher die älteren Lehrer selbst erzogen und gebildet worden waren, eine Richtung, die jetzt mit dem Namen Zopfzeit bezeichnet wird. Gewiß war unter so

mancherlei Auswüchsen und Verschiedenheiten jener Periode nichts so störend, alles wahre Naturgefühl vernichtend, als die Schule Zingg's im Fache der Landschaft; und in dieser Methode unterrichtete mein Vater.

Wie sehr jetzt dadurch seine Stellung an der Akademie gefährdet war, erkannte ich wohl, und meine Befürchtungen trafen nur zu bald ein. Der treue und langjährige Lehrer ward plötzlich seines Postens enthoben und mit Pension in den Ruhestand versetzt. Ich war dem Minister von Carlowitz unterstellt und bestimmt worden, in einer Stadt des Erzgebirges als Zeichenlehrer an einer der neu zu errichtenden Gewerbeschulen angestellt zu werden. Diese Aussicht war für mich trostlos; ja es erfaßte mich eine Art innerer Verzweiflung, wenn ich bedachte, daß ich dadurch noch mehr, als in den vergangenen sieben Meißner Jahren, aus allem Verkehr mit Gleichstrebenden gerissen werde und in einer abgelegenen Fabrikstadt mit meinen künstlerischen Idealen verkümmern müsse; hätte ich nicht Weib und Kind gehabt, oder hätte ein auch nur kleines Vermögen für einige Zeit meine Existenz gesichert, so würde ich jetzt den dürftigen Faden, der mich an mein Vaterland hielt, durchschnitten haben und wäre nach München übergesiedelt. Unsäglich niederdrückend und entmuthigend war die Erfahrung, daß ich trotz meiner bisherigen Bestrebungen und Leistungen von der akademischen Behörde als eine Bürde behandelt wurde, deren man sich zu entledigen suchte. In dieser Noth wandte ich mich an den Minister von Carlowitz, stellte ihm vor, daß ich mich in Rom zum Landschafter ausgebildet habe und in diesem Fache Unterricht wohl ertheilen könne, nicht aber im Ornamentzeichnen, das an einer Gewerbeschule doch die Hauptsache sei. Er hörte meine Darlegung freundlich an und versprach, meine Wünsche möglichst zu berücksichtigen. Einige Wochen darauf erhielt ich ein akademisches Schreiben, welches mir die Stelle meines pensionirten Vaters übertrug. Diese Anstellung versetzte mich aufs neue in die peinlichste Lage um meines Vaters willen, der, schwer gekränkt durch seine unvermuthete Entlassung, diese den Chikanen eines Collegen zuschrieb. Herr v. Quandt, dem ich meine Situation klagte, fertigte mich kurz und bündig mit den Worten ab: „Wenn Sie die Stelle nicht annehmen, so suchen wir einen Anderen,

und Ihr Vater bleibt doch entlassen.“ Ich mußte mich also fügen, und zum Glück faßte mein Vater, zwar nicht gleich, doch mit der Zeit, die Amtsnachfolge seines Sohnes als eine Milderung der ihm widerfahrenen Kränkung auf.

Nachdem ich den Unterricht im Landschaftszeichnen an der Akademie übernommen hatte, war es mein Erstes, bei den vorgefundenen Schülern den unglaublich manierirten Zopf der sogenannten Zingg'schen Schule auszumerzen. Dies war keine leichte Sache, und vor Allem mußte ich die Vorlagen, welche zum Kopiren vorhanden waren, ganz beseitigen und anderes Material herbeizuschaffen suchen. Da aber brauchbare Studien neuerer guter Landschafter damals nicht leicht zu erlangen oder zu theuer waren, so mußte ich mich mit dem Ankauf der lithographischen Hefte von Wagenbauer und einigem Anderen dieser Art begnügen und gab das Meiste von meinen eigenen Studien einstweilen zur Benutzung. So verging das akademische Wintersemester unter fleißigem Kopiren. Als aber jetzt der Sommer nahte, draußen Alles in Laub und Blüthe stand, da kam es mir doch allzu lächerlich philiströs vor, in diesen vier Wänden eingeschlossen zu sitzen, um Naturkopien zu kopiren, während außerhalb dieser Räume die uralten und ewig neuen Originale im Leben voller Schönheit zu schauen waren. Da nun die Umgegend von Dresden große Verschiedenheit in ihrem landschaftlichen Charakter bietet, um die mannichfaltigsten Studien zu sammeln: Felsengründe wie langgestreckte Haidegegend, idyllische, freundliche Thäler, malerische Dörfer, Waldhöhen und Flußgebiete, so kam ich zu dem Entschluß, einen Versuch zu wagen, die Schüler unmittelbar nach der Natur zeichnen zu lassen, was bis dahin an der Akademie nicht gebräuchlich gewesen war. Es konnte dies um so leichter ausgeführt werden, als im Sommerhalbjahr die Zahl der Schüler acht bis zwölf nicht überstieg, weil meist nur solche am Unterrichte theilnahmen, die sich ganz dem Landschaftsfache widmeten. Es zeigte sich diese Einrichtung auch so erfolgreich und anregend, daß sie bis heute (1881) in Anwendung geblieben ist. Die Abwechslung zwischen Kopiren und Zeichnen nach der Natur brachte mehr Frische und Lebendigkeit unter die Schüler. Wenn die Schüler beim Zeichnen

im Freien in der Wahl der Gegenſtände und deren Behandlung zu größerer Selbſtthätigkeit genöthigt waren und hierbei ihrer Mängel ſich mehr bewußt wurden, ſo entſtand daraus der Vortheil, daß ſie im folgenden Winterſemeſter mit größerem Verſtändniß und lebendigerem Intereſſe ihre Originale nachzeichneten.

Ich komme jetzt abermals an eines jener kleinen Ereigniſſe, deſſen Folgen bedeutſam waren und meinem ganzen ferneren Leben eine Wendung gaben, die ich mit den Worten bezeichnen und dieſem Capitel meiner Erinnerungen als Ueberſchrift voranſtellen könnte: „Wie ich zum Holzſchnitt, oder wie dieſer zu mir kam“; und abermals war der gute Papa Arnold dabei im Spiele, und wieder war es ein Irrthum, welcher zu einem Wendepunkte meines Lebens und Schaffens führte.

Eines Tages kam Arnold mit einem ungewöhnlich griesgrämigen Geſicht zu mir und ſtellte mich zur Rede, daß ich einem Leipziger Verleger Georg Wigand meine Zuſtimmung zum Kopiren einiger Proſpecte der ſächſiſchen Schweiz ſeines Verlages gegeben haben müſſe. Mir war weder der betreffende Verleger noch das fragliche Opus bekannt, ich begriff aber wohl, wie der durch Nachdruck ſchon früher vielfach und ſchwer geſchädigte Papa Arnold durch Eingriffe in ſeine Rechte in Verbitterung kommen mußte.

Leicht konnte ich ihm mein Unbetheiligtſein an dieſer Sache darthun, und wir ſchieden in alter Freundſchaft. Da er nun Wigand mit einer Klage bedrohte, kam dieſer nach Dresden, und die beiden Männer verglichen ſich. Bei dieſer Gelegenheit beſuchte mich Wigand, der, damals noch ganz unbekannt mit Kunſt und Künſtlern, von meiner Exiſtenz in Dresden zuerſt durch Arnold erfahren hatte. Er erzählte mir, daß es ſich in dem Streite mit dieſem um Benutzung einiger Blätter „Anſichten der ſächſiſchen Schweiz“ für ſein im Entſtehen begriffenes Kupferwerk „Das maleriſch romantiſche Deutſchland“ handle; er habe die von mir radirten Blätter nach London geſandt und dort für den Stahlſtich in eine wirkungsvollere Manier überſetzen laſſen und ſie theuer bezahlen müſſen. Schließlich fragte er mich, ob ich einige der noch fehlenden Anſichten zur Section der „ſächſiſchen Schweiz“ für ihn neu nach der Natur zeichnen und ausführen wolle. Nun

hatte ich mich schon in Rom mit der Idee beschäftigt, künftig einmal ein Werk „Die drei deutschen Ströme, Rhein, Donau, Elbe" zu zeichnen und zu radiren, in welchem nicht nur die malerischen, sondern auch die historisch merkwürdigen Gegenden, Städte, Burgen, Klöster u. s. w. in Verbindung mit den Volkstrachten, Festen und Gebräuchen zu einem poetischen Gesammtbilde verarbeitet werden sollten. Ich entwickelte Wigand im Laufe des Gespräches diese altgehegte Lieblingsidee, und mit Begeisterung rief er aus, das sei es, was ihm, aber ganz unklar, vorgeschwebt habe, und er bat mich, einige Abtheilungen des Werkes zu übernehmen. Wir einigten uns über die Sectionen: „Harz," „Franken", „Riesengebirge", und auf diese Weise kam ich zuerst in geschäftliche Verbindung mit Georg Wigand, und die zum „malerischen und romantischen Deutschland" übernommenen Zeichnungen wurden die Brücke zu meinen späteren Compositionen für den Holzschnitt. Die Reisen in jene malerischen Gegenden Deutschlands wurden größtentheils zu Fuße zurückgelegt und lieferten fürs Skizzenbuch und die Erinnerung eine reiche Ausbeute von Bildern und Erlebnissen aus dem deutschen Volksleben, die mir für mein späteres Schaffen vielfach zu Gute kamen. Ich war damals ein sehr rüstiger Fußgänger und marschirte z. B. auf der Wanderung durch Franken, das ich mehrmals kreuz und quer, von Nürnberg bis zur Rhön, durchzog, gegen hundert Postmeilen innerhalb zwei Wochen. Bald nach Erscheinen des malerisch romantischen Deutschlands unternahm Wigand eine deutsche Ausgabe des „Vicar of Wakefield" von Goldsmith mit Holzschnittillustrationen, deren Composition er mir übertrug.

Ich hatte damals noch wenig Kenntniß von der Technik des Holzschnittes und erinnerte mich nur, daß Professor Steinla mich einst veranlassen wollte, für ihn eine kleine Aufzeichnung auf Holz zu machen, und mir das Prinzip des Holzschnittes im Gegensatz zum Stich folgendermaßen zu erklären versuchte: Druckt man eine Holzplatte ab, so entsteht eine schwarze Fläche; die abgedruckte, polirte Kupferplatte hingegen läßt das Papier weiß. Während beim Stich das Dunkel ins Licht gravirt wird, müssen beim Holzschnitt die Lichter aus der Tiefe geschnitten werden. Der Künstler hat also die durch

die Platte gegebene Schwärze vorzugsweise zu benutzen und beim Aufzeichnen aus der Tiefe ins Licht zu arbeiten. Außerdem war mir bekannt, daß die neuere Technik ſich von der alten weſentlich unterſchied. Zu Dürer's Zeiten wurden die Zeichnungen auf Birnbaumtafeln von Langholz übertragen und mit Meſſern ausgeſchnitten, während jetzt auf Buchsbaumplatten von Kernholz gezeichnet wird, das ſich leicht mit Sticheln bearbeiten läßt. Das Schneiden mit dem Meſſer konnte bei weitem nicht ſo zarte und durcheinanderlaufende Strichlagen hervorbringen, als die jetzige Stichelarbeit; die Alten mußten deßhalb ihre Aufzeichnungen einfach und in derben Strichen halten, und Kreuzſchraffirungen wandten ſie wegen Schwierigkeit der Ausführung äußerſt ſelten an. Obwohl ich nun die Einfachheit der alten Zeichnungsweiſe möglichſt beibehielt, erlaubte ich mir doch größere Freiheiten in Verwendung der Strichlagen und ſuchte hauptſächlich große Licht- und Schattenmaſſen zu gewinnen; zu weitgehende Ausführung der Modellirung durch Mitteltöne aber vermied ich, weil ſie dem Holzſchnitt leicht etwas Trübes geben; überhaupt war es mein Beſtreben, den Charakter des Holzſchnittes, ſeinen durch das Material bedingten Styl, zu bewahren, und weder zur Nachahmung der Alten noch zum Wetteifer mit dem Kupferſtich zu ge- oder mißbrauchen. Wenn ſpäterhin in Beſprechungen meiner Holzſchnittbilder hervorgehoben wurde, daß ſie etwas wie Sonnenſchein an ſich trügen, ſo verdanke ich dieſes Lob nicht ganz allein meiner Compoſition, ſondern dem oben angedeuteten Verfahren; denn kräftige Tiefen gegen große Lichtmaſſen hingeſtellt bringen immer eine gewiſſe ſonnige Wirkung hervor.

Ich ging überhaupt nicht auf maleriſche Toneffecte aus, ſondern auf Reichthum der Motive, klare Anordnung und Schönheit der Linienführung.

Der Holzſchnitt, der wie die Glasmalerei Jahrhunderte lang unter die in Vergeſſenheit gerathenen Kunſtfertigkeiten gehörte, hatte ſeine Wiederbelebung in London gefunden, wo er gegen Ende vorigen Jahrhunderts durch den Kupferſtecher Berwick für künſtleriſche Zwecke zuerſt wieder in Anwendung gebracht wurde.

Von da an hatte ſich eine Holzſchneideſchule in England heran-

gebildet, die durch den Buchhandel reiche Beschäftigung fand. Georg Wigand war auf sie aufmerksam geworden und hatte einige tüchtige Holzschneider veranlaßt, nach Leipzig zu kommen, von denen ich nur Nichols, Bennorth, Allanson nennen will. Ich ging nun mit Freuden an die Compositionen zum „Landprediger von Wakefield" und zeichnete sie selbst aufs Holz. Beim Fortgang der Arbeit stellten sich aber auch ungeahnte Leiden ein; denn der Anblick mancher der sonst sauber gearbeiteten Holzschnitte trieb mir einen gelinden Angstschweiß auf die Stirne, wenn der Ausdruck, namentlich der Köpfe, die ich oft drei bis vier Mal verändert hatte, um den rechten zu finden, so umgewandelt war, daß sie mich höchst fremdartig ansahen. Mir war charakteristischer Ausdruck Herzenssache, während die Engländer ihren Stolz in höchste Eleganz der Stichlagen und Tonwirkungen setzten.

Anziehender, als diese Erstlingsarbeit für den Holzschnitt zum Landprediger, waren mir dem Stoffe nach die nächstfolgenden zu den deutschen Volksbüchern, die mich auf das mir mehr zusagende Gebiet der Romantik führten, und mir schon durch Maydell bekannt und lieb geworden waren. Da ich meines Zeichens doch Landschafter war, beängstigte mich bei diesen Illustrationsarbeiten das unheimliche Gefühl, auf ein quasi unbefugtes Revier gerathen zu sein, und ich fürchtete, daß diese unter der Hand gemachten Nebenarbeiten in künstlerischen Kreisen kaum beachtet, von der Kritik aber übel behandelt werden könnten. Ich war daher um so angenehmer überrascht, als ich bald nach Erscheinen des Landpredigers eine freundliche Besprechung in der „Zeitung für die elegante Welt von Sternberg" fand, welche die poetische Auffassung mancher dieser Bilder mit großer Wärme hervorhob.

Aehnliche Zeichen anerkennender und aufmunternder Beachtung fanden auch die Bilder zu den Volksbüchern. So äußerte sich Professor Julius Hübner, er sei überrascht und erfreut gewesen, als er unter meinen Bildern zur Melusine die Scene „Melusine im Bade" ganz übereinstimmend in der Auffassung mit seiner Composition desselben Motiv's gefunden habe. Desgleichen erzählte mir ein Tübinger Student, der berühmte Aesthetiker Vischer habe in einer seiner Vorlesungen

ſehr anerkennend auf die jüngſt ohne Namen erſchienenen Bilder zu den Volksbüchern hingewieſen und ſie warm empfohlen.

Noch während ich an dem Landprediger arbeitete, war ich von Hübner zur Mitarbeit an dem ihm übertragenen Vorhang zum neuen Theater aufgefordert worden. Er hatte ſchon in Düſſeldorf eine Scene aus Tieck's Prolog zum Octavian componirt. Dieſe Zeichnung benutzte er jetzt zu ſeinem Vorhangsentwurf als Hauptbild, umgab es mit reichen Blumenfeſtons und dramatiſchen Emblemen und ſchloß es nach unten mit einem Fries ab, der die bedeutſamſten Geſtalten tragiſcher und komiſcher Dramendichtung, verbunden durch eine Arabeske, vorführte. Das Hauptbild malte er ſelbſt. Oehme hatte den landſchaftlichen Hintergrund übernommen, mir war die tragiſche Hälfte des Frieſes, v. Oer und Metz die komiſche zugedacht worden. Ich ſträubte mich Anfangs gegen den Auftrag, weil ich Figuren in ſo großem Maßſtabe noch nie verſucht hatte. Hübner aber ließ mich nicht los, und ſo componirte und malte ich denn in dem Fries Gruppen und Einzelfiguren aus: Hamlet, Lear, Romeo und Julia, Juſtina, der wunderthätige Magus, der ſtandhafte Prinz, Götz, Fauſt, Egmont, Wallenſtein, Jungfrau von Orleans und Tell, und fand in dem gemeinſamen Arbeiten viel Vergnügen. Der Theatervorhang erfreute ſich nachmals einer großen Beliebtheit beim Dresdener Publikum, das ſich an der reichen Compoſition und Fülle der bekannten Dichtungsgeſtalten allabendlich ergötzte. Es bildete ſich ſonderbarer Weiſe die Sage unter den Theaterbeſuchern, die Hauptfigur des Mittelbildes, die Romanze, ſei das Portrait der gefeierten Sängerin Schröder-Devrient.

Nach Beendigung der Vorhangsarbeit kam mir von Wigand ein neuer, meiner Natur ſehr zuſagender Auftrag. Eine Sammlung von „Studenten-, Jäger- und Volksliedern" ſollte mit Bildern und Melodien in billigen Ausgaben unter das Volk gebracht werden. Obwohl der Raum für die Bilder ein ſehr beſchränkter war, ſo boten doch die Stoffe der Phantaſie einen weiten Tummelplatz für allerlei Geſtaltungen und Capriccios. Die Zeichnungen flogen mir aus der Hand, und es gab ein luſtiges Schaffen.

Ich muß hier noch einer vorausgegangenen Arbeit gedenken,

nämlich meiner künſtleriſchen Betheiligung an dem illuſtrirten Muſäus, welcher 1842 in G. Wigand's Verlag erſchien.

Mein alter, lieber Vetter, Magiſter Jung im Salomonisthor, deſſen ich ſchon zu Anfange dieſer Blätter gedacht habe, ſtieg mit ſeiner Bücherkiſte wie ein Traum aus der Jugendzeit herauf und langte mir die drei Bändchen ſeiner Muſäusausgabe zu. Wie hatte ich doch vor Jahren, an langen Sommerabenden am offnen Fenſter ſitzend, beim Schwirren der Schwalben über den Stadtgraben in dieſem Märchenſchatze geſchwelgt! Die damals aufgeſtiegenen Bilder meldeten ſich wieder, und ich durfte ſie jetzt nur mit dem Bleiſtift aufs Papier bringen. So ſehr ich mich nun auch in ſolchem Schaffen glücklich fühlte, ſo überfiel mich doch bei dem Gedanken an die hochberühmten Namen meiner Mitarbeiter am „Muſäus", Jordan und Schrödter, eine große Bangigkeit. Hatte ich doch von jeher eine Scheu gehabt, mit meinem Namen auf den großen Markt der Oeffentlichkeit zu treten. Bei denjenigen meiner bisherigen Illuſtrationsarbeiten, die meinen Namen auf dem Titel nannten, hatte mich vor dem Erſcheinen jedesmal eine Art Kanonenfieber befallen, wie es manche Schauſpieler, ſelbſt bedeutende und routinirte, vor jedem Auftreten verſpüren ſollen. Mir hatte ſchon in jüngſten Jahren ein ſtilles Incognitoſchaffen vorgeſchwebt, bei welchem ich aus glücklicher Verborgenheit heraus beobachten könnte, wie meine Bilder die Leute in freudige Bewegung verſetzten. Um ſchaffen zu können, mußten mir Außenwelt und Publikum ganz entſchwunden ſein, und der vorliegende Stoff mußte ſich meiner ſo bemächtigt haben, daß ich ganz in ihm und ſeiner Bilderwelt lebte.

Dieſes gänzliche Verſenken und Einleben in die vor mir liegende Geſchichte ſteigerte ſich zur innigſten Freude und Productionsluſt. Oft, während ich noch an einer Scene componirte, ſtiegen ſchon drei neue in meiner Phantaſie auf, und ich bedauerte, wenn der Abend kam und der Bleiſtift weggelegt werden mußte; denn ich hätte am liebſten die ganze Nacht fortarbeiten mögen. Dieſer Ueberreiz der Phantaſie trug etwas Krankhaftes an ſich; es folgten Perioden der Abſpannung und ein nervöſer Zuſtand bildete ſich aus, welcher mir Nachts den Schlaf raubte und die Tage oft ſchwer machte. Der Wechſel zwiſchen

Aufgeregtheit und Abſpannung dauerte auch während der Arbeiten zu „Bechſtein's Märchen" fort. Bei der Ergiebigkeit meiner Phantaſie bedauerte ich es, wenn der Koſtenanſchlag der Verlegers nicht zuließ, die Bilderzahl auf das Maß der mir vorſchwebenden Compoſitionen zu bringen, und ich verpuffte, nur um meinem Schaffensdrang zu genügen, manchen Einfall in kleinen Vignetten und Initialen, welcher eine weitere Ausbildung verdient und zugelaſſen hätte.

In Folge der Berufung Vendemann's, Hübner's und ſpäter Erhardt's hatten ſich auch andere Künſtler aus Düſſeldorf nach Dresden gewandt, Bürkner, Th. v. Oer, Plüddemann, und der auch als Dichter bekannte Robert Reinick; auch Rethel nahm zur Winterszeit ſeinen Aufenthalt in Dresden, wo er die Kartons zeichnete, welche er im Sommer im Aachener Krönungsſaal al fresco malte. Einen lieben Herzensfreund gewann ich durch Ueberſiedlung Thäter's von Weimar nach Dresden. Wir fanden uns in künſtleriſchen und religiöſen Anſchauungen innigſt verwandt, und da wir nahe beiſammen wohnten, gab es auch unter den Frauen und Kindern ein heiteres, trauliches Zuſammenleben, und ſo erwuchs zwiſchen Thäter und mir eine Freundſchaft, die über dieſes Leben hinausreicht. Thäter's Redlichkeit, Treue und Herzenswärme ſprachen ſchon deutlich aus ſeinem feſten, ehrlichen Geſicht. Wer das Herausarbeiten einer tüchtigen Menſchen- und Künſtlernatur aus bitterſter Armuth und Noth zu einem edlen Leben und Wirken ſich recht lebendig zur Anſchauung bringen will, der leſe Thäter's Jugendgeſchichte, von ihm ſelbſt niedergeſchrieben und in „Weſtermann's Monatsheften" in einem Aufſatze von H. Riegel mitgetheilt. Thäter's intimſter Jugendfreund war der aus ähnlichen Verhältniſſen hervorgegangene Ernſt Rietſchel.

Die meiſten der Vorgenannten trafen ſich allabendlich in einem Kaffeehauſe, in welchem auch Peſchel, Oehme, Otto Wagner und ich uns einzufinden pflegten. Aus dieſem zufälligen Zuſammenfinden bildete ſich ein Geſellſchaftskreis, der in einem gemietheten Locale regelmäßig einmal wöchentlich ſich vereinigte und gegen zwanzig Jahre lang in jedem Winter ſich erneuerte.

In den erſten Jahren ſeines Beſtehens war monatlich ein Com-

ponirabend festgesetzt worden, wo jeder Theilnehmer eine Composition mitbringen mußte, an welcher von Allen die vielseitigste Kritik geübt wurde. Diesen Abenden verdanken die bei Wigand erschienene „Ammenuhr" und das „A.-B.-C.-Buch Dresdener Künstler" mit Text von Reinick ihre Entstehung. Durchs Loos wurde der zu illustrirende Stoff einem Jeden zugetheilt, von der „Ammenuhr" die Verse, vom „A.-B.-C.-Buch" die Buchstaben des Alphabets.

Da Bendemann in dieser Zeit mit den Fresken im königlichen Schlosse beauftragt war, so brachte er seine Entwürfe dazu in unseren Kreis, während die Anderen Compositionen zu beabsichtigten Bildern vorlegten, die auf diese Weise schon vor ihrer Ausführung das Läuterungsfeuer einer scharfen Censur passiren mußten. Diese geselligen Abende gaben ein heiteres, vielseitiges, anregendes und fruchtbringendes Zusammenleben. Durch die Berufung Bendemann's nach Düsseldorf, Thäter's nach München, und durch den Tod Rietschel's, Reinick's, Otto Wagner's und Plüddemann's löste sich der viele Jahre bestandene Verein von selbst auf.

Eine andere Gesellschaft hatte sich zu jener Zeit zusammengefunden, die sogenannte Montagsgesellschaft, an welcher sich litterarische und künstlerische Kräfte betheiligten: Auerbach, Gutzkow, Klaus Groth u. A. Mit Berthold Auerbach kam ich in einen näheren Verkehr; denn wir fanden in unseren, dem Volksleben entnommenen Stoffen künstlerische Anknüpfung.

Abermals bin ich der Zeit vorausgeeilt und kehre zur Erzählung häuslicher Erlebnisse zurück.

Von 1840 an wohnte ich vor dem Falkenschlage in einem reizend gelegenen Gartenhause. Im Juni leuchtete der Garten in üppigster Rosenfülle. Von den stillen Lauben schweifte der Blick ungehemmt über die gleich am Gartenhag beginnenden Kornfelder und Kirschbaumalleen bis hinauf zu den Anhöhen des Plauenschen Grundes.

Jetzt lärmen die schrillen Pfeifen der Lokomotive und das Gerumpel der Lastkarren durch Bahngeleise und Straßen, welche aus jenen stillen Kornfeldern in die neue, dampfselige Zeit hineingewachsen sind. Unsere Hausgenossen waren so ruhig und friedlich, wie die da-

malige Zeit. Ueber uns hauſte der mit ſeiner Flöte in den Ruheſtand gegangene Kammermuſikus Fürſtenau, berühmt als Virtuos ſeines idylliſchen Inſtruments, und geſchätzt und geliebt als alter treuer Freund Carl Maria v. Weber's. Im untern Stock wohnte der Director der neu begründeten polytechniſchen Schule, Profeſſor Dr. Seebeck mit Frau und Schwägerin; zwiſchen dieſer und meiner Frau entſtand bald ein herzliches Freundſchaftsverhältniß. Sie war eine Fräulein Oppermann, Schweſter des geſchätzten Kunſtſchriftſtellers Andreas Oppermann, und wurde nachmals die Gattin meines lieben Freundes Ernſt Rietſchel.

In dem blühenden Garten dieſes Landhauſes wandelte einige Jahre nach unſerem Einzuge die bleiche Geſtalt unſerer guten Marie, die ſich durch Erkältung ein unheilbares Bruſtleiden zugezogen hatte. Welche Gegenſätze berühren, ja durchdringen ſich zuweilen im Leben! In dieſer Zeit eines vollen, reichen Schaffens durchzog gleichwohl eine tiefe, ſtille Trauer unſere Herzen. Der Arzt hatte mir und meiner Frau mitgetheilt, daß eine Rettung unſerer lieben Marie nicht zu hoffen ſei. Noch jetzt ſteht das Bild mir lebhaft vor der Seele, wie ich in der Laube ſitzend die ſchlanke bleiche Geſtalt langſam auf- und abgehen ſehe und ihr Blick zuweilen wie fragend auf mir ruht, „ob Vater wohl weiß, daß ich bald ſterben werde?" während die Lippe ſchwieg. Zu ihren Füßen aber wiegte ſich ein lachender Tulpenflor, und an der grünen Gartenwand leuchteten die rothen und weißen Roſen in Fülle.

Es währte nicht lange, ſo konnte ſie ihr Stübchen nicht mehr verlaſſen.

Ich fand ſie einmal am offenen Fenſter, die warme Luft des Sommerabends und den ſüßen Duft der Roſen athmend, welcher aus dem Garten zu ihr emporſtieg. Sie war in Gedanken verſunken, und zum erſtenmale löſte ſich das bisher unausgeſprochene Geheimniß ihres nahen Todes. Es hatte ja uns Allen ſo bange und ſchwer auf dem Herzen gelegen. Marie ſchüttete ihr Herz vor mir aus; ſchüchtern und ſorglich zu mir aufblickend fragte ſie, ob ſie auch mit Zuverſicht der Vergebung all ihrer Fehler und Verſündigungen ſich getröſten dürfe.

Ich erinnerte ſie an das alte Agnus Dei Lied: „All Sünd haſt Du getragen, ſonſt müßten wir verzagen! Erbarm Dich unſer, o Jeſu!“ Das Wort des Herrn: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich ſtürbe“, und was wir ſonſt Aehnliches mit einander innig und ruhig beſprachen, erfüllte ihre Seele mit der ſeligſten Freude. Entzückt ihre Arme ausbreitend rief ſie: „O Gott! wie freue ich mich, wie glücklich bin ich! Ich werde bald meinen Heiland ſehen.“ Ihre Augen leuchteten dabei in einem wunderbaren Glanze, der nicht mehr von dieſer Welt ſchien.

Mit Erſtaunen und Bewunderung betrachtete ich ſie, denn es erinnerte mich dieſe Erſcheinung an ihre Kindheit, wenn ſie, etwa zweijährig, von mir auf den Knien geſchaukelt wurde, wobei ſie dann zuweilen in ein ſolches Jubiliren ausbrach und ihre Augen ſo ungewöhnlich aufleuchteten, daß Freund Peſchel darüber ſtets in künſtleriſche Extaſe gerieth. Jetzt aber fiel mir die Stelle im Dante ein: „Oeffne die Augen und ſieh mich, wie ich bin! Du haſt geſchaut Dinge, daß Du mächtig geworden biſt, mein Lächeln zu ertragen.“

Wir hatten eine Wohnung auf der Pillnitzerſtraße bezogen, und hier kam, im April 1847, das Ende ihres jungen Lebens heran; ſie war achtzehn Jahre alt.

Die letzte Nacht brach herein, und Marie hatte noch einen ſchweren Kampf, den letzten, zu beſtehen. Eine ſich immer ſteigernde Unruhe bemächtigte ſich ihrer, ſie wollte fort, in ein anderes Bett, in ein anderes Zimmer gebracht ſein; ſie bat, ſie flehte uns darum an. Die Seele, die ſich von ihrer Hülle löſen wollte, ſchien mit dieſem Leibe des Todes im heißeſten Kampfe; ſie warf ſich hin und her und rief ſo rührend und flehentlich: „Helft mir, ach helft mir!“ und wir beide, Vater und Mutter, ſaßen dabei und konnten ihr doch nicht helfen. O wie lang und ſchwer wurden dieſe Stunden! „O helft mir!“ ſo tönte es immer wieder, und unter Thränen blieb uns nichts anderes, als daſſelbe Wort hundertmal im Stillen nach oben zu ſenden: „O Herr, hilf Du, der Du allein helfen kannſt, nimm ihre geängſtete Seele zu Dir!“

Es mochte nach Mitternacht ſein, da rief ſie abermals in höchſter

Noth: „O liebe Eltern, ich halte es nicht mehr aus, o helft mir doch!“ Da trat, von einem Gedanken ergriffen, die Mutter an ihr Bett, zog eines der Pfühle unter dem Kopfe hinweg, und Mariens Haupt sank tiefer auf das Kissen, während sie vorher mehr in halb sitzender Stellung war. Sogleich legte sich das stürmische Athmen, die Brust hob sich ruhiger, sie wurde still und lag wie eine ruhig Schlafende. Lautlos saßen wir dabei, und ich heftete meine Augen auf das ruhige Pulsiren im Halse. Bald gingen nur noch vereinzelte Pulsschläge — sie wurden immer langsamer — noch einer — und keiner folgte mehr — sie war entschlafen!

Still knieten wir an das Bett und begleiteten die erlöste Seele unter Thränen mit unseren Gebeten in das Jenseits!

Auszüge

aus

Ludwig Richter's Tagebüchern

und

Briefe an Freunde.

Rom 1824.

Sonntag, den 22. October

So bin ich denn wieder im geliebten Rom in meinem alten Stübchen, und das alte Treiben geht von neuem an. Aber es ſoll nicht das alte bleiben; anders, viel anders ſoll es werden, denn es muß ja vorwärts gehen. Der Künſtler wie der Menſch müſſen ausgebildet werden, ſich beſſer zeigen als bisher, mehr Kraft, mehr Ernſt, mehr Beſtimmtheit erlangen. Ich gehe nun in das zweiundzwanzigſte Jahr; es iſt die rechte Zeit des Strebens und Entwickelns; darum frei, anhaltend, kräftig gehandelt! Es iſt vermuthlich auch mein letzter Winter in Rom und möglich, wahrſcheinlich vielmehr, daß ich nach einem halben Jahre nicht mehr in Italien bin; ich will deshalb mit dieſer kurzen, koſtbaren Zeit kargen, den Verein ſo großer Menſchen, ſo herrlicher Werke, ſo ſchöner Natur noch recht benutzen, um mir ſelbſt keine Vorwürfe machen zu dürfen. Mein Tagebuch, das mir immer einen ſichern Ueberblick über mein Leben geben ſoll, will ich deshalb anders einrichten; ich werde darin die Begebenheiten jedes Tages aufzeichnen und dann Bemerkungen, Erfahrungen und dergl. notiren.

Bei Oehme ſah ich bereits angefangene Arbeiten; er hatte den Brunnen unter den Platanen bei Grotta Ferrata untermalt, recht kräftig und ſchön zuſammengeſtellt; desgleichen eine gothiſche Kirche, wovon ich den erſten Entwurf habe, der in Tivoli bei einem Regentage gemacht wurde, und wofür ich ihm meine Skizze, der Korngang genannt, gab. Seine große Landſchaft, das Caſtel Gandolfo, war aufgezeichnet und iſt recht gut componirt.

Oehme iſt der einzige Landſchafter unter meinen Bekannten, welcher in ſeinen Bildern eine ſchöne, poetiſche oder allegoriſche Deutung giebt. — Bei Koch iſt es mehr ſein inneres Feuer und eine ungebändigte Phantaſie,

die ſich in ſeinen Landſchaften ausſprechen, aber wenig in Uebereinſtimmung mit dem Ganzen Empfundenes.

Auch mein Trachten war und iſt es ſchon ſeit vielen Jahren, den poetiſchen Geiſt der Natur aufzufaſſen und darzuſtellen. Es wird mir nicht leicht, denn es giebt ſehr wenig Muſter. Neigung zum Sentimentalen ſpürte ich nicht in mir, ſonſt hätte mich Friedrich angeſprochen. Auch Oehme neigt ſich zum Sentimentalen, doch ergreift er die Natur immer anders, als Friedrich, und geht ſeinen eigenen, guten Weg. Oehme braucht die Natur, um ſeine perſönlichen Gefühle und Stimmungen durch ſie auszudrücken; ich gehe einen andern Weg, der mir mehr zuſagt; ich verſuche, die Natur ihre eigene Sprache reden zu laſſen, ſie mehr im Großen und Allgemeinen aufzufaſſen, wo die Phantaſie einen weiten Tummelplatz findet und frei herumſchweifen kann. Die Bewegung, das Kommen und Gehen, Leben und Sterben der vielgeſtalteten Elemente, friedlich verbunden oder im Kampf, kurz das Schöne im Naturleben verſuche ich auszudrücken.

---

24. Oktober.

Beim freundlichen Valentino wurde nöthiges Geld geholt; ich beſah mir wieder ſeine himmliſchen Tempera-Bilder von Fieſole. Es iſt ein Räthſel, wie dieſe Geſtalten hingezaubert ſind; ganz Seele, ganz Herzenserguß. Hieran kann man die Macht eines innigen, tiefen Gemüthes erkennen, die Macht der einzig in ihren Gegenſtand verſenkten Liebe; denn den guten Angelico machte nur das Herz, der Drang, ſein Gefühl auf irgend eine Art deutlich auszuſprechen, doch nicht im geringſten die Hand zum Künſtler; was das Techniſche betrifft, iſt er ſehr unbeholfen, in Nebenſachen ſcheint er ſogar geſchmacklos, wie ein paar Bilder im Vatican deutlich genug zu erkennen geben. Doch ſtimmen ſeine roſenrothen und himmelblauen Häuſer auch zum Ganzen; es geht ein Geiſt durchs Ganze. Aber überaus ſchön ſind ſeine ſeligen Geſichter, der ſanfte Ausdruck in der Stellung und Geberde ſeiner Figuren, und ſehr ſchön ſeine einfachen Gewänder; nur was er oft und gern ſah, malte er gut, Nackendes immer ſchlecht.

Nach Tiſche fand ich Briefe im Greco; ich erbrach ſie aber nicht, ſondern ging damit in den Vatican. Es ſind ſelige Genüſſe, die der Künſtler daſelbſt findet. Der Reichthum, die Größe, Pracht und Heiterkeit des Ganzen wirken ſchon ſo überſchwenglich auf das Gemüth. Erſt der

herrliche Petersplatz, Bernini's Säulenwald, endlich der weite Hof des vaticaniſchen Palaſtes, wo Raphael's Logen herabſchimmern. Es ſind vier Reihen heiterer Logen oder Laubgänge übereinander, welche zu den inneren Gemächern führen. In denen des erſten Stockwerks hat Giovanni da Udine ſeine köſtlichen Lauben mit Blumen und Früchten ausgeſpannt, beſonders herrlich ſind die Decken, wo man durch üppige Roſen und blühende Orangen, zwiſchen denen bunte Vögel und Schmetterlinge flattern, den blauen Himmel ſchaut; dann kommen wieder Weinlauben mit rothen, üppigen Trauben behangen, Granaten, Citronen, Aepfeln und Feigen; Meerkätzchen, kleine Hummelchen, bunte Papageien und viel fremde, ſchöne Thiere kriechen und flattern drinnen herum, picken, naſchen und koſen miteinander; man glaubt, es rauſchen zu hören, Alles ſich bewegen zu ſehen. Es iſt eine köſtliche Phantaſie, Fülle der herrlichſten Natur und ſüdliches, warmes Leben; das Heiterſte, Phantaſtiſchſte, was man ſich nur denken kann. Dabei iſt man halb im Freien, halb in bequemer Behauſung, und nun denke man ſich noch zur Seite die köſtliche Ausſicht über die Stadt, die Tiber, Hadrian's koloſſales Grabmal, Monte Pincio, Quirinal mit dem Obelisken und den Dioskuren, das Capitol, Nero's Thurm bis zur Geſtius-Pyramide, und über alles dieſes und den Pinienwald der Villa Borgheſe und Villa Raffaele die blauen Sabinerberge und das Latinergebirge. Heitere Lüfte heben die frohe, ſelige Bruſt, man glaubt ſich in einer Zauberwelt, in einem Feenpalaſte, wo laue Lüfte koſen, Brunnen rauſchen und die Fülle der Natur ſich über unſeren Häuptern zauberiſch wölbt. Durch dieſe Logenreihe zu gehen iſt ein in die Wirklichkeit getretener Traum aus der ſeligen, harmloſen Kinderzeit. Im zweiten Stockwerk iſt Raphael's Bibel und die ſchönen Phantaſien, ich meine die Arabesken an den Wänden herab. Alles lebt, Alles athmet hier ein herrliches, reiches, volles Leben. „Wie der Geiſt Gottes über den Waſſern ſchwebt und wie er den Menſchen ſchafft und das liebliche Evchen dem glückſeligen Adam zuführt!“ und wie viele andere, herrliche Bilder! Welche Götterluſt, in dieſen geheiligten Hallen zu wandeln, und dazu einen dicken Brief von dem fernen geliebten Mädchen noch ungeleſen in der Taſche zu tragen, und die Blicke wieder über das weite Rom und den ſonnenhellen Aether ſchweifen zu laſſen! Am meiſten entzückte mich diesmal Raphael's Fiſchzug. Es lebt ein wunderbarer, ja ungeheurer Geiſt in dieſer alten Tapete. Wie mag die Zeichnung geweſen ſein? Der tiefſte Geiſt, das geheimnißvollſte, mächtig ergreifende Leben, dieſe unbegreifliche Gotteskraft

ſelbſt, durchdringt den Beſchauer, wenn er ſtill denkend und genießend davorſteht. Ich kanns nicht beſchreiben, nicht ausdrücken; denn das unausſprechliche Räthſel der Natur ſelbſt iſt in dieſer allerköſtlichſten Tapete eingebannt und gewirkt, und packt Jeden, der da ſchaut, und wühlt tief in unſerm Innern. Was iſt das doch für ein Zauberer, der ſolches wirken kann! Hier kann man nur ſtaunen, ſinnen und, das herrliche Werk freudig genießend, verſtummen. Ich eilte nach Hauſe, in mein Stübchen, riß die Briefe auf; ſie entzückten mich unendlich; herrlich und viel ſchrieb Auguſte, es kamen Stellen vor, die mich wunderbar ergriffen. So gehts immer, nach Tagen der Mühe und Noth kommen Freude und Glück, und das Leben blüht friſch.

---

25. October.

Die aufgeſpannte Leinwand ſteht da, doch ſind noch wenig Striche mit Kohle drauf gekommen; denn ich laufe immer im Zimmer auf und ab, ſinne und trachte, das Ding rein und lebendig aufzufaſſen. Doch bei ſolcher Gedankenjagd kommt gerade nichts heraus, der Geiſt entſchlüpft allen Verfolgungen. Nur gegen Abend, da ich zum Fenſter hinausguckte, kam mir das Ganze wie ein Lichtblick ſchnell vor die Seele, und ich zeichnete raſch noch Einiges davon auf; dabei fiel mir die Stelle aus dem Dante ein:

Inferno II. Geſang:

Der Tag ging unter, und des Aethers Bräune
Rief die Geſchöpfe, die da ſind auf Erden,
Von ihrer Mühſal; einzig ich alleine
Schickte mich an, zu trotzen den Beſchwerden,
Die Weg und Mitleid wider mich erregen;
Davon auch wahrhaft ſoll berichtet werden.
O Muſ', o hoch Gemüth, gebt euren Segen!
O Seele, die du, was ich ſehe, ſchriebſt,
Hier offenbare ſich dein ſchön Vermögen;
Sieh' meine Kraft an, ob ſie's mag erlangen,
Eh' Du dem ſchweren Gang mich übergiebſt.

Jeder Pfuſcher ſchwatzt jetzt viel von Empfindung und Gefühl, das man in ſeinem Kunſtwerke wiedergeben ſolle, und wenn man nun glaubt, bei ihnen was Rechtes zu finden, ſo iſt man getäuſcht; denn ihre Bilder

ſind empfindungslos, wie Leder. Viele haben ſchon Abende und Morgen gemalt, vielleicht haben auch Alle etwas dabei empfunden; aber es iſt die große Frage, in welcher Seele der Gedanke zündete, und welchen Vorrath er da fand, um in mächtiger Flamme aufzulodern; in welcher Seele der Gedanke ſich ausbildet und hervortritt. Das Genie ergreift jede Sache, auch die gewöhnlichſte, alltägliche, tief und gehaltvoll, der Alltagsmenſch flach und matt, wie er ſie ſieht. Geiſt, Feuer, Leben, Gefühl, Kraft, Gedankenfülle und Phantaſie, alle dieſe Geiſter umſchweben die Idee, bauen ſie mit mächtigen Geiſterhänden im Innern auf, öffnen die tiefen Quellen der Natur, und ein kräftig ausgebildetes Talent trägt das Geiſteswerk auf der Malertafel ins Leben kühn hinein; ſo ſchafft das Genie! Der gewöhnliche Menſch hat nicht den göttlichen Drang und das Treiben in ſich, er nimmt etwas aus der Natur, was andere Meiſter maleriſch gefunden haben, und mit ein wenig krankem Gefühl und vieler Kunſt, d. h. Technik, trägt er es auch ins Leben. Bringt ein ſolcher Maler nun noch rechte Kreuze, Kapellen, Mönche und Pilger an, ſo gilt er vielleicht auch für einen tief denkenden Künſtler.

Talent iſt Geſchicklichkeit; Genie ſchöpferiſche Seelenkraft.

Der Geiſt muß ſich die Technik bilden, oder vielmehr, die Technik muß ſich nach und nach aus dem Geiſte bilden und ihm entſpringen.

Wer eine fremde, angenommene Technik ſeinem Geiſte anpaſſen will, hat ſich verrechnet; beide werden ſchwerlich harmoniren. Hier ſteckt die Originalität des Vortrags.

Ein jedes große Genie, ein Solon, Perikles, Dante, Giotto, Raphael, Shakeſpeare, Mozart, hat mehr von der göttlichen Schöpferkraft, von dem inneren hohen Leben, dem zeugenden Geiſt erhalten, als Millionen andere Menſchen; ſie wirken und ſchaffen für Viele.

Jeſus iſt der höchſte und größte Genius und überſtrahlt Alle, wie die Sonne die Sterne. Er war von unermeßlicher Gotteskraft, — Liebe, — erfüllt. Aller Geiſt ſtrebt zu ſeinem Urſprung, zu Gott zurück, und je mehr er geläutert iſt, deſto eher wird er ſich der reinen Flamme vermählen.

Aber wer kann ſo etwas in Worten ausſprechen, nicht einmal recht denken! Ahnung davon iſt das Beſte, ſie iſt unſer reinſtes, wenn auch ſchwächſtes Seelenvermögen.

Donnerstag, den 26. October.

Mit der Composition geht es ziemlich langsam von statten; sie wird mir immer zu voll, zu reich an Motiven, und ich möchte diesmal das Ganze sehr einfach haben; denn großartige Einfachheit ist gerade der Hauptcharakter der schönen italienischen Natur. Es bleibt fest in mir, zum Sommer je eher je lieber zurückzukehren; ich werde in Deutschland leben, so will ich mich auch in und für Deutschland ausbilden; was mich Rom lehren konnte, habe ich, dünkt mir, bereits inne; eine sichere Richtung meiner Kunst war es, was ich suchte; ich habe den Weg gefunden, aber er weist mich eben nach dem Vaterlande, weil dort die Natur liegt, die mit mir, mit meinen innigsten Gefühlen, mit meinem Leben und Sein verwachsen ist, und durch welche ich auf meine Landsleute am mächtigsten wirken kann; denn wer will den Geist einer italienischen Landschaft recht empfinden, recht genießen und beurtheilen, der nicht selbst dort eine Zeit lang lebte. Ich habe erfahren, welchen schwachen Eindruck in Deutschland recht wahr und treu wiedergegebene italienische Natur auf die Meisten hervorbrachte.

---

27. October.

Ich wandere mit meinem lieben Wagner nach dem Essen gewöhnlich über die Passeggiata auf Trinità di Monte, und wenn wir am Ende derselben angelangt sind, auf den uralten Stadtmauern stehen und hinaus nach den blauen Hügelbergen sehen, dann schwillt unser Herz vor Vaterlandssehnsucht, wir senden Grüße den Lieben und denken gleichwohl mit schwerem Herzen daran, wie wenige Monde wir noch hier sein werden im alten, schönen Rom, über dessen graue Dächer wir jetzt hinsehen, und uns an dem Glockenschlagen und Läuten ergötzen, welches fast ununterbrochen von den zahllosen Thürmen über die dampfende Stadt erklingt. Von den gelben Ulmen und Akazien-Alleen, unter denen man hingeht, ziehen sich belaubte Gärten hinab. Vieles sproßt hier wieder neu empor, als wäre ein zweiter Frühling; Gras und Blumen, Salat und Gartenpflanzen stehen jung da, nur die Mandelbäume blühen nicht, die sind dürr. Aber die Rosen glühen an den Brunnen, die Orangen reifen, Citronen schmücken sich mit duftigen Silberblüthen. Auch die Lerche singt wieder so schön in der Campagna, nur die roth und gelb gefärbten Büsche über dunkeln Gewässern hängend, sind stumm. Die herbstliche Abendluft raschelt im welken

Laube, und die Nachtigallen, die im Frühjahr ihr Liebeslied daraus emporjauchzten, sind fortgezogen. Der Frühling ist erlogen.

Rom ist mir jetzt interessanter und merkwürdiger, wenn ich bedenke, daß ich so geliebte Plätze verlassen soll.

Ein hübsches kleines Kind hat Veit. Als ich heute Abend von unserem Balcon die Sonne untergehen sah, guckte Dorothea mit der hübschen Muhme Adelaide zum Fenster heraus; und wenn Dorothea mit dem kleinen Patschhändchen winkt und mich ruft: Signor Gigi! — so nennt sie mich, — so wird mirs recht wohl, ich denke dann an meine Auguste.

---

28. October.

Abends ging ich wieder einmal mit Freund Wagner vor die Porta Pia. Es war ein entzückendes Abendroth, Alles so durchsichtig roth, dabei so klar und frisch. Wir setzten uns in die einsam gelegene Osteria im Winkel an den hölzernen Tisch, denn draußen unter den Ulmen am Ziehbrunnen wars fast zu kalt, es schnitt ein rechter Herbstwind von den Gebirgen herein. Wir saßen vertraulich in unserem dunkeln Eckchen und tranken einen delikaten Wein und aßen ein paniotto und jungen Broccoli-Salat mit Eiern dazu; dann kam ein hübsches junges Mädchen, braunte die Lampe an, welche in Mitten der Küche von der schwarzen Decke herabhing, und putzte dann Kräuter am Herd, und der Liebste, ein närrischer Hanswurst, rührte Mehl und Fett im Tiegel, und nun wurde von den Wiesenkräutern ein fritto gemacht. Es war immer Lust und Leben hier, mochte aber eine ziemlich liederliche Wirthschaft sein. Das Wohnhäuschen war im Hof beim Brunnen in alte Tempelmauern hineingeflickt. Wir gingen, da es Nacht war und der Mond vom kalten Himmel schien und der letzte Abendschein noch hinter den fernen schwarzen Häusern und Bäumen schimmerte, recht fidel nach Hause und sprachen unterwegs ernsthaft erst von Mädchen, dann vom Heirathen, von Hausfrauen, Bildung, zuletzt von den Sternen und der Ewigkeit.

Sonntag, den 29. October.

Früh genoß ich den stillen Sonntagmorgen, der Knabe brachte mir den dampfenden Kaffee und Brod und dabei schrieb ich an Auguste. Beim Plattner holte ich mir Stilling's Leben. Das hat mich schon auf Manches

aufmerksam gemacht, und wird nicht ohne Nutzen für mich auch hinsichtlich der Kunst sein. Nachmittag hinaus auf den Monte Testaccio; es war viel Tumult da. Oben auf dem Scherbenberg unter dem Kreuze genossen wir die himmelweite klare Ferne. Auch fiel der Blick auf die weißen Kirchhofsmauern an der Cestius-Pyramide, wo nun wieder ein Deutscher liegt, der arme Riss und der gute Berthold, ein braver Mensch. Abends lange in der Corona di ferro, unsere jetzige Kneipe.

---

2. November.

Ich war bei Verstappen, und da sah ich den Geschmack des Publikums, die Macht des Rufs. Die Bilder waren unter aller Kritik schlecht und erbärmlich; und dieser war mir in Dresden recommandirt worden und nicht Koch. Doch soll Verstappen früher gut gemalt haben; ebenso haben auch Vogt und Catel besser gemalt, aber die Mode und Geldsucht brachten sie so herab.

---

5. November.

Schnorr war bei mir und Reinhold. Man mag wohl mehr von meinem Sommerstudium erwartet haben, als es ist. Heute nach Tisch war ich bei Welker und besah mir wieder die radirten Blätter von Klein und Erhardt. Wie war mir zu Muthe, als ich die alten, deutschen Bretterhütten wieder sah und die einfachen, gemüthlichen Scenen deutscher Natur! Italien ist freilich großartiger, aber diese ist empfindungsreicher und anziehender. Vor Ave Maria besuchte ich Veit. Welch ein Mann ist das! Ein Christ, ein Deutscher, ein Künstler und zwar in der ganzen Fülle des Wortes. Mein Vertrauen, meine Liebe zu ihm wachsen täglich mehr. Er hatte eben ein wunderschönes kunstvolles Bildniß gemalt, es stellt einen Priester vor, der nach Memphis in Egypten geschickt worden ist. Dann standen noch da: der betende Christus auf dem Oelberge und die Kartons zum vaticanischen Bilde zur Villa Massimi, und zu den sieben fetten Jahren in Casa Bartoldi. Er wies mir auch einige Zeichnungen von Rohden, Schnorr und von Olivier den Salzburger Kirchhof, ganz einfach aber zu kleinlich und ängstlich gezeichnet. Veit gab mir eine gute Lehre; er sagte: „ich finde überhaupt, daß alle Landschafter zu viel auf ihre Bilder bringen, sie sollten einfacher sein". Wenn ich seine eigenen Arbeiten zu dieser Aeußerung denke, so fühle ich erst recht, was er damit

gemeint hat. Koch gab mir neulich auch eine gute Lehre. Er hatte nämlich meine aufgezeichnete Compoſition geſehen, und fand daran viel auszuſetzen; nämlich, daß die großen Bäume im Vordergrund den Maſſen des Hintergrundes ſchaden, daß ich überhaupt große ſchöne Maſſen wählen und das Ganze nicht überladen müſſe. „Zeichnen Sie ſich das Ganze erſt auf ein Quartblatt, alle einfachen Linien und die Beleuchtung beſtimmt angegeben, und dann tragen Sie es ganz und gar ohne Anſehung auf die große Leinwand über; das Ganze muß immer groß und einfach bleiben!“

10. November

Ich ging zu Koch und holte mir das Nibelungenlied, auch gab er mir ſein Studienbuch mit nach Hauſe. — Meine Compoſition iſt ganz weggewiſcht und ich plage mich ſchrecklich mit einer anderen. Wenn nur diesmal etwas Tüchtiges würde, aber immer habe ich keine rechte Luſt zu italieniſchen Landſchaften.

11. November

Dieſe Compoſition macht mir ganz unglaubliche Mühe; beſonders mag ich mich nicht gewöhnen, einen ſchönen Gedanken der Zuſammenſtellung wegen aufzuopfern, doch brachte ich gegen Abend die Compoſition wieder zuſammen, nur gefällt ſie mir gewöhnlich am anderen Tage nicht mehr. Nach Tiſche ging ich mit einigen Freunden die Galerie Borgheſe zu beſchauen. Unter einer Menge mittelmäßiger Bilder ſind auch einige ſehr koſtbare. Aber vor Allem zog mich ein Tizian an. Ich ſchätze dieſen Meiſter immer höher. Er gleicht faſt dem Arioſt an Reichthum, Fülle und friſcher, ſüdlicher Schönheit der Bilder. Die Landſchaften in ſeinen Bildern ſind gewiß mit die ſchönſten, die man ſehen kann. Es iſt ein herrlich blühendes Leben drin und eine Poeſie, Muſik möcht' ich ſagen, in ſeinen Farben, die einzig iſt. Der Hauptgrundſatz der alten venetianiſchen Maler ſcheint mir der zu ſein: Eine jede Farbe muß ſich durch ihre eigene Kraft von der anderen losheben und glänzen; ſie darf deshalb nicht mit hellen, weißlichen Lichtern vermengt werden; deshalb aber müſſen ſich auch die Farben immer ſo anordnen, daß die brillanteſten und ungemiſchten dahin kommen, wo das Auge am erſten hingeleitet werden ſoll. Auf dieſe Art bildet nun jede Farbe eine ſchöne Maſſe für ſich, und in den Landſchaften ſind daher auch nicht tauſend Färbchen ineinander gearbeitet.

ſondern alles ſteht in ſeiner eigenthümlichen Localfarbe da: maſſig, groß, einfach und bedeutend. Alles, was nicht im Licht ſteht, iſt meiſt mit Laſurfarben gemalt; ſie ſind an ſich ſchattiger und zugleich glänzend, denn ſie ſaugen den Lichtſtrahl ein, wohingegen Körperfarben ihn zurückwerfen. So iſt beim Tizian gewöhnlich die ganze Landſchaft, als untergeordneter Theil, größtentheils mit Laſurfarben gemalt, ebenſo Stoffe u. dergl.; aber das Fleiſch iſt deſto ſtärker impaſtirt, wogegen die anderen Farben nur dünn und durchſichtig erſcheinen. Die Zuſammenſtellung der Farben beim Tizian iſt unbeſchreiblich ſchön und reizvoll. So hat er zu ſeinem blühenden, roſenfarbenen Fleiſch gewöhnlich einen dunkelgrünen Hintergrund von dunklen Bäumen, oder Gras mit Blumen erfüllt. Wie ſchön iſt aber auch in der Natur die Roſe in den dunklen Blättern, oder die Abendwolken am lichten Frühlingshimmel über der grünen, blühenden Erde! Gleich einer ſolchen Roſe, oder gleich einem ſolchen roſenfarbenen Frühlingswölkchen, ruht bei ihm ein jugendfriſcher, blendender Mädchenkörper in der grünen Blätternacht, und oben hin ſchwimmt der dunkelblaue Aether, und weiße Wölkchen ziehen kühl und luſtig drin hin; doch beſchämt der Glanz des blühenden Leibes jene Wölkchen.

Sonnabend den 13. November.

Ich las dieſen Nachmittag noch einmal im Stilling und ſchrieb mir Einiges heraus. Es iſt ein treffliches Buch, und Manches wurde mir deutlicher, in Vielem wurde ich beſtärkt; es entwickeln ſich jetzt ganz eigenthümliche Gedanken in mir, und ich bin ſeit dieſem Sommer ſehr anders geworden. Viele, und zwar die guten unter meinen hieſigen Bekannten, haben mich lieb, ſie halten mich für einen unverdorbenen Menſchen mit einem kindlichen Gemüth, andere witzige und kluge nennen mich kindiſch, charakterlos. In mir aber herrſcht ein doppelter Geiſt; ich möchte das erſtere bleiben, zugleich aber einen gewiſſen Einfluß auf Andere gewinnen; unterſuche ichs genau, ſo iſt das nur Eitelkeit. O ſelig der Mann, der ſo weit Herrſchaft über ſich bekommen hat, ſich an das Gerede und Urtheil der Welt nicht zu kehren und ſeinen Weg mit feſtem Glauben beharrlich fortzuſetzen! Das iſt nothwendig fürs Leben und für die Kunſt. Ich habe oft den Wunſch gehabt und ihn auch gegen Freunde geäußert, als ich in Albano an dem Kloſter ſaß und zeichnete, in dieſem Kloſter als Mönch zu leben, abgeſondert von der Welt, in einer herrlichen Natur,

und ganz Gott und der Natur und Kunst mich zu weihen, und nur das zu malen und so zu malen, wie mirs in die Seele kommt nach meiner besten Ueberzeugung; denn hier im Leben kann ich mich doch nicht ganz rein von der Mode und frei von der Regel halten.

Die Gedanken und Vorsätze, welche meine Seele beschäftigen, sind in der Kürze ungefähr diese:

Immer nach alter, deutscher Weise streng rechtschaffen zu leben und rein zu bleiben im Handel und Wandel; dabei fromm, ein Christ, wie er sein soll nach dem Sinne Jesu; denn Religion, Glaube und Liebe allein führen zur Wahrheit und zur Glückseligkeit; nicht der äußeren, die kann doch nicht beständig und ächt sein, aber zur inneren, diese ist Seelenfriede. Glaube und Liebe können Alles bewirken, können Wunder thun, denn sie sind überirdische Gotteskräfte. Der Glaube kann Berge versetzen, sagt Christus; ich meine, man kann das fast buchstäblich nehmen. Die Wunder, welche Jesus und die Apostel wirkten, geschahen sie nicht aus der Kraft und Macht des Glaubens? Von einfältigen, aber weisen und frommen Menschen hat man oft schon wunderbare Dinge gesehen und gehört. Bei solchen Menschen ist auch der Glaube fest wie Felsen. Kluge Leute sind zu klug, um recht zu glauben, recht zu lieben; das zeigt ja oft die Erfahrung. Alle Worte Jesu sind unendlich tief, ewig wahr, und enthüllen die menschliche Natur und die Kraft Gottes am herrlichsten; darauf ist festes Bauen, daran trügt keine Sylbe; Er ist die ewige Wahrheit selbst; ich habe eine unbändige Sehnsucht, die Bibel zu lesen, kann sie aber nicht sogleich bekommen.

Ich will künftig immer arm und einfach leben, ich mag müssen oder nicht; soviel werde ich durch Malen, Zeichnen und Radiren bei anhaltendem Fleiß und Geschicklichkeit immer verdienen, um leben zu können. In der Natur und meiner Kunst will ich meine höchsten Freuden suchen und werde sie da finden; denn sie stammen von Gott, sind unergründlich reich, ewig wechselnd und doch immer dieselben, treu und wahr, wie alle Werke Gottes.

In der Kunst soll Tiefe und Einfachheit mein Bestreben sein. Diese Worte sind leicht ausgesprochen, aber ich fühle jetzt mehr dabei, als sonst; um aber die Natur mit tiefster Empfindung und den Gegenstand mit erschöpfendem Geiste zu fassen und mein Gemüth dadurch auszudrücken, treibt mich mein Sehnen und Verlangen nach deutschen, insbesondere nach den heimisch vertrauten Gegenden, weil ich doch diese nur recht kenne, recht

tief empfunden und gefühlt habe. Es wird doch Seelen geben, die das Gute in ſolchen gemüthlichen, gedankenvollen, aber kunſt- und ſchmuckloſen Arbeiten erkennen, ſchätzen und wohl auch einſt ans Licht ziehen werden, wenn auch Tauſende darüber witzeln und ſpotten. Ich arbeite ja nicht, um reich zu werden, und Weniges erwirbt man immer.

Doch die Gedanken liegen hier wie ein Chaos wild, dunkel, zerſtückt durcheinander und die Worte verderben den feſten guten Grundgedanken, ich will ihn weiter verfolgen und es wird mir eins nach dem anderen wohl klarer werden. Dieſe Woche kann ich ſo ziemlich zufrieden überſehen, gebe der Himmel, daß ich in der nächſten noch beſſer vorrücke, aber leider geht das immer nur ſehr langſam.

Sonntag, den 14 November.

Heute Nachmittag gab uns Fohr einen Schmaus auf dem Monte Mario. Vormittag ging ich aber mit Thiele, Hein und Freund in die Sixtini'ſche Kapelle, wo ich das jüngſte Gericht zum erſtenmale ſah. Ich kann die Empfindungen nicht beſchreiben, die mich überwältigten. Das Bild ſchildert würdig den ernſten Tag des göttlichen Gerichts. Dieſer Reichthum von bedeutenden, poetiſchen Motiven, dieſe Rieſenphantaſie überſteigt alle Vorſtellung. Unten die Auferſtehung der Todten, der Kampf der Engel und Dämonen um die Seelen; Auffahren der Seelen. Chriſtus der Zürnende iſt von der fürbittenden Mutter und allen Heiligen und Patriarchen umgeben. Chor der Engel mit Chriſti Marterwerkzeugen. Der fürbittende Joſeph. Sturz der Verdammten. Ueberfahrt Charons. Die Hölle; das ſind ungefähr die Hauptgruppen des großen Bildes. Wie groß und beſtimmt die Umriſſe der einzelnen Figuren ſind, ſieht man an einigen untenſtehenden. Wie groß und ernſt Alles gedacht, wie vortrefflich jede Gruppe motivirt iſt, kann man nur ſelbſt ſehen. Wie bedeutend die Beleuchtung z. B. bei der Ueberfahrt des Charon, welcher ſich in ſchauervollem Dunkel gegen die hellblitzende Luft abhebt! Es iſt ein ungeheures Werk! Alle Fehler Angelo's, die man ihm oft mit Recht zuſchreibt, gehören mit zu ſeiner Größe und ſind inſofern keine Fehler. Die Propheten und Sybillen und die Schöpfungsakte an der Decke, kann man ſich nicht größer und erhabener dargeſtellt denken. Doch davon keine Worte; in meiner Bruſt leben ewig jene Göttergeſtalten und die erhabenen Phantaſien des großen Geiſtes.

Wir speisten zu Mittag in einer kleinen niedlichen Kneipe mit Gärtchen, wo Raphael oft von seiner großen Arbeit ausruhte. Das Essen war einmal recht gut: zuppa rapa, testa fritto und ganz delikates Abendbier und ein stupendes Weinchen dazu; ich will den Schmaus nicht vergessen, denn wir waren herzlich lustig. Nach Tische zogen wir auf den Monte Mario. Die Anderen waren schon alle beisammen, aßen und tranken tapfer und wir thaten auch nach Kräften. Es war einer der fröhlichsten Tage, die ich verlebt habe. An dem Ziehbrunnen (den Zohr gezeichnet) stand ein Tisch, zwei Fässer Wein darauf und Brot, Wurst, Schinken und gebratene Hühner die Menge. Um dieses grüne lustige Plätzchen standen die schönen dunklen Cypressen, durch welche man eine reizende Aussicht nach Rom und das Latinergebirge hatte, besonders schön machte sich der St. Peter mit dem Vatican. Aber wir bekümmerten uns wenig um die Aussicht, denn wir waren zu lustig und Scherz und Kurzweil nahmen kein Ende. Hoff, Flohr und Stirnbrand sangen lustige Lieder, gegen Abend fingen wir auch an zu walzen und mit einbrechender Nacht wurde bei Fackelschein noch ein wilder Cotillon getanzt und ich mit Stirnbrand tanzten vor. Dann wurde gespielt. Braun las ein recht hübsches Gedicht auf Flohr und zuletzt traten wieder die Sänger zusammen und aufs Neue erklangen wunderschöne Melodien in die tiefe Sternennacht hinaus. Die Cypressen waren roth von der Fackelgluth erleuchtet und oben funkelten die Sterne blau herein; in der Stadt schimmerten einzelne Lichtchen, Alles war so still und feierlich, nur ein dumpfes Rauschen, wie vom Winde, strömte durch die Nacht. Ich lag an einer Cypresse und war recht selig, fühlte ganz das Glück dieser schönen Stunde. Nachts zogen wir herein. Auf der Straße vor dem Engelsthore tanzten ein paar Winzer noch den Saltarello und ein dritter klimperte auf der Zither dazu. Thiele toll und wild sprang mit dazu und tummelte sich herum wie ein Bacchant.

16. November.

Bei Reinhold sah ich endlich einmal seine Salzburger Skizzen; sie waren außerordentlich schön, sowohl die dargestellte Natur, als auch die Behandlungsweise, und letztere, vielleicht auch erstere, gewiß viel schöner, als seine jetzigen kunstvollen Arbeiten. Nur zu leicht nimmt man eine stylisirte Art zu zeichnen und zu malen in Rom an, welche, obgleich kunstreicher in Linien und schöner in den Formen, was man so schön zu nennen

beliebt, doch bei weitem nicht jene naive Unbefangenheit erlangen kann, mit welcher man in früheren Jahren rein und natürlich die Natur wiederzugeben trachtet; und Naivetät, schöne reine Natürlichkeit, wirkt immer viel stärker auf das Gemüth des Beschauers, als die feinste Kunst. Denn wo der Verstand und das Wissen vorherrschend ist, muß das Herz schweigen, und Gefühl, Gemüth, diese zarten Seelenkräfte sich verbergen; was nicht lebhaft und tief empfunden aus dem Herzen strömt, kann auch nicht wieder zum Herzen gehen; das ist eine alte, bekannte Lehre. Man traut den Gemüthskräften viel zu wenig zu; was auf das Gefühl des Menschen wirken soll, muß aus dem Gefühl hervorgehen. Wissen ist nur für den Verstand, aber Kunst ist nicht Wissenschaft. Man betrachte das Leben und die Werke der größten Meister: Raphael, Mozart, Shakespeare, das Nibelungenlied, ja die Bibel und das Leben Christi selbst; mir sind die Productionen jener Zeiten und ihrer Genien keine Räthsel, wohl aber ist mir räthselhaft, wie man das Alles in neueren Zeiten nicht begreifen konnte. Von Horny sah ich das erste Bild unvollendet und im Mißmuth von ihm zerrissen; und doch war ein außerordentlicher Geist darin. Nun quälte sich Horny mit einer Nachahmung der ganz alten Meister, und fand da natürlich für sein Fach unüberwindliche Schwierigkeiten; hätte er sich doch seinem eigenen Geist ganz überlassen, er hätte bald sein Ziel erreicht.

Sonnabend ging ich mit Wagner an unseren lieben Platz beim Lateran hinaus, und uns war überaus wohl, im alten, lieben Rom zu sein. Eine wunderschöne Herbstabendfarbe lag über dem Albanergebirge, unsere wohlbekannten Oerter schimmerten freundlich herüber, und wir fühlten eine süße Sehnsucht dahinaus. Wenn ich am Lateran bin, fühle ich mich recht glücklich in Rom, aber die blauen Hügelberge, von der Passeggiata des Monte Pincio gesehen, erregen immer Heimweh in mir. Uebrigens verging die Woche wieder, ohne daß ich mit meinem Bilde sonderlich vorgerückt wäre; doch machte ich einige recht gute Verbesserungen.

19. November.

Sehr mißmuthig stieg ich heute aus dem Bette; ich war gestern Abend etwas voreilig im Reden, das verdrießt mich heute recht. Die Hauptsache aber ist: Koch zeichnete mir in meine Landschaft hinein und gab mir Rath, wie ich sie anordnen möchte; Schilbach kam dazu, und wenn dieser es weiter sagt, werde ich wieder in falsches Gerede kommen.

Die Composition wird mir immer fataler, ich habe fast die Lust zu verlieren, und unwiderstehlich zieht es mich zu deutschen Bildern. Auch Koch's Rath gefällt mir nicht, doch nehme ich mir einiges Gute daraus. Noch einmal will ich Alles wegwaschen und zum drittenmale anfangen.

Sonntag, den 21. November

Ich habe vergangene Woche Grimm's deutsche Sagen gelesen, und sie haben mir viel Aufschluß über Auffassung deutscher Natur gegeben; denn ich suche alles, was ich lese, auf meine Kunst anzuwenden; ich will meine Gedanken später darüber aufschreiben, wenn Alles im Klaren ist. Ueberhaupt reinigen sich meine Ansichten immer mehr. Ich habe Luther's Bibelübersetzung mir angeschafft, und las die Bibel zum erstenmale; denn in der Schule hatten wir nur einen ganz kurzen Auszug derselben. Ich kann nicht sagen, was sie mir für Wonne gewährte, und welche tiefe, göttliche Wahrheit ich in den Worten Jesu finde.

22. November

Ich habe heute meine alte Wohnung bei der Marinella verlassen und wohne nun Via Isidoro Nr. 20, wo Böhtlingk wohnte; dieser ist zu einem Baron gezogen, für den er arbeitet.

24. November

Trüber Regentag. Vor Tisch ging ich zum Meister Koch; er malte an der griechischen Landschaft mit dem Regenbogen; eine vortreffliche Composition. „Wenn die Landschafter über die Kunst, und über ihr Fach recht nachdenken, dann ists auch aus mit der Landschafterei", sagte er heute. „Die Kunst soll eins sein, wie die Natur, und nicht in Fächer getrennt, sonst ist es keine wahre, rechte Kunst mehr." Wie Tizian, Poussin, Caracci, Domenichino die Landschaft nahmen, so sei es recht: denn sie machten kein besonderes Fach daraus. Es ist gewiß viel Wahres an dieser Behauptung, und besonders, daß die Landschaft meist historisch sein soll und muß. Aber die Landschaftsmalerei läßt sich höher ergreifen, als Koch es selbst glaubt, und meines Erachtens ist sie noch nie recht ergriffen worden.

Am meisten schimpft Koch auf jene seichte Bildung und Vielwisserei, die besonders in Deutschland eingerissen ist, wo solche Werke, wie ein Conversations-Lexikon, ans Tageslicht treten. Er hält sich allein an die Natur und an das echt gediegen Klassische, was die Welt hervorgebracht hat.

Donnerstag, den 25. November.

Nachmittags ging ich zu Bissen, dem Dänen, welcher sein Studium in meiner Nachbarschaft hat. Er arbeitete an einem Basrelief, die Jugend vorstellend, auch hatte er schon die Zeichnung entworfen, um die Alter der Menschen durchzuführen. Es waren treffliche Gedanken und außerordentliche Phantasie darin. Besonders gefiel mir der Gedanke im letzten Blatte, wo die Großeltern gestorben sind und die Enkel um sie klagen. In den vorhergehenden Skizzen machen die Großeltern immer die mittelste Gruppe aus, wo Söhne und Enkel um die ruhenden Alten spielen. Hier aber, auf dem letzten Blatte, stehen die beiden Sessel in der Mitte leer, und die Hinterbliebenen klagen und weinen zu beiden Seiten in schönen Gruppen.

Bissen will nichts von Styl und stylisiren wissen. Er ahmt nicht die Antike nach, obwohl er sie genug schätzt.

Die Gründe, die er angab, stimmen ziemlich mit meinen Ansichten überein. Natur ist die Basis, und Gefühl, Gedanke erzeugt das Kunstwerk. Etwas schön und wohl Erdachtes einfach und im Geiste der Natur so gut als möglich darzustellen, ist Aufgabe aller Kunst. Jeder soll sich seinen Styl selbst schaffen, dann wird sich Jeder originell (eigenthümlich) ausdrücken, so wie es seiner Natur und seinen vorgestellten Gedanken angemessen ist.

Warum soll ich die Regeln dieses und jenes alten Meisters nachahmen? Ich kann und soll nur mich geben und nicht einen Anderen, in dessen Geist ich mich doch nie einstudiren kann. Der Kunstzweck strebt ins Allgemeine, die Darstellung aber bleibe individuell. Ich soll aus den Werken eines jeden großen Genies lernen, *wie* es seine Kräfte benutzte, wie Alles in ihm ein Ganzes ist, Alles organisch aus einem Geist, nach einer Regel gebildet. So soll auch ich mir meine Regel aus meinem Geiste schaffen und bilden, und meine Kunst, mein Leben, meine Ansichten, Alles das muß *eins* mit mir sein, aus Einem entsprungen.

So wars bei den Alten auch. Shakespeare, Homer und die Sänger

der Nibelungen ſtehen hierin am höchſten da. Bei den neueren, beſſeren Dichtern iſt ſchon viel zu viel Nachahmung, und was bei den Alten natürlich iſt, erſcheint hier ſchon künſtlich ſtudirt und geſucht.

Abends ſpazierte ich allein zur Porta Pia hinaus. Es war ein ſchöner Abend, der Himmel voll rother Wolken. In den grünen Ebenen tönte das ferne Blöken der unzähligen Schafherden. Auf dem Heimwege traf ich Rohden und wir diskurirten mancherlei; aber der Alte ſchien verdrießlich. Er iſt nicht glücklich; ſein Leben iſt öde und matt, die Kunſt giebt ihm keine, die Natur wenig Freude mehr. Ich blieb heute Abend wieder, wie geſtern, zu Hauſe, und es iſt mir recht wohl in dem heimlichen, kleinen Stübchen; ich ſchreibe, ſinne oder leſe in dem herrlichen Nibelungenlied oder in der göttlichen Bibel, und das iſt mir nützlicher, als das unausſtehlich fade Geſchwätz, oder rohe Getümmel in der Kneipe. Ich denke wieder mit rechter Sehnſucht nach Hauſe und freue mich, meine Eltern und Geſchwiſter und meine über Alles geliebte Auguſte wieder zu ſehen. Wie herzlich wünſche ich ihnen durch meinen Umgang manche frohe Stunde zu bereiten, ach, und wie ſehr hat es mein armer Vater nöthig und auch die gute Auguſte.

21. November.

Die Worte Koch's: „Die Landſchaftsmalerei hört auf, wenn man recht über Kunſt denken wird", geben mir auch Stoff genug zum Denken. Ich that früher ſchon oft mit Betrübnis einen ähnlichen Ausſpruch, und doch bin ich wohl davon zurückgekommen. Wenn ich bedenke, welchen großen Eindruck die Natur immer auf jeden gefühlvollen Menſchen hervorbringt, wie Gott ſich in ihr offenbart, wie ſie ſeit Anbeginn in reizendem Wechſel ſich immer gleich bleibt, den irrenden und ſchwankenden Menſchen der einzige ſichtbare Leitfaden, eine lebendige Hieroglyphe von Gottes Geſetzen und heiligem Willen iſt, worauf der Menſch immer wieder zurückkommt und hingewieſen wird, wie Jeſus ſelbſt in ihrer Betrachtung ſich ſtärkte und in ihren unwandelbaren Geſetzen den Willen des Vaters fand und deutete, und ſeine Gleichniſſe aus ihr entnahm, wie er die Natur, alſo die ſinnliche, körperliche Offenbarung des ewigen Geiſtes betrachtete, ſo muß ich ſie doch als einen erhabenen Gegenſtand für die Kunſt anſehen, wenn ſie nur *groß, umfaſſend, geiſtig* ergriffen und dargeſtellt wird.

Ich muß die Natur in ſolchen Momenten auffaſſen, wo ſie mich und

jeden Menſchen am mächtigſten ergreift. (z. B. Tages- und Jahreszeiten.) Oft ſpricht ſich der Sinn ihrer Erſcheinung deutlich aus, aber nicht immer. Es giebt auch Momente und Gegenſtände in der Natur, welche unſer Gefühl wunderbar anregen, wo wir eine ſüße Sehnſucht empfinden nach unbekannten Weſen, nach dem ewigen Vaterlande vielleicht. Solche Empfindungen gleichen denen, welche durch die Töne einer ſchönen Muſik, oder durch einen wunderbaren, nächtlichen Traum erzeugt werden.

Soll dein Werk auf den Geiſt wirken, ſo muß es auch ungeſchwächt aus dem Geiſte hervorgehen, deshalb erfinde und arbeite nur mit recht tiefer Liebe und mit Glauben. Denn dieſe Kräfte des Geiſtes, wenn du ſie recht mächtig in dir haſt, werden mehr wirken, als alle Technik und Theorie und alle Vortheile deines Kopfes und deiner Hand.

Das Ganze behandle recht groß und ſo einfach, als möglich, und mit Hinweglaſſung alles Kleinlichen, Unnützen. Aber alle Motive, welche beitragen können, den dargeſtellten Gedanken oder die Empfindung deutlicher auszudrücken und zu bereichern, ſuche anzubringen.

Einfachheit, Größe und Tiefe der Gedanken zeugen von deinem Geiſte, der Reichthum der Motive von der Fülle deiner Phantaſie.

Von Künſtlern weiß ich keinen, der das ganz erreicht hätte. Ahnungen davon findet man am beſten und meiſten bei Ruisdael, einigermaßen auch bei Friedrich und Nicolaus Pouſſin.

Es ſoll aber ja keine künſtliche Allegorie aus der Landſchaft gemacht werden, das iſt wider den Geiſt der Natur. Aber wohl giebt ſie uns oft ernſte, bedeutende Winke, zuweilen ſcherzt ſie in der bunten, lieblichen Fülle und giebt uns den Vorſchmack des Himmels.

Die Form iſt körperlicher, der Ausdruck geiſtiger, und kommt alſo zuerſt in Betracht.

Es giebt eine poetiſche Anordnung der Farben, von welcher aber noch wenig Gebrauch gemacht worden iſt. (Ausgenommen Raphael, Tizian, Pouſſin.)

Es iſt ausgemacht klar, wie jede Farbe für ſich eine beſondere Wirkung aufs Gemüt hervorbringt und ſo auch in Zuſammenſtellung mit anderen, wobei natürlich ein gewiſſes Verhältnis beobachtet werden muß.

So z. B. Grün iſt friſch und lebendig, roth freudig oder prächtig, violett melancholiſch, (wie bei Friedrich,) ſchwarz haben die meiſten Völker für die Farbe der Trauer, des Todes angenommen. Gelb zu blau iſt matt, ſterbend, traurig. Grün zu roſenroth lieblich und üppig.

Grün zu roth — Pracht, Fülle; grün zu blau — heiter, ernst, erhaben. Wie melancholiſch iſt z. B. die Farbe der Weide, und der Olivenwälder! Wie düſter, ſchwermüthig das dunkle Braungrün der Linde; wie heiter das Lichtgrün der Buche! Welche Empfindungen erregen die gelben Bäume im Herbſt mit den ſchwarzen Aeſten, die welken Blumen und Gräſer! Wie geſpenſtiſch der ſchwarze Eichwald im Winter, wo der Schnee weit hingebreitet liegt und auf den Aeſten hängt! Eine ſolche geiſtige Anordnung der Farben hat viel Aehnlichkeit mit der Muſik, ſowohl in der Behandlung als in der Wirkung. Farben ſind Töne. Auch in den Farben muß die möglichſte Einfachheit beobachtet und auf große Maſſen geſehen werden; denn je einfacher, deſto ſtärker ergreifend werden ſie wirken.

Welches Leben, welche Friſche, blühende Fülle erregt Tizian's Colorit. Es ſind immer große, reine Farbenmaſſen. Eine ſüße Wehmuth und Sehnſucht ergreift uns bei Pouſſin's Landſchaften. Es ſind graue, gemiſchte, etwas dunkle Farben.

Koch's Landſchaften würden mir beſſer gefallen, wenn weniger Styl darin zu ſpüren wäre. Dadurch giebt er den Eindruck nicht, den die Natur giebt. Der Künſtler findet viel daran zu bewundern, aber den Nichtkenner und natürlichen Menſchen läßt es ungerührt. Koch hat überhaupt viel Feuer, Leben, Geiſt, aber wenig Liebe, Gefühl und reine Natürlichkeit. Das ſieht man auch in ſeinen Bildern; wenige gehen zu Herzen, obgleich ſie recht ſchön ſind.

Es iſt gewiß recht gut für den Landſchafter, wenn er die Volksſagen, Lieder und Märchen ſeiner Nation ſtudirt. Er ſieht darin den Geiſt des Volkes, welcher mit dieſen Sagen ſeine Umgebungen belebt. Die örtlichen Sagen und auch die Märchen knüpfen ſich faſt immer gerade an ſolche Gegenſtände, welche in der Natur unſer Gemüth am wunderbarſten erregen. Das Volk ſucht dieſen Geiſt zu faſſen oder auszudrücken, indem es wunderbare Geſchichten daran knüpft. Und wahrlich, er iſt auch immer gut getroffen, ächt volksthümlich aus der Sage ſelbſt und dem Glauben und Empfinden des Volkes entſproſſen! Wie herrlich ſind in den Märchen das geheimnißvolle Waldesdunkel, die rauſchenden Brunnen, blühenden Blumen und Knospen, die ſingenden Vögel und die bunten, ziehenden Wolken aufgefaßt, in den Sagen: alte Burgen, Klöſter, einſame Waldgegenden, ſonderbare Felſen dargeſtellt! Köhler, Schäfer, Pilger, ſchöne Jungfrauen, Jäger, Müller, Ritter, Nixen und Nixen, das ſind die natürlichen, romantiſchen Perſonen, welche in jenen Sagen ſpielen.

Ich möchte wohl recht den Shakespeare ſtudiren. Er ſcheint mir das Wahre und Rechte in der Kunſt erreicht zu haben. Er iſt ſeinen eigenen Weg gegangen und ſteht einſam und einzig da; von ſeiner Mitwelt wenig geachtet, bis ihn eine gerechtere Zeit ans Licht zog und er jetzt ganz gewürdigt und erkannt worden iſt.

3. December.

Am Sonntag mit Stötzel vor der Porta Pia. Heute Vormittag war ich mit Untermalung der Compoſition fertig. Auch habe ich ſchon wieder etwas Neues angefangen und aufgezeichnet, und will beginnen es zu malen; es iſt der Waſſerſtrahl bei Lend in der Gegend von Gaſtein. Am Sonntag fand ich eine Rezenſion im Kunſtblatt, welches im Café Greco liegt, über die Dresdener Ausſtellung; es waren nur wenige Bilder erwähnt. Mein Bild wurde darin gewaltig gelobt, und ſo wenig ich auch von allen Rezenſionen halte, ſo that es mir doch ſehr wohl, und die Eitelkeit regte ſich gewaltig. Eitelkeit iſt gewiß unſere größte Schwäche, und kein Menſch, beſonders wenn er nach dem Rechten ernſtlich ſtrebt, bleibt frei davon; vielleicht iſt Eitelkeit ſelbſt bei den beſten Handlungen mit im Spiele, und wie viel Gutes und Rechtes thun wir rein um der Sache ſelbſt willen? Ich möchte ein tüchtiger, ein großer Künſtler werden, aber ich kann nicht leugnen, daß Eitelkeit und Ruhmſucht dabei iſt; es iſt mir nicht rein um die Kunſt zu thun, obwohl man ſichs oft genug vorlügt. Es würde wohl wenig Gutes gethan werden, wenn Eitelkeit nicht wäre; das Böſe muß das Gute wirken; ich will aber trachten, mich frei und los davon zu machen.

Nachmittag war ich bei Koch; er war nicht da. Ich ſprach lange mit ſeiner Frau; ſie iſt eine einfache, aber ehrenwerthe, brave Frau, und ihre grauen Locken zieren ſie ſchön, ebenſo, wie die Ordnung im Hauſe und die Reinlichkeit und Erziehung ihrer Kinder ſie hoch preiſen. Wenn Auguſte ſo iſt? ich glaube es!

Bei Rohden war ich gegen Abend, und wir philoſophirten tüchtig; denn er kam auf mein Lieblingsthema. Abends noch mit Wagner am Lateran. Es gefällt mir das Leben jetzt ſehr in Rom; ich möchte immer in Rom leben, aber Rom dürfte nicht in Italien ſein.

4 December

Ich habe wieder einmal Urſache zufrieden am Schluſſe der Woche zurückzublicken. Ich finde mich auch beſſer ins geſellige Leben. Das Leben genieße ich jetzt recht eigentlich und ich fühle mehr als jemals meine köſtliche Freiheit und Unabhängigkeit. Das ſchmerzvolle Heimweh und das Unbequeme des fremden Landes peinigt mich nicht wie im vorigen Winter. Erſteres iſt zu einer ſüßen Sehnſucht geworden, und was das Letzte betrifft, ſo weiß ich mich drein zu ſchicken; auch hat das hieſige Leben ſo viel Schönes, daß man das deutſche darüber vergeſſen könnte, vor allem die unſchätzbare Freiheit. O wie wahr ſind des alten Dürer's Worte in einem Briefe, den er aus Venedig ſchrieb: „Hier bin ich ein Herr und frei, daheim aber ein Schmarotzer." Aber ich werde mich immer ſoviel als möglich unabhängig zu halten ſuchen. In der freien, herrlichen Natur will ich immer leben, in ihren Geiſt immer tiefer einzudringen ſuchen, in ihr Gott recht erkennen lernen, und den allmächtigen Gott der Liebe von ganzer Seele lieben, immerdar bis ans Ende; ihn will ich preiſen tief und ſtill im Herzensgrund, ihn preiſen durch mein Leben und durch die Werke meiner Kunſt. Leben und Kunſt müſſen eins ſein und dürfen ſich nicht ſcheiden; ſo wars bei den Alten.

Rohden iſt ein braver und verſtändiger Mann, aber er kann ſeine Lebensanſichten nicht mit ſeiner Kunſt vereinigen, drum geht letztere unter; durch dieſen Zwieſpalt ſeines Innern iſt auch ſein Leben todt und trübe und er hat keine innige Luſt. Giebt Gott mir rechte Glaubens- und Liebeskraft, ſo habe ich Alles, und mein Leben iſt ſchön bei allen Leiden und Trübſalen, die es bringen wird.

5 December

Vormittags ging ich mit Wagner, Bach und Swickert in die Galerie Camuccini und genoß den einzigen, wundervollen Tizian: „Das Bacchanal" (Figuren von Bellino). Ich kann keine Worte finden, um den Eindruck zu beſchreiben, den er auf mich gemacht hat; ich war außer mir, bin es noch jetzt, nachdem ich ſo manchen Genuß den Tag hindurch gehabt habe; aber dieſer Tizian hat mich ganz und gar eingenommen, und ich denke immer nur an ihn. Ich gehe vielleicht künftigen Sonntag allein wieder hin. Wenn ich den Werth der Landſchafter tariren ſollte, ſo käme zuerſt Tizian mit Ruisdael, Everdingen, dann Claude ꝛc. (auch Nicolaus Pouſſin kommt vor Claude).

Aus Tizian's herrlichem Bilde „Das Bacchanal" weht eine wunderbare Frische und holde Lebensfülle; das Colorit iſt wahre Zauberei, eine Kraft, ein Glanz und eine Gluth in den Farben, die einen wunderbaren Reiz wirken und ſchon für ſich die höchſte poetiſche Stimmung im Beſchauer erwecken. Die Compoſition nun iſt höchſt einfach, grandios und edel. Auf einem luſtigen Plätzchen am grünen Walde haben ſich die Götter zum fröhlichen Feſte verſammelt und niedergelaſſen. Die Figuren ſind ſchön gemalt, voll Ausdruck und Leben, aber ziemlich gemein, ja völlig traveſtirt dargeſtellt. Zur Rechten erhebt ſich ein großer Wald, der bis in die Mitte des Bildes geht; bunte Vögel ſitzen in den Zweigen und ſingen zum luſtigen Mahle. Unter den dunklen Baumſtämmen ſieht man das blaue Meer und den Goldſaum der Abendröthe. Der Wald iſt hier unten ſo licht und herbſtlich dargeſtellt, wie man es ſich nur denken kann. In der Mitte über einzelnem Waldgebüſch, in deſſen Dunkel Faune herumkriechen und Epheu von den Stämmen löſen, erhebt ſich ſchroff und höchſt phantaſtiſch ein ſteiler, ſchattiger Fels, auf deſſen Gipfel eine Burg vom Abendlichte beſtrahlt wird; weiches Gewölk zieht hinter dem braunen Berge an der tiefblauen Luft hin. Der Berg ſenkt ſich waldig herab und Wild jagt über die Wieſe dem fernen Walde zu. Von Fels und Hügel aus dem grünen Walde brauſt ein dunkler Quell und rinnt vorn durch die lichtgrüne Wieſe. So müſſen Landſchaften gemalt, ſo muß die Natur aufgefaßt werden.

Das iſt der Styl, der ſich zu Heldengedichten eignet; er iſt größer, edler, als der lyriſche. So groß, ſo ſinnvoll und lebendig und ſo einfach nun auch **deutſche** Natur aufgefaßt!

O, was bleibt mir für ein großes Feld übrig! Gott gebe doch das Gelingen!

Nach Tiſch mit Stölzel, Müller nach S. Onofrio. Herrliche Ausſicht! Torquato Taſſo's Grab gleich an der Kirchthüre im Winkel. Fresken von Pinturicchio. Der Papſt, welcher mit großem Gefolge durch Traſtevere kam, gab uns einen halben Segen. Pietro in Montorio Ausſicht. Bilder von Pinturicchio, Piombo ꝛc. Im Hof ſchöne Kapelle von Bramante. Das Loch, wo Petri Kreuz geſtanden haben ſoll.

Oben eine ganz wunderſchöne Statue des Petrus, die ſchönſte, welche ich noch geſehen habe, außerordentlich würdig und ernſt dargeſtellt. Sie mag aus früherer Zeit ſein, als die Kapelle. Am Kleide waren Blumen und Verzierungen eingeprägt. Zuletzt auf Ripa Grande, wo ich mit Stölzel eine Fogliette köſtlichen Muskatwein leerte.

6. December.

Nachmittags ging ich allein nach Aqua acetosa hinaus. Ich ſetzte mich an das Ufer der tückiſch rauſchenden Tiber und zeichnete. Dieſer Strom macht hier einen Bogen durch das weite Campagna-Thal, in welchem zahlloſe Heerden Schafe, Kühe und Pferde weiden und der Gegend ein recht morgenländiſches Anſehen geben. Blaſſe Wolken zogen in der ſtillen Luft, das bleiche Halblicht des leichtbedeckten Himmels breitete einen eigenen Reiz über die ſterbende Herbſtgegend, nur hie und da ſchien ein wenig dunkles Blau aus dem ſtreifigen Gewölk. Die Gegend machte ganz den Eindruck auf mich, den ich vor Nicolaus Pouſſins Landſchaften empfinde: Tiefer Ernſt im Gemüth, und eine ſanfte Sehnſucht, die das Herz recht erwärmt. Die ſüße Stille, die über den weiten, ruhigen Gefilden lag, gab das Gefühl der Einſamkeit, nur der Tiberſtrom, der ſich weit und glänzend vor mir ausbreitete, zog rauſchend ſeine Kreiſe und glitzerte in der Ferne; ſeine trübe, ſchlammige Oberfläche verbarg die gefährliche Tiefe. Unweit davon war die Stelle, wo die ſchöne Roſa Bathurſt verſank, vielleicht auch die Stelle, wo der edle, große Zohn von den tückiſchen Waſſergeiſtern hinabgezogen wurde. Kein Leichnam kam wieder zum Vorſchein. Das Geſchrei einer Schaar Seemöven, welche vom Ufer aufflogen, weckte mich aus meinen Träumen, in welche mich das Waſſerrauſchen immer verſenkt. Es iſt ein wunderbares Element, wahrlich, es iſt nichts natürlicher, als daß die Vorfahren an Waſſergeiſter dachten, und ſich ausmalten, wie die ſchönen Nixen des Mittags ans Land kommen, ſich in die grünen Erlenzweige ſetzen, welche ſchattig ins Gewäſſer hängen, und die gelben Haare kämmen und flechten; oder wie ſie im Waſſer empor tauchen und durch wunderbare Melodien dem träumenden Knaben das Herz mit Sehnſucht füllen, bis er in ihre Arme hinabſinkt und die Fluthen ihn verſchlingen; oder wie ſie dem grimmen Hagen den nahen Untergang weiſſagen. Naturempfindungen ſind hier zu Bildern gemacht, und man kann die ächten, alten Sagen nicht genugſam ſtudiren. Wie lockend iſt ein klares Waſſer, welches den blauen Frühlingshimmel mit den weißen Wölkchen ſpiegelt! Welch ein erhabenes Bild die tiefblaue, bewegte Fläche des ungeheueren Ozeans! Wie luſtig der Quell, der aus der finſteren Kluft freudig ans Tageslicht ſpringt und durch Gras und bunte Blumen hineilt! Oder wie melancholiſch ein tiefer, ſchwarzer See, z. B. der Hinterſee. Prächtig iſt ein breiter Strom, der ſich glänzend durch das Land ſchlängelt, wie in Raphael's Fiſchzug.

Es wurde Abend. Die Lioneſſa mit ihren Schneeſpitzen und der ganz weiße Velino rötheten ſich von den Strahlen der Abendſonne, welche durch die Wolken drang. Rauchſäulen ſtiegen in der Campagna empor, wo die Hirten ihre Nachtſtätten bereiteten. Großhörnige, graue Stiere und wilde Büffel weideten in den weiten Steppen, Pferde rannten wild in den umzäunten Wieſen, und fern am Torre del Quinto, welcher ſich maleriſch auf einer felſigen Hügelgruppe erhob, tönte das Geblök einer endlos verſtreuten Schafheerde. Es wurde kühl; ich ſkizzirte aber noch Manches, auch das Grabmal der Grachen an dem anderen Tiberufer, zündete ein Zigaro an und ſchlich an den Schilffeldern hin und kam ſpät zur Porta del Popolo herein.

7. December.

Mit Wagner vor die Porta Pia nach unſerem beliebten Kneipchen. Wir ſprachen auf dem Heimwege über maleriſche Gegenſtände unſerer deutſchen Natur; beſonders Wintergemälde kamen da zum Vorſchein z. B. (ich) „ein Schneegeſtöber“: Der alte Harfner geht in ſeinen Mantel gehüllt, auf dem ſchon dicker Schnee liegt, einem nahen Dorfe zu, wo man eine Hütte erblickt, woraus der Rauch ſteigt, und durch das Geſtöber hindurch ſieht man den grauen ſpitzen Kirchthurm. — Dann erzählte ich ihm auch meine Frühlingslandſchaft. Wagner dagegen: „ein Kirchhof, wie in ſeinem Geburtsorte (ein Dorf bei Meiningen), wo auf den Gräbern alle jungen Frühlingsblumen und runde Knöspchen blühen und an der niederen Mauer Hollunder und blühende Haſelnußſtauden. In der Ferne ſieht man ein Stück des Thüringerwaldes, wo noch einzelne Fleckchen Schnee glänzen.“

9. December.

Nachmittag mit meinem lieben Wagner wurde der Tempel der Minerva medica gezeichnet; durch die Porta Latina (Bogen des Druſus) zurück; wir zeichneten noch S. Balbuina und beſprachen uns über die Reiſe. Ich werde vermuthlich mit ihm reiſen, aber dann muß ich im Februar mein Bild beendet haben, acht Wochen nach Neapel und zurückgehen und Anfang Mai von Rom abreiſen. Das wäre ganz herrlich; ich will recht fleißig ſein. Vivat Deutſchland! Dort ſoll meine Kunſt erſt blühen; dort findet ſie ihr Vaterland, hier iſt ſie auf fremdem Boden.

17. December

Meine Kunſtanſichten haben ſich wieder erweitert, verbeſſert; das Gemüthvolle, Charakteriſtiſche in der Natur mit Phantaſie aufzufaſſen, habe ich nach Kräften ſtudirt, und habe es wenigſtens erkannt. Doch das Bild von Tizian, Koch's Rath und Lehre, Veit's Worte: „Die Landſchafter ſollten einfacher wählen," gingen mir immer im Kopfe herum, und jetzt habe ich mich, wie ich glaube, ziemlich ins Klare gebracht. Meine ehemalige Luſt, mit allerhand Phantaſien das Bild auszufüllen, dieſer wilden Tochter allen Raum zu laſſen, und ſo oft ins Kleinliche, Tändelnde zu verfallen, habe ich aufgegeben. Ein Gedanke kräftig, tief, umfaſſend ausgedrückt, mit möglichſt wenigen Mitteln, in großen Licht- und Schattenmaſſen, großen Hauptfarben und möglichſt naturgetreuem Charakter der Details. Wird die deutſche Natur ſo behandelt und einfach und großartig aufgefaßt, ſo kann ſie eben ſo edel wirken, wie die italieniſche, und ihr ernſterer, gemüthvollerer Charakter, ihre Fülle und ihr Reichthum werden ſie noch darüber ſtellen. Mit kurzen Worten iſt mein Gedanke der: Deutſche Natur zu einem Ideal, zu edler Größe zu erheben, damit ſie nicht, wie bisher, den untergeordneten Rang der Idylle behält, ſondern zum Epiſchen ſich erhebt. Meine Helden ſind die Elemente in ihren lieblich geeinten oder feindlich entzweiten Wirkungen. Der Gegenſtand iſt groß und erhaben genug. Aber verwünſcht und verbannt ſeien die kleinlichen, beſchränkten Veduten-Maler, und noch dazu wenn ſie es nicht ſein wollen und doch ſind.

23. December

Dieſen Nachmittag machte ich etliche Beſuche; zuerſt beim Koch. Es iſt intereſſant, dieſen Mann dem ernſten Veit gegenüber zu ſtellen. Er verhält ſich wie Arioſt zu Dante. Koch's Ueberfülle der grandioſeſten Phantaſien und heitern, üppigen Lebens, dazu ſeine oft ſehr bedrängte Lage und doch immer heitere, übermüthige Laune, ſein anhaltender, unglaublicher Fleiß, mit Luſt, Liebe und Studium verbunden, worin er vollkommen den Alten gleicht, ſind bewundernswerthe Eigenſchaften. Dabei führt er gewiß ein glückliches Leben. „Ich wäre recht glücklich, ſagte er neulich, wenn ich nur mehr Geld, mehr Verdienſt hätte! Mich hätte das Geld nicht ſchlechter, ſondern gewiß beſſer gemacht, als ich bin. Dann hätte ich früher geheirathet und die Schnurrpfeifereien und loſen Geſellſchaften wären unterblieben —" „Iſt das wirklich wahr?" ſchrie — N. N.

„Ja, ganz gewiß," verſetzte er ſehr ernſthaft. Dann ging ich auch zum Reinhardt; es ſah ganz toll bei ihm aus. Er ſelbſt im Hemd, ein graues Mützchen auf, ſchlechte Rohrpfeife im Munde, graue, zerſetzte Jacke und grobe, zerriſſene und mit groben Stichen hie und da zuſammengeſetzte blaue Leinwandhoſe am Leibe. Sein Geſicht aber iſt ſehr ausdrucksvoll, ſtark markirte Züge eines tüchtigen, deutſchen Mannes, der Sturm und Wetter mehr ausgeſetzt war, als der Stubenluft. Alle Zimmer lagen voll; dick mit Staub bedeckte Zeichnungen, angefangene Gemälde, Kupferſtiche, Malergeräthe, auch Flinten und Armbruſt; einige Gypsmasken von Verſtorbenen, vermuthlich alten Freunden; auch der Abguß eines Wolfskopfes. Er war ſehr wortkarg, aber höflich und grade. Dabei liegt eine Beſcheidenheit in dem ganzen Benehmen dieſes derben, kraftvollen Mannes, die außerordentlich liebenswürdig iſt. Seine früheren Baumſtudien ſind vortrefflich, doch die jetzigen Arbeiten gefielen mir nicht. Talent und Feuer findet man in allen ſeinen Sachen, weniger gründliches Studium und Gefühl.

Sein Leben iſt ſehr zurückgezogen und ziemlich freudlos; er mag die Menſchen nicht von der beſten Seite kennen gelernt haben; ſeine häuslichen und Familienverhältniſſe ſollen gleichfalls ziemlich traurig ſein. Er iſt mit ſeiner Frau nicht getraut, und hat eine ſehr ſchöne Tochter, die aber durchaus keinen Maler heirathen ſoll. Reinhardt beſitzt außerordentliche Charakterſtärke, Feuer, Feſtigkeit und Kraft, Achtung für alles Hohe und Schöne, aber — keine Liebe!

Chriſttag. Freitag, den 24. December.

Heute iſt die Eröffnung der heiligen Thüren in der Baſilica und großer Spektakel. Ich bleibe zu Hauſe und arbeite. Ich weiß nicht, welche Sehnſucht mich ergreift, welche Wehmuth an dieſem heutigen Tage. Ach, wie herzlich wünſche ich Nachricht aus der Heimath! Nachmittags war ich allein auf der Paſſeggiata; es war leer und ein kalter Nordwind wehte; verlangend ſah ich nach den Bergen. Alle Glocken tönten, das Feſt am St. Peter ging an.

Ich aß mein ſchmales Abendbrot in der Kneipe und ging bald nach Hauſe; denn es mußte um ſieben Uhr geſchloſſen werden. Hier ſaß ich nun allein, recht wehmüthig geſtimmt; denn ich dachte an die liebe Heimath.

O hätte ich doch ein kleines Stündchen in Dresden ſein können, um un erkannt durch die nächtlichen Gaſſen zu laufen, und die erleuchteten Fenſter zu ſehen! Dann wäre ich auch noch den Dohnaiſchen Schlage hinaus gerannt und hätte dort gelauſcht, was wohl der Geliebten beſcheert wird.

Erſter Weihnachtsfeiertag, den 25. December.

Ein recht heller, ſchöner Tag, es weht eine friſche Tramontane, und die Gebirge liegen voll Schnee; ich arbeitete in meinem warmen Stübchen, und es war mir ein ſüßer Gedanke, mit jedem Strich auch meinem innigſten Wunſche, der Rückreiſe nach dem geliebten, theuren Vaterlande näher zu kommen. Dort kann ich dieſe alten, ſchönen Feſte recht innig begehen unter lieben Freunden oder an der Seite der Geliebten. O, die ſchönen, ſüßen Zeiten! Nein! ſo hohe Reize auch das hieſige Leben haben mag, es hat nichts für den Verluſt unſerer alten, heiligen, herrlichen Gebräuche zu bieten; und überhaupt ſchon die Entbehrung deutſcher Sitten und Gebräuche muß den Deutſchen kalt und endlich ſchlecht machen; ich fühle recht, wie alle fremden Sitten ſchädlich wirken. Jedes Volk muß Sitte, Gebrauch und Geſetz aus ſich ſelbſt entſtehen laſſen, es wird immer das Paſſendſte und Beſte bleiben.

Abend des erſten Weihnachtstages.

Ich ſaß allein in der Dämmerung im Studium vor meinem Bilde, labte mich in ſchönen Erinnerungen ſelig verlebter Zeiten in der Heimath, ſchwärmte in Zukunftsträumen, ſang und pfiff allerhand durcheinander, wie es die ſehnſüchtige Stimmung gab und ſchürte die Gluth im Kamine, welcher vor mir auf dem Stuhle ſtand. Der kalte Abendhimmel mit ſeinen ſchimmernden Sternen ſchien ſo recht feiertäglich zum kleinen Fenſter herein, und mir wars ſo herzlich wohl. Und wie ich ſo das holde, ſüße Leben betrachtete, wie gütig und weiſe mich Gott bisher geleitet, da durchdrang mich ein wunderbarer Feuerſtrahl glühender Begeiſterung, und ich ſandte meine tiefe Anbetung meinem hohen Vater nach den glänzenden Sternen.

Schönheit, der Abglanz des göttlichen Geiſtes, wird in jedem Gewande die reinen Gemüther mächtig ergreifen und ſie veredeln, indem ſie

das Göttliche auch in ſich fühlen; deshalb iſt gar nicht nöthig, ja ſogar nicht recht möglich, daß ein ächtes Kunſtwerk eine Moral enthalte. Moral iſt für den Körper, der noch in der Sünde lebt, Schönheit aber zur Erweckung des göttlichen Funkens in unſerem Geiſte, der, ſo oft übertäubt, nur ſchläft, und dieſer reine Funke, das Göttliche im Menſchen, bedarf der Moral nicht.

Jedes ſchöne, edle Gefühl, weil göttlichen Urſprungs, wird ewig ſein, wie unſer Geiſt, wenn es auch in dieſem Leben durch trübe Einwirkung betäubender Widerwärtigkeiten verſchwinden ſollte, es wird in einem beſſeren Leben wieder erſcheinen, heiliger und herrlicher noch, weil es von der drückenden Hülle befreit und gereinigt iſt.

„Wortgehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen, gläubigen Gefühl!
Wer es glaubt, dem iſt das Heil'ge nah!"

Rom 1825.

Am neuen Jahrestage.

Mit Gott habe ich nun den ersten Tag begonnen. Der Allmächtige möge mich leiten nach Seiner Weisheit; denn was kann und was ist der Mensch ohne Ihn! Mir ist um Mitternacht ein neu Gestirn aufgegangen, es leuchtet und wärmt zum Leben, und ich fange nun erst an zu leben, nämlich im Glauben und in der Wahrheit.

Heiliger Gott, gieb mir Kraft, daß ich das Ziel erlange!

Ich habe noch kein Jahr mit diesem Ernst angefangen; es soll auch kräftiger fortgesetzt werden; mit unablässigem Fleiß will ich nach der Wahrheit streben, ernst, gebiegen, kräftig.

Mittwoch, den 5. Januar, am Dreikönigsabend.

Heute früh war es sehr neblich und recht winterlich dunkel, so daß ich nicht gut malen konnte, und ich zeichnete deshalb eine Landschaft, welche ich schon seit einigen Tagen im Kopfe herum trug: „Eine verfallene Burg auf einer öden Felsenspitze ragt aus dem Nebel, welcher im Thale und an den hohen Tirolerbergen herumzieht. Der Vorgrund bewachsenes Gestein auf einer steilen Höhe; alte Helme und Schwerter liegen im Moos." Nachmittags ging ich zur Porta Pia hinaus, um zu zeichnen, aber es war zu windig. Ich arbeite und studire jetzt so anhaltend, daß ich zuletzt keine Lust mehr zum Schreiben habe.

Mein einziges Buch ist jetzt die Bibel, und ich glaube, sie zu verstehen. Seitdem mir die heilige Schrift und feuriges Beten den Glauben erweckt haben, bin ich recht glücklich; ich lebe jetzt erst, da ich nun den festen, einzig wahren Weg des Lebens gefunden habe.

Ich wünschte wohl ein ganzes Jahr mit bloßem Zeichnen und Componiren zubringen zu können, während deſſen ich keine große, zeitraubende Arbeit zu liefern hätte, wie es jetzt der Fall iſt.

Die Kunſt ſoll des Menſchen Leid und Luſt mit Beziehung auf höhere Wahrheit in ſchönen, edlen Bildern darſtellen. Die äußere Natur iſt uns (äſthetiſch genommen) größtentheils nur in ihren Beziehungen zum Menſchen intereſſant und merkwürdig, deshalb müſſen die ſogenannten hiſtoriſchen Landſchaften (wie die von Tizian, N. Pouſſin) immer den erſten Rang einnehmen. Ich werde deshalb Alles aufbieten, um auch die menſchlichen Geſtalten ordentlich zeichnen zu lernen, nur fehlt es mir hier an Zeit und Gelegenheit. Beſonders möchte ich gern nach Dürer und überhaupt nach den Alten zeichnen.

Ich bemerke an mir einen großen Hang zu einem leichtfertigen Zeichnen, wobei alle Form ſo wenig berückſichtigt wird; überhaupt habe ich die Form immer ſehr vernachläſſigt und nicht daran gedacht, daß in ihr ganz beſonders der gediegene Styl ſich zeigt. Im Fohr finde ich immer mein Ideal wieder; er hatte das gehörige Talent und den richtigen Weg, auf dem er gewiß jenes Ziel erreicht hätte, welches mir immer noch ſehr fern liegt. Wenn ich, ſobald ich nach Deutſchland komme, nicht wenigſtens zwei bis drei Jahre recht anhaltend fortſtudiren kann, wie es hier in Rom geſchehen iſt, ſo kann ichs nie erreichen. Ich verlaſſe mich auf Gott und meinen Wohlthäter Arnold.

---

8. Januar.

Ich ſah die Panoramen von Euslen. Wie garſtig ſahen die flachen, kleinlichen Gegenden um Kaſſel und Dresden aus! Freilich waren es auch keine ſchönen, ausgeſuchten Gegenden Deutſchlands, aber ich dachte mit Widerwillen an meine Abreiſe.

---

9. Januar.

Wie ich früh aufſtand und die Laden öffnete, ſah ich Schnee und Regen vom finſteren Himmel fallen, und der Schnee wurde immer dichter, und blieb endlich liegen, doch blos bis Nachmittag. Ich habe altdeutſche Lieder (Wunderhorn) zu leſen, und ſo bringe ich die Abende recht gut hin; aber oft bin ich ſehr unwohl und kann faſt nichts mehr eſſen.

---

10 Januar

Nachmittags war es hell und wunderſchönes Wetter; ich ging deshalb mit Wagner zur Porta Pia hinaus in die Campagna; einen unbeſchreiblich ſchönen Abend genoſſen wir da. Die ganzen Gebirge lagen bis in die Ebene hinab voll glänzenden Schnees, die ſonſt ſo braunen, öden Felſenberge waren recht ſäuberlich kandirt, und da die Sonne unterging, überzog ſich Alles mit wunderzartem roſafarb; die Schatten leuchteten ganz grün, wie Türkis, aus den himmliſchen Schneeroſen, und der Himmel nahm über jenen Bergen einen Glanz an, der mich unbeſchreiblich entzückte, und den ich wohl vermögend ſein möchte auszudrücken. Er hatte die wäſſerige Reine und Durchſichtigkeit eines glänzenden, blauen Edelſteins.

Wer mag das malen?!

12 Januar

Heute beſuchte ich mit Oehme Schnorr. Er wohnt im Palazzo Caſarelli und hat eine wunderſchöne Ausſicht, faſt rings herum über die ganze Stadt. Ein Bild von Rehbenitz: „Chriſtus vom Teufel verſucht", ſtand unvollendet da; ferner eins von Schnorr ſelbſt: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen", unendlich ſchön gemalt; beide für Ambach. Ferner: Zwei Zeichnungen aus der Odyſſee; 1) wie die Mädchen vor dem nackten Odyſſeus fliehen, und 2) wie ſie heimfahren mit der Wäſche und Odyſſeus im Heim wartet. Vor Allem aber zog mich eine Landſchaft von Horny an: „Ein Abend am Monte Serone bei Olevano"; es war ganz wunderbar gemalt, die Anordnung ſchlecht, aber mit einer wundervollen Farbe und vortrefflicher Zeichnung und Behandlung.

Abends blieb ich zu Hauſe und componirte einige Landſchaften, doch blieb es nur beim flüchtigen Entwurf; morgen muß ich es rein zeichnen. Ich bin jetzt ſo vielfach beſchäftigt, die Zeit drängt, das Herz zagt; ich komme deshalb wenig dazu, ins Tagebuch zu ſchreiben; denn ich bin zuletzt zu müde und abgeſpannt.

Meine einzige Luſt iſt die Kunſt; obgleich ich jetzt eben nicht zufrieden mit meiner Arbeit ſein kann, ſo lebt doch Liebe und Hoffnung in meiner Bruſt. Auch habe ich wieder rechte Luſt nach Deutſchland (aber nur nicht nach Hauſe), um nur einmal mit Ruhe, ohne Zeitbeſchränkung, ſtudiren zu können. Wenn ich mir eine deutſche Landſchaft ſo dargeſtellt und ſo ausgeführt denke, wie der Abend von Horny, ſo bin ich ganz begeiſtert von dem Gedanken, je eher je lieber ſo etwas anzufangen.

Sonnabend, den 15. Januar.

Abends kamen wir mit Schnorr zusammen; unsere Compositionen wurden ausgepackt und zuletzt die zwei Bücher mit Zeichnungen (Landschaften) von Schnorr durchgesehen. Solche lebendige Auffassung habe ich nur in sehr wenigen und nur in historischen Landschaften gefunden. Wie herrlich sind z. B. einige Partien vom See bei Nemi, mit den badenden Mädchen und mit der Dianajagd. Bei einer außerordentlichen Einfachheit der Darstellung und Behandlung haben Schnorr's Landschaften einen wunderbaren Reiz, einen schönen, durchs Ganze gehenden Gedanken, recht natürlich, lebensfroh und gediegen ausgedrückt. Er hatte unter seinen Landschaften auch ein Gärtchen hinter einem Hause, wie man es in Olevano oft sieht. Darin waren zwei Mädchen, die aus dem Hause kommen und Rosen vom Strauche brechen, um die Hüte damit zu schmücken. Schnorr hatte diese beiden Figuren aber wieder ausradirt, weil sie ihm zu empfindsam, und der Gedanke sowohl als die Zeichnung der Figuren nicht natürlich genug schienen. Jene unbefangene Grazie, welche wir in der Natur finden, ist allein die wahre, ächte Kunstschönheit; „da, wo sich die Grazie zeigt, mit Bewußtsein zeigt, hört sie auf, Grazie, Schönheit zu sein, und wird Affectation."

Eine sehr traurige Nachricht für uns Alle war die, daß heute Nachmittag der gute Reinhold gestorben ist. Er wird und wurde von Allen geschätzt und geliebt, denn er war eine edle Natur.

Sonntag, den 16. Januar.

Vormittags war ich in der protestantischen Kirche auf dem Capitol. Der Pastor Richard Rothe hielt eine überaus herrliche Predigt über die Epistel Pauli an die Römer 12. Cap., 7.—16. Vers, welche anfängt: „Hat Jemand Weissagung, so sei sie dem Glauben ähnlich."

Unter die Weissager und Propheten zählte Rothe auch die Künstler als solche, deren Beruf es ist, zu streiten für den Geist; zu streiten mit Leben wider den Tod, mit dem Geist wider das Fleisch. Aber die Kunst, ihr hoher Geist, muß sich auf Glauben gründen; denn er ist das Höchste, wofür wir gern und leicht mit allen Kräften kämpfen mögen; und es ist wahrlich auch der höchste Zweck der Kunst, geistige Streiterin Gottes zu sein. Kämpferin für der Menschheit höchste Sache, für den Glauben, den Geist.

Schnorr ſagte neulich, daß man die Kunſt eigentlich nur ſo betrachten könne, als ſei ſie das Werkzeug, woran der Künſtler ſelbſt ſeine ganzen geiſtigen Fähigkeiten und Anlagen entwickeln und ausbilden ſolle. Es mag richtig ſein, aber Paulus giebt uns da noch einen höheren Begriff von unſerer Kunſt, der alle Mühſeligkeiten, mit denen der ächte Künſtler faſt immer zu kämpfen hat, mit Luſt ertragen und überwinden läßt.

Sonnabend, den 22 Januar

Ich bin jetzt faſt jeden Abend zu Hauſe oder in kleiner Geſellſchaft, und das Kneipweſen iſt mir recht zuwider. Geſtern Abend bei Schmidt, wo Houwald's „Bild" vorgeleſen wurde. Ich hatte die Rolle des Leonardo, Oehme den Maler. Mit der Arbeit geht es ſehr langſam, weil ſie mir wenig Vergnügen macht. Die Luſt, dies Frühjahr nach Deutſchland zu reiſen, hat ſich doch wieder bei mir eingeſtellt, und der alte Vorſatz iſt am Ende doch das Beſte, mich und die Kunſt im Vaterlande auszubilden, da ich es doch nur in der Fremde erſt recht kennen gelernt habe.

Dieſen Abend bei Thomas mit Maydell, Hoff und Oehme. Maydell las wieder vor und ſprach oft recht herrlich. Ach, es iſt eine Wonne, in einem ſolchen Kreiſe wahrhaft guter, frommer Menſchen zu ſein! Wie ſchön wäre die Welt, wenn alle Menſchen von einem Gefühl durchdrungen für ein Ziel beſeelt wären, wo Frömmigkeit, Sanftmuth, Frohſinn den argen Witz, den eiteln Stolz verbannte, wie es hier in unſerem kleinen Cirkel iſt. Jetzt endlich im Glauben finde ich mich ruhig, weiß, was ich ſoll, was nicht, was unnütz iſt, was nützlich; nun habe ich ja das Höchſte vor mir und kann auf feſtem Wege wandeln.

21. Januar

Abends Verſammlung mit Schnorr. Diesmal hatte Wagner die beſte Compoſition, eine Urgegend. Ich bin immer noch nicht ganz einig über das wahre, höchſte Ziel in der Landſchaftsmalerei, doch iſt mir eins klar: ſie ſei volksthümlich; was nutzt ihr das Fremde.

25. Januar

Abends beim Paſtor R. Rothe, welcher Vorleſungen über Kirchengeſchichte hält. Nachher unterhielten wir uns bei einer Taſſe Thee, und Rothe las uns aus Hamann's Schriften vor.

Sonntag, den 30. Januar.

Unſere Verſammlung bei Thomas geſtern Abend war wieder recht intereſſant; wir kamen in einen Kunſtdiskurs, den ich gern auf Friedrich's Auffaſſung der Naturgegenſtände lenkte, weil ich ſelbſt darüber in Gewißheit kommen wollte.

Man hat oft verſucht, die bedeutende Sprache der Natur zu entziffern und zu erklären; z. B. die geometriſchen Grundformen der Körper: Linie, Punkt, Kreis, Dreieck; jede drückt etwas aus und erweckt eine andere Empfindung in uns, wie die Linie Ausdehnung, der Punkt Zuſammenziehung, die Wellenlinie Bewegung ꝛc. So iſt man auch weiter gegangen, und hat z. B. die Vögel mit den Gedanken verglichen, welche fern und nah, ſchnell auf luſtigen Schwingen nach allen Gegenden fliegen. Den Fiſch verglich man der Empfindung; er lebt ſtill in ſeinem flüſſigen Element, und die kleinſte Bewegung erſchüttert kreiſend das Waſſer, und die Ringe ziehen ſich weit hin und erfüllen das ganze Gefäß. Das mag man nun alles leicht nehmen und für unbedeutend halten oder nicht, man ahnt doch wohl den lebendigen Geiſt, welcher durchs All geht und jedem Blümchen, jedem Fels, jeder Linie, Farbe, Ton ſeinen eigenthümlichen Charakter, ſein inneres, geiſtiges Leben giebt, wodurch dieſe Dinge auf unſer Gemüth wirken und jene unerklärbaren Empfindungen in uns erregen. Ueber jene geiſtige Auffaſſung der Natur kamen wir nun auch auf Friedrich zu ſprechen; mir ſcheint die Auffaſſungsweiſe Friedrich's auf einen Abweg zu führen, der in unſeren Zeiten ſehr epidemiſch werden kann; ſeine meiſten Bilder athmen jene kranke Schwermuth, jenen Fiebereiz, welcher jeden gefühlvollen Beſchauer mächtig ergreift, aber immer ein unbeſtimmtes Gefühl hervorbringt. — Das iſt nicht der Ernſt, nicht der Charakter, noch der Geiſt und die Bedeutung der Natur, das iſt hineingezwungen. — Friedrich feſſelt uns an einen abſtracten Gedanken, gebraucht die Naturformen nur allegoriſch, als Zeichen und Hieroglyphen, ſie ſollen das und das bedeuten; in der Natur ſpricht ſich aber jedes Ding für ſich ſelbſt aus, ihr Geiſt, ihre Sprache liegt in jeder Form und Farbe. Eine ſchöne Naturſcene erweckt freilich auch nur ein Gefühl (nicht Gedanken), aber dieſes iſt ſo weit umfaſſend, ſo groß, gewaltig, mächtig, daß ihm gegenüber jede Allegorie vertrocknet, zuſammenſchrumpft. Hier zeigt ſich die Aehnlichkeit der Landſchaftsmalerei mit der Muſik, dieſe giebt uns auch immer nur ein Gefühl, aber durch die verſchiedene Modulation der Töne und des Rythmus iſt es ſo weit umfaſſend, daß die

Phantaſie, der ganze Geiſt des Menſchen aufgeregt wird und Raum hat, weit und ſelig herumzutummeln in dem ſchönen Gefilde. Meinen Geiſt herauflocken mit einem Bilde, ihn dann an einen abſtracten Gedanken feſſeln, nimmt allen ächten Reiz, und verfehlt die eigentliche Wirkung. Die Befreiung des Geiſtes, dieſes Gefühl der Freiheit in einem weiten, ſchönen, beſeelten Raum, das iſt es hauptſächtlich, was die Natur ſo wohlthätig auf uns einwirken läßt. Es iſt ein unglückſeliger Irrthum unſerer Zeit und zeigt ihre Ueberſpannung, Schwäche und Kränklichkeit, daß ſie gern trüben, fieberhaften Bildern nachgehen mag. (Byron und in beſſerem Sinne auch Friedrich.) Sie erſchüttern uns, reißen dann plötzlich den Faden ab und überlaſſen uns unſerer gereizten Empfindung. Wie rein, herrlich, natürlich iſt der alte Homer in ſeinen Naturſchilderungen, und doch wie bedeutend! In unſeren Zeiten hält man das für das größte Kunſtwerk, welches unſeren kranken, ſchwachen Geiſt am tollſten reizen und aufregen kann. Das zeigen die widerlichen Ritter- und Geſpenſter-Romane, die weinerlichen Geſchichten von Lafontaine, die unzüchtigen Romane von Cramer; doch ſchaden dieſe unbedeutenden Producte der Kunſt wenig, aber jene großen Talente und geiſtreichen Männer, die uns daſſelbe, nur in einer beſſeren Schale, oder mit einer guten Abſicht, aber in ganz mißverſtandener falſcher Hülle auftiſchen, dieſe ſind gefährlicher.

Montag, den 31. Januar

Abends Compoſitionsgeſellſchaft. Schnorr hatte ſein Portefeuille mit allen Zeichnungen, Skizzen und Entwürfen zu ſeinen Malereien in der Villa Maſſimi, welche uns einen ungemeinen Genuß gewährten. Er trank mit uns Brüderſchaft; dann gings noch zum Bierwirth.

Freitag, den 4. Februar

Seit geſtern geht es beſſer mit meiner Arbeit. Abends componirte ich; aber immer fallen mir nur deutſche Naturen ein, nie etwas Italieniſches. Heute Abend beim Paſtor Rothe. Dieſe Abende gewähren mir außer ordentlichen Genuß. Wir hatten heute wieder von den Gnoſtikern zu hören, die uns aber nicht ſonderlich ſchmecken. Gott iſt ſo groß, daß ihn kein menſchlicher Geiſt zu faſſen vermag; wir ſollen aber auch deshalb nicht weiter grübeln, ſondern ihn erkennen und bekennen, ſoweit er es für

gut fand, ſich den Menſchen zu offenbaren. Wer über die Offenbarung hinaus will, verliert ſich in endloſe Tiefen und Abgründe und geht unter. Jedes Streben aus unſerer Individualität heraus zerfließt in Nichtigkeit.

Sonntag, den 13. Februar.

Aus der Bibliothek holte ich „Altes und Neues von G. H. Schubert“ und „Glockentöne“, zwei treffliche Bücher; dann, wie gewöhnlich, aufs Capitol in die Kirche, wo Rothe herrlich predigte über die Liebe. Nachmittags — denn das Wetter war zu ſchön — ging ich mit Hoff, Thomas und Maybell die Straße nach Frascati hinaus. Es war mir da wieder einmal recht wohl, und die Frühlingsahnung durchdrang meine Bruſt. Das maleriſche Landvolk zu Fuß und zu Eſel, welches in die Gebirge zurückkehrte, belebte die Straße. Das Albaner-Gebirge ſtieg ſo rein blau hinter den alten, bewachſenen Waſſerleitungen auf, welche die ſtille Ebene der römiſchen Campagna durchſchneiden. In der Ferne, gegen den abendglänzenden Horizont, erhoben ſich die einſamen Gräber auf der Via Appia und bei Cecilia Metella die ſchönen Pinien.

Dienſtag, den 15. Februar.

Früh erweckte mich wieder das luſtige Gezwitſcher der Vöglein, welche den Frühling ahnen, und ihre wunderbaren Melodien anſtimmen. Ach, wie ich mich da innerlich ſo bewegt fühle! Ich bete zu Gott mit fröhlichem Herzen, athme die friſche Morgenluft am Fenſter und freue mich recht, wie die ſchönen Frühwolken am blauen Himmel hinziehen. Wie herrlich iſt jetzt mein Leben! Welche unbeſchreibliche Seligkeit giebt doch der Glaube an Jeſum! O, könnte ich doch mein Glück recht vielen anderen Menſchen mittheilen, könnte ich in Liedern und Bildern ausſtrömen, was mein Herz ſo überſchwenglich erfüllt, ſo glücklich macht! O, würde ich immer erfüllter von einer heiligen Liebe! Das ganze Leben ſei Liebe!

22. Februar, um Mitternacht.

Eben komme ich aus unſerer Geſellſchaft vom Paſtor; er las heute über den Gottesdienſt der Chriſten im zweiten Jahrhundert, aus einer Schrift des Juſtinus. Ich bin wieder einmal recht erbaut, recht froh und heiter geſtimmt.

Es iſt eine tiefe, dunkle Nacht draußen, der Himmel hat ſich dieſen Abend umzogen, und nun rauſcht ein leiſer Frühlingsregen nieder in die Citronenbäume, in die Feigen- und blühenden Mandelbäume. Einen erquickenden Duft von jungen Pflanzen und befeuchteter Erde haucht die laue Nacht. Die Brunnen plätſchern in den Höfen, einzelne Fenſter über den dunkeln, ſtillen Gärten ſind noch erleuchtet, und der große Palazzo Barberini ſteht matt erhellt in ruhig großen Maſſen in der Ferne und ſchaut recht ernſt und bleich in die dunkle Frühlingsnacht hinein. Ach, was ſo eine Nacht zum Herzen ſpricht, das iſt über Alles ſchön!

Uebermorgen will ich mit Maydell, Thomas Hoff und Oehme nach Oſtia und Nettuno wandern.

3. März.

Jeder Tag ſpendet mir ſo viel Neues, Gutes und Schönes, daß ich nicht weiß, was ich Alles aufzeichnen ſoll. Den Brief an Arnold, in welchem ich um Verlängerung meines Hierſeins bitte, werde ich erſt heute fortſchicken können, und es hat mir Mühe genug gemacht, ob ich ihn auch wirklich fortſchicken ſoll; denn die Sehnſucht nach dem Vaterlande verläßt mich doch nie ganz, und kommt an manchem Tage ſo heftig, wie die Frühlingsſtürme, welche jetzt durch die heitere Luft brauſen.

Jetzt ſtrebe ich mit aller Kraft nach dem letzten Ziel in meiner Kunſt: „Gott in der Natur!“ Aber wie? Das iſt mir noch recht dunkel.

---

4. März.

Die italieniſche Natur hat doch bei aller ihrer Schönheit etwas Todtes; ich finde in ihr nicht dieſe ergreifende Sprache, ſie ſieht nicht aus, als hätte ſie der liebe Gott gemacht, ſondern als könnten ſie Menſchen auch ſo erfinden. Daher mag es wohl auch kommen, daß der Italiener ſo wenig Gefühl für Naturſchönheit hat. Er bleibt, wenn er ſich erholen will, in ſeiner ſchmutzigen Stadt, geht in die dumpfe, wüſte Osteria, während der Deutſche an jedem ſchönen Sonntage zum Thore hinauszieht und ſich im Freien zu ergötzen ſucht.

Ein ſchönes Buch, das ich jetzt leſe, „Altes und Neues von G. H. Schubert“, enthält einige gute Stellen über den Text: „Ihr kennt Ihn aus den Werken der Natur.“

---

10. März.

Mit Maydell im Vatican. Wir beſahen die Tapeten (die ſieben erſten, denn die anderen ſind wohl ſchwerlich nach Raphael). Es iſt eine erfreuliche Bemerkung, wenn man ſieht, daß Raphael in dieſen Werken, welche doch mit unter ſeine letzten Arbeiten gehören, wieder auf ſeinen früher eingeſchlagenen Weg zurückkommt; und zwar vollkommener und gereinigter. Er ſchließt ſich hier wieder herrlich an die Reihen ſeiner großen Vorfahren. Raphael hätte alſo Größeres noch geliefert, wenn er länger gelebt hätte. Eine Grablegung Chriſti von Mantegna (Bruſtbilder) iſt eines der tiefſten, herrlichſten Bilder im Vatican; gegen dieſen Ernſt ſcheint alles Andere Scherz und Spielerei. Der todte Chriſtus erinnert an die Chriſtusbilder des Dürer. Wie Raphael der Maler der Madonna, ſo war Dürer der Maler des Chriſtus; man findet ihn ſelten ſo würdig dargeſtellt, als bei dieſem.

12. März.

Unſer äußerlicher Beruf in dieſer Welt iſt eigentlich nur der Stab, an welchem wir bis zur Pforte zwiſchen Glauben und Schauen pilgern. Dort legen wir den Stab ab, und der Pilger geht ein. Ganz und gar wie Pilger ſollen wir uns betrachten, raſtlos unſeres Weges wandeln, die Augen immer auf den leitenden Stern gerichtet. Chriſtus iſt vorangegangen, und wir ſollen ihm nachfolgen.

19. März.

Vor einigen Tagen ſah ich Zeichnungen von Reinhold aus Salzburg, die ſehr ſchön waren, auch einige Zeichnungen von Fohr aus der Campagna und von Nemi, welche mir aber gar nicht ſonderlich gefielen; ſeine deutſchen Arbeiten ſind viel ſchöner, er kam in eine unverſtandene altdeutſche Manier hinein, welche ihm ſehr nachtheilig ſein mußte.

25. März.

Ich erwarte recht ungeduldig die Briefe vom Vater und von Arnold, welche es endlich beſtimmt entſcheiden werden, ob ich bleiben kann oder nicht. Mir iſt beides recht; wie es kommt, ſo will ich es als das Beſte, von Gott Beſtimmte annehmen, und mich nicht dagegen ſträuben. Geſtern ſah ich ein Buch Zeichnungen von Fohr; eine wunderbare Auffaſſungsgabe

iſt nicht zu verkennen, obgleich dieſe Sachen nicht immer gar ſchön gemacht waren.

Zu Mittag hatte ich Briefe von Böttger und meiner Auguſte. Die Unluſt zu meinem Bilde iſt nun wohl aufs höchſte geſtiegen; ich muß mich mit aller Gewalt zwingen, daran zu arbeiten. Parthei mit ſeiner Frau und Schwägerin und die ganze Caſa Putti waren neulich bei mir, und dieſen ſchien es zu gefallen.

Sonnabend, den 27. März.

Ich bin recht unglücklich, daß ich gar nicht arbeiten kann; trotz aller Anſtrengung wird es eher ſchlechter als beſſer. Heute Abend war ich beim preußiſchen Geſandten Bunſen eingeladen. Er hatte wieder einige alte Kirchenlieder bekommen, welche Hempel und Koopmann vorſpielten und ſangen. Es waren einige dabei aus dem achten und neunten Jahrhundert, und eines, welches zu Karl des Großen Zeit in Deutſchland entſtand. Baini, Kapellmeiſter an St. Peter, welcher ſich um die altitalieniſche Muſik einzig verdient macht, ſammelt dieſe Geſänge und hat ſie vierſtimmig geſetzt. Die Originale ſind bloß für eine Stimme. Mit der Muſik hat es dieſelbe Bewandtniß, wie mit der Malerei; die Blüthezeit der italieniſchen Muſik hat nicht mit Paleſtrina angefangen, ſondern bei ihm, der ſie außerordentlich vervollkommnet und bereichert hat, endete ſie, und der ächte kirchliche Styl, welcher vor ihm blühte, artete nach ihm aus und verlor Ernſt und Tiefe. Paleſtrina's letzte Werke fallen ungefähr in Raphael's erſte Zeit. Alſo ergiebt ſich ein ähnliches Reſultat, wie in der Malerei; mit Raphael hat die Blüthezeit der Malerei nicht begonnen, ſondern bei ihm hat ſie aufgehört, indem er die höchſte Stufe derſelben erreichte, und nach ihm Alles ausartete. Daſſelbe gilt nun auch von Baukunſt und Bildhauerei. Kann dieſe Vorzeit barbariſch geweſen ſein? Parthei's Schwägerin ſang mit Klein und Koopmann aus Figaro und Don Juan; aber ſo herrlich dieſe Sachen auch waren, ſo machten ſie doch einen ſehr verſchiedenen Eindruck gegen jene alten Geſänge. Während dieſe das Gefühl erheben, heiligen und eine himmliſche Kraft einflößen, ſo möchte man bei Mozart's Melodien zerſchmelzen; ſie beengen faſt das Herz. Aehnliches empfinden wir auch beim Leſen neuer Poeſien gegen alte. Nehmen wir das Nibelungenlied, den Homer, die bibliſchen Geſänge und Geſchichten (nur als Poeſien betrachtet), welch außerordentlicher, grandioſer

Geiſt weht uns daraus entgegen; die Gefühle ſind ſo groß, umfaſſend und erhaben, wie die ganze Natur ſelbſt. Aber eben, weil wir von derſelben ſehr weit abgekommen ſind, deshalb verſtehen wir dieſe herrlichen Schriften ſo wenig, finden in ihnen ſo viel Anſtößiges, und ſind ſo verwöhnt, daß uns ein Roman viel mehr gefällt und zu Herzen geht, als die einfachen, großen Nibelungen ꝛc.; und eben dieſes Spielen, Reizen und Verzerren unſerer Gefühle hat uns ſo elend gemacht, und daraus kommt die Sentimentalität, von welcher wir uns wohl nicht gar ſo leicht werden frei machen können. So glaube ich nimmermehr, daß Oſſian's Lieder ächt ſind, höchſtens ſehr ſchwache Nachahmungen; denn dieſe Geſänge tragen zu ſehr den Stempel des Modernen an ſich; man vergleiche ſie doch mit den Liedern anderer Nationen aus einer ſolchen Periode; da tritt das Leben beſtimmt und als ein Ganzes gerundet vor unſere Augen, wie es im Oſſian nimmermehr der Fall iſt, und von Religion, die doch ſo innig mit dem Leben aller Urvölker verbunden war, iſt da keine Spur zu finden. Die Alten in Poeſie und Malerei ſprechen ein Gefühl beſtimmt aus, laſſen uns daſſelbe ganz genießen und führen uns glücklich heraus, oder vielmehr löſen das Ganze in eine reine volltönige Harmonie auf. Das Moderne hingegen, (welches faſt immer ſentimental iſt, wenn es etwas Hohes ausſprechen will) läßt uns troſtlos und verwirrt in dem Gefühl ſtecken, welches es erregt, indem da, wo die Auflöſung eigentlich kommen ſollte, in einer Diſſonanz abgebrochen wird. Das ſind die pikanten Saucen, welche noch im Stande ſind, uns verwöhnte, entnervte Gourmands ein wenig zu reizen und mit Verachtung blickt ein ſolches Leckermaul auf die derben, geſunden Speiſen, auf die Nahrungsmittel für *geſunde* Magen. Wohl dem, der mit köſtlichem Hunger ſich an dieſen recht ſtärken und erholen kann! Darum fort mit all dem falſch modernen Bettel; lerne verſtehen, was es heißt, ſich recht rein an die Natur halten.

Ich habe wohl Zeit meines Lebens kein glücklicheres Ehepärchen geſehen, als den Paſtor Rothe mit ſeinem Weibchen; und welche liebe, gute Menſchen ſind es auch! Ich begleitete ſie beim Nachhauſegehen bis an ihr Haus, und es war mir dabei recht wunderlich, wie die Beiden auf ihre dunkle Wohnung hinſchritten, über der die freundlichen Sterne blitzten.

Palmſonntag, den 28. März.

Geſtern wallfahrtete der Papſt barfuß mit vielen Pilgern und ſeiner Familie nach einigen Kirchen. Heute iſt ebenfalls große Prozeſſion geweſen,

aber ich hatte keine Luſt hinzugehen. Es iſt trübes Wetter. Früh vor der Kirche ging ich noch aufs Campo Vaccino. Die Ulmen werden grün, und über ihnen erheben ſich wieder recht ſchön die braunen Ruinen.

Oſterſonntag, den 1 April

Ein recht ruhig genoſſener Tag. Früh in der Kirche, wo Rothe ganz herrlich predigte. Thomas hatte uns fünf Perſonen wieder zu ſich gebeten. Ich ging nach der Kirche mit Oehme auf die Paſſeggiata, wo ich recht an meine Auguſte dachte, die heute in Lockwitz bei der Confirmation ihrer Muhme, der kleinen Henriette, ſein wird. Bei Thomas wurde nun ein Oſterlämmlein verzehrt, und nachher gingen wir in die Campagna nach der Porta San Lorenzo hinaus. Abends war Kuppelbeleuchtung, aber keine Girandola. Ich bin jetzt ſehr ſchwach auf der Bruſt, und muß mich deshalb ſehr in Acht nehmen. Geſtern zeichnete ich am Torre del Quinte.

10 April

Wie herrlich iſt es jetzt in meinem Stübchen! Jeden Morgen iſt mein erſtes, in mein Studium zu gehen, die Glasthür zu öffnen und die reine Morgenluft zu trinken; dabei habe ich den reizenden Blick in die Nachbargärten, wo Alles blüht und duftet, Mandel und Pfirſichbäume. Da ſetze ich mich nun hin, leſe in der herrlichen Bibel David's Pſalmen oder den Paulus. Dann kommt der Kaffee, und darauf geht es an die Arbeit. Das Bild iſt nun auch ziemlich fertig. Geſtern war Schnmacher's und Müller's Abſchiedsſchmaus in der Benvenuto Cellini Kneipe; morgen gehen ſie fort, auch Rehbenitz, der vierzehn Tage zum Beſuch da war, geht wieder nach Perugia zur Marcheſe Florenzo. Auch ich habe oft rechte Luſt heimzuziehen, und gleichwohl würde ich ſehr erſchrecken, wenn ich nach Hauſe ſollte. Ich warte recht mit Schmerzen auf Briefe.

11 April

Noch immer warte ich auf Briefe; ich kann kaum arbeiten vor Unruhe, dazu habe ich Bruſt- und Kopfſchmerzen; der nahende, drückende Sommer, mein ſchlechtes Gemälde, die Sehnſucht nach der Heimath, alles beſtürmt mich aufs neue recht gewaltig. Freund Oehme bekam geſtern einen großen Pack Briefe, auch einen ſehr erfreulichen vom Prinzen Friedrich.

welcher ihm gute Aussicht für die Zukunft giebt. Ich möchte herzlich gern mit Oehme zurückreisen. Am Montag reisten Schumacher und Müller ab, in kurzer Zeit gehen auch Mühle, Längerich, dann Wagner, Schwalbe, Weisel, Hempel, Thomas, Oehme, und so die meisten der alten Bekannten. Mir bliebe Niemand, als Maydell, wenn ich dableibe. Schnorr hat schon angefangen, in der Villa Massimi den rasenden Roland zu malen; die Landschaft wird wunderschön, und ich freue mich sie fertig zu sehen.

---

20. April.

Gestern war ich in der Farnesina und dann in der Kapelle des Fiesole im Vatican, wo ich auch Stölzel's Zeichnung sah. O Fiesole!!

Heute sah ich die Steindrucke von Ferdinand Olivier, Gegenden von Salzburg; außerordentlich schön.

Meine größte Lust und wahre Seligkeit bleibt mir immer in meiner schönen Kunst, obgleich sie mir auch manche harte Stunde macht. Ach, es ist so schön, das nachahmen zu können, was der liebe Gott so schön und herrlich erschaffen hat; aber wenn ich doch erst im Vaterlande wieder wäre, es ist doch ein größerer Lebensgenuß zu Hause, und man empfindet, lebt und giebt es auch schöner in seiner Kunst wieder. Mir geht jetzt ein Werkchen im Kopfe herum, in welchem ich die besten Sachen und Gefühle meiner Wanderung niederlegen könnte. Welche abwechselnden, schönen Natur- und Lebensbilder bieten sich dar! Es könnte einige Aehnlichkeit mit F. Olivier's Werkchen haben, nur nicht so steif und affectirt gezeichnet. Die Herrlichkeiten des Nordens und des schönen Südens müßten darin entfaltet werden. Das Ganze aber ohne Prätension.

---

21. April.

Wir haben jetzt seit unterschiedlichen Abenden des Dr. M. Luther „Erklärung des Vaterunser" vorgenommen, und uns daran höchlich ergötzt und gestärkt. Welche überaus gewaltige Sprache führt doch dieser Glaubensheld! Bei ihm ist die Sprache lebendig, ächt aus dem Volke, keine studirte Bücherſprache. Er studirte sie auf dem Markt und da, wo das Volk sich austummelte, und nicht in gelehrten Brocken auf der hohen Schule. Von der Tiefe, dem Umfang, dem Leben seiner Sprache will ich gar nicht reden.

Ich denke jetzt manchmal daran, wie ich, wenn ich daheim sein werde,

mir ſo unterſchiedliche hübſche Antiquitäten anzuſchaffen Luſt habe. So zuerſt eine alte Bibel, dann einige alte Holzſchnitte und Kupferſtiche von Albrecht Dürer, hernach alte Chroniken, den Theuerdank und ähnliche Geſchichten; auch einige alte Waffen, wie Helm und Schwert, möchte ich haben und eine ſchöne Harfe, daneben das Pſalmenbuch. Es iſt kein leerer Wahn, und hat einen tiefen, vielleicht doppelten Grund, daß wir Alle eine verlorene, ſchöne Zeit beklagen und uns nach ihr zurückſehnen. Es war ſonſt wirklich beſſer. Es war etwas Ganzes, jetzt aber iſt Alles Stückwerk und Alles Mode.

Sonntag, den 21 April

Geſtern Abend war Wagner's Abſchiedsſchmaus. Ich und Oehme gingen vorher mit einander in ein Kneipchen vor der Porta del Popolo nach der Villa Borgheſe zu, wo wir unter den grünen Hollunderbüſchen, beim Gläschen Weine ſitzend, den ſchönen Abend verplauderten. Es iſt wahrlich ein recht wichtiger Schritt im Leben, wenn man gleichſam von der hohen Schule in Rom nun zurückkehrt; wie ganz anders geſtaltet ſich da das Leben! Wir alle drei haben recht reizende Ausſichten für die Zukunft; wie werden ſie nun in Erfüllung gehen? Felſenfeſtes, anhaltendes Vertrauen auf unſern lieben Herr Gott, das iſt das Sicherſte und Beſte. Er weiß ja am beſten, was uns Noth iſt, und macht allen Menſchenwitz und Pläne zu Nicht und Schande. Wir ließen nochmals unſere Gläſer klingen und tranken auf das Wohlſein unſerer Mädchen und vor Allem unſeres lieben Vaterlandes.

Sonntag, den 19 Juni

Letzter Tag mit unſerem guten Thomas zuſammen. Abends mit Oehme, Faber, Maydell, Thomas und Rothe auf Papa Giulio.

20. Juni

Wir begleiteten früh Thomas bis Ponte Molle, wo wir Abſchied nahmen, und das war der erſte, der mich recht ſehr ſchmerzte; aber wie ganz anders verläßt man einen Freund, von dem man weiß, er hat ſeinen Gott zum Reiſegefährten, als einen andern, der Ihn nicht hat, weil er Ihn nicht kennt. Wie ein Schiff ohne Steuer, ohne Kompaß und Segel übergiebt man ihn den unſicheren Wellen und Winden. Spät des Abends ging ich noch mit Oehme auf Trinità die Monte herum und wir be und verſprachen Vieles.

21. Juni.

Ich bin ſeit einiger Zeit ſehr unwohl und faſt immer ſchwermüthig. Aus der Heimath bekomme ich keine Nachrichten, und die letzten vom Vater ſind ſchlecht.

---

25. Juni.

Sonnabend, gegen Mitternacht, da wir von Flohr kamen, nahm ich Abſchied von meinem lieben Oehme; das thut mir am weheſten; ich bin nun recht traurig und kann mich nicht erholen. O, hätte ich mit ihm meinem lieben Vaterlande entgegen eilen können, wie froh wäre ich; das muß mich immer ſchmerzen; denn hier wird mir nicht wohl. Reiſe mit Gott!

---

26. Juni.

Morgens fuhr ich mit Maydell, Flohr und Schwalbe nach dem Gebirge; wir kamen aber dieſen Tag nur bis Genazzano; ich war ſehr unwohl und trübe.

---

7. Juli, Mittags in Civitella.

Am 30. verließen uns Flohr und Schwalbe, und nun waren wir endlich allein!

Civitella.

Viele beklagen ſich über das in jetziger Zeit ſo üblich gewordene Vermiſchen in Künſten und Wiſſenſchaften. Der Maler wolle in ſeinen Bildern ſingen und dichten, der Dichter dagegen malen ꝛc. Unverſtändige mögen das vielleicht unverſtändig brauchen, aber die Meinung, richtig genommen, iſt vortrefflich und das einzige Mittel, Kunſt und Wiſſenſchaft auf ihre Höhe zu ſtellen, wo ſie allein hingehören und allein wirken können. In dem letzten Jahrhundert wurden alle Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft ſo ganz von einander getrennt und ſo aus allem Bezug und Verhältniß zum Leben geriſſen, und als ein für ſich und durch ſich ſelbſt beſtehendes Ganzes angeſehen, daß wohl mancher geſcheite Mann nicht mehr wußte, was er aus der Kunſt eigentlich machen ſolle, und dieſe ſelbſt alles innere Leben verlor, weil ſie keinen Zuſammenhang und Bezug zu dem ſie umgebenden Leben hatte, nämlich zum Leben des Volkes, welches freilich auch kein eigenes Leben mehr war, weil alle Poeſie (wie noch jetzt) daraus verſchwunden iſt.

Man betrachte nur Bau- und Bildwerke aus dieſer Zeit, wie leblos, wie ſo ganz allein nach der todten Regel ſind dieſelben gearbeitet! Vergeblich ſuchte manches Talent durchzudringen und konnte ſich gleichwohl nicht ganz über ſein Zeitalter erheben, und über jenen angelernten akademiſchen Wuſt hinaus ſchwingen, um frei die eigene Bahn zu gehen. Der Schüler wurde Nachahmer ſeines berühmten Lehrers, ſo pflanzte ſich ein Ding fort, welches ſie Kunſt nannten. Nachahmung war alles, was man beabſichtigte und manchmal erreichte; und ſo konnten die Deutſchen, da ſie Nationalität und eigenthümliches Volksleben verloren hatten, auf den tollen Einfall gerathen, in Nachahmung griechiſcher Werke, deren Geiſt und Leben ſie doch nicht erkannten, ſonſt hätten ſie das eigene erkannt, ihr höchſtes Ziel zu finden.

Es kann Keiner den Homer verſtehen, der nicht von den Herrlichkeiten ſeiner eigenen vaterländiſchen Natur und Geſchichte recht herzinniglich durchdrungen iſt, und wer das iſt, dem wird gewiß niemals einfallen, ſein Vaterland zu gräciſiren, oder die Gegenſtände ſeiner Darſtellungen aus einem ſo ganz von dem ſeinigen verſchiedenen Lande herzunehmen, wobei er nur aus der ſtaubigen Bücherquelle und nicht zugleich vom friſchen Born des Lebens ſchöpfen kann. Die Zeiten des Mittelalters hielt man für ganz roh und barbariſch, und doch beſchämen uns ihre Geſchichte, ihre Bau-, Schrift-, Muſik- und Bilderwerke. Alles iſt durchdrungen von dem herrlichſten, poetiſchen Leben, Alles macht ein großartiges, vollendetes Ganze. Man ſehe nur ſo einen rieſenhaften Chriſtendom an, wie herrlich er, wie ein himmliſcher Baum, emporwächſt, und wie die ſchlanken Säulenſtengel, Knospen und Laubwerk uns hinaufziehen, und dagegen eine ganze Heiligenwelt zu uns herabgekommen zu ſein ſcheint, am Portal uns begrüßt und inwendig an den Gräbern unſerer in Frieden ruhenden Voreltern tröſtlich uns anſchaut; wie ein tiefes, heiliges Licht durch die verklärten Farben der hohen, bunten Fenſter hereinbricht, kurz, Alles vereint auf uns einwirkt, uns zu erheben und unſere am Werktage abgeſtumpften Sinne aufzuwecken und hinaufzuziehen zum Allmächtigen. Da iſt Leben drin, und eine ganz andere Grundregel, als in jenen modernen, halb griechiſch, halb chineſiſch ausgeführten Gotteshäuſern, wo blos eine einförmige Symmetrie, kahle Wände und ſinnloſe Zierrathen zu ſehen ſind, und der Hauptzweck der zu ſein ſcheint, viele Menſchen vor Regen zu ſchützen. Und ſo ſteht es auch mit den neuen Malereien, welche zur bloßen mechaniſchen Pinſelfertigkeit ausarteten. Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft waren vormals innig verbunden und zwar durch den Glauben. Die Kirche war das große, ſchöne Band, wo ſich Alles ſammelte und ſich Alle wiederfanden.

Wie unpoetiſch iſt unſere Zeit, wie ganz arm an großem Stoff; das fühlen auch Alle, daher das Klagen über ſchlechte Zeit, Lebensüberdruß und das Zurück- und Vorwärtsblicken. Wir ſind in der Morgendämmerung. Viele wünſchen ſich die balſamiſche Nacht mit ihren ſchönen Sternen zurück, Andere ſehnen ſich vorwärts zum goldenen Tage. Aus dieſer Stimmung mag wohl auch der Künſtler Nutzen ſchöpfen. Er iſt genöthigt, entweder das friſche, herrliche Leben der romantiſchen Vorzeit zu erfaſſen, oder er ſchließt ſich eng an die Offenbarung, die uns vorwärts das ſchöne erhabene Ziel weiſt. Beides vereinigt iſt wohl das höchſte für unſere Zeit.

16. Juli

Mein immerwährendes und vergebliches Bemühen, in der Landſchaft meine beſten und höchſten Gefühle ausſprechen zu können, was doch der Zweck der Kunſt iſt, hat endlich einen Ausweg gefunden. Muß ich denn nun gerade Landſchaftsmaler ſein? Warum nicht ſchlechtweg Maler? Dann male ich Alles, wozu mich der Geiſt treibt. Das war auch Fohr's Streben, und F. Dietrich verband mit wenig höherer Einſicht zwei Fächer, die eben gar nicht getrennt ſein ſollten, und deren beider Untergang es war, daß man ſie trennte. Das Techniſche der Landſchaft habe ich nun ſo weit in der Gewalt, daß ich mich frei bewegen kann; nun iſt es mein eifriges Beſtreben, auch in den menſchlichen Figuren es dahin zu bringen; dann habe ich Spielraum und gewonnen Spiel. Zürs erſte will ich mich in das romantiſche Gebiet wagen, wo Natur und Menſch zu gleichen Theilen herrſchen, eines dem andern Bedeutung und Intereſſe giebt, und ſpäter, wills Gott, wage ich mich auch weiter in ein heiliges, großes Gebiet; dazu gebe Gott mir ſeine Gnade und Gedeihen, dann iſt mein ganzes Leben und Beruf Umgang mit Gott und ſeinen Werken.

20. Juli

Nicht dann blühte die Kunſt am herrlichſten, wenn ſich das Leben des Volkes am herrlichſten und friſcheſten bewegte, ſondern immer nachher, wenn das Volk ſchon im Sinken war.

Homer ſang lange nach den Trojaniſchen Kriegen; der Griechen Kunſt blühte am höchſten, als ihre thatenreiche Zeit ſchon abnahm. Dante und Giotto lebten, als das große Leben Italiens verſchwunden war und und die großen Kämpfe ſich in innere Zwiſtigkeiten und bürgerliche Zwietracht aufgelöſt hatten. Da zogen ſich die großen Geiſter (da die Zeit des äußeren Handelns und der öffentlichen That vorüber war) in das abgeſchloſſene, heilige Gebiet der Kunſt und Wiſſenſchaft zurück.

Kunſt und Poeſie ſoll für die Modewelt nichts anderes ſein, als ein angenehmeres Reiz- und Aufmunterungsmittel für langweilige Stunden. Daher überall die grellen Lichter, die extremſten und zerbrochenſten Darſtellungen und die ganz ſeichte Compoſition. Das Einzelne oft reizend, von blendender Schönheit, das Ganze ohne Zuſammenhang, die Anordnung locker, Gedanken ſchwach und flach.

Meines Erachtens ſoll die Kunſt nur unſere ſchönſten, reinſten Stunden

füllen, uns aus der farbloſen Wirklichkeit in das bunte Reich der Phantaſie verſetzen, wo der trübe Flor von den Erſcheinungen genommen iſt, und das ganze Leben ſich rein und groß zeigt, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwärtiges umſchließend. Sie ſoll den Staub und Schmutz, die Kruſte, die ſich ſo bald im Leben um Herz und Gemüth legt, abnehmen und uns mit einem freien, reinen und großen Blick entlaſſen.

Kunſt und Wiſſenſchaft ſind eigentlich ein Heimweh, und der Punkt, in welchem alle Theile von Kunſt und Wiſſenſchaft zuſammentreffen werden, iſt die Grenze des Vaterlandes. Man iſt jetzt ſo weit gekommen, daß Manche wohl ſchon den Vereinigungspunkt ſehen mögen. Manche ſind auch wohl ſchon in der Heimath, Viele gehen noch ganz in der Irre.

Die meiſten von denen, die ſchon die Grenze des Vaterlandes betreten, haben ihr Bündlein an der Grenze liegen laſſen, um deſto ſchneller den hohen Zinnen zueilen zu können.

Maydell fragte G. H. Schubert, wie es käme, daß die Naturforſcher ſo oft von der Offenbarung abwichen. „O, ſagte Schubert, wir mit unſerem bischen Naturkunde ſchwimmen auf einem Strom in einem engen Thale welcher bald nach Norden, bald nach Süden läuft und ſich ſo ewig fortwindet,' und Einer ſchreit: „Nach Süden geht der Lauf!" ein Anderer: „Nach Norden!" wie ſie es gerade vor ſich haben, indeß die Offenbarung hoch oben einherfliegt und, den Lauf des Stromes mit einem Blick überſehend, uns zuruft: „Er geht nach Oſten!"

Freitag, den 19. Auguſt.

Abends auf dem Saſſo; dort las ich das Capitel über die Nachfolge Jeſu und das andere über deſſen Liebe zu den Menſchen. Wie wohl mir da war, kann ich nicht ſchreiben. Alles löſte ſich auf und ich ſah rein und klar. Ein Strahl der Abendſonne fiel durch die bläulichen Kalkfelſen auf die gelben Grashalme; der Rocca di Mezzo, Canterano, S. Steſano lagen ſo herrlich vergoldet in der grünen Tiefe. Falken flogen über den Kaſtanienwald, Schwalben ſchoſſen pfeilſchnell durch den bunten Abendhimmel. Das ſchöngeformte braune Gebirge, mit den einzelnen rothen Sonnenblicken, beſonders an der Cervara, war herrlich zu ſchauen, und über all das Land floſſen die ſtillen goldenen und blauen Abendwolken hin, in den wunderbarſten Geſtalten und Farben. Ja, wie ſchön muß der ſein, der dies Alles ſo ſchön gemacht hat, da die ganze Natur doch nur

ein ſchwacher irdiſcher Abglanz von der Herrlichkeit des Schöpfers iſt. Wie ſchön wird der neue Himmel und die neue Erde ſein, die uns der Herr ſchon bereitet!

Warum die wunderbare Liebe des Menſchen zu ſeinem Vaterlande, warum das Heimweh in der Fremde? Iſt es denn nicht wirklich ein Vorbild unſeres ewigen Vaterlandes? Und das Streben der Menſchen nach Ruhe, Glückſeligkeit, der Durſt nach Wiſſenſchaften, um durch dieſelben über ſich und die Welt ins Klare zu kommen, iſt es denn nicht das ewige Heimweh, womit ſich die Menſchen ſchon ſeit Jahrtauſenden herumplagen? Die heilige Schrift giebt über alles das gewiſſen Aufſchluß, denn jedes Wort iſt von unendlicher Bedeutung, und das ewige Wort wird ſie uns erſt noch beſſer verſtehen lehren.

31. Auguſt.

Der Gedanke und die Gewißheit der Heimreiſe im kommenden Frühjahr machen mich unausſprechlich froh und heiter; wie will ich noch das letzte Jahr meiner Abweſenheit von der Heimath genießen und benutzen; denn, wenn der Herbſt ſeinen melancholiſchen Mantel umnimmt, der kalte Wind über die kahlen Berge bläſt und die letzten dürren Blätter von den Bäumen jagt, dann ſtehe ich wohl auf einer Anhöhe, das Ränzchen auf den Schultern, und ſchaue in das ſchöne Elbthal hinab, erblicke die Thurmſpitzen der geliebten Vaterſtadt, eile hinab und drücke alle die Geliebten an die Bruſt, nach denen ich mich ſo lange geſehnt habe. Ein neuer Lebensabſchnitt geht an, ein ernſter und wichtiger, und ich habe alle Urſache, meine Kräfte jetzt noch auszubilden, um ruhig auftreten zu können. Nun, jetzt wird es auch gehen, denn ich habe den Heiland zu meinem Lehrmeiſter gewonnen; wohl dem, der Ihm vertraut!

27. Auguſt.

Seit geſtern bin ich wieder ſehr krank. Werde ich aus Italien kommen? Ich ſehe immer mehr, wie ich in der Kunſt ganz und gar auf meine alten Prinzipien zurückkomme. Wie in ſo vielen Dingen, muß man ſich auch hier durch eine lange Schule hindurchſchlagen, um gereinigt und geläutert zur alten Einfalt wieder zu gelangen. Dieſe Schule, dies angelernte Weſen in meinen jetzigen Bildern ſtört mich immer. Ich wünſchte,

ich wäre im Stande, die Natur mit einem recht einfältigen, frommen Kindersinn zu erfassen und sie ebenso anspruchslos und einfach, wie ein liebevolles Spiel, darzustellen und zu behandeln. Ich habe bei so vielen Künstlern gesehen, wie ihre ersten Versuche, die mehr Spiele ihrer Neigungen waren bei weitem mehr inneres Leben und eigenthümlichen Geist zu erkennen gaben, als nachher, da sie die Sache mit Ernst betrieben und völlig erlernten und studirten. So war es auch mit Wagner und Oehme.

Maydell sagte, daß dies in den Wissenschaften oft der nämliche Fall sei. Man könne es sich so vorstellen: „Einer, der nach einem großen Schloß geht, sieht es in der Entfernung vollständig vor sich und kann sich vom Ganzen einen deutlichen Begriff machen; wenn er nun aber ins Schloß hineinkommt und in den vielen Gängen und Gemächern immer nur das Einzelne sieht, entschwindet ihm das Ganze. Wenn er aber das Schloß wieder verläßt und auf dem nämlichen Punkte steht, wo er es zum erstenmale in der Ferne erblickte, da hat er es wieder ganz, und weil er jetzt auch den inneren Bau, die Höfe, Gemächer und Irrgänge drinnen kennt, so wird er nun eine recht vollkommene Idee und Kenntniß des ganzen Schlosses haben."

---

2. September.

Es ist fast immer bös Wetter und ich kann nicht hinaus, und habe auch hier nichts Sonderliches vor. Ich habe angefangen, eine Landschaft zum Tobias zu zeichnen, welche ich im Winter, wills Gott, zu malen gedenke. Indem ich heute das Buch Tobiä durchlas, fiel mir besonders auf, wie die Geschichte so ganz auf meine jetzige Lage paßt.

---

15. September.

Aus dem Brief an Bruder Willibald:

Für den kommenden Winter habe ich auch schon ziemlich ein Bild herausphantasirt und Studien dazu gesammelt. Da ich nämlich immer mit sehnsüchtigem Herzen an kommende Ostern denke, wo ich dem lieben Vaterlande entgegeneilen werde, und mich folglich diesen Winter immer die Reiselust zwicken wird, so bin ich gesonnen, den jungen Tobias mit seinem Engel zu malen, wie er mit der Arznei in der Tasche für seinen blinden Vater nach Hause zieht. Es soll ein Herbstmorgen werden mit schönen, blauen Bergen; in der Ferne auf einem hohen, schattigen

Fels liegt das alte Schloß Olevano, in der weiten Campagna ſchwimmen die ſilbernen Morgennebel herum, und dann zieht ſich die Straße aus dem Thale herauf in den Vorgrund, wo der junge Tobias (non io) mit dem ſchönen Engel einhergewandert kommt. Im Mittelgrund liegt ein Häuschen unter Obſtbäumen, wo ich ſo alles anbringen will, was man ſich in einem Hüttchen wünſcht, in welchem man mit Weib und Kind ein ruhiges Leben führen möchte. Ueberhaupt will ich die Landſchaft recht reich und reiſeluſtig halten, daß den Leuten dabei das Herz aufgeht, und die, welche gereiſt ſind, die Arme in die Seite ſtemmen, mit der Zunge ſchnalzen und rufen: „Ja, das Reiſen, das Reiſen, ihr Herren, iſt eine herrliche Sache, ich bin auch einmal auf Reiſen geweſen.“ Und ich, der Maler, denke: Geleite mich auch, Gottes lieber, heiliger Engel, führe mich ſo geſund und friſch ins Vaterhaus, wie den jungen Tobias, gieb mir Arznei für den guten Vater und führe mich auch zur lieben Braut, wie dieſen zu Sara, Raguel's Tochter! Siehſt Du, lieber Bruder, ſo ſchmückt die Kunſt das Leben; ſie iſt unſere Begleiterin auf allen unſeren Wegen, in Luſt und Leid. Bei ihr will ich gern arm bleiben, Kartoffeln mit Salz und Brod eſſen. Laß die Leute in der Welt ſich hudeln, laß andere berühmte Modekünſtler um die Großen herumkriechen und ſchmeicheln, ſie werden ihres Gutes nicht froh dabei. Die Kunſt iſt ein Ausfluß des Edelſten und Beſten unſeres Innern. Das müſſen wir pflegen; unſere Seele muß rein werden, und muß erhaben werden, indem ſie ſich demüthigt. Wir müſſen etwas vernommen haben von der Sprache des Geiſtes, wir müſſen unſer himmliſches Bürgerthum erkannt haben, dann wird der Künſtler ſtill und mild, wie ein freundlich verheißender Stern, in das dunkle Lebensbild hineinleuchten, gern geſehen, weil er freundlich ſpendet, und wenn auch arm bleiben, aber doch ſelig ſein in einer einfältigen, klaren Seele, und einſt heimgehen in das wahre, ewige Vaterland.

21. September

Die Zeit unſeres Aufenthaltes hier geht nun zu Ende und ich freue mich recht ſehr auf Rom, um bald mein Bild anfangen zu können. Wenn ich es doch recht verſtände, in den individuellen Charakter eines jeden Gegenſtandes (in der Landſchaft einer jeden Gegend überhaupt, und jedes einzelnen Felſens, Baumes, jeder Pflanze, Wolke ꝛc.) einzugehen und ihn herauszubringen, ſo daß jedes Ding ſein eigenthümliches Leben und Regen offenbart! Aber das iſt das Schwerſte.

So lange man nicht ſelbſt klar in ſich geworden iſt, nicht beſtimmt weiß, was man will, und wie das auszuführen iſt, wird man auch nicht fortſchreiten, ſondern nur ſchwanken und irren.

Deutſchland! Das Wort mit allen ſeinen großen Erwartungen war es, welches vor zehn bis zwölf Jahren Kunſt und Wiſſenſchaft empor-hob. Der Geiſt des Volkes rauſchte auf, wie eine Welle. Die Erwartungen des deutſchen Volkes wurden von den Fürſten nicht erfüllt, die ſchöne Welle brandete und verlor ſich. Wo iſt denn jetzt das ſchöne, begeiſterte Treiben hin? Alles verloren und verſchwunden. Die Männer, die jetzt noch daſtehen, ſind der Kunſt müde, ſie ſehen, daß ſie nun in ſolchen Verhältniſſen doch nicht durchdringen, nicht das werden kann, was ſie werden ſollte. Ein zeitiger Frühling! Froſt kam in die tauſend herrlichen Knospen, ſie fielen ab, und nun iſts vorbei. O, was hätte aus Deutſchland werden können, hätte Alles ſeinen freien Gang gehen können. Selbſt die großen Künſtler, welche noch alle leben, ſind ganz unvermerkt von ihrem eigentlichen Streben abgekommen. Sie ſind nicht deutſch, ſtreben auch nicht mehr danach, ſondern ahmen nur die alten Italiener nach; aber daß ſie nicht aus dem Leben, nicht aus ſich ſelbſt ſchöpfen können, bringt eine gewiſſe Müdigkeit hervor, die man faſt bei ihnen allen ſpüren kann. Wie anders hätten ſie ſich entfalten können, wie weit größer noch werden!

---

25. September.

Dieſen Winter will ich noch recht fleißig zubringen, vor allen Dingen Figuren zeichnen und Anatomie ſtudiren. Dann will ich aber trachten, den romantiſchen Styl herauszufinden und für mein Schaffen ſicher zu ſtellen; ich muß daher mancherlei Zeichnungen zur Probe machen. Ein jeder Künſtler, wenn er am mächtigſten wirken will, müßte ſich ſo local als möglich machen, und nicht nur ſeine Kunſt im Ganzen an das Leben und den Geiſt ſeines Vaterlandes, ſeiner Nation anſchließen, ſondern auch an den ſeiner allernächſten Umgebungen.

Ich kann zu Hauſe nicht nur kleine Bilder aus den Umgebungen Dresdens auffaſſen, ſondern habe auch herrlichen romantiſchen Stoff um Meißen und die alten Schlöſſer, Städte und Bergwerke im Erzbirge; dann die von Allen gekannte ſächſiſche Schweiz, die reiche Ausbeute nicht nur aus vergangener, ſondern auch gegenwärtiger Zeit enthält.

Maydell hat mich conterfeit und ſehr wohl getroffen. Im Geſicht liegt Güte, Streben nach etwas Gutem, zugleich Schwäche und Mißtrauen.

26. September

Mir iſt gar wunderlich zu Muthe; ich freue mich ſo ſehr auf die baldige Beziehung der Winterquartiere in Rom, wohin Maydell morgen abgeht, um Logis zu miethen. Unausſprechlich wohl iſt mir, und tauſendfaches Leben in allen Adern. Dieſen Monat werde ich zweiundzwanzig Jahre alt; die ſchönſten Jahre kommen; o wie will ich ſtudiren, lernen und etwas Tüchtiges in dieſem Jahre leiſten, wenn der liebe Gott Geſundheit giebt.

5. October

Am Montag ging ich mit Maydell über Rocca S. Stefano nach Rocca Canterano; von da hinab nach Auſta und dann die Cervara hinaufgeklettert. Koſtüme. Schöne ernſte Mädchengeſichter. Wilde romantiſche Lage. Ueber Nacht beim Arzt in Auſta. Am Dienſtag früh ging Maydell nach Tivoli, ich nach Subiaco und Abends wegen ſchlechtem Wetter nach Civitella zurück.

Rom.

19. October.

Ueber Genazzano nach Rom zurückgekehrt; ich bewohne Oehme's alte Wohnung.

Man ſollte wirklich auf die gewöhnlichen Volkskalender mehr Fleiß verwenden, und ich habe wohl Luſt, noch künftig die Kupfer dazu zu machen, wenn ſich nur ein Gleichgeſinnter für die Wahl des Textes fände; man könnte viel Gutes damit ſtiften. Gerade in ſolchen geringen und niedrigen Dingen liegt oft viel Segen.

---

30. October.

Geſtern Abend zum zweiten Male bei Schnorr; ich ſah Zeichnungen von Fohr, Horny und Steinzeichnungen von F. Olivier; welchen Sturm erregen ſolche Sachen in mir! O, wie weit bin ich noch zurück; hätte ich nur etwas Gutes gemacht! Mein Bild iſt aufgezeichnet und morgen wirds untermalt.

Stunden geben, Neujahrswünſche ſtechen, Kalenderplatten kratzen, was ſind das für niedrige, verſchmähte Dinge für einen Künſtler, aber wie viel Gutes, Wirkſames, Schönes könnte man dadurch ſtiften, wenn dieſe Dinge mit dem rechten Geiſt und der ächten Liebe ausgeführt würden! In ſolchen niederen, verſchmähten und verachteten Dingen liegt großer Gottesſegen. Ein Neujahrswunſch auf Stein gezeichnet von Olivier führte mich darauf. Welch tiefes, feuriges Gemüth muß dieſer F. Olivier haben, ſieht man es doch ſchon aus ſeinen Landſchaften und Figuren. Aber die troſtloſe, todte Zeit hat die köſtliche Pflanze verachtet, und nun kann ſie doch nicht ſo frei die Blätter entfalten und die weiten Aeſte ausbreiten.

---

1. November

Unſere Sonnabendzuſammenkunft bei Schnorr iſt mir von großem Nutzen; ich lerne immer tiefer in die Herrlichkeiten der Kunſt hineinblicken, und ſehe zugleich, wie ich noch ſo ſchrecklich arm und leer daſtehe. Nach Dresden zu gehen empfinde ich eine recht tiefe, innerliche Scheu; das Kunſtleben zeigt ſich dort von einer jämmerlichen Seite, und hier iſts ſo ſchön.

Schnorr ſagte neulich: Man müſſe die alten deutſchen Meiſter als einen herrlichen, abgeſchloſſenen Kreis für ſich ſtehen laſſen; doch das Höchſte, die Idee in den reinſten, natürlichſten (naturgemäßen) Formen auszuſprechen, habe nur Raphael erreicht, und das müſſe einzig auch unſer Beſtreben ſein.

11. November

Da ich den Abend vorher, als ich von Bunſen kam, geſehen, daß reiner Sternenhimmel und Tramontane war, brach ich allein am andern Morgen ſchnell auf und ging nach Ariccia über Caſtel Gandolfo. Es war herrlich und ich ſchmauchte ein Pfeifchen ums andere, ging durch prächtige Alleen am Albaner See und ſah Nachmittags den See von Nemi. Nacht in Ariccia.

12. November

In Nemi; durch den herbſtlichen Wald nach Rocca di Papa und Campo d'Annibale. Graue Höhen von Tuſculum, darüber die beſchneiten Gipfel der Sabinerberge. Grotta Ferrata. Campagna. Abends Volk aus den Abruzzen, welche die Felder beſtellten. Waſſerleitung. Letztes Pfeifchen.

Am Chriſttag

Es war nach langem Regen ein milder, reiner Tag, und ich ging mit Maydell nach Torre del Quinto. Wie reizend lag die Ferne um uns, immer großartiger, immer mächtiger erſcheint mir das römiſche Land.

Briefe.

An J. Thomas und J. M. Hoff in Frankfurt a. M.
1826 bis 1841.

An Johannes Thomas.

Dresden, September 1826.

Lieber, theurer Thomas!

Wie ſehr freute ich mich, dieſen Sommer einige Tage bei Dir zubringen zu können, aber leider iſt mir dieſer Wunſch, wie ſo mancher andere, vereitelt worden. Seit einigen Wochen laufe ich nun in der lieben Vaterſtadt herum, und ich kann eigentlich noch gar nicht recht zu mir ſelbſt kommen; noch immer ſuche ich Rom und glaube römiſches Leben zu finden, aber hier pfeift Alles einen ganz anderen Ton. Ich hätte Dir wohl recht ſehr viel zu ſchreiben; aber ich muß ruhigere Tage abwarten. Recht herzliche Freude machten mir Deine Fortſchritte in der edlen Malerkunſt, beſonders hat das Schloß Eppſtein eine rechte Meiſterfarbe, und an Bäumen und Pflanzen ſieht man, wie Du dieſe mit großer Luſt und Freude ſtudirt haſt. Es thut mir aber leid, Dir ſagen zu müſſen, daß es etwas ſehr Undankbares iſt, ſeine Sachen auf die Dresdener Ausſtellung zu geben. Die Zahl derer, welche wirklich ein Kunſtwerk zu würdigen wiſſen, die ſich über das Schöne darin recht herzlich freuen, mag gar gering ſein. Die Künſtler, Kunſtkenner und Liebhaber beſitzen hier einen ſolchen Takt, auf den erſten Blick die ganzen Fehler aufzuſchnappen, und dann ſogleich mit einem Verdammungsurtheil herauszurücken, daß ich ſchon oft die armen Leute bemitleidet habe, daß ſie für ihre paar Groſchen Entrée nichts als Aerger und Verdruß haben. Mir wirds närriſch zu Muth, wenn ich an die ſchiefen Katzenſilberblicke denke, an die bleichen, hohlen Geſichter, auf welche man wetten möchte, ſie hätten nur zeitlebens mit Arſenik oder Aqua Toffana zu ſchaffen gehabt, und, man ſollte es kaum glauben, ſie

nennen sich Künstler, Kenner! sind mit Aesthetik und mit schöner Kunst gefüttert worden.

Ach, lieber Bruder Thomas, wenn wir doch ein stilles Winkelchen wüßten, wo wir uns zurückziehen könnten aus dem ekeln, tollen Treiben; wenn doch wieder alle fünf beisammen wären, wie Sonnabends in Rom, wo wir einander stärkten und aufrichteten und so froh in dem Herrn waren.

Doch, ich soll Dir eigentlich etwas Weniges über die ausgestellten Sachen schreiben, und da will ich mich kurz fassen. Von historischen Bildern ist nichts Ausgezeichnetes da. Schnorr hat seine Bathseba und eine Albaneserin hier, welche freilich seinem Ruf nicht entsprechen, und die Krähen hacken deshalb ganz unverschämt darauf los. Wagner ist auf große Abwege gekommen; es ist unbegreiflich, wie er so etwas hat machen können; die Farben sind so grell und widerlich, die Zeichnung so flach, daß man wirklich Mühe hat, nur einiges Talent noch darin aufzuspüren. Landschaften sieht man hier am meisten, und darunter recht gelungene Sachen. Doch sind die gemüthvollsten und gedachtesten gewiß die von Bruder Oehme. Seine betenden Bergleute im frühesten Tagesgrau erregen recht wunderbar die Phantasie und gefallen allgemein. Ein heller Morgen am Meer mit dem Vesuv, ein Klostergang bei Sorrento und ein Nachtstück an der See sind — ich will ihn lieber nicht loben, denn da er den Brief einschließt und vielleicht liest, so könnte er stolz und eitel werden. Lieber, guter Thomas, komme doch künftigen Sommer mit Maydell, welcher Dich gewiß besuchen wird, nach Dresden, dann wirst Du auch Oehme's große, wunderschöne Landschaft fertig sehen; (ich werde vermuthlich auch ein ganz kostbares Bild fertig haben, wo wir ganz herrlich über einander skandalisiren könnten). Vielleicht reise ich mit Dir zurück; denn ich muß den lieben Rheinstrom noch einmal sehen. Komme ja, lieber Thomas, es gäbe dann noch recht schöne Tage mit unserem Maydell, den wir dann vielleicht zum letzten Male sehen. Schreibe mir doch bald, und, wo möglich, theile etwas geistliche Gabe mit, wonach ich großes Verlangen trage; das Manna ist hier rar, fast nirgends zu haben; wäre doch Rothe hier, so wärs mit uns ganz anders. Viel Schuld mag ich wohl selbst haben: denn was verlange ich nach dem Diener, wenn ich den Herrn zu jeder Stunde haben kann.

Tausend Grüße an den lieben Hosi. Ich wünsche wohl recht bald von Euch etwas zu hören. Bald auch ein Mehreres von meinem Treiben.

Dein treuer Bruder

Ludwig Richter.

An Johann Nicolaus Hoff.

Dresden, 30. October 1827.

Theuerſter Hoff!

.... Dieſen Sommer war die liebe Vaterſtadt wirklich ein deutſches Florenz; denn es waren zufällig ſo viel alte Römer beiſammen, als hätten ſie nur ein wenig dem Sirocco aus dem Wege gehen wollen. Die ganze Kompagnie beſtand nämlich aus: Schnorr (ſpäter auch Ferd. Olivier), Näke, Maydell, Schrödter, Faber und Madame, Peſchel, Schumacher, Oehme, Ich! Nachzügler waren: Remy, welcher vor kurzem in aller Stille ſich hierſelbſt trauen ließ und mit ſeiner Frau gen Berlin zog; dann der alte Rohden und endlich Thürmer, welcher als Profeſſor (mit vierhundert Thaler) hier angeſtellt iſt. Du kannſt Dir vorſtellen, was für vergnügte Partien wir bei den herrlichen Sommertagen anſtellten; es war ein heiteres Nachſpiel des herrlichen römiſchen Lebens. — ! — Ach, da wird mir gleich ganz wunderlich ums Herz, wenn ich an Rom denke. „Alte Träume, kehrt ihr wieder? Weg, du Traum, ſo Gold du biſt; hier auch Lieb und Leben iſt!“ Letzteres ſagt man aber doch ſehr gezwungen und mit ſüßſaurer Miene.

Meine Arbeit macht mir das meiſte Vergnügen und faſt jeden Tag zu einem Feiertag, wenn es nur recht gelänge. Ich habe einige Bilder von Tivoli und Civitella für Herrn v. Quandt und ein Bild (ebenfalls aus dem Sabinergebirge) nach Hamburg zu malen. Uebrigens läßt hier Niemand etwas malen; es iſt das ſchrecklichſte Philiſtervolk, das man ſich denken kann. Die Schlimmſten ſelbſt ſind die Akademiker, vom erſten Profeſſor bis zum letzten Schüler der Akademie. Kein Kunſtſinn und keine Liebe, alles ſtroh- und hekerlingfreſſende Thiere, welche die edlen Körner geiſtiger Ausſaat gar nicht zu würdigen verſtehen.

Das Anhängen und Kleben an dem Kleinen, Gemeinen, Rohen, und gänzlicher Mangel an Beherzigung des Himmliſchen und Ewigen, des Großen und Geiſtigen findet man überall. Nun wandeln wir ſo hier im finſtern Thal, recht im Gefühl der Pilgrimſchaft, und daß wir hier keine bleibende Stätte haben, darum wohl uns, daß wir ein feſtes, prophetiſches Wort zum Stab und zum Führer haben; wir werden die Heimath nicht verfehlen.

Es iſt eine große Gnade von Gott, daß, wie Hamann ſagt, „jeder gottſuchende und liebende Menſch ein Allerheiligſtes innerhalb ſeiner ſieben wahren und fünf falſchen Rippen erbauen kann, und ſollte er auch, gleich

Dante, durch die ganze Hölle geführt werden, seinen Himmel trägt er auch da mit sich; ja, mitten durch die Hölle, rein und unbefleckt! Das ist der wahre Tempel Salomonis, das ächte Heiligthum, der wahre Stein der Weisen, und die Universalmedizin, die den Frieden giebt, der höher ist denn alle Vernunft."

Meinen alten, lieben Thomas grüße, küsse, herze und schmatze viel tausendmal in meinem Namen; sag ihm (und laß Dir, liebster Binder, auch gesagt sein) er solle um Weihnachten recht viel schreiben.

Meine Braut grüßt Dich und Thomas von Herzen, ingleichen der alte Oehme und Schumacher.

Der Herr sei bei Euch!

Dein Bruder

Ludwig Richter.

Adresse:

L. R.

„Schandlastmaler"

gr. Schießgasse

Nr. 711. 1. Etage. Dresden.

An Johannes Thomas.

Meißen, den 13. Juli 1828.

Mein theurer, innigstgeliebter Thomas!

..... Die Schüler hier sind meist Söhne der Maler an der Porzellan-Manufaktur. Die beiden Lehrer an der Kunstschule sind Leute, die nicht gerade große Talente haben, aber doch so gewöhnlich gute akademische Zeichner sind. Allein sie bekümmern sich auch nicht im geringsten um die Arbeiten ihrer Zöglinge, sondern lassen diese ganz verwildern, und jene werden dann meist als Grün- oder Blau-Maler an der Manufaktur angestellt und treten in die würdigen Fußstapfen ihrer Väter.

Ich habe mich nun mit vieler Liebe aller angenommen, suche bessere, lebendigere Kunstansichten unter die jungen Leute zu bringen und habe die besseren und geschickteren ganz an mich gezogen, daß sie mich auch im Hause aufsuchen. Mit diesen stelle ich mich, so viel als es gerade schicklich und gut ist, auf Freundesfuß, was sie umsomehr zu mir zieht. Die

Mühe, die ich mir ſo mit ihnen gebe, hat zu meiner Verwunderung ſchon in der kurzen Zeit, als ich da bin, erſtaunliche Früchte getragen; alle freuen ſich, wenn ich komme, und hängen mit viel Liebe an mir. Habe ich dann dieſen oder jenen einmal auf meiner Stube, ſo ſuche ich ſie ganz beſonders dahin zu bringen, daß ſie zu der Einſicht gelangen, ein guter Künſtler müſſe auch ein guter Menſch werden; denn nur ein ſolcher bringt edle Früchte aus dem guten Schatz ſeines Herzens, ſowie ein böſes Herz nur böſe Früchte bringen kann. Nun entzündet ſich allmählich ein Leben in dem und jenem, was mich herzlich erfreut und recht im Glauben ſtärkt. Mit einer Auswahl der beſſeren denke ich ſpäter eine kleine, maleriſche Tour ins Erzgebirge zu machen, wo ich ſie dann nach und nach aus dem lebendigen Anſchauen der Natur zu Dem hinzeigen kann, der ſie zum Schemel Seiner Füße erwählt hat. Die beiden Lehrer ſind alte Bäume; ſie mögen die Augen allein aufthun, wenn ſie wollen; Gott gebe, daß ſie noch ein Nachfrühling zum Blühen bringe.

Nun mein Leben im Hauſe. O dafür kann ich Gott nur loben und preiſen; da herrſcht Gottesfriede, und bei all meiner Arbeit und Geldnoth (eine recht egyptiſche Plage) bin ich mit meiner lieben, guten Frau doch ſtets fröhlich und wohlgemuth. Sie läßt Dich, ſowie unbekannter Weiſe Hoff und beſonders deſſen liebe Frau herzlich grüßen. Ich hätte Dir, mein theurer Bruder, ſchon längſt geſchrieben; allein eine Krankheit, die gerade von Pfingſten bis Johanni mich zu Allem untüchtig machte, mir aber eine ernſte Mahnung vom lieben Vater und recht geſegnet war, verhinderte mich auch am Schreiben. Jetzt hoffe ich nun von einem Tag zum andern, ein Papa zu werden; dann bin ich erſt ordentlich Regent im Hauſe, und da uns Beiden ſchon jetzt nirgends wohl wird als zu Hauſe, ſo wird dann der neue Zuwachs noch ein ſtärkerer Magnet werden. Gott möge bei uns bleiben.

So haſt Du nun all mein Treiben in der Kürze beſchrieben; aber über dieſes habe ich eigentlich vergeſſen, auf Deinen Brief Einiges zu beantworten, was mir darin auffiel; aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, ſagt man hier zu Lande, und wenn Du mir recht bald antworteſt, ſo werde ich mich in ein kleines Scharmützel mit Dir wagen, damit ich Dir aber wenigſtens gleich einen recht prächtigen Schuß beibringe, ſo ſage ich Dir: daß Du immer und immer noch der alte, liebe Thomas biſt, aber (jetzt kommts) der war gewöhnlich eine unterwegs zerplatzende Bombe oder Granate. Viel, viel ſchönes, herrliches kräftiges Feuer, aber er zielt

nicht recht genau, und dann aber paſſirt ihm ſo oft das Malheur, daß das liebe Gut mit einem prächtigen Knall auseinanderſpringt, ehe es noch auf den rechten, den beſtimmten Punkt gekommen iſt. Künftiges Mal ſollſt Du eine große Predigt über dieſen Text bekommen; für jetzt aber bitte ich Dich, ſei doch ſo gut, und ſchicke mir eine ſo recht gefüllte Granate in mein Lager, ziele einmal nach Kopf oder Herz, ich werde Dir recht vielen Dank dafür wiſſen. St. Paulus räth uns ja auch das Schwert der Liebe gegeneinander zu führen. Damals gab es aber noch keine Artillerie, ſonſt wäre mein Gleichniß noch effectvoller geweſen.

Unſeren Bruder Hoff grüße von Herzen. Ich werde ihm nächſtens auch mit ſchreiben; desgleichen bitte ich, mich ſeiner lieben Frau zu empfehlen. Gott ſei mit ihnen, mit Dir und mit uns Allen.

Dein

getreuer Bruder

Ludwig Richter.

An Johannes Thomas.

Meißen, den erſten Oſtertag 1835.

Mein theurer Freund und Bruder!

Heute iſt Oſterfeſt, und der Schnee, der vor den Fenſtern wirbelt und die grünen Knospen und Blättlein bedeckt, ſoll mir förderlich ſein, mich an den Schreibtiſch zu treiben und das fröhliche Halleluja mit Dir altem, lieben Herzens-Thomas zu theilen. Sollteſt Du denn nicht (ſo fern Du nämlich noch ein flinker Junggeſelle biſt) einmal den Stab zur Hand nehmen können, das Bündel ſchnüren, um ſo con amore die alten, wohlbekannten römiſchen Kirchengeſichter aufzuſuchen? Es wäre jetzt gerade eine ſchöne Gelegenheit, alle beiſammen zu finden, weil unſer lieber Mandell Ende Mai oder Anfang Juni hierher kommt und dann über München und Wien nach Hauſe will. Mein Dach und Küch und Keller (in letzterem iſt zwar nichts) ſtehen Dir zu Gebote, und und ich wollte Luſt- und Freudenſprünge Deinetwegen executiren, ſo hoch Du es nur verlangteſt. Kommſt Du aber nicht, ſo ſchicke einen lieben Brief, und gieb Nachricht von Dir und auch von Hoff und Schilbach, wenn Du etwas von ihnen weißt; ich verſpreche Dir augenblicklich zu antworten.

Hoff ſoll eine Lithographie an Krüger geſchickt haben, habe ſie aber

noch nicht geſehen, und will auch ein Herr Subſcribent ſein, wenn das Blatt nicht zu theuer iſt (es ſoll die Grablegung ſein).

Schreibe mir aber, wie ſiehts in Deinem Herzen, in Deinem Hauſe, in Deiner Werkſtatt und ſonſt hie und da in Frankfurt aus; was macht Paſſavant, Veit? Biſt Du mit ihnen in Verbindung, und erinnern ſie ſich meiner, ſo kannſt Du ihnen ſagen, wie ſehr ich ſie ſchätze und liebe. Paſſavant war einmal bei mir in Meißen, und ich möchte wohl oft bei ihm ſein dürfen. Und daß ich Veit nicht näher habe kennen lernen, woran in Rom theils meine abſcheuliche Blödigkeit, theils meine ſonderbaren Verhältniſſe Schuld waren, das bereue ich immer noch.

Nun will ich Dir auch Dies und Das von mir berichten. Zuerſt alſo:

a) aus meinem Herzen. Da iſt nicht viel zu ſagen. Gottes Erbarmen trägt aber noch immer dies thörichte Herz, und wie gerne möchte ich, es wäre beſſer, brennender von Liebe zum Herrn aller Gnaden, ein reiner, williger Altar. Ach, Er möge es ſich ſelber noch bereiten nach Seinem Wohlgefallen!

Ferner ſteht in meinem Herzen, gleich oben in den erſten Reihen, unter andern lieben Geſtalten, ein alter, lieber Johannes Thomas, hat einen weißen, etwas ſchäbigen Filzhut auf und einen langen, härenen Philoſophenmantel an, bei welchem der Schneider ein paar Ellen in der Breite hätte zuſetzen können, vermuthlich aber in die Hölle ſpediret hat, weßhalb beſagter Johannes Thomas den Mantel vorne ſtraff zuſammenhalten muß. Er fühlt ſich ſtets, wie Eiſen zum Magnet, alſo zu ſeinen Freunden gezogen, daß er ſelbige beim Spazierengehen gewöhnlich nach einer Seite gegen eine Mauer drängt. O, wenn Du wüßteſt, wie ich dieſen Mauerdränger liebe, wie gern ich ihn jetzt wiederſehen möchte, zehn oder zwölf Jahre älter, à la mode zugeſtutzt, aber noch mit dem alten, treuen Herzen von damals!

b) aus meinem Hauſe. Weib und Kind wohlauf, lieben uns alle einander, was aber proſaiſch zu beſchreiben iſt, weils keine welthiſtoriſchen Abwechslungen dabei giebt. Marie iſt ſechs Jahre alt, lang und ſchlank; Heinrich fünf Jahre, kurz und dick; Aimée ein Jahr, klein und rund und hat ſechs Zähne. Zuletzt noch eine ſtotternde Magd mit rother Naſe, wofür ſie aber nichts kann.

c) aus meiner Werkſtatt. Ich male in Oel und in Aquarelle, kupferſtechere und mache alles, was die Leute Ehrbares verlangen. Be-

ſtellungen giebts wenig, doch einige. Vor einiger Zeit malte ich eine große Landſchaft nach Riga, die mir ein hübſch Geld brachte, und wofür ich in das Land meiner heißeſten Sehnſucht, nach Italien (Garda See und Carrara) pilgern wollte, wo aber meine gute Frau ſo krank wurde, daß mir das ſchöne Geld die Aerzte ſammt dem Apotheker holten. Darüber bin ich desparat worden und will nun anfangen, deutſche Sachen, böhmiſche Dörfer und dergl., zu malen, was bisher gänzlich unterblieben iſt.

Sonſt iſt der Dresdener Kunſtverein der alleinige Lebens- und Gnadenſpender für uns armen Maler allhier, und ein eben ſo nothwendiges und heilſames Inſtitut, als die Suppenanſtalten in Zeiten der Hungers- oder Kriegsnoth. Man weiß aber nicht recht, ob Kunſt oder Künſtlerhunger ſie begründet und ſo nothwendig gemacht hat. Aber Spaß bei Seite! Es iſt nicht zu verkennen, daß Beſchäftigung überall Talente geweckt, einen Jeden gefördert und ſomit die Kunſt gehoben hat. Großartige Begeiſterung dafür darf man jetzt nicht verlangen. Wenn Dirs intereſſant iſt, und ich Gelegenheit weiß, kann ich Dir etliche meiner Radirungen für den Verein nach meinen und anderen Bildern zukommen laſſen.

d) Dies und das. Seit einem Jahre beſchäftigt mich in Nebenſtunden der Dante, und dann Schubert's Geſchichte der Seele, und an beiden Werken hänge ich ſehr; ſie werden mir immer lieber und jedes in ſeiner Art lehrreicher. Auch erwarte ich täglich ein Reſcript über Aufhebung der hieſigen Zeichenſchule, und ich werde dann, wie mancher andere große oder lange Er als langer Er-Zeichenmeiſter meinen Aufenthalt in Dresden nehmen und privatiſiren, vermuthlich auch ein paar Thaler Penſion oder Wartegeld erhalten. Dieſen Sommer über bleibe ich beſtimmt noch in Meißen.

Oehme iſt immer der Alte noch, treu und liebevoll, und ich hänge ſehr an ihm, obwohl ich ihn ſelten ſehe, da er in Dresden ſehr entfernt wohnt. Eine Anſtellung hat er nicht, aber wohl den Gehalt vom Mitregenten. Sonſt iſt ein kleiner Kreis chriſtlicher Freunde in Dresden und Umgegend, meiſtens Künſtler und junge Theologen, die mir gar lieb und oftmals ein großer Segen ſind, und ſollteſt Dich ſchon freuen, alle die Brüder Treuenherz kennen zu lernen. Kügelgen iſt Hofmaler in Bernburg (am Harz) und kommt

auch in einigen Wochen nach Dresden. Sein Umgang iſt äußerſt intereſſant, geiſtreich und fördernd.

Schließlich aber die Bitte, räche Dich nicht an mir durch Schweigen, ſondern ſchreibe bald, bald, bald!

Dein

ewig treuer

Adrian Ludwig Richter.

An Johannes Thomas.

Dresden, den 27. Juni 1841.

Theuerſter Freund!

Du biſt mir doch mit Deiner lieben Epiſtel zuvorgekommen, obwohl Du mir lange Zeit gelaſſen haſt, dieſen Streich abzuwenden. Ja, ich bin faul geweſen, faul im Briefſchreiben — vielleicht, weil ich ſo ein fleißiger Maler geweſen — ich bekenne es reumüthig und dafür mit Feder und Tinte.

Wie ſchön wäre es, wenn Du noch Deinen Plan, hierher zu kommen, ausführen könnteſt; Schwatzen ſollte mir dann leichter werden, wie Briefſchreiben, und mit dem alten, lieben Oehme wollten wir ganz hübſche Abende zubringen. Der Traum wegen einer gemeinſamen Reiſe würde aber wohl ein Traum bleiben müſſen, da ich jetzt tüchtig in der Arbeit ſitze und obendrein kürzlich eine Reiſe nach Böhmen mit Oehme und Peſchel gemacht habe. Hätteſt Du nur zwei bis drei Wochen früher geſchrieben, ſo hätten wir mit unſerer Tour noch gewartet und Dich dann noch mitgenommen, was ein herrlicher Spaß geweſen wäre. Vor- und nachher verging die Zeit in Feſtlichkeiten, da wir Cornelius, dann Schnorr und zuletzt Thorwaldſen hier hatten. — Das alles hat Zeit und Geld gekoſtet, und ich habe nun den Frack wieder ausgezogen, hab' in die Hände geſpuckt, das Werkzeug ergriffen, und nun geht es an ein Püſſeln.

Ich habe mir immer gewünſcht, die Kunſt wie Hans Sachs treiben zu dürfen: den Tag über Schuhe zu machen und die Muſe nur in Mußeſtunden zu empfangen und ſie zur Erquickung und Herzſtärkung zu brauchen.

Eigentlich habe ich auch ſo eine Art Leiſtenhandwerk, welches einen großen Theil meiner Zeit wegnimmt, nämlich erſtlich meine akademiſchen

Stunden (dabei fällt mir ein, Dich zu erinnern, daß ich gar nicht Profeſſor bin, und der Titel hie und da fälſchlich und zu meinem Aerger mir angehängt wird), zweitens aber beſonders Buchhändlerarbeit. Ich habe nämlich ſeit einigen Jahren eine Unzahl Zeichnungen für Buchhändler geliefert und mir dadurch allerdings meine Exiſtenz erleichtert, da ich mich großer Aufträge für Bilder eben nicht zu rühmen weiß, mein Gehalt von der Akademie auch ſehr unbedeutend iſt; aber dieſe Arbeiten haben auch das Nachtheilige gehabt, daß ich wenig malen und mir keinen Ruf verſchaffen konnte; denn ich habe nie ein Bild auf einer auswärtigen Ausſtellung gehabt. Was Du in Frankfurt geſehen haſt, iſt ein altes Bild, das vor zehn bis zwölf Jahren der Kunſtverein kaufte, und jetzt ein Kunſthändler wahrſcheinlich herumgeſchickt hat.

Meine Familie iſt auch ziemlich zahlreich, ein Junge und vier Mädels, die mir aber viel Freude machen, trotz aller Unarten. Ich wohne zwar etwas beſchränkt, aber ſehr freundlich vor der Stadt und ſchreibe Dir dieſen Brief (es iſt Sonntag Nachmittag) in der ſchattigen Laube, eine lange Reihe blühender Roſenbüſche vor mir, in welchen dann und wann ein lieblicher Wind wühlt, welcher auch Urſache iſt, daß eben auf dieſem Bogen ein großer Dintenklecks entſtanden, indem er mir das Blatt umwarf. Freund Oehme wohnt ganz in meiner Nähe, und wir mit Peſchel ſind ſo oft beiſammen, daß ſelten einer ohne den anderen zu ſehen iſt, weßhalb wir auch das Kleeblatt heißen und am Ende noch zum Spott der Leute werden können.

Oehme hat auch vier muntere Rangen, giebt jetzt viel Stunden und verdient ſich auch ſein Stücklein Brod im Schweiße des Angeſichts. Du wirſt merken, daß wir alſo nicht gerade der großen Welt Maſtkälber ſind; aber wir haben als unſeres Herrn Gottes ehrliche Dienſtmänner doch auch vollauf, und mehr, viel mehr als wir verdienen.

Als eine große Gnade erkenne ich auch das innige Verhältniß mit den beiden lieben Freunden, die wir einander in dem Einen, was Noth thut, wie in einem redlichen Kunſtſtreben treulich anregen und einander zu fördern ſuchen. In erſterer Beziehung ſtehen wir ohnedies ganz allein. Es iſt kein gläubiger Prediger da, den man allſonntäglich hören könnte, kein anregender Umgang, — Alles ſchläft wie Murmelthiere und Ratzen, und wir gähnen auch manchmal, daß Du es in Frankfurt hören könnteſt; denn Schläfrigkeit ſteckt an. Doch ſorgt ein Anderer dafür, daß, wenn an unſer einen das Gähnen und Schläfern kommt, eine kleine Zuchtruthe wieder munter macht, damit es nicht ganz zum Schlafen kommt. Es iſt

aber immer ſehr bedenklich und traurig, ſo ein Zuſtand, und der Schmerz darüber iſt faſt das Lebendigſte an uns.

Aber lieber, theurer Johannes Thomas, ich breche ab und warte, bis Du kommſt und ſelber ſieheſt; denn meine Frau kommt eben mit dem Kaffee, und die Kinder folgen nach, wie die Krähen dem Säemann und ſperren ſchon wieder die Schnäblein auf. Ich muß alſo ſchließen und grüße Dich von Oehme. Meine Frau grüßt die Deinige von ganzem Herzen, ſie freut ſich, Dich zu ſehen.

Dein

treuer

Ludwig Richter.

1849.

6. Februar.

Der Hang zur Reflexion hängt mit dem zur Kritik zuſammen. Sobald dieſe beiden Dinge vorherrſchend werden im Leben, in der Kunſt oder Wiſſenſchaft, ſo lange wird man auch die richtige Einſicht in das Weſen der Dinge verlieren; Reflexion und Kritik ätzen und zerſetzen nur die Gegenſtände, und damit habe ich nur Fragmente des Dinges, aber ſeinen wahren, geiſtigen Inhalt gar nicht gewonnen. Etwas anderes iſt das ſelbſtverleugnende, ruhige und liebevolle Eingehen in das Objekt; da lerne ich ſein Weſen von innen heraus verſtehen. Die Schönheit einer Götterſtatue lerne ich nicht dadurch verſtehen, daß ich ſie zu Pulver zerklopfe, oder in Bruchſtücke vereinzelt ſie betrachte, ſondern indem ich durch anſchauendes Hingeben und Eingehen das Kunſtwerk aus ſich ſelbſt verſtehen lerne.

(Reiſe nach Oſtende.)

19. Auguſt.

Gegen Mittag fuhr ich nach Brügge, was ich bisher der Cholera Gerüchte wegen aufgeſchoben hatte. Da ich keinen Begleiter fand, ging ich allein. Die Deutſchen fahren nur Freitags hin, um Fiſche in Hôtel de Flandre zu eſſen; an ſolcher Geſellſchaft lag mir nichts. Zuerſt richtete ich meinen Gang nach St. Salvator (St. Sauveur). Die Kirche iſt von Backſteinen erbaut, äußerlich plump, aber innen fein und ſchön. Von Bildern und Alterthümern waren mir bemerkenswerth: Die Marter des heiligen Hypolitus von Memling. Eine mater dolorosa von Fok. J. VE. bezeichnet. Halbe Figur auf Goldgrund. Sehr großartig und originell. Der Ausdruck des weinenden Geſichts iſt ſehr ſchön und würdig, der Ton des Fleiſches etwas grau, ſonſt ſehr ausgeführt. Solche einfache und doch ſo wirkungsvolle Darſtellungen wären ſchöne

Aufgaben für neuere Künſtler; nicht immer Madonna mit dem Kinde. Ferner ein Grabmal mit ſchönem Portrait von Holbein (Olbeen ſagte der Küſter); ein altes Bild von van der Meeren, ein Abt in weitem, weißen Gewand vor der Mutter Gottes knieend; von herrlicher Zartheit und Klarheit in der Farbe. Metalline Grabdenkmale aus dem 14. Jahrhundert mit eingegrabenen Umriſſen. Ein kleiner Reliquienkaſten mit den Gebeinen Carl des Guten von 1127. Seine Figur auf Holz gemalt und ausgeſchnitten hängt dabei und iſt intereſſant des Koſtüms wegen.

Wundervoll alterthümlich innen und außen iſt das Kloſterſpital St. Johannes und der Saal mit den Bildern, beſonders Memling's und Eyk's, über alle Begriffe wohlerhalten.

Den Geiſt dieſer Maler zu erfaſſen, und denſelben Weg für deutſche Kunſt einzuſchlagen, würde noch immer das Rechte ſein. Es ſollen ihre Unvollkommenheiten und die Eigenthümlichkeiten ihrer Zeit nicht nachgeahmt werden, ſondern im Gegentheil ſollen wir unſere Zeit und unſere Umgebung mit derſelben Treue, Geſundheit, Liebe und Wahrhaftigkeit abzuſpiegeln trachten.

Was war der Geiſt dieſer Maler?

Tiefſtes Eindringen in die Idee und die Erſcheinung der Natur. Eine jede Erſcheinung wird durch recht tiefes, liebevolles Eingehen und Studiren derſelben gewiſſermaßen ideal, weil wir zum Theil durch ſolch genaues Eingehen auf das Weſen, auf die Idee der Erſcheinung ſelbſt gerathen, oder weil unſere Liebe, unſer begeiſtertes Anſchauen des Gegenſtandes ſich in die Nachbildung deſſelben hineinlegt, darin abſpiegelt, alſo bei größtem Streben, die Realität der Erſcheinung wiederzugeben, doch dieſe Realität durch unſere Liebe (Begeiſterung) beſeelt — idealiſirt wird, ſobald dieſe Liebe nur wirklich auf das wahrhaft Schöne und Bedeutende des Gegenſtandes gerichtet iſt, und nicht etwa die Nebendinge uns mehr reizen und begeiſtern, als die Hauptſache; z. B. die bloße Lichtwirkung vielleicht mehr, als der Ausdruck in der Form; oder natürliche Darſtellung der Schweine und Lumpen des verlorenen Sohnes mehr, als der Ausdruck ſeines Elendes und Heruntergekommenſeins. Endlich, wieviel verſtändlicher wirken ſolche Bilder am Ort ihrer Entſtehung als in der Fremde. Charakter und Sinn des Volkes, Landſchaft und Bauwerke, alles zeigt recht, wie jene Maler ſo ganz und gar ihre Gegenwart faßten; dadurch waren ſie auch ſo allgemein verſtändlich. Wir arbeiten viel zu ſehr ins Abſtracte, weßhalb der Laie häufig ſo wenig mit den beſten Bildern anzufangen

weiß. Der Gegenſtand iſt dem Volksbewußtſein fremd, ſeine Erſcheinung ſo abſtract (was man oft ideal nennt), daß der Beſchauer nirgends an ſein Erlebtes und Erſchautes dabei erinnert wird. Anſtatt den Hans und Kunz und die Anne Marie, ſieht er blos die allgemeine Abſtraction des Begriffes Menſch, oder Mann und Frau, Jung und Alt.

Ich möchte jetzt nur meine ſächſiſchen Gegenden und Hütten malen, und dazu die Menſchen, wie ſie jetzt ſind, nicht einmal mittelalterliches Koſtüm. Ein Frühlingstag mit grünen Korn- und gelben Rübſenfeldern, jungbelaubte Linden- und Obſtbäume, den Bauer, der da ackert im Schweiße ſeines Angeſichts und auf Hoffnung von Gottes Segen und die kleinen, talkigen, unſchuldigen Bauernkinder, die dem Vater einen Trunk bringen, oder heiter ſpielen und Sträuße binden, da ſie noch im Paradieszuſtande der Kindheit leben, während der Alte arbeiten muß; dazu Schwalben in der Luft, Gänſe auf der Wieſe und Goldammer im Gebüſch, der Hausſpitz oder die Kühe auch bei der Hand; das alles, ſo recht treu, ſtreng, innig und lieblich wiedergegeben in Memling's Sinn und frommer, einfältiger und liebevoller Weiſe, das hätte gewiß Intereſſe und Bedeutung genug. Wir können nicht immer und nicht Alle Heiligenbilder machen.

Ich lief gegen Abend noch bis an das weſtliche Ende der Stadt; da lag im abendlichen Schatten ein altes Kirchlein unter hohen Ulmen, von einem beſchilften Waſſer umfloſſen. Maleriſche, alte Ziegelhäuſer ſtanden am Ufer, eine Brücke führte hinüber, und über der Thür las ich „Beguinage".

Ich trat auf den ſtillen Platz, von hohen Ulmen und weißen, alten Giebelhäuſern umgeben. Alles war menſchenleer und einſam; ein paar Kühe graſten auf dem grünen Raſen unter den Bäumen, zwiſchen deren Stämmen und Zweigen einzelne Streifen der Abendſonne hindurchſchimmerten. In einem Häuſerwinkel ſtanden einige Beguinen in ihrer eigenthümlichen Kloſtertracht plaudernd beiſammen. Eine andere Pforte führte wieder ins Freie. An den Kanälen ſchöne Alleen. Auf den hohen Dämmen ſtehen Windmühlen, und rothe Abendwolken ziehen dahinter. Der weiße Müller mit langer Zipfelmütze und Pfeifchen ſteht unten und ſieht nach der Stadt, dazu Eſelchen, Säcke und was ſonſt zur Mühle gehört.

Abends 8 Uhr Rückfahrt; ich erfreute mich wieder der ſchönen Luft Oſtende's und meines gemüthlichen Stübchens.

Dienstag, den 22 August

Ein Viertel nach zwölf Uhr fuhr ich abermals nach Brügge, um mich an den schönen Memling's und Eyk's zu erbauen.

In der „Academie", einem alten schönen Gebäude von gothischer Architektur, fand ich von bemerkenswerthen Bildern:

1) Ein großes Flügelbild von J. v. Eyk, 1436. Die Jungfrau mit dem Kinde und St. Donatius und St. Georg. Jungfrau und Kind nicht schön, der Bischof St. Donatius im Blau- und Goldgewande herrlich, am lebendigsten der Stifter, ein alter dicker Prälat in weißem Chorrock mit Gebetbuch und Brille. Man kann der Natur nicht näher kommen. Alles von unglaublicher Ausführung bis in die letzte Ecke. Die Farbe ist bei Eyk wärmer als bei Memling, die Schatten, namentlich im Fleische, gehen mehr ins Braune, bei Memling (im Fleische) mehr ins Perlgraue, Violettliche. Die Ausführung bei Eyk noch gleichmäßiger durchgeführt, im Ganzen die Umrisse schärfer, doch auch nicht hart. Streben ist größte Naturwahrheit in allen Gegenständen. Warum es nicht gemein, naturalistisch wird, das macht die ernste, fromme, auf das Wesentliche gerichtete, gesunde Gesinnung des Malers. Aber, wie gesagt, das Streben, das Bewußte ist bei diesen Meistern schlechtweg — die Natur zu erreichen. Eine sehr einfache Maxime. Das Uebrige, wodurch ihre Bilder so lieblich und würdig dastehen, ist ihre edle, biedere und andächtige Sinnesart, die zugleich die Sinnesart der Edlen ihrer Zeit war; darüber haben sie auch gar nicht reflectirt, und wir zerbrechen uns oft den Kopf über Styl und Naturalismus. Gut und würdig, gesund und wahr denken und die Natur zu erreichen suchen.

2) Christuskopf v. Eyk; gefällt mir weniger.

3) Eyk, Bildniß seiner Frau. Herrliche Farbe, blühend und zart im Fleisch, wie das Licht auf der Rose, feinste Vollendung.

4) Memling. Die Taufe Christi. Flügelbild von ziemlicher Größe. Reizende Landschaft durchs ganze Bild durchgeführt. Blatt für Blatt ausgeführt. Die Gräser im Vorgrund ein jedes mit seinem doppelten Lichtstreif am Rand und in der mittleren Ader. Christus etwas steif. Der Körper herrlich gemalt und gezeichnet, obwohl magerer Natur. Der Engel in reichem, mit Gold und Perlen gesticktem Gewande im Vorgrund in lauter Veilchen knieend, wunderschön, jede Perle, jeder Stein von feinster Ausführung mit Licht und Schatten und Reflexen, und in allmählicher naturgemäßer Abstufung der Töne im Ganzen.

Die reiche Gruppe im Mittelgrunde, wo Johannes Buße predigt, iſt höchſt maleriſch componirt. Er ſitzt erklärend in weitem, rothviolettem Gewande unter einem bebuſchten Felſen im Graſe, um ihn her, höchſt mannichfaltig und ausdrucksvoll in allen Bewegungen, ſeine Zuhörer. Ein Theil ſteht im Schatten der hohen Linden und Eichen, zwiſchen deren dunkeln Stämmen ein Licht einfällt und einige beleuchtet. Ferne: Stadt und Burg. Auf dem Flügel ein Stück Meer. Flügel 1: Johannes der Evangeliſt mit dem Stifter. Flügel 2 — beſonders romantiſch —: die Stifterin mit ihren vier Kindern; köſtliche Portraits von ſprechender, individueller Wahrheit, die netten Mädchen alle knieend. Dahinter ſteht eine Heilige, eine Krone auf einem Buche tragend, in weißem Schleiertuch und violettbraunem Gewande. Eine edle, wunderſchöne Geſtalt. Dieſe Gruppe kniet in einem einſamen, dunkelgrünen Wald, einige Felstager nach vorn, über dieſe ragen noch Wipfel großer Bäume, die ſich, von goldenem Lichte matt angeſchienen, weit hinauf ziehen. Man glaubt das Rauſchen dieſer weiten Wälder zu hören.

5) Tod der Maria, von Schoreel, gefällt mir nicht beſonders.

6 und 7) Rogier von Brügge. Anbetung der Weiſen und der Hirten. Nicht ſonderlich in Zeichnung und Ausführung. Auf poetiſche Lichtwirkung geſehen. Bei der Anbetung der Hirten ſieht man im Hintergrund den Sternenhimmel, darauf ſchwebt ein lichter Engel. Die Hirten an einer Felswand ſind, eben ſtaunend von ihrem Feuer aufgeſprungen, die Schafheerde wird ſcheu und unruhig. Ein Hirte iſt Kopie nach Dürer aus dem Leben der Maria.

Nun ging ich noch an das Rathhaus zu dem ſchönen Begineenkloſter. Gärten und Wieſen ſind hier von Kanälen durchzogen. Hinterm Kloſter ſaßen zwei Geiſtliche, ihre Pfeifen rauchend.

Auf der Rückfahrt glaubte ich am Wege lauter kleine Paul Potter, van der Velde, Oſtade und Rembrandt'ſche Landſchaften und Viehſtücke zu ſehen.

Sonnabend, den 2. Auguſt

Früh halb acht Uhr von Oſtende abgereiſt. Halb zwölf Uhr in Antwerpen. Ich ging mit einem Führer ſogleich zum Dom. Ein impoſanter Bau mit drei Seitengängen auf jeder Seite. Außen der Grabſtein und das Portrait von Quentin Meſſis. Dabei ſein eiſerner Brunnen. Bilder

von Rubens, van Dyk, ein Franziskus von Murillo. Manches mit Conturen gemalt; Behandlung originell.

28. August. Antwerpen.

Die Bilder von Rubens und van Dyk im Museum erschienen mir widerliche Fleischklumpen. Aschgrau und zinnoberroth. Die Kreuzabnahme von Rubens (kleine Skizze zum Dombilde, welches ich nicht sah, da es retouchirt wurde), gefiel mir am besten. Ein Christus im Schooße Gott Vaters mit verkürzten Beinen unleidlich. Am schönsten van Dyk, Leichnam Christi im Schooß Mariens mit klagenden Engeln. Zarte klare Farbe. Das Bild aller Bilder war aber die Grablegung von Quentin Messis.

Eine Kunstaufgabe möchte ich ins Auge fassen, die, mir erreichbar, zugleich die Resultate aller meiner Erfahrung enthielte und etwas Würdiges, durch Andere Fortzubildendes aufstellte. Eine solche wäre: eine Folge landschaftlicher Compositionen von bedeutsamem, poetischem Inhalt in ausgebildeter, stylvoller Form als Zeichnungen bearbeiten, und dann als Radirungen ausführen; z. B.:

1) Alle Creatur sehnt sich mit uns.

2) Zu der Stelle aus Homer: Wie der herbstliche Wald, so sind die Geschlechter der Menschen.

3) Pyramide des Cestius, vorn Jubel auf Monte Testaccio, mit Spruch aus Horaz.

4) Im Tannenwald „das Engelfest", klein zu malen.

5) Genoveva, klein zu malen, in Memlings Art.

6) Johannisfest mit Loschwitzer Häuschen, klein zu malen.

7) Herbstlandschaft; trauernde Mutter am Steinbilde der mater dolorosa (wie für Kügelgen) zu malen.

8) Liebesfrühling; eine Reihe Frühlingsscenen, gemalt oder noch besser radirt, wobei dann auch kleine Arabesken und Phantasien gegeben werden könnten, mit bedeutsamen Motto's. Als Anregung landschaftliche Gegenstände cyklisch und ganz von poetischen Gedanken getragen darzustellen.

9) Sächsische Dorfbilder.

10) Italieniſche Abendlandſchaft. Müde Wanderer, die nach der Ave berge ziehen. (Maulthier mit Gepäck.) Unterſchrift aus Dante's Purgatorio: „Wenn das Glöcklein läutet, das den ſterbenden Tag beweint.“

11) Nachtbild. Mutter mit dem Kinde wacht. Zwei Hirten entfernt auf der Schalmei blaſend.

12) Nach dem Regen. Das Gewitter iſt vorüber; der Hirt tritt aus dem Walde mit der Heerde; Regenbogen. Statt der Unterſchrift: Arabeskenartige Verzierung, mit dem Notenmotiv aus Beethoven's Paſtoral-Symphonie, welches den Alphornruf nach dem Gewitter ausdrückt.

---

13. December

Ich lege kein ſonderliches Gewicht darauf, ob einer ein Künſtler Nummer eins oder Nummer fünf oder ſechs werde. Darauf aber lege ich alles Gewicht, daß Einer die empfangenen Gaben in gutem Sinne für den Bau des großen, zukünftigen und in der Entwicklung ſtets vorhandenen Gottesreiches zu verwenden gelernt hat. Keine Kraft, auch die kleinſte nicht, geht da verloren; ſie iſt ein Bauſtein für den großen Tempel, den der Herr in, aus und mit der Menſchheit ſich erbauen will und erbauen wird. Was hilft ein Talent im ſchlechten Dienſt verwendet? Es zerſtört ſich nur ſelbſt. O, wollte man doch Alles von dieſem wahrhaft großen Standpunkt des Chriſtenthums betrachten und immer mehr von allem Schein, mit dem falſche Größe ſich oft ſchmückt, hinweg und auf das Wahrhafte ſehen, es würde Jeder an ſeinem Platze unendlich mehr wirken können, und ſchon hier unendlich glücklich ſich fühlen; er würde ein befriedigteres und lebendigeres Daſein durchleben, als es größtentheils der Fall iſt. Das falſche Ideal macht uns unglücklich, die Wahrheit aber macht uns frei und glücklich. Das Heimweh nach dem großen, unbekannten Vaterlande iſt keine Thorheit, kein Traumbild, ſonſt wären die tiefſten und heiligſten Gefühle, unſer edelſtes Streben, in dem ſich gerade unſer Weſen am ſtärkſten ausſpricht, Narrheit; und bloß das Aeußerliche, Schwankende, ja Triviale wäre Wahrheit. Es giebt aber kein Aeußerliches, was nicht ein Innerliches, Geiſtiges zur Baſis hat. Dies jetzt ſo Vielen unbekannte Vaterland und jenes Heimweh darnach, was iſts denn anders, als eben das große Reich Gottes, das Chriſtus immer und immer verkündet, und deſſen Art und Weiſe der Heiland in tiefſinnigen Gleichniſſen offenbart! Und das Heimweh, iſts nicht der Zug des Vaters zum

Sohne! Denn Er iſt der Weg, die Wahrheit und das Leben; wer Ihm nachfolgt, der ſchaut das Reich, hilft mit am Reiche bauen und die Wege dahin ebenen.

29. December.

Es liegt ein ſo unendlich reicher Stoff im Leben vor uns, an dem wir geiſtig erſtarken und reifen können, daß es nicht zu ſagen iſt. Wenn wir nur jede Aufgabe, die uns die tägliche Erfahrung, Lebensverhältniſſe, Bekanntſchaften, Studien zuführen, recht treulich benutzen und in rechter gottgefälliger Weiſe anbauen wollten, in der ſichern Ueberzeugung, dieſes Alles müſſe für die Entwicklung unſerer Pſyche von größter Wichtigkeit, und für die Ewigkeit von bleibendem Werthe ſein, dann regte ſich gewiß in jedem empfänglichen, ſtrebſamen Menſchen dieſe Luſt am Lernen, dieſe Luſt an einer neu geübten Regſamkeit des Geiſtes. Ohne dieſen Trieb bleibt das Leben trivial, es hat nur irdiſche Zwecke, die mit dem diesſeitigen Leben aufhören. Wie wenig und wie ſchlecht benutzt man die reichen Lebensaufgaben in dieſem Sinne. Gerade wenn wir recht leben, in vollſter äußerer und innerer Thätigkeit, leben wir für die Ewigkeit.

1850.

Mir iſt jedes Kunſtwerk mehr Ausſtrömung der Empfindung, ein flüchtiges Tummeln im Blüthengarten der Kunſt. Wenn die Nachtigall in den Blüthen ſingt, ſo iſt das herrlich, aber wenn eine kleine Biene drinnen ſummt, ſo freut man ſich auch darüber, ſie gehört eben ſo gut in den Frühlingsgarten hinein, wie Lerche und Nachtigall, und ſie kann auch gerade ſo viel davon genießen, als jene Hauptkünſtler, wenn ſie eben nur ihrer Natur getreu iſt. Nur der eitle Kuckuck iſt lächerlich.

Ich hatte einen langen Diskurs mit Schnorr, da er bei mir war. Er that eine Aeußerung, die mir ins Herz gefallen iſt, und aus der ich mir viel genommen habe. Er erzählte mir nämlich, daß er in ſeinen jungen Jahren, da er in Wien war, an ſeinem Talente ganz verzweifelt ſei, und oft die Nacht darüber ſchlaflos und mit Kummer zugebracht habe. Da habe ſich endlich der Wunſch in ihm geregt, wenn er in ſeiner Kunſt nur die Stelle eines Steinmetzen einnehmen könne, der am großen

Dombau einen einzelnen Knauf oder eine Blumenkrone auszuarbeiten habe, da ſollte es ihm genügend ſein, und das habe ihn beruhigt. „Die Demuth fehlt uns meiſtens, und hatte ich dieſe gewonnen, ſo würde ich auch ruhiger in meinem Kunſtſtreben", fuhr er fort. „Es muß aber die rechte Demuth ſein, die nämlich auch den geringſten Dienſt leiſten will, aber an einem bedeutſamen Baue, im ächteſten Sinne." Eine falſche Demuth ſei das, wenn einer, wie oft geſchehe, ſich ganz wegwerfen wolle und leichtſinnig ſich auf ein niedriges und gemeines Streben werfe, um wenigſtens damit der Welt zu gefallen. Mit allen ſeinen Kräften, groß oder klein, wie ſie eben Gott gegeben hat, dem Wahren und Aechten dienen, das müſſe uns mit Freudigkeit und Vertrauen erfüllen. Falſcher Ehrgeiz aber verleite ſo Viele, ſich zu verwerfen, und da fehle allen Segen dabei. Ich fühle, wie ſehr ich mich ſelbſt vor der letzteren Klippe zu hüten habe; obwohl ich mir immer wieder vorhalte, auch in meinem kleinen und niederen Kunſtbereich nach Kräften im ächten und guten Sinne zu arbeiten.

22 April

Kunſtunterricht läuft doch meiſt auf ein mechaniſches Einſchulen allein hinaus. Das könnte ich mir aber ganz anders denken. Er ſoll zugleich und hauptſächlich den Kunſtſinn wecken, Erkenntniß und Urtheil veranlaſſen, und womöglich eine Geſchmacksbildung herbeiführen, die den ganzen Menſchen hebt und erweitert, wodurch er in ſeinem ganzen ſittlichen Daſein gefördert wird. So ein Unterricht muß viel luſtiger, lebendiger und anregender werden, und ein ſolcher Lehrer leiſtet große, ſehr große Dienſte. Wer ſo ſeinen Beruf ins Auge faßt, hat gewiß eine ſchöne, zum freudigen Lernen und Schaffen anregende Aufgabe; denn man lernt doch nicht für ſich allein, ſondern fühlt ſich erſt glücklich, als ein lebendiges Glied der ganzen Menſchheit auch von ſeiner Stelle her einzugreifen, und mit dem kleinſten oder größten Pfunde, was Gott verliehen, den rechten Wucher zu treiben. Das nenne ich arbeiten fürs Reich Gottes, denn die ganze Welt iſt für dies göttliche Reich beſtimmt. -

Mir iſts nun recht klar in Bezug auf den Zeichenunterricht. Wie nichtsnutzig und leer wird der meiſtens betrieben! Die Dilettanten (und oft auch Kunſtjünger) lernen höchſtens eine kleine, alberne Kopie machen, ein Bildchen ſchmieren, und haben auch keine Ahnung vom Weſen der Kunſt, von ihrem Zweck, Werth, Reichthum und ihrer Geſchichte, wiſſen nichts von ihren edlen, geiſtigen, göttlichen Beziehungen; deshalb ſo wenig

Nutzen für eine edlere Ausbildung des Lebens. Wie anders verfahre ich mit meinen Schülern, und ich habe doch die Freude, zu sehen, wie manch gutes Samenkorn in dieser Beziehung aufgegangen ist, daß dadurch ihr ganzes sittliches und geistiges Dasein gehoben, erweitert worden ist; und dies auch bei minder Begabten. Die Frucht kommt oft viel später zur Entwicklung, als während des Unterrichts selber, oder man spürt die ansetzenden Keime und Knospen nicht. Wenn ich nicht ein so passendes Feld in den Holzschnittzeichnungen gefunden hätte, würde ich mir im Unterrichtgeben eine Erwerbsquelle haben öffnen müssen, und dann ists mir ganz klar, wie ich da mit Dilettanten verfahren sein würde, und ich bin sicher, ich würde mir nach und nach auch da einen Ruf erworben haben.

Die Subjektivität ist die allgemeine Krankheit unserer Zeit, und macht uns selbst krank. Jeder will seine Zeit bestimmen nach seiner mehr oder minder defekten Taschenuhr, weil er die Sonne leugnet. Wir haben nur Meinungen und Ansichten, aber keine positive, normgebende Wahrheit, die sich freilich nicht nach den verkehrten und kleinen Fündlein unserer Vernünfteleien und nach der immer wechselnden Mode richtet, sondern die ihren Gang jedenfalls selbstständig fortgeht. Ich gebe mir immer mehr Mühe, meine falsche Zwiebeluhr nach der Sonne zu richten, die wir einmal besitzen und für die wir noch keine bessere selbst erfunden haben.

---

31. Mai.

Ich muß bekennen, daß ich jetzt ein ganz grausamer Wütherich gegen die Hauptkrankheit unserer Zeit, die Unnatur, geworden bin. Gegen Gott sind wir statt treu und gehorsam — gefühlig, sehnend, seufzend, grübelnd, schwankend; gegen Freund und Feind, anstatt gerade, wahr, offen und liebevoll — verstellt höflich, im Grunde lieblos. Das Wissen, weil es nicht mehr auf Gottes Wort basirt, ist, statt gewiß, mit männlicher Demuth forschend und sich vertiefend — flach, flunkernd, geistreich, dünkelhaft über das Höchste absprechend. Und die Kunst, — statt durchlebte Natur, — unwahre Künstelei, überspanntes Gefühlswesen, oder auch flachste Steckbriefprosa. Außer dem Evangelium, das göttliche Gesundheit nach allen Seiten hin ausathmet, lese ich jetzt nur Goethe (Dichtung und Wahrheit) und den Jeremias Gotthelf. Allerdings eine wunderliche Zusammenstellung, aber mir wird wohl, wenn ich in Ruhestunden dabei bin.

1851.

Wenn man aus Liebe das Beſte aus dem kleinen Schatze des Herzens hervorſucht und mittheilt, ſo fällt ein unglaublich reicher Segen davon auf unſer Haupt und in unſeren Schooß zurück. Wer Geld hat und Reichthümer, kann viel helfen und Thränen trocknen, wer nichts dergleichen hat, der hat oder kann haben: gute Gedanken, Erkenntniſſe allerlei Art, oder kann durch Worte, durch Liebe, oder auch durch eine Fürbitte Engelsdienſte thun.

Iſt nicht auch die Kunſt zu ſolchem Engelsdienſt berufen? Gewiß iſt das ihre herrliche, ja wahrlich, ihre himmliſche Aufgabe; wenn man das nur recht treulich ausrichtet, und dieſem Geiſte nachforſcht und nachſtrebt, und nicht ruht, bis man gefunden hat. Manche ſehen in der Kunſt freilich blos Seifenblaſen, Anderen wird ſie ein Teufelsdreck, ſchön vergoldet. Der haute volée iſt ſie ein Crême zum Nachtiſch, und endlich ſieht auch der Eſel die Roſe für eine Diſtel an, und hat ſeine Freude dran!

Je älter ich werde, und je mehr mir die Einſicht wächſt in das Weſen aller Kunſt, um ſo mehr freue ich mich ihrer, und ſie wird mir immer mehr ein wunderſchöner Engel, der die Menſchen, die eines guten Herzens ſind, begleitet und ſie oft von ihren allzu ſchattigen Pfaden auf ſonnige und blumige Stellen führt, wo ſie raſten können, und wo die Freude wächſt und die Sehnſucht nach dem großen, herrlichen Sonnen- und Blumenlande, das denen aufbehalten iſt, die ſeinem wunderbaren, mächtigen Glockentone folgen. Dieſer Glockenton hallt wie ein fernes Echo wieder in der Kunſt, in der Wiſſenſchaft hie und da, in der Natur; und alle Sonntagskinder hören die Glocke, und Sonntagskind kann man werden, wenn man reines Herzens wird.

Geſtern war ich in Reichel's Kunſtausſtellung, und darauf in der großen Ausſtellung im Kunſtverein; da dachte ich auch: die Kunſt iſt herrlich und etwas recht Himmliſches, aber wenn man das Treiben der Künſtler und Kunſtfreunde, und das liebe, kunſtſinnige Publikum ſieht, dann iſts, als wenn man die Kunſt von der Rückſeite anſähe; ſehr unerbaulich, ſehr unäſthetiſch, ſehr u. ſ. w. Man muß doch immer trachten, die hohe, liebe Kunſt en face zu kriegen, ſonſt übernehmen einen die Menſchlichkeiten.

1853.

6. November.

In einer großen Kunst- und Künstlerstadt giebts Parteien, und die besten Leute, wenn sie einer Parteifahne folgen, saufen Unrecht wie Wasser, wie schon Hiob sagt, und schütten das Kind mit dem Bade aus. Es ist so bei uns Malern auch so, und ich bin froh, daß ich, wie ich glaube, einen Standpunkt über den Parteien gefunden habe. Ich weiß, was die Kunst ist, und was sie fordert, freue mich ihrer vielfachen Abstufungen und Richtungen, kenne ihre Verirrungen und Abwege, und begnüge mich freudig mit dem Winkelchen, wo mir meine Stellung angewiesen ist, mögen sie Andere über- oder unterschätzen, das macht mich nicht irre.

1854.

Loschwitz, 15. Mai.

O Gott, wie herrlich ist hier von meinem Plätzchen auf dem Berge die weite Gegend! So himmlisch schön, so sinnlich schön! Der blaue, tiefe Himmel, die weite, grüne Welt, die schöne, helle Mailandschaft mit tausend Stimmen belebt! Ich fühle da so recht die Schönheit des lieben Vaters oben in all der sinnlichen Erscheinung und durch meine Sinne.

Und das Alles um mich ist irdisch, und welche Armuth wäre das, wenn ich Gott blos in den schwarzen Buchstaben und blos mit meinen körperlosen Gedanken erkennen, lieben, verehren könnte! Ein blühender Baum von Bienen umsummt, duftend, tönend, — dies Schauen ist mir oft lieber gewesen, als die geistreichste theologische oder philosophische Abhandlung vom Wesen Gottes. Alle Dinge sind geheiligt, werden verklärt, stehen in der lebendigsten Beziehung zu ihrem Schöpfer. Blos das Verderben dieser guten Dinge ist Sünde. Ist die Liebe in allen ihren Stufen zusammen, physisch, psychisch, geistig, göttlich, ist sie nicht in ihrem innersten Wesen so rein, so mächtig, daß es nichts Schöneres und Mächtigeres giebt, als diese Blüthe des Lebens, diese in Gottes Händen heilige Kraft? Ist sie nicht Abglanz und Vorspiel des Verhältnisses der Gemeinschaft Gottes mit der menschlichen Seele? Eine Ahnung von jenem Seligsein, das wir jetzt unserer Verderbtheit wegen nicht ganz fühlen und verstehen können, oder nur die Besten und Reinsten in seligen Augenblicken.

Loschwitz, October

Wir sitzen immer noch auf unserem Berge, werden aber wohl in nächster Woche das Stadtquartier beziehen. So schön es hier noch ist, so sehne ich mich doch nun, in Ordnung zu kommen. Ich kehre nun ohne die liebe Mutter heim (gestorben in der Nacht vom 3. zum 4. August 1854); das liegt mir immer in Gedanken. Wo weilt sie jetzt? Diese Frage drängt sich mir oft herbei. Aber da schweigt alles Wissen und wird schweigen, so lange irdisches Leben dauert, und doch ists auch da nicht ganz Nacht geblieben; die Aussprüche unseres Herrn stehen da, wie helle, liebliche Sterne; sie sind fest und herrlich glänzend auf diesem nächtlichen Grunde, aber sie sprechen mehr zum Herzen, als daß ich sie begreifen und fassen könnte. Des Heilandes eigene Auferstehung steht wie ein Morgenroth am Himmel, und „wo ich bin, da soll mein Diener auch sein", und „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten", das sind Morgensterne. Aber mehr als dieses Ahnen giebt mir die Lehre meiner Kirche auf Grund der Schrift die Lehre von der Kirche selbst, welche ist die Gemeinde der Erlösten im Himmel und auf Erden, miteinander verbunden durch die Liebe, Gebet und gegenseitige Fürbitte.

Eins durch die Liebe zu ihrem Erlöser, welcher das Haupt des ganzen Leibes — Organismus — ist. Diese Verbindung ist mir die Erlösung der Menschheit, ihr Ziel und ihre Verklärung — in Ihm unddurch Ihn selbst.

Ich weiß wohl, daß dies eine Idee ist, eine Idee der h. Schrift, und daß damit die Frage nach dem Wo und Wie für meine sinnliche Natur nicht beantwortet ist. Wir leben aber eben im Glauben und nicht im Schauen; und es ist mir eigentlich auch lieb so, daß wir nicht mit dem Teleskop in die Wohnstätten des Jenseits eindringen können, sondern daß ich meinem Erlöser Glauben und Vertrauen auf Sein Wort beweisen und in Geduld Seine Verheißung abwarten darf.

Und daß wir einen solchen Himmel voll Sterne der Verheißung haben, Lichter einer höheren Welt, die so tröstlich herunter leuchten, dafür sollten wir recht dankbar sein und in unserem Falle unseren Glauben daran üben und stärken.

Ich habe neulich einen kleinen Stein für das Grab bestellt; es kommt blos der Name darauf und der Spruch: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn." Gewiß ein recht herrliches, tiefes Wort, wenn man es recht faßt und bedenkt.

1856.

Loschwitz, den 6. Mai.

Wunderschöne Partie an den oberen Zaunweg nach dem Ziegengrund. Die Wipfel lichtgrüner Buchen mit den dunkelgrünen Stämmen heben sich aus der Tiefe, davor stehen die weißblühenden Kirschbäume und rosenrothe Aprikosenbüsche. Lichter Sandboden und kaltgrünes Gras. Ferne Hügel mit blühenden Bäumen gegen den lichtwolkigen Himmel abstechend. Weiche blaue Ferne nach Böhmen hinein. Ein Paradiesesbild. Müßte sich mit kleinen Engeln und Mutter Gottes gar hübsch machen.

1857.

Loschwitz, den 28. Juni.

Seit Ende Mai wohne ich nun wieder hier oben in unserem Häuslein. Dazu habe ich mir in einer sehr alten Hütte (in Gotschen's Weinberg), welche aber wunderschön liegt neben der Königin Berg, ein Stübchen zum arbeiten gemiethet. Da ists nun ganz stille, denn das Haus ist nur von zwei alten Leuten und deren Sohn bewohnt, welche am Tage nicht zu sehen und zu hören sind, weil sie im Berge arbeiten. Die Aussicht aus meinem Fenster ist wundervoll und für mich inhaltreich! Meine stille Hütte liegt am Rande eines Berges, und es öffnet sich über dem Elbspiegel, der am Fuße der Höhe heraufglänzt, das weite Elbthal und die Aussicht von den fernen böhmischen Bergen im Süden, bis zu den Meißner Höhen im Westen. Ich sehe ein Stück meines Lebens auf diesem Bilde. Von der Stadt den Weg bis Lockwitz, welches mir gegenüber liegt. Darüber das Wäldchen am Vogelherd, wo ich in jenem Spätherbst saß, als ich meine Auguste hinausbegleitet hatte, und mir am andern Tage die Entscheidung bevorstand, mich von ihr zu trennen, um mit dem Fürsten Narischkin nach Frankreich zu gehen. Das Dorf Lockwitz, wo ich so glückliche Tage mit ihr verbrachte. Am Fuße meines Berges sieht man zwischen Büschen und Bäumen den kleinen Kirchhof von Loschwitz, und das Grab meiner theuren Auguste, mit der ich gerade volle siebenundzwanzig Jahre so glücklich lebte. Nun spinnt sich der Lebensfaden fort, und Gott möge mich Seine heiligen Wege in Gnaden führen, und Alles wohl machen, damit der letzte Tag ein Tag seliger Vollendung sei!

1860.

(Reiſe nach Oberbayern.)

18 Juli

Früh nach Seeshaupt und mit Poſt nach Murnau. Prächtige Blumenwieſen und Waldungen. Vogelgeſang. Ich hatte bei dieſem Volke: gläubig, geſund, kräftig, und in dieſer romantiſchen Natur das Gefühl, als könne es einem gar nicht Wunder nehmen, allenfalls auch Engel im groben Tuchkittel und mit dem Dialekt der Leute leibhaftig verkehren zu ſehen.

München. Im Bahnhof Zuſammentreffen mit Schwind. Schwind höchſt liebenswürdig, ſchleppte einen Korb mit Birnen und Würſten, um ſie zu den Seinen zu bringen. Freut ſich innig über Alles an der Landſtraße. Wald. Schöner Abendhimmel. Glühendes Licht über Berge und Buchenwälder. Wallfahrtskirchlein zur heiligen Eiche mitten im Walde. „Sixt, ſchau, iſt das nit herrlich!“ Eifert gegen das gedanken- und geiſtloſe Arbeiten. „Wann Einer an ein ſchön's Bäumle ſein Lieb und Freud hat, ſo zeichnet er all ſein Lieb und Freud mit, und's ſchaut ganz anders aus, als wenn ein Oſel ſchön abſchmiert.“ „Ach, es gehört ein gar feiner, ein gar keuſcher, guter Sinn dazu, um das Geheimniß aller Schönheit und aller Wunder der Natur aufzuſchließen.“ Wir fahren über den See bei einbrechender Nacht. Er jauchzert und jodelt den Seinen zu. Kernes Jodeln aus dem Walde als Antwort. Wie die Anna und die Nichte den Papa umarmen und umjubeln! Wie er freundlich zur etwas ernſten Hausfrau thut! Abendeſſen in dem köſtlich kleinen Holzſtübchen, mit Zinntellern und Krügen ausſtaffirt.

Sonntag, den 19 Juli

Ich ſtehe auf. Gehe in den Garten und betrachte ſeine am Geländer des Altans gemalten Fabeln. Trinke an dem kleinen Quell unten am Abhang. Hinter dem Hauſe Fichtenwald. Alles ſchlief noch. Die Morgenſonne leuchtet an den fernen Alpen, der See iſt ruhig.

Endlich erſcheint Frau v. Schwind; ſie ſpaziert mit mir in dem Garten umher. Schwind's rothes, luſtiges Geſicht erſcheint am geöffneten Fenſter ſeiner Schlafſtube; er hat „himmliſch gſchlafen“. Er war die Woche über abgehetzt am Bilde und von den vielen Beſuchen der Fremden.

Großes Behagen. Frühſtück. Zinnerne Becher für den Kaffee. Brot und friſche Butter. Wir gehen hinauf. Er ſpielt aus Zauberflöte den

Chor der Knaben. „Hör aber mal, wie ſchön, wie feierlich das iſt!“ Dann den Anfang einer Meſſe von Beethoven. „Gott erhalte Franz den Kaiſer“, wieder Mozart u. ſ. w., ſingt zuweilen dazu, oder imitirt die Waldhornſtimme. Er ſpielt mir das Thema aus einer Symphonie Beethoven's vor, wozu er die Bildercompoſition gemacht hatte. Erklärt mir am Kupferſtich die Eintheilung derſelben. Unten der Eingangsſatz, dann Andante, Scherzo, Allegro (Finale). Spricht viel von einer Compoſition zur Zauberflöte. „Die Meluſine“ (wie er ſie auf den Schüſſelrand gezeichnet), „Graf Gleichen“, „Die Wiederkehr“, „vierzig Reiſebilder in leichten Oelſkizzen“; er will ſie dann zuſammen ausſtellen als poetiſche Einfälle, lyriſche Stücke, damit man doch ſehe, was dran ſei und daß er Gedanken habe.

Wir gehen nach dem Bahnhof. Ich miethe einen Wagen. Schwind fährt mit bis zum nächſten Dorf. „Sieh, das war geſcheut, daß Du dies Wägle gemiethet haſt, da können Dir zwanzig Thaler nit ſo lieb ſein. Nur nit im Stellwagen fahren; denn Zuchthaus und Stellwagen ſind die Ort, wo man ſich die Geſellſchaft nit wählen kann. Schau, man muß nit zu ſehr ſparen, man muß ſich etwas zu Gute thun können; was man da bei fröhlichem Gefühl einſammelt, das weiß man oft nicht, aber wir behalten Stimmung und Schwung, ſonſt altert man vor der Zeit.“ „X. ſagt, er habe im Schweiße ſeines Angeſichts gearbeitet; aber was iſt der Nutzen davon? Daß man auch vor ſeinen Sachen ſchwitzt. Beim Raphael, beim Mozart denkt man nicht an Schweiß des Angeſichts. Die Kunſt ſoll uns heiter und frei machen, und dazu gehört, daß wir ſelber frei und heiter und gehoben ſind.“ „Was hat der H. für herrliche Gedanken in ſeiner deutſchen Geſchichte, aber, lieber Gott, wie hat er ſie bei Roth und Erdäpfel herausgeplagt! Und ſieht man den Geſtalten nicht die traurigen Erdäpfel an?“ Wir ſahen am Bahnhof einen Zug ankommen. „Schau, jetzt kommen die hübſchen Madeln. Die Leut rennen nach den Alpen und der ſchönen Natur, und die Menſchen ſind halt doch das Schönſte; aber am allerſchönſten ſind doch die ſchönen Madeln.“

Wir fahren im raſchen Wäglein höchſt vergnügt und in herrlichſten Geſprächen durch die ſchöne Gegend; Schwind in liebenswürdigſter Stimmung und Rede bis B. Da wird gehalten; wir gehen in den Garten, ſitzen unter den Linden und leeren ein Fläſchchen Pfälzer. Dann herzlichſten Abſchied, und raſch flog mein Wäglein weiter. Ich ſah noch lange den behäbigen Schwind und auch den Wirth auf der Straße ſtehen und nachwinken.

Schwind ſagte: „Die Grundſätze der Kunſt ſind ſehr einfach, wie alle Wahrheit einfach iſt.“

„1) Ich muß einen Gegenſtand gefunden haben, der mir etwas Schönes offenbart und damit mein Herz erfreut. 2) Der Gegenſtand muß ein Moment ſein, nicht beweglich, muß ſich in einem Moment ausſprechen.“

1861.

(Reiſe nach Schwaben und der Schweiz.)

Mittwoch, den 31. Juli

Nach ſieben Uhr zu Fuß nach dem Hohenſtaufen. Prächtiger Waldweg zwei Stunden. Immer noch war ich ohne Luſt und Freude, es fehlte eine befreundete Seele. Doch brach ſich oft ein Vogelſtimmchen, wie ein Sonnenſtrahl im Waldesdunkel, eine Bahn ins Herz. Es war mir, als ſei eine zähe Haut übers Herz gewachſen, und als müßte ich ganz anders empfinden, wenn das kranke Fell erſt herunter wäre. All unſer Kulturleben iſt ein ſolches mannichfaches Hautüberziehen, und wir kennen oft unſern eigentlichen Kern ſelbſt nicht. Eine Reiſe ſoll eigentlich eine Entpuppung zu Wege bringen, die kranken und fremden Hüllen und Häute ſollen fallen, und der Kern ſich wieder zeigen.

Welcher Entpuppung könnten wir beim Sterben entgegen gehen? Könnten wir nicht mit einemmale viel anders empfinden und denken und einen ganz andern Standpunkt gewinnen?

Auf dem Hohenſtaufen, den 1. Auguſt

Die kleine Kirche wird reſtaurirt. An der Giebelſeite ſah man in einer Rundung den deutſchen Reichsadler, umgeben von den Namen der Hohenſtaufen-Kaiſer. In zwei Reihen hingen nun die Wappen der Provinzen, welche damals zum Reiche gehörten: Dänemark, Savoyen, Genua, Toscana, Elſaß, Lothringen, Brabant u. ſ. w. Wie iſt der arme Adler zerzauſt worden, und kürzlich jubelten noch die liberalen Deutſchen, als wieder einige Federn ausgerupft wurden! Ich ſtieg den Bergkegel hinauf, es war ſehr heiß, aber doch luftig auf dem Gipfel, der ganz in Ruinen

eingehüllt war. Süßer Honiggeruch von den vielen gelben Blumen erfüllte die Luft. Schmetterlinge gaukelten herum: Trauermantel, Citronenvogel, Molkendiebe, sie umspielten den Hohenstaufen-Blumengipfel. Welche Aussicht! Prachtvoll, besonders nach Rechberg hinüber. Und kein Stein mehr, oder doch nur ein Dutzend, von all der alten Herrlichkeit! Und wenn ich an die Wappen an der Kirche dachte, auch ausgebrochene Edelsteine aus der deutschen Kaiserkrone, da kamen mir die Thränen in die Augen.

Ferne Stimmen aus dem Dorfe, Flachsbrechen, Geläute aus der Tiefe, Bienensummen, Windrauschen im Grase. Der Weg auf dem Kamme des Berges war reizend; ringsum herrliche Aussicht. Rechberg, ganz erhaltene kleine Burg; soll noch römische Grundmauern haben. Der kleine Rechberg ist geblieben, und die große Hohenstaufenburg ist spurlos verschwunden. In der Kirche. Der kleine Gottesacker, darüber die Berge der Alp. Ein Klausner hat hier oben gewohnt an dem Fels über der Burg. Das Wunderbild rührt von ihm her, ein hübsches, altdeutsches Madonnenfigürchen mit dem Kind auf Goldgrund. Zwei starke Stunden einsamer, schöner Weg auf der Höhe hin bis zur Burg Staufeck.

Sonnabend, den 3. August.

Nach dem Uracher Wasserfall. Ganz einsamer Waldweg, trüber Himmel. Schöne Buchen und Felswand am Fall. „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Den obern Waldweg zurück. Recht trübe Stimmung, ohne innere Freude, zerrissen, öde. Unendlich gedrückt und in inneren Kämpfen, ohne Kraft und Freudigkeit zur Entscheidung. Ein Schriftsteller sagt: „Das Leben erscheint uns in der Jugend eine offene Allee, im Alter ist es uns ein Käfig und der Weg zum Grabe.“ So empfand ichs auch. Nachts seltsamer Traum von meiner Auguste. Ich wachte sehr aufgeregt auf und mußte mich erst wieder in die Wirklichkeit zu finden suchen. Da kam mir plötzlich in den Sinn: Ist etwa heut der Todestag Augusten's? Ja, es wird ja der 4. August, und indem schlug das Glöcklein auf der alten Amanduskirche ein Uhr.

Sonntag, den 4. August.

Blauer Himmel, schöne frische Luft. Der Traum hat mich sonderbar bewegt, und ich kann den Eindruck nicht vergessen. Ich hatte vorher gar

nicht an den Todestag gedacht. Ich ging zur Kirche. Gute Predigt. „Es ist nicht willkürliches Belieben des Heilands, ob er uns erhören und annehmen will oder nicht. Nein, es ist eine göttliche Nothwendigkeit seines Wesens, Liebe und Erbarmen zu erweisen, uns zu suchen, uns entgegen zu kommen!“ O, welcher Trost ist das!

Nach der Kirche auf einer Waldhöhe über der Stadt. Im Schatten der Buchen das grüne Thal überschaut. So still und lieblich. Auch in meinem Innern schien der Bann gebrochen; der hoffnungslose Kampf gestern, der Traum, endlich die Predigt hatten die harte Rinde gebrochen. Da bliesen die Zinkenisten vom alten Stadtkirchthurm: „Wer nur den lieben Gott läßt walten, und hoffet auf Ihn alle Zeit, den wird Er wunderbar erhalten, in aller Noth und Traurigkeit.“ Da lösten sich die Banden, und von demüthigem Dank floß die so lang gequälte Seele über; ich empfand Frieden, und die blanken Thränen liefen mir aus den Augen. Gott sei Dank!

---

6. August

Entzückende Fahrt auf dem Bodensee, als segelte man in einer Kluth von Silber. Himmel violettblau. Ferne violettgraublau. Wasser zart grün, aber sowohl der milde Glanz des ganzen Horizontes, wie dessen Wiederschein bis an die Wellen des Schiffes ein gleicher Lichtton.

---

10. August

Engadin. Diesen Vormittag auf einer Höhe gelegen, den See und die Bernina vor mir. Alles sehr still, nur von fernem Wasserrauschen unterbrochen. Luft kühl und angenehm. Schöne Blumen. Ich sehne mich nach deutschen Lauten. Das Wandern, um Neues zu sehen, hat, wie es scheint, für mich an Interesse verloren, überhaupt fühle ich mich innerlich sehr verändert. Am liebsten wäre ich in Loschwitz in aller Ruhe und Stille, bei mäßiger, gewohnter Arbeit und im Umgang mit Freunden und Verwandten.

---

15. August

Samaden. Abends nach einer Sennhütte gestiegen. Beim Herabsteigen herrliches Abendbild. Auf den Pfaden, an den herrlich geformten Matten zogen die klingelnden Heerden herab ins Dorf, voran die Kühe, dahinter

die muntere Ziegenheerde. Das alte Kirchlein unten ruhte ganz in grünen Hügeln, darunter in einem Einschnitt kleine alte Mühle und Wasserfall. Dahinter erheben sich schöne Waldberge und darüber leuchteten in der Abendsonne noch die Spitzen des Languard und die Schneespitzen der Bernina, während über dem untern Theil des Berges, so wie übers ganze Land die stillen Abendschatten lagen. Auf dem grünen See ruderte ein Schifflein und überall strömten die Wasser von den Bergen aus den Gletschern.

21. August.

Serviezel nach Nauders. Alte Burgen, donnernde Wasser, schroffe Wände und schauerliche Abstürze zur Seite, die Wege entsetzlich. Ich erinnerte mich mit Wehmuth einer Zeichnung und Aquarelle von Oehme, die er auf seiner Wanderung nach Italien voll Begeisterung in damaliger scharfer und bestimmter Weise gemacht hatte. Diese Erinnerungen einer begeisterten Jugendperiode verfolgen mich bis heute. (Innsbruck.)

1865.

1. August.

Man sagt, das Christenthum habe sich überlebt, sei veraltet, habe seine Kraft verloren. Das ist ein Irrthum; es ist eine Kraft Gottes, und die wird nicht alt. Aber die Menschen stehen anders zum göttlichen Worte, sie haben sich unfähig gemacht, diese Kraft Gottes auf sich wirken zu lassen. Die Erlösung auf Golgatha ist ohne uns geschehen für Alle, aber wirksam kann sie nicht ohne uns sein.

1866.

2. Juni.

Was ist denn eigentlich jetzt der Katechismus der Mehrzahl der Gelehrten und Ungelehrten? „Ich glaube nichts über mir, ich hoffe nichts jenseits und liebe nur mich selbst.“

1867.

1. Januar

Ich hatte die Abſicht, Stilling's Jugend- und Wanderjahre zu illuſtriren und herauszugeben, finde aber bei genauem Durchleſen bei ſo großen poetiſchen Schönheiten viel Verzopftes, bei geſundem Menſchenverſtand recht viel Phantaſterei und Schwärmerei, bei ſo viel Einfalt des Herzens eine gute Doſis Eitelkeit und Großmannsfieber. Ich werde deshalb doch wieder zum erſten Plan zurückkehren und eine Anzahl Zeichnungen zu Dichterwerken entwerfen; z. B.: Aus Stilling; J. Paul's Schulmeiſterlein Wuz; Auerbach's Barfüßele; Reuter, Olle Kamellen. Dann die Romantiker: Tiek's Octavian; Brentano's Laurenburger Gis; Scheffel's Ekkehard u. ſ. w.

---

18. April

Ich brachte die Frage aufs Tapet: Wo man wohl die erſten Keime, die allererſten Anregungen zu dem Erwachen der neuen deutſchen Kunſt zu ſuchen habe? Es kam aber nichts heraus, als es habe eben in dem Geiſt der Zeit gelegen, und es ſcheint, daß auf verſchiedenen Punkten dieſelben Strebungen erwacht ſeien. Cornelius am Rhein, Overbeck in Wien, Ph. Veit in Paris. Andere wurden noch genannt: Schäfer von Leonhardtberg, Sutter, die Olivier's. Schnorr hat Schlegel's Buch über chriſtliche Kunſt nie geleſen, von welchem ich glaubte, es habe ihm eine erſte Anregung gegeben. Schnorr äußerte, es ſei der damals herrſchende Geiſt geweſen, welcher König Ludwig in den Strebungen des Cornelius, Overbeck u. ſ. w. etwas ſympathiſch Verwandtes habe erkennen laſſen und ihn angezogen habe. Preller machte hübſche Bemerkungen über Naturleben, z. B. „Meeresſtille"; „wenn ich bei Sorrent Morgens am Meere ging, war eine poetiſche Schönheit in dieſer Natur, daß es mich gar nicht verwundert haben würde, wenn Neptun und Amphitrite mit allen Nymphen und Tritonen heraufgeſtiegen wären." Solche Dichtungen mußten dort entſtehen, der Norden mußte andere, ſeiner Natur gemäße Geſtaltungen ſchaffen. Groß und ſchön iſt die Natur überall.

23. April.

Die Kunſt *erfindet* nicht die Ideale, ſie *geſtaltet* ſie blos je nach dem Geiſt der Zeit und des Volkes, dem der Künſtler angehört.

Loschwitz, 13. Mai.

Wir haben acht ganz paradiesische Tage verlebt; denn nach den so lange anhaltenden kalten und trüben Tagen brach endlich die liebe Sonne glänzend durch die Wolkendecke und erschloß im Nu alle Blüthen auf einmal, und ein lichter Blüthenglanz von Weiß, Rosenroth und Grün füllte die warme Luft mit den lieblichsten Düften. Man fühlt sich wie in des Himmels Vorhof und weiß vor stillem Glück nicht, was anfangen. Dazu kommt noch ein Summen und Klingen durch die ruhige Luft von Bienen und Vogelgesang, welches zu einem süßen Träumen einladet. Eigentlich ist dies Wohlgefühl nicht sowohl ein Selbstvergessen, als ein Vergessen des Leides und des Schmutzes, der allem Erdendasein anklebt. Psyche, die eingesperrte, wird auf Momente frei, dehnt die Flügel und fühlt sich in ihrem Elemente, weil Alles in Harmonie steht, und ein hoher Friede des ganzen Daseins sich bemächtigt hat. Das wahrhafte Gebet, zu dem man seltener kommt, giebt ganz dasselbe in einer höheren Potenz.

(Reise nach der Schweiz.)

Appenzell, 11. Juni

Die Hütten und Häuschen von Holz mit langer Reihe Fenstern, höchst sauber innen und außen liegen überall zerstreut in den Hügeln unter Obstbäumen und mit lieblichster Aussicht. Das Volk ist freundlich, Gesang und Jauchzen überall und doch nie roh und tobend. In jeder reinen Häuslichkeit kann man sich eine glückliche Familie denken und ein freundliches Menschendasein. Wie anders z. B. in den schmutzigen böhmischen Dörfern mit schlumpigen Bewohnern. Sollte die Gestalt des äußern Daseins nicht mit dem inneren sittlichen Zustand der Bewohner in Zusammenhang stehen? Das Wetter unbeschreiblich schön. Reine, belebte, von Gras und Heu balsamisch durchwürzte Luft, schöner sanfter Hirtengesang und Jauchzen von den Heuern, dazwischen der Gesang der Vögel; im Walde herrliche Rosengebüsche, andere wie bei uns, auch duftender.

---

21. Juni, Nachmittag 4 Uhr.

Mit H., J. und L. auf das Wildkirchli. Auf halbem Wege wollten wir umkehren, weil es sich dunkel umzog, fernher donnerte, und Tropfen schon fielen. Allein wir wagten es doch, noch weiter zu gehen und stiegen

zwei Stunden steil hinauf. Großer Unterschied der Luft oben. Schneebett; überhängend steile Wände, wo das Wasser von oben auf uns tropfte. Senkrechte Wand und Felsensteig dahin. Zwei Höhlen, eine mit einem Altar, in der anderen ein klein Wirthshaus. Zwei wunderhübsche Mädchen, eine von feinstem Profil. Sanfter, reiner, stiller, fast elegischer Ausdruck. Ein paar weiße Ziegen waren die Hausgenossen. Tief unten lag Bumanno alp. Fast senkrecht hinab sah man den Weg im Thal nach dem Alpsee und dessen dunkles Gewässer unter den großen Schneemassen und Felsspitzen des Säntis. Nach der andern Seite Blick nach dem Rähnet, und über das ganze, grüne, in Schatten gehüllte Appenzellerland, und darüber glänzten im Sonnenschein noch einige Spitzen aus dem Rheinthal, die Bregenzer Berge, Bodensee und das Schwabenland ganz oben am blauen, dämmernden Horizont. Das Ganze macht einen wunderbar großen, romantischen Eindruck. Im Hüttchen wurde Veltliner getrunken; unser Bübli that sich auch wohl und rauchte sogar eine Cigarre. Stickereien der Mädchen wurden gekauft. Hinabgang halb acht Uhr. Lustig über Stock und Stein.

11 August

So lange der Künstler aus Lust an dem Gegenstand arbeitet und schafft, so lange ist er auf gutem Wege; wenn aber die Freude an der erworbenen Fertigkeit ihn treibt, ist die rechte Bahn schon verloren.

25 December

Kürzlich las ich Wilhelm Meister und die Bekenntnisse einer schönen Seele. Der Styl dieser Darstellung, die ruhige, klare und so ganz natürlich einfache Sprache wirkten in ihrer wunderbaren Schönheit mit aller Macht; dann aber war mir auch der Inhalt höchst bedeutend. Er zeigt das Entstehen und Wachsen christlicher Gesinnung, frei von dogmatischen Formeln, als Geheimniß eines im tiefinnersten Seelengrunde sich gestaltenden und der Pflege bedürftigen Lebens. Verwandt ist dem Inhalt nach M. Müller's Deutsche Liebe.

Meister Eckart von J. Bach habe ich angefangen zu lesen; es scheint die speculative Seite derselben Sache.

Wer doch zu dieser Harmonie des Innern gelangen könnte! Mein Kahn schwankt und dreht sich nur hin und her. Es gehört aber viel

Geiſtesarbeit heißt: Heiliges Verlangen, tiefſte Demuth, inneres, klares Wachen und Verlängnen und anhaltendes Gebet. Ich will's aber im Auge behalten und mit hinübernehmen ins neue Jahr.

1868.

5. Januar.

Ich verſuche bald Skizzen zu Gotthelf und Reuter's Schriften, bald freie Einfälle zu entwerfen, kann aber nicht ins Reine kommen, ob ich Volksgeſtalten nach deutſchen Dichtern oder Allerlei wie früher in das Holzſchnittwerk machen ſoll.

6. Januar.

Das Parlamentiren mit dem Zweifel, ja ſelbſt die apologetiſchen Bemühungen, den Glauben zu ſtärken und zu feſtigen, ſind mir mehr und mehr verleidet. Auch mit letzterem kommt nicht viel heraus. Das Beſte iſt doch der thatſächliche, einfache Verkehr unſeres innerſten Lebens mit Gott in Chriſto. Den Glauben kann man weder ſich noch Anderen andemonſtriren, aber man kann ihn ſtärken und pflegen durch die That und durch innerſten Verkehr des Seelenlebens mit dem Schöpfer. Die Vorleſungen von Vogt aus Genf regen jetzt gewaltig auf; der Zudrang zu denſelben iſt groß, ich denke indeß, ſo Viele ihm auch beifallen, ſo werden doch ſittliche Gemüther auch zu ernſterer Einkehr und Prüfung ihres eigenen religiöſen Standpunktes getrieben werden, und das hat ſein ſehr Gutes. Vogt mit ſeiner extremen Richtung und mit ſeinem Spott und Haß des Chriſtenthums hat vielleicht die Miſſion, aus dem Schlafe zu rütteln.

12. Januar.

Vogt's Vorleſungen machen viel Rumor unter den Leuten. Es offenbart ſich dadurch der religiöſe oder auch unreligiöſe Standpunkt Vieler oft recht überraſchend. Es iſt doch wunderlich, wie ſo Viele in den wechſelnden und nie abgeſchloſſen ſein könnenden Bewegungen der Wiſſenſchaft ihr Heil ſuchen, und für die *höchſten* Angelegenheiten des Menſchen ihre Ueberzeugung und ihren Glauben daraus entnehmen. Iſt es etwas Feſtes,

Sicheres, im Leben und Sterben Beruhigendes? Ein Aufbewegen im Leben der Menschheit und des Einzelnen muß sein und ist, aber um eine Sonne, die fest steht.

---

8 März

„Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten!“ (Meister's Wanderjahre.) Giebt's denn größere Gedanken, als die, welche unser christlicher Glaube an die Hand giebt, als die, welche Christus ausgesprochen hat, und die wir nachzudenken und zu leben uns anstrengen sollen? Denkbar aber werden sie nur dem reinen Herzen.

Leipzig, den 3 Mai

Noch ein paar sehr stürmischen und kalten Tagen, wo wir den ganzen Tag einheizen mußten, erglänzte heute der wunderlieblichste Maimorgen. Alles voll Blüthenduft und Vogelsang. H. ist gestern herausgezogen. Nach dem Frühstück allgemeiner Spaziergang im Walde. Das sind Vorspiele eines ewigen, himmlischen Frühlings, das Herz so ruhig, selig in dieser Blüthenwonne, Leib und Seele frisch und sanft gehoben. Ich lese jetzt Passavant's Leben; es enthält köstliche Briefe des edlen Sailer. Mit meinen Augen geht es besser, und ich hoffe mit Gott, doch noch etwas schaffen zu können.

11 Mai

Dr. Kohn, Mitarbeiter am „Daheim“, erzählte mir, wie er in Paris bei Doré meine sämmtlichen Holzschnitte gefunden und dieser sich mit großer Freude darüber ausgesprochen habe.

12 Mai

Fortwährend die herrlichsten Maitage. Innerlich hat mich das Leben Passavant's recht erfaßt, wie denn schon seit Jahresfrist bei mir eine ernstere Einkehr stattgefunden hat. Ich war aber auch sehr abgekommen. Lesen apologetischer Schriften verhalf doch auch nicht zum Glauben; sie zeigen das Leben, aber zeugen es nicht. Leben kommt vom Leben. Thatsächliches Herzunahen zu Gott im Gebet, täglich und stündlich, und ein Ergreifen seiner Botschaft in Christo, ein Kämpfen mit den bösen, alten

Gewohnheiten, ein täglich sich Erneuern und frisch Anfangen, das wird zum Ziele führen! Zum Ziele!? Auf dieser Erde bleibt es wohl stets ein bewaffneter Friede, oder ein Friede unter Kampf, aber die Richtung des ganzen Innern zielt unablässig und getrost auf ein ewiges, unbeflecktes, unverwelkliches Leben, unser Erbe durch Christum.

---

17. Mai.

Der Zweifel an den höchsten Wahrheiten, wohin führt er? Wird er jenseits aufhören? Ist die höchste Wahrheit nicht immer etwas, was weit über unser reines, volles Erkennen gehen wird? Die Wahrheit (Gott) ist immer hoch über uns, und wir können nur fassen nach dem Maß, das uns gegeben ist, und sind deshalb auch immer selig und befriedigt von der jedesmaligen Erkenntnißstufe; aber eben, weil das Wesen der Wahrheit ein Licht ist, dahin wir nie kommen können, wir würden sonst Gott selbst sein müssen, muß sie von uns geglaubt werden; aber auf den höchsten Stufen wird dieser Glaube auch zweifelfrei sein, weil wir ihn als unsere einzig mögliche und völlige Befriedigung erkannt und erfahren haben, und bereits in der Wahrheit *leben*. Ein Rückfall in Zweifelhaftes ist dann gar nicht mehr möglich, nur ein Vorwärtsstreben zu immer völligerem Genuß des höchsten Gutes der Wahrheit: Gott.

---

12. Juli.

Ich las noch in Riehl „Neue Novellen": „Das Quartett", sehr hübsch erfunden, tüchtige Gesinnung und angenehmer Humor würzen das Ganze.

Es sind Manche gar sehr für das Evangelium, und doch merkt man, daß es ihnen noch keine *Nothwendigkeit* geworden ist.

---

30. Juli.

Sah ich im Kupferstichkabinet zwei Bände mit Handzeichnungen von Rembrandt. Ein interessanter Blick in die Schaffensart dieses großen Künstlers. Er muß überaus thätig gewesen sein und alle seine augenblicklichen Vorstellungen und Gedanken brachte er mit ein paar Federstrichen flüchtigster Art, zuweilen auch materisch in Ton gesetzt, zu Papier. Er tuschte mit Bistre, Hintergrund und Luft oft mit schwarzer Tusche. Manchmal auch ein bischen Farbe.

---

2. August

Die Kunstausstellung zeigt, daß jetzt Alles mehr auf den malerischen Schein als auf die Schönheit der Form hinarbeitet.

29. September

Bedeutend ist die romantische Kunstperiode in Rom im Vergleich zu den gleichzeitigen Bestrebungen der romantischen Dichter in Beziehung zum Christenthum. Die Ersteren machten Ernst damit, machten es zur Lebensaufgabe; bei Letzteren war es theils Dekoration oder ästhetische Ansicht und Meinung, bei den Künstlern ein Leben, nicht sowohl *nach* ihrem Glauben, sondern *aus* dem Glauben.

25. December

Heute am ersten Feiertag war ich in der Kirche. M. predigte über das Evangelium der Geburt Christi. Ich finde schon längst gerade in dieser Geschichte der Geburt (die mit ihren wunderbaren Erscheinungen, da sie das größte Wunder, das Christkind, umgeben, damit eigentlich nicht wunderbar sondern natürlich erscheint) die höchste Poesie verkörpert. Und muß nicht die höchste Wahrheit auch die höchste Poesie sein? Kann die geoffenbarte Wahrheit Prosa sein, nüchtern und trivial? Dann hätten die Materialisten das Recht auf ihrer Seite, und die seichte Philosophie des Tages. Und was ist denn wahre Poesie? Die Verklärung des Lebens, das Ideale, das Ursprüngliche und Originale, während das Wirkliche an sich dazu sich verhält, wie die Kopie zum Original. Das Wirkliche ist nur schön, indem es vom Ideal berührt und dadurch bedeutend wird.

1869.

21. Januar

Die Meistersinger von Wagner habe ich zweimal gehört. Prinzipiell nicht einverstanden mit seiner Richtung, bin ich doch hingerissen von der romantischen Schönheit seiner Musik und seiner Stoffe.

Lobsinitz, den 5. Juli.

Heute früh hatte ich beim Betrachten einer gelben ſchönen Johannisblume einen ganz eigenthümlichen Eindruck, der gar nicht zu beſchreiben iſt; ſo muß es in Viſionen ſein. Wie ein lichter Blick in das Weſen, in den Geiſt der Blume; ihre Schönheit als Ausſtrahlung einer höheren Welt geiſtiger Leiblichkeit empfunden. Lichter, gehobener, ſeliger Zuſtand. Wie ichs mir in Worte übertragen wollte, verlor ſich das ſchöne Geſicht. Ich ging an meine ſtille Waldecke, dann zu H. und dann zum Frühſtück.

(Reiſe nach der Schweiz.)

Schwendi in Appenzell, den 29. Juli (Abends 10 Uhr).

Ein Nachtbild, das an Jean Paul'ſche Schilderungen erinnert, nur größer. Eine mildwarme Auguſtnacht; der Himmel voll Sterne, an dem ſich die Rieſencouturen der Felſengebirge hoch oben abzeichneten, und aus deſſen dunkeln Maſſen auf den nahen Matten ein Lichtlein in den Hütten ſchimmerte. Vor mir die kleine Kirche mit der Vorhalle, und unterm Fenſter des alten guten Pfarrers kleines Kraut- und Blumengärtlein, daraus im Dunkel eine Gruppe weißer Lilien hervorſchimmerte. — Auf den Matten drüben erklangen zwei reine Stimmen, kleine Schweizerſtrophen harmoniſch ſingend; am Ende allemal ein fröhliches Jauchzen und jodelndes Trillern, was von anderen Bergbuben entgegnet wurde. Neue Weiſen und Jauchzen, dann verſchwanden die Stimmen ferner und kamen wieder nahe. Schließlich traten noch ein paar Stimmen dazu, und dann jauchzten auf einmal unregelmäßig durcheinander viele Stimmen, ſo luſtig und doch ſo lieblich, als wenn ein Chor Nachtigallen und Sproſſer durcheinander flöteten, trillerten, jubelten; es klang wunderſchön. Das Brünnlein unten im Gärtchen rauſchte dazu und der ferne Bach, und hinter den Bergen leuchtete noch das Wetter.

---

30. Juli.

Köſtlicher Morgen, aber Föhn. Nach Tiſch auf Wildkirchli und Ebenalp. Der Vater mit dreizehn Kindern. Mit Fackel durch die Höhlen. Ebenalp in Wolken. Kaffee getrunken. Die hübſche Anrei. Herzlich, freundlich, mit einem melancholiſchen Zug in der einfachen, kurzen Rede. Beim Hinabgehen löſte ſich plötzlich der Wolkenſchleier, und tief zu unſeren

Füßen erblickte man grünes, sonniges Land; um uns war sonst Alles noch düster. Es lichtet sich mehr, und endlich erscheint, vom tiefsten blauen Himmel umgeben, ein Gethürm von Gewitterwolken, so schön, so phantastisch, wie ichs niemals gesehen. Es war ein Glanzbild, wie zu Dürer's Apokalypse. Es donnerte mächtig in den Bergen hinter dem Kamor. Die Beleuchtung war zauberhaft. Auf der Alp waren Hirten mit ihrem Vieh. Im Wildkirchli noch einmal Chrisiwasser genommen, die Knochen und Zähne der Höhlenbären und Stickereien der Mädchen besehen, ein Böllerschuß losgedonnert, und dann hinab, wo wir in der Dunkelheit nach 9 Uhr ankamen.

Venedig, den 16. August.

Die große hellgrüne Wasserfläche und das bunte Leben der Gondeln, Boote und Schiffe mit den malerischen Gestalten ist doch wunderschön. Abends am Lido. Am Brausen des Meeres könnte ich tagelang verweilen. Der Marcusplatz war Abends glänzend erleuchtet, wegen Ankunft eines russischen Prinzen; fünfzehn Candelaber, jeder von vierzig Flammen, erhellten den Platz. Wundervoll war noch das Bild aus unserem Fenster in Città di Monaco. Der Mond, von leichtem Gewölk umflossen, warf sein Zauberlicht in einer zitternden Lichtsäule auf die Lagunen. Die schönen Linien der Kuppeln und Gebäude von St. Giorgio. Die Dogana und Maria della Salute in dunkeln Umrissen. Musik und Gesang ertönten aus der Ferne. Dazwischen das Rufen der Schiffer. Endlich erschien eine mit bunten Lampen und Büschen gezierte Barke mit Sängern und Guitarrespielern. Sie zogen unter den Fenstern vorüber, und ich stand noch lange mit Elisabeth und Ella, bis die Lichter und die Töne in der Ferne verschwanden. Das war ein schöner Abschiedsgruß von Venedig.

München, den 30. August.

Die Eindrücke all des Gesehenen in München waren so überreich, daß bei dem sehr kurzen Aufenthalt und der Flüchtigkeit des Sehens nur allgemeine Eindrücke hängen geblieben sind. Am meisten hat mich doch Schwind's Melusine entzückt, und die dreißig kleinen Bilder von ihm bei Baron Schack. Dann die Kopien von Lenbach in derselben Galerie. Böklin: „Der junge Hirt klagt sein Liebesleid.“ Steinle: „Adam und Eva schuldbewußt unter dem Baume.“

In der Ausstellung interessirten mich nur die Bilder von Knaus, und Steinle's „Christus geht bei Nacht mit den Jüngern“ und sein herrlicher Karton in Farbe: „Schneeweißchen und Rosenroth.“ Aehnliches möcht' ich machen! Sonst machte die Ausstellung den Eindruck einer babylonischen Sprachverwirrung. Alle möglichen und unmöglichen Stylarten sind gesucht und erfunden. Schwind sagte: „Du hast nun die Ausstellungen in Mailand, Venedig und hier in München gesehen, sag', hast Du ein Bild gesehen, in dem man Jugend sah?“ — Leider nicht eines!

„Die Natur muß mit großem Ernst, mit Treue und Liebe, ja mit Andacht betrachtet werden; so erst wird sie künstlerisch begeistern und jugendlich frische Werke hervorbringen.“

„Die jungen Maler saufen sich dumm im Bier, und ihr Gesichtskreis wird nicht weiter, als der Umfang ihres Krügels.“

„Die sogenannten Stylisten schimpfen auf das Moderne; ist Raphael etwa nicht modern gewesen in seiner Zeit? Kunst ist immer Spiegel der Zeit und der Nation.“

Leschwitz, den 10. September.

Während der ganzen Reise habe ich fortwährend Sehnsucht nach meinem ruhigen Aufenthalt in Leschwitz gehabt; ich darf keine solche Reise mehr unternehmen, muß mich sehr ruhig verhalten. Ich gehe viel in den Wald, denke, und suche mich zu sammeln; möchte mir nur des Herrn Nähe in recht fühlbar und gewiß sein! Jetzt muß ich Geduld üben, mich von Erdendingen mehr abwenden und das Ewige fest zu halten suchen.

---

9. October.

Meine Aufgabe ist jetzt allein mich innerlich sammeln. In meinem religiösen Leben erkenne ich, daß, wenn es wahres Leben wieder werden soll, ich zu den einfachen Anschauungsweisen der ersten Zeit zurückkehren muß. Es hatte sich meiner, statt des kindlichen Hinzunahens zu Gott und Christo, ein steres Reflectiren, selbst im Gebete, eingestellt, wobei alle Unmittelbarkeit des Verkehrs mit dem Höchsten verloren ging, und Bitte wie Gabe geschwächt und krüppelhaft aufstieg und herabkam. Solch ein Verhältniß ist unkräftig, kühl, lahm, macht nicht satt noch froh, bringt

nur Treibhausfrucht. Ja es iſt eigentlich gar nicht das einfach menſchliche, nicht das natürliche Verhältniß; es muß wieder ohne Klügelei, treu, einfältig werden, das Herz muß ſtehen, wie das Kind zu den Eltern, wie Braut zum Bräutigam in unmittelbarer Gemeinſchaft, wie von Angeſicht zu Angeſicht, wie Herz zu Herz, nicht Vermittelung durch Stoff- Fragen und Reflexionen. „Werdet wie die Kinder!“

12 December.

Unlängſt habe ich auf mehrfaches Andrängen angefangen, meine Lebensgeſchichte zu ſchreiben. Ich werde indeß nur immer einzelne Partien vornehmen, wie ich gerade Luſt dazu habe, und gar nicht in der Reihenfolge. Mit meiner Geſundheit geht es beſſer, und ich arbeite täglich ein paar Stunden. Das neue Heft: „Geſammeltes“ ſcheint doch überall gut aufgenommen zu werden. Außer dem Brief Preller's habe ich noch eine recht freundliche Zuſchrift aus Nürnberg anonym erhalten, „ein Klauſner“ unterzeichnet. Ich habe gar keinen Erfolg erwartet; denn mir gefiel zu leicht das ganze Heft nicht recht, und gern hätte ich auf andere Weiſe meine Holzſchnittarbeit abgeſchloſſen. Oder ſollte es doch noch möglich werden, innerhalb mehrerer Jahre etwas derart zu Stande zu bringen? Ich möchte eigentlich etwas bringen, in dem ein ernſterer Ton angeſchlagen wäre; künſtleriſche Fingerzeige und Hinweiſungen nach Oben und nach Innen.

1870.

28. Februar.

Unſer liebes, altes Original, der Münz-Krüger, wollte ſich trotz aller Bitten ſeiner Freunde und Leidensgefährten wie Britiſch-Hotel-Tiſchgenoſſen nicht photographiren laſſen; ſo machte ich mir den Spaß, und zeichnete ihn aus der Erinnerung, in ſeiner einſamen Klauſe geigend, während außen die Vöglein horchen. H. ließ das Blatt photographiren, und ich ſchenkte es den Stammtiſchgenoſſen, was nun große Freude anrichtete.

31 März.

Ich leſe: „Kritik des Zeitbewußtſeins, von Menzel.“ Er ſchüttet zwar das Kind mit dem Bade aus, faßt überall die äußerſten Extreme

aut, aber das schwarze Bild enthält doch zu viel Wahres, um nicht höchste Beachtung zu verdienen. Es ist gut, wenn Einer einmal auch diesen Weg einschlägt, nicht vertuschend, mildernd und ausgleichend, sondern die Gegensätze scharf, schroff und grob hervorhebend.

---

18. Mai.

Ich habe jetzt das lebhafte Gefühl, daß es auch mir an der rechten Demuth fehle; Demuth im Sinne Christi. Denn daß man sein Denken und Thun nicht hoch anschlägt, ist noch gar keine Demuth, aber die negative Seite derselben. Mit vollster Liebe und vollstem Vertrauen, wie ein Kind, sich in den Schooß des Vaters legen, Alles Ihm überlassen, und nur stündlich auf Seinen Willen achten und ihn thun, gar nichts von den Menschen und den Dingen, Alles von Ihm erwarten, Alles aus Seiner Hand nehmen, und keine Ansprüche daran hängen, als könne es größer, etwas Anderes oder Besseres sein, und dann Alles kindlich Ihm sagen, Ihm auch klagen, und Sein Wort gebrauchen, das würde schon bessern.

„Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid," spricht der Herr, „ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen."

---

24. Juli.

Wie vom heiteren Himmel herab brauste ganz plötzlich Kriegsgerücht und von Frankreich die Kriegserklärung. Alles war aufs tiefste empört darüber, und zündete eine Flamme der Begeisterung plötzlich aller Deutschen Herzen; Alles eilt zum Kampfe, und wer nicht mitziehen kann, bringt freiwillige Opfer. Dies urplötzliche Einigwerden ganz Deutschlands binnen acht Tagen ist wie ein Wunder, und noch nie dagewesen. Man ist selbst davon überrascht, und die Begeisterung wird um so heftiger und hinreißender. Das ist ein schöner, erhebender Anblick!

Sieht man freilich auf das Einzelne, so seufzt man auf über das unzählige, furchtbare Elend, das der Krieg uns bringt. Gott sei unsere Stärke und unser Sieg.

---

18. September.

Die akademische Klassicität bewegt sich immer in den mustergiltigen Typen der alten, großen Maler, statt mehr an die künstlerische Gestaltung

und Verklärung des warmen Lebens zu gehen. Ihr Streben geht deshalb mehr aus Nachbildung der Kunst hervor, als aus der Erfassung des Lebens.

Leschwitz, den 9. October

Weil ich dann und wann an meiner Biographie schreibe, also viel zurück denke, so überkommt mich oft das schmerzliche Gefühl, wie trotz des redlichen Strebens nach Reinheit des Lebens und Tüchtigkeit in der Kunst, doch so wenig davon herausgekommen ist; überall irren aus Unwissenheit oder Schwachheit! Dann kommt der Gedanke: könnte ich doch das Leben nochmals mit jungen Kräften und jetziger Einsicht beginnen, dann erst würde ich mich vielleicht eines wahren Fortschrittes in Kunst und Leben erfreuen können!

Wie ich heute früh in den Wald ging, kamen diese Gedanken wieder, zugleich aber fiel mir ein: Solch' „noch einmal Durchleben" und die gewonnene Erfahrung und Erkenntniß besser realisiren, ist mir ja im Christenthum, in meinem Glauben an dasselbe vollständig verheißen, nur daß es nicht in diesem Leben, sondern in einem anderen Dasein mir zu Theil werden soll. Die Seele eignet sich in diesem Leben alles das an, was mit ihrer individuellen Eigenheit sympathisch ist, und bildet sich demnach aus; wie eine bestimmte Pflanze auch nur das aus ihrem Boden zieht und in sich verleiblicht, was sie ihren Eigenschaften nach bedarf; eine Aloë zieht andere Stoffe aus dem Boden, als eine Rose, oder ein Kohlgewächs anderes, als ein Apfelbaum.

Z. December

Das Elend des Krieges wird tief empfunden, und die Sehnsucht nach Frieden ist der einstimmige Wunsch Aller. Die Opfer und Anstrengungen sind ungeheuer. Es wird sehr viel gethan, um das Elend zu mildern.

„Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden," Beides möge doch volle Wahrheit werden! — Die Ihn aber aufnahmen, lebendig und wahrhaft, im Herzen und im Leben, waren immer nur Wenige, und bei ihnen wird ja das Wort stets seine Erfüllung finden. Geht unser Volk, geht die Richtung unserer Zeit dieser Erfüllung mehr entgegen, oder entfernt sie sich davon? — Komm und bleibe bei uns, Herr Jesus Christ!

31. December.

Das Jahr war mir durch Gottes Gnade reich gesegnet. Die ruhigen Tage in Loschwitz stärkten meine Gesundheit, und ich habe dort, besonders auf meinen einsamen Morgengängen am Waldrande über Gotschen's Berg hin, überaus glückliche Stunden gelebt.

Welcher Contrast mit dem Zustande in Frankreich! Mit Blut und Kampf schließt das Jahr, auf den Ruinen des Glücks von Hunderttausenden!

Möge bald der Friede kommen! Das ist Aller Wunsch und Sehnen.

Eines der größten, folgenschwersten Jahre der Geschichte. Der Krieg und Deutschlands Einheit. Romanismus und Germanismus im Entscheidungskampf. Die Opfer sind groß, sehr groß. Mit Gottes Hülfe und unter Seiner Gnade kann es aber segensreiche Frucht bringen.

1871.

1. Januar.

Der Anfang sei mit Gott gemacht. Er möge die Sonne Seiner Gerechtigkeit in unsere Herzen senden, auch in mein Herz, daß es mehr und mehr reife und Früchte des Geistes bringe, die Ihm wohlgefällig, weil **Wahrheit**, sind.

14. Januar.

Ich war in einem Quartett-Concert (Lauterbach, Grützmacher, Göring und N. N.); es wurde ein Quartett von Mozart, eins von Hummel und ein Quintett von Mendelssohn aufgeführt.

Bei Mozart quoll Alles so ganz natürlich, frisch und wundervoll aus einem tiefen Born, bei Hummel wars dasselbe Wasser, aber es war in einer Rinne zehn Meilen weit abgeleitet vom Quell, und war sehr schaal. Auch Mendelssohn vermochte nicht unmittelbar aus dem Quell zu schöpfen, es war ebenfalls aus der Rinne genommen und vielleicht durch Zucker und Brausepulver etwas erfrischt.

1. Februar.

Ich könnte vielleicht zeichnen:

Haus-Kalender, zwölf Bilder für die Monate und drei Blatt bedeutsamer Anhang. Siehe Cl. Brentano's Hochzeitlied.

Die Hart-Alte, vor der Grotte im Sonnenschein die goldenen Haare strählend.

Christi Kindheit. Joseph arbeitet als Zimmermann, der Knabe sammelt die Spähne in einen Korb; Maria spinnt.

Der Christusknabe sitzt vor der Hausthür. Er erzählt etwas den Nachbarkindern, und die allerkleinsten schmiegen sich an ihn. Auch der Johannisknabe, im Fell gekleidet, mit Stab und Lamm, kann dabei sein. Die Tauben und Vöglein hören ihm auch zu. Nach der Legende hieß man den Jesusknaben „die Freundlichkeit"!

11 Februar

Am 8. Februar Nachmittags 5 Uhr ist der liebe Freund, der große Meister Schwind, den ich verehrte fast wie keinen Anderen, gestorben. Sein letztes, tief ergreifendes, mit Mozartischer Schönheit erfülltes Werk: „Die schöne Melusine", läßt den unersetzlichen Verlust doppelt schmerzlich empfinden. Die Melusine ist das wehmüthige Ausklingen einer großen, herrlichen Kunstepoche. Jetzt geht Alles auf äußeren Glanz und Schein, mit wenig oder keinem idealen Gehalt. Wo der Glaube an die höchsten Dinge schwindet, wo unser heiliger Christenglaube nicht die Grundlage bildet, nicht die Centralsonne ist, entsproßt kein lebenquellender Frühling mehr, entstehen nur künstlich glänzende Treibhausfrüchte einzelner Talente.

Das ist meine feste Ueberzeugung! Und darüber ließe sich gar viel sagen und schreiben; aber wer versteht es, und wer nimmt es auf?

---

18 Februar

Das Christenthum wird nicht in der Form des Beweises, sondern durch den Affect heiliger Leidenschaft in seiner Wahrheit erkannt; es beweist sich nicht, es bezeugt sich. Es ist ein Werben der Liebe um die Braut, nicht ein Berechnen und Abwägen ihrer Vorzüge.

---

21 Februar

Schnorr malte an einem Bilde: „Das himmlische Jerusalem"; las uns das Lied von Meyfarth vor: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", wobei ihn gewisse Stellen so bewegten, daß seine Stimme zitterte. Das Bild nimmt er als seinen Schwanengesang. Wird wohl auch werden.

Der Gedanke ist sehr schön. Für die Ausführung reichen die Kräfte nicht mehr aus.

Schnorr's Stimmung war sehr mild, ja weich. Wir sprachen von Rom, von früheren und jetzigen Kunstbestrebungen; er pries mich glücklich, denn meine Stellung sei einzig und eigenartig in der Kunst und zum Volke ꝛc.

Dann zeigte er noch einige Mappen mit Studien, worunter viele überaus schöne Modelle waren, weibliche und männliche und kleine Kinder. Herrliche Bewegungen, entzückend schön in Zeichnung und Ausführung.

Es hat etwas tief Rührendes, eine solche Künstlergröße im letzten Abendsonnenstrahl zu sehen; denn wenn er auch noch eine Reihe von Jahren verleben sollte, so fühlt und sieht man, daß seine Kraft sehr gebrochen ist. Die Größe seines Talentes bleibt unbestritten; aber daß er ein edler, reiner, höchst gewissenhafter und frommer Mann ist, das ist wohl das Erfreulichste und Schönste. Wie hängen sich so Viele an kleine Schwächen und Irrthümer und vergessen die Hauptsache.

---

25. Mai.

Das bloße Kopfchristenthum ist doch nur ein kunstreiches Gerüste zu einem Bau, der vergeblich auf sich warten läßt.

Der feinste Verstand ist nicht vermögend, ein wahrhaftes Kunstwerk hervorzubringen; oder es wird immer das Bild des Unlebendigen, des Todten an sich tragen. Jedes wahrhaft Lebendige, jedes aus dem Geiste geborene Werk entsteht aus der Vollkraft des Lebens, und entwickelt sich nach äußeren und inneren Bedingungen durch sich selbst, durch untere und obere Einflüsse. Es ist Natur und Gnade.

Natur ist sein Gesetzmäßiges und seine individuelle Beschränkung, Gnade sein schöpferisches Moment von Oben und zugleich das Grundeinzige seiner Existenz. So ist auch der christliche Glaube göttliche That und menschliche That, beides zusammen. (Freiheit und Nothwendigkeit.)

---

18. Juni.

Ich lese nochmals C. Passavant's Leben. Ein Brief des Schweizer Sigrist und besonders einer von Franz Baader und das Nachfolgende waren mir überaus tief eingehend. Was Wahrheit, lebendige, beseligende Wahrheit sei, die über allen Wortkram und allen Lehrmeinungen erhaben ist, scheint mir da am tiefsten aufgeschlossen.

---

29. Juni

Die Kunstgenossenschaft feiert heute in Meißen das Türerfest.

Sie feiern mit Sang und Klang die großen Männer, aber sie folgen ihnen nicht nach. Ja wie Wenige nehmen nur ein Interesse an ihren herrlichen Werken, die sie nicht verstehen und gar nicht verstehen wollen.

Juli

Ich habe diese Woche an der Biographie geschrieben, doch ist es weniger geworden, als ich wollte. Das Zeitunglesen nahm mir auch zu viel Zeit weg; es waren in der Augsburger einige interessante Artikel; die Zeitgeschichte wird fast vorherrschend Kirchengeschichte, es muß also wohl im Reiche Gottes etwas sich vorbereiten, was recht wichtig ist. Die Zeit scheint immer wichtiger und wuchtiger in christlicher Beziehung zu werden, man sieht gleichsam die Fäden, welche die Menschheit oder so genannte Christenheit bewegen, wie mit leiblichen Augen und in eine „hohe Hand" zusammenlaufen. Dann ist allemal etwas Entscheidendes nahe im Leben des Einzelnen sowohl, wie im Leben ganzer Völker. Wir sollten in unserem Gebete uns nicht gar zu sehr mit uns allein befassen, sondern um ein Näherkommen Seines Reiches bitten.

Mitten in und über den Kämpfen und oft recht wirren Treiben der Zeit lebt und webt der christliche Glaube, oder richtiger, es ist mir, als sähe ich die große und heilige Gestalt des Herrn daher schreiten, als habe Er Sein Gewand geschürzt und die Wurfschaufel in der Hand, um Seine Tenne zu fegen.

Im August

Das einfachste Christenthum ist praktisch ausgedrückt: Gott über Alles! Den Nächsten wie sich selbst lieben; an Jesum Christum glauben und die Gnade Gottes und Vergebung durch Ihn erlangen.

Darnach dürfte sich ein Jeder des Abends prüfen, so wird er wissen, wie es mit ihm steht.

a) War ich treu im Gebet, im öftern Aufblick zu Ihm unter Tages? That ich Seinen Willen, und folgte ich ruhig Seiner Führung?

b) Wie verhielt ich mich gegen meinen Nächsten? War Liebe in Allem, was ich that, redete und dachte?

c) Beide Prüfungspunkte werden mich gewiß drängen, bei Jesu Christo um Vergebung der Versündigungen, Irrthümer oder Mängel zu bitten.

So werde ich den Frieden Gottes finden, und die Liebe Gottes und Christi wird immer zunehmen!

Das ist wohl das einfachste, praktische Christenthum.

Wer das treu übt, wird Frieden haben, und alles dogmatische Christenthum wird ihn weder irren, noch versteinern lassen.

---

13. August.

Als unser deutsches Vaterland getrennt, zerrissen, ja von Fremden unterjocht war, fand der Deutsche sein Vaterland, seine Heimath in seiner Litteratur, die in Goethe am tiefsten und höchsten sich erschloß. Dies geistige Vaterland hat sich allmählich seinen Körper, seine äußere Gestaltung und Einigung erkämpft.

Ist es mit der kirchlichen Gestaltung nicht dasselbe?

Die christliche Wahrheit ists, die ich suche, die ich in mir auszubilden, die ich darzuleben trachte, und was mir Wahrheit geworden ist, will ich bekennen, wenn ich darum befragt werde; aber aus einer Kirche in die andere überzuspringen, weil eine andere etwas mehr meiner Ueberzeugung entspricht, dazu fühle ich mich bis jetzt nicht gedrungen. Wenn Alle den Geist Christi lebendig in sich hätten, so wäre die Einigung bald hergestellt. Jetzt gehöre ich jener unsichtbaren Gemeinde an, die überall in allen christlichen Konfessionen und Sekten zerstreut ist, in Gemeinschaft mit Allen, die den rechtschaffenen Willen haben, an das Evangelium zu glauben und Christo nachzufolgen. Ich hoffe zu Gott, diese unsichtbare Gemeinde wird wachsen, und — wenn die Zeit erfüllt ist, wird sich auch die äußerliche Einigkeit und Ausgestaltung machen. Ein Hirt und eine Heerde!

Leschwitz, den 6. September.

Ein stilles, friedliches Daheim, ein kleines, freundliches Asyl, mit einem Blick ins Weite, in das kleinste Stück Natur, ist alles, was ich noch wünsche. Verkehr mit der Natur, mit der Kunst und mit Gott ist mir das Beste, Liebste und Höchste. Alles so äußerliche, blos klugs, anspruchsvolle und dem Schein huldigende Treiben, wie es jetzt in den großen Städten vorherrscht, ist mir im Innersten zuwider.

Groß denken, im Herzen rein,
Halte Dich gering und klein;
Freue Dich in Gott allein!

---

16. September

Den 14. beſuchte ich Freund Schnorr. Er war ſehr erfreut, daß ich kam, und ich konnte ſein jetzt fertiges Bild: „Jeruſalem, du hochgebaute Stadt“ noch ſehen. Die Compoſition iſt ſchön gedacht und geordnet, und die Stimmung im Ganzen ernſt und würdig. Der Ausführung ſieht man das Alter an. Ich denke, es wird ſich auf der Ausſtellung ſo ausnehmen, wie im zoologiſchen Garten der alte Königsadler in ſeinem Käfig, der gedankenvoll dann und wann die Flügel reckend daſitzt, und neben ihm pfeifen die Finken, Tompfaffen, Zeiſige, zuweilen auch eine Droſſel; und das Volk der bunten Papageien und hochmüthigen Kakadu's ſchreit dazwiſchen, während Schuhu und Käuzlein fürchterlich weiſe Geſichter ſchneiden.

Frau Schnorr — eine Perle unter den Frauen — ſchenkte mir eine Zeichnung Schnorr's: Das Opfer Abraham's; Umriß mit der Feder.

---

17. September

Der Glaube iſt freilich eine Kraft Gottes und ſollte ſich auch bei den Gläubigen als ſolche zeigen und bewähren; allein das dürfen wir doch auch nicht vergeſſen, daß der Glaube ſeine Entwicklungsſtufen, Anfang und Fortgang hat, und bei den Treuen zu ſeiner Vollendung kommt. Die Schwachgläubigen ſollen wir tragen, wie wir uns ſelbſt ertragen müſſen, wenn es nicht immer geht, wie wir gern wollten. Wie oft ſchilt der Herr ſeine Jünger ihres Kleinglaubens wegen: Und macht unſere vielleicht tiefere Erkenntniß uns denn wirklich immer ſtärker im Glauben, daß dieſer ſich als Kraft durch innere und äußere Werke vollſtändig documentire? In dem fortwährenden Kampf mit unſerer niederen Natur, in der Kraft des Geiſtes vom Herrn, darin beſteht wohl vor der Hand am meiſten unſer ächtes Glaubensleben, und der alte Standpunkt meint, er ſähe am meiſten darauf, was er noch abthun müſſe, um recht glauben zu können, weil, wie Shakeſpeare ſich ausdrückt: „Das Schmutzkleid Sterblichkeit, das uns grob umhüllt“ uns immer träge macht, der Stimme von Oben zu folgen. Freilich, wer blos eine Glaubensformel acceptirt und ſie in getroſter Faulheit bei ſich liegen läßt, den kann man auch nicht im Sinne Chriſti einen Gläubigen nennen.

8. October.

Der Streit über die beiden Holbein-Bilder ist so allgemein geworden, daß man in jeder Gesellschaft davon spricht. Die Erklärung B. M.'s war sehr sicher, fast anmaßend, und mußte verdrießlich machen. Eine Anzahl Berliner und Dresdener Künstler erließen eine Erklärung zu Gunsten des Dresdener Bildes. A. v. Z., der ebenfalls gegen das Dresdener Bild spricht und es für spätere Kopie hält, wie die Conferenz, bat mich, einmal vor dem Bilde seine Meinung aussprechen zu dürfen. Am Montag gingen wir früh hin (vor Eröffnung des Locals), und so konnte ich genau betrachten, auf einer Leiter auch die oberen Partien der Bilder u. s. w. und ich bekam da allerdings den Eindruck, daß zwischen der Technik der ächt Holbein'schen Bilder und der unserer Madonna ein auffälliger Unterschied stattfindet, der einen Zweifel an der Aechtheit wohl rechtfertigt. Doch möchte ich, der großen und allgemeinen Verbesserungen wegen in unserem Bilde, die Originalität desselben noch nicht entschieden absprechen. Zweifel aber werden darüber bleiben, und sind nicht abzuweisen. Dagegen ist es doch das schönere Bild, und das kann Niemand bestreiten, der Augen im Kopfe und nur einigermaßen ein gebildetes Kunstgefühl hat. Daß es das Darmstädter Bild an Schönheit übertrifft, ist schon durch den Umstand sehr erklärlich, daß in jenem alle Köpfe und Hände ganz übermalt sind, und zwar schlecht; denn es ist gar nicht mehr der Charakter Holbein's in den Köpfen. Von Holbein sind nur die Gewänder und Nebensachen ächt und die geringere und viel schwerfälligere Anordnung des Ganzen, sowie die unschönen Verhältnisse der Figuren.

Ein Portrait von van Dyk, wo der Kopf schlecht übermalt ist, und nur der Rock ächt wäre, würde einen sehr geringen Werth haben. So auch hier.

Und welcher Künstler soll in unserem Bilde die von seinem, künstlerischen Verständniß zeugenden, durchgehenden Verbesserungen gemacht haben, als Holbein selber?

Uebrigens höre ich mit Erstaunen, daß jetzt auch der höchst vortrefflich gemachte Liebesgarten von Rubens, eines der schönsten von den dreißig Rubensbildern auf unserer Galerie, ebenfalls für Kopie gehalten wird!!

1872.

12. Januar.

Schnorr brachte ein Buch mit Zeichnungen, das ich ſchon in Rom geſehen und Mehreres daraus kopirt und gebauſt hatte; die genaueſten und vielfältigſten Koſtümſtudien, theils nach älteren Werken, theils nach der Natur. Eine Federzeichnung von 1816, drei ruhende Männer an einem Zaun, wundervoll beſtimmt und ausgeführt mit den feinſten Details. Wie genau hat der große Meiſter ſeine Jugendſtudien gemacht, wie ſtilvoll und rein iſt die Natur erfaßt! Das macht jetzt Keiner.

21. April.

Zu Hauſe las ich in „Stille Stunden“ vom alten, theuren R. Rothe. H. hat mir das Buch geſchenkt. Erſt machte mich darin Vieles ſtutzig; heut las ich die „Aphorismen zur Chriſtologie“, tief, groß und einfach, und nun fand ich den Alten wieder. Hier hat mich einmal die Speculation wahrhaft erbaut und zwar im höchſten Sinne. Gott ſei Dank! Ein Capitel aus dem vierten Buch des Thomas a Kempis machte den Schluß, und fügte ſich trotz des ſcheinbar großen Unterſchiedes dieſer Beiden doch recht gut an Rothe.

27. April.

Die Menſchenſeele muß doch recht krank ſein, daß Gott uns nicht ſowohl den Weg der Weisheit, ſondern den Weg des Heils hat zeigen laſſen. Und uns willig heilen laſſen, das iſt unſere Weisheit auf Erden.

2. Mai.

Der Weg zu Gott geht durch Kampf, Kreuz und Leiden, das iſt ja in dieſem Erdenleben der einzig mögliche Weg für alle, die Ihn wahrhaft aus innerſtem Bedürfniß ſuchen. Aber: durch Chriſtum zu Gott. Und das iſt heut zu Tage ſo ſchwer, und nur den „Kindern“ wird es leicht; ihrer iſt ja das Himmelreich! Die Einfalt des Glaubens iſt ja die Concentration des ganzen Menſchen. Alle Bauſteine menſchlicher Wiſſenſchaft bauen keinen Thurm bis in den Himmel; es heißt: „Klüpfel her!“ „Gott ich warte auf dein Heil!“

12. Mai.

Jetzt findet man viel mehr gläubige Prediger und Theologen; der chriſtliche Glaube, Buße und Bekehrung, iſt aber weniger zu finden, man behandelt das innere, aus Gott geborene Leben, welches eine *Lebenserfahrung* iſt, mehr wiſſenſchaftlich, geiſtreich und doctrinär.

Das Evangelium aber, das eine *Kraft Gottes* iſt, ſelig zu machen Alle, die daran glauben, wird nicht vorzugsweiſe durch wiſſenſchaftliches Denken gewonnen, ſondern durch einen von Gott gewirkten, inneren Lebensvorgang, der noch heute, wie in den erſten Zeiten der Kirche, durch Buße, Glaube und Rechtfertigung zur Heiligung und zum Frieden Gottes führt. Weltreich und Gottesreich, Weltgeiſt und Gottesgeiſt, Weltkind und Gotteskind, das ſind die großen Gegenſätze auf der Erde, die der Weltmenſch (der natürliche Menſch) gar nicht gelten läßt, weil er ſie gar nicht ſieht und ſeiner innern Stellung nach nicht ſehen kann. Wer die Kindſchaft Gottes gewonnen hat, oder in ihr aufgenommen iſt, erkennt dagegen ſehr wohl, wo Welt-, wo Gottesgeiſt iſt. Fleiſch und Geiſt. Ich fühle recht, wie ich von dem alten, ewig wahren Weg abgekommen bin durch Ueberſchätzung des Weltlichen und durch geiſtreiche, theologiſche Leſereien: wenigſtens haben dieſe mich oft erfreut, wenn ſie recht geiſtreich waren und doch *nicht ſo gepackt*, wie die alten göttlichen *Lebenserfahrungen*.

Bad Boll.

Juni.

Blumhardt's bedeutende Wirkung auf Alle, in denen etwas ſeiner Art Sympathiſches iſt, liegt nicht ſowohl in einer Lehre, in einem Syſtem oder Dogma, ſondern in der Macht ſeiner ganzen Perſönlichkeit.

Der Glaube an Chriſtum iſt in ihm eine *Kraft* Gottes geworden, welche ausſtrahlend eine Wirkung zur Beſeligung ausübt. Sein „glauben" iſt kein dogmatiſches Fabrikat, ſondern iſt zu ſeiner eigenſten Natur geworden, in all ſeinem Denken, Trachten, Sehnen, Wünſchen, Reden und Thun. Er hat einen tiefen Einblick in das Wort der h. Schrift und hält ſich feſt daran. Ich verſtehe die Schrift beſſer als ſonſt, wenn er ſie einfach, langſam, und Bedeutſames beſonders betonend, vorlieſt, hie und da ein paar Worte beifügend. Ich verſtehe auch beſſer und kann beſſer ſchauen den Heiland und ſein Weſen und Thun, auch das der Apoſtel. An ſeiner Dämonologie ſtoßen ſich Viele; und doch muß ich ſagen, daß

durch dieſelbe abermals die Bibel in ein volleres Licht geſtellt wird, wie ſie auch ganz ſchriftgemäß genannt werden muß. Der alte und neue Bund ſteht wie ein lichter Regenbogen auf dem dunkeln Hintergrunde einer abgefallenen Welt. Ein Lichtſtrahl in die Finſterniß, welcher mit der Herrſchaft des Lichtes endigen wird.

Donnerſtag, den 11 Auguſt

Früh vor acht Uhr bei Papa Blumhardt. Alle Enkel, die Kleinſten auf dem Arm oder an der Hand ihrer Wärterinnen. Der alte, liebe Pfarrer ſegnet jedes einzelne und nennt es mit Namen. „Anuele, Eliſabeth, Friedele oder Samuel, der Heiland ſegne Dich.“ Die ganz Kleinen werden von Vater oder Mutter auf dem Arm zum alten Pfarrer hin getragen. Zuletzt kommen die größeren und ganz zuletzt auch die Alten. Ich machte den Schluß. Dies geſchieht Alles ohne beſonderes Pathos, heiter und ganz einfach natürlich. Zuletzt ſingt die kleine, fidele Schaar einen Vers. „Halleluja, Halleluja“ u. ſ. w.; dann heben ſie die Händchen in die Höhe, tummeln ſich völlig ungezwungen und doch ſo hübſch durcheinander und ziehen fröhlich plaudernd ab. Was wird aus allen dieſen Kindlein werden, die der Heiland ſo früh ſegnet!?

Blumhardt's Kraft ſcheint, außer in tiefer Erfahrung, in dem einfachen Glauben an das Bibelwort — ſich eng und beſtimmt daran haltend — zu liegen. Die Liebe iſt ſeine Religion. Er ſchließt Niemand aus, hat das weiteſte Herz; nach Konfeſſion fragt er nicht.

Man freut ſich hier jedesmal auf die kurzen, körnigen Morgenandachten und noch mehr auf die Sonntagspredigt. Wie unendlich wohlthuend und zurechtbringend iſt doch ein ſolcher Aufenthalt unter Gleichgeſinnten und geſegnet durch Gebet und Hausandacht eines ſo tüchtigen Mannes; aber es gilt, ſeinen Glauben wieder in die Welt zu tragen, ihn treu zu bewahren unter Andersgeſinnten, und an der heiligen Schrift und mit Gebet und chriſtlicher Ordnung auf eigenen Füßen ſtehen und gehen zu lernen.

Boltshauſen, den 28 Auguſt

Ich ging Nachts im Weingang vor dem Hauſe auf und ab. Das niedere Häuschen lag ſchwarz vor mir, die Hausthür offen und vom Licht in der Küche erhellt. Oben funkelte das Sternbild „der Himmelswagen“ über dem Dache. Es war mir ſo traurig im Herzen über das viele Elend

auf Erden. Und giebt es denn etwa noch mehr Noth und Jammer auch auf all den Sternen? Vielleicht sind das aber Welten voll Jauchzens oder voll stillen, seligen Glückes, vielleicht, dachte ich, ist unser armer Planet der verlorene Sohn, der bei den Thieren ist im Elend, und den das Heimweh in die Heimath, in die Arme des barmherzigen Vaters, treiben soll. Vater unser, der Du bist in dem Himmel, ja, und wir, Deine Kinder, sind in der Fremde, fern vom Vater, im tiefen Elend.

Leichwitz, den 24. September

Nach einigen recht kalten und stürmischen Tagen ist heute wieder ein mildes, schönes Herbstwetter eingetreten, die „stillen Tage", von denen Uhland singt, die ich auch so liebe. Ich gehe immer meinen gewöhnlichen Weg an dem Waldrande hin, wo man in die stille, duftige Ferne sehen kann. Ich habe da immer das kleine Psalmenbüchlein bei mir, das die gute, selige Marie in ihren letzten Wochen brauchte und bei sich trug. Ich habe die Psalmen erst in diesen letzten Monaten recht verstehen und brauchen gelernt. Sie sind keine Kunstpoesien, sondern aus dem tiefsten Herzensbedürfniß entsprossen, und sprechen in ähnlichen Lagen gerade die Worte aus, die einem auf der Zunge liegen. Ich empfinde es auch recht tief, wenn ich bei den jetzigen sternenklaren Nächten vor unserm Häuslein noch einhergehe und in das Gesunkel hineinsehe, welch Glück und welchen Trost wir haben in unserm Elende, daß wir mit unserm Geiste dort Oben vor eine Gnadenpforte treten können, die uns Christus erschlossen hat, und wo wir auch in Kreuz und Elend einen Segen um den andern aus der Segensquelle holen dürfen.

---

26. September

Es muß einst ja alles Trübe schwinden, dem Redlichen muß der Sieg werden, wie wir zuversichtlich überzeugt sind, daß der ganze Weltlauf durch alle Finsterniß zum Lichte, durch Kampf zum Sieg, führen muß. Denn das ist Gottes Wille. Nach den neueren Naturwissenschaftlern und Philosophen ists freilich anders; da heißt das Leben des Einzelnen wie die Entwicklung der Geschichte, nichts anderes, als: aus dem Regen in die Traufe kommen; das ist die Vernunft in der Geschichte!! Doch reden sie das vielleicht nur prophetisch von sich und von ihrem Holzwege aus; und da ist es denn wirklich so.

1873.

10. Juni.

Das ist mir klar, auf dem Wege der Speculation ist kein Schritt auch nur vorwärts zu kommen. Treue und Glauben halten Dem, in welchem wir leben und sind, und Dem, welchen Er gesandt und gesalbt hat. Hochmuth bannen und Demuth erwählen. Selbstverläugnung lernen, Andern leben, nicht sich; in Allem Liebe haben, das sind die Lebenskräfte, Wirklichkeiten, mit denen wir dem Himmel selbst Gewalt anthun können; unser Denken reißt den Himmel nicht auf und keinen Gott herunter! Die Wurzel unseres Denkens liegt doch in unserm Gemüthe, und wie es da beschaffen ist, darnach wird sich das Zünglein an der Waage neigen. Formen und Formeln thuns freilich nicht, Gottes Wort sagt ja: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig."

Welcher starke oder schwache Denker ist heut zu Tage nicht heimgesucht mit Zweifeln, wo die Macht des Unglaubens, so angewachsen, eine wirkliche Macht geworden ist, wie selten zuvor, und es ist nicht leicht, sich ihrer ganz zu erwehren. Hat es nicht der Herr auch vorausgesagt, daß diese Anfechtungen in letzten Zeiten immer schwerer kommen würden, so daß selbst die Seinen erliegen könnten, wenn Er sie nicht hielte? Ein redlich suchender, aber von Zweifeln angefochtener Mensch kommt mir manchmal vor wie ein Künstler, in welchem der Geist arbeitet, das Kunstwerk zu schaffen. Man ist krank dabei, denn es will sich nicht gestalten und macht einem ganz weh über das Suchen und Tasten in einer Tiefe, wo man keinen Grund fühlt und findet. Endlich kommts einmal wie über Nacht, wie im Schlafe, man fühlt Land, Boden unter den Füßen, und siehe, ich schaue wie leibhaftig vor mir, was ich so lange, lange gesucht. Und von diesem Punkte geht dann eine andere Arbeit los, aber es ist weniger ein Suchen, es ist das Gefundene, oder von Oben Gegebene gestalten. Der Glaube wirkt immer Friede und Freude im heiligen Geist, und wo die sind, da ist gut sein, und hat aller Hader ein Ende. Leider aber ist unser Herz so veränderlich, und wir suchen dann wieder mit äußerlichen Gründen den Glauben niet- und nagelfest zu machen; aber das sind Brodvögel, die immer abfallen, wenn man was daran hängen will. Ach, so geht es mir ja auch, und ich schäme mich, daß ichs sage: Mein Heiland hat mich siebenzig Jahre geführt, und doch bin ich so oft eigene Wege gelaufen und habe so wenig bei ihm gelernt durch meine Schuld.

Nun bin ich alt und ſchwach und fange ſeit zwei Jahren wieder beim A. B. C. an! Was hätte ich zu des Meiſters Füßen lernen und welchen Segen haben können! Und bei alledem hat Er mich nicht gelaſſen, ſondern mich im Alter wieder heimgeſucht, und nun will ich Ihm treu bleiben, trotz Zweifel und Teufel. Weiter kann ich meiner phyſiſchen und geiſtigen Schwachheit wegen ohnedies nichts, aber treu kann ich ſein, und zu Ihm bitten und beten. Innerlich abſagen Allem, und ſchlecht und recht, einfältig und demüthig Seine Wege gehen, die Wege, welche Er uns täglich zeigt. Ich habe mich auch der vielen geiſtlichen Leſereien entſchlagen, ſie verderben nur den Magen. Sailer's Gebetbuch, Kempis und der alte Claudius thuen mir am wohlſten, und vor Allem die Bibel.

Sylveſter.

Seit dem Herbſt konnte ich nichts mehr arbeiten, die Augen waren zu ſchwach. Ueberhaupt fühle ich das Alter, und die Kräfte, Leibes- und Seelenkräfte, nehmen ab. Am meiſten betrübt mich jetzt, daß das Leben vergangen iſt, und ich habe die ſchöne Zeit nicht ſo ausgekauft, wie ich es hätte thun ſollen und können. In allen Lebensbeziehungen, in der Kunſt, im Lehrberufe, und überall lagen Aufgaben, in denen ſich mein Glaube ganz anders hätte bewähren und üben müſſen. Aber vielfach habe ich mehr nach Belebung des religiöſen Gefühls getrachtet, oder nach beſſerem Erkennen des Glaubensinhalts geſtrebt, als den Glauben (die erkannte Wahrheit) täglich und ſtündlich thatſächlich zu üben und zu bethätigen. Durch ſolche Uebung Milde, Geduld üben, ſich verleugnen und überwinden im Kleinſten wie im Großen, alle niedere Geſinnung, die Gemeinheit in Auffaſſung des Lebens, der Kunſt u. ſ. w. verleugnen — und wie oft herrſcht das triviale Tagesleben und Treiben über uns — nach dem Vorbilde Chriſti, des HErrn, einen großen Sinn bewahren, wie ihn die Chriſtengeſinnung immer zeigen ſollte, und das Leben unſeres Herrn ihn lehrt, ſolche Glaubensübung bei tiefſter Demuth hätte mir immer lebendiger bewußt ſein ſollen.

Möge es doch anders und beſſer werden, und die Zeit, welche Gott noch ſchenkt, Früchte bringen, die Ihm wohlgefallen.

1874.

Gastein, den 30 August

Am Sonntag eine zweite, tief ergreifende Predigt über St. Pauli hohes Lied der Liebe gehört. 1. Cor. 13.

Als ich aus der Kirche kam und an dem Waldweg noch auf L. wartete, kam eine Dame freundlich auf mich zu, nahm meine Hand und sagte: da sie diesen Nachmittag Gastein verlasse, könne sie es sich nicht versagen, die Hand zu drücken, die ihr und ihrem ganzen Hause so viel Freude verschafft habe. Das gute, treuherzige Gesicht der Dame, ihre einfache Art des Benehmens überraschte mich hier sehr und rührte mich tief, gerade jetzt, nach dieser Predigt. Denn ich dachte daran, wie wenig ich doch besondere Werke der Liebe gethan, und wie mein Leben viel zu arm daran sei u. s. w., und nun kommt die liebe Frau und dankt für ein Liebeswerk, das durch meine Kunstthätigkeit, mir unbewußt, ihrem Hause geworden. Das ergriff mich so sehr und rührte mich tief; denn ich hatte eben den Eindruck gehabt, als habe ich mich nur allzu sehr meiner Arbeit allein hingegeben und darüber versäumt, vielleicht Arme aufzusuchen und dergleichen Werke christlicher Liebe zu pflegen. Da zeigt mir der liebe Gott, daß die Gabe die er mir geschenkt, eine Liebesspende für so Viele geworden ist und ferner noch sein wird. Und nicht ich allein bin der unbewußte Spender gewesen, sondern ebenso H., der Verleger, der die Veranlassung war, ein Werk zu schaffen („Fürs Haus"), welches ganz aus der Fülle des Herzens kam, wo ich frei und ungebunden die von Gott verliehene Gabe gebrauchen konnte, wie es mir eingegeben war. Das ist Gnade, und mußte mich sonderbar ergreifen in diesem Zusammenhange.

25 October

Das Christenleben ist doch eine Schleifanstalt, in welcher der Stein längere oder kürzere Zeit geschliffen werden muß, um die rechte Lichtempfänglichkeit zu gewinnen; und das Geschliffenwerden thut oft recht weh. Das, was man so für gewöhnlich böse Zeit nennt, ist doch immer diejenige, die den inneren Menschen am meisten fördert. Es kommt ja Alles darauf an, wie mans braucht, wie in der Kunst es der Stoff auch nicht thut, sondern wie man ihn zu fassen und zu gestalten weiß; das Leben bleibt immer das größte und schwerste Kunstwerk, und es wird meist recht mise

tabel verpfuscht. Alles aus geistiger Trägheit, oder bei den Meisten gar aus niederer Sinnesart.

Sylveſter.

Heut Abend um die Mitternacht wird es fünfzig Jahre, ein halbes Jahrhundert, daß ich in Rom mit Maydell, Hoff und Thomas beisammen war, und mir in der Finsterniß, die mich mit Bangen erfüllte, ein helles Licht aufging, und meinem Leben ein feſter Grund und ein höchſtes Ziel gegeben wurde. In jener Nacht fand ich den Weg zu Gott und unſerm Herrn Jeſu Chriſto; ich war wie ein aus wilder See Erretteter. O, wie glückſelig, wie neu geboren fühlte ich mich da! Es hat mich dieſe Lebenserfahrung auch nie mehr verlaſſen, aber wie reicher würden die inneren Reſultate meines Glaubens geweſen ſein, wäre ich treuer geweſen!

Die letzten Lebensjahre haben mich zu tieferer Einkehr und Prüfung geführt; ich danke Gott von Herzen dafür und fühle in mir einen Frieden und ein Glück, wie es die Welt nicht geben kann. Der Herr ſei ewig dafür gelobt!

1875.

Bei den Werken der neueſten Kunſtrichtung fällt mir oft die Frage ein, die Schwind einmal an mich ſtellte, als ich ihn in München zur Zeit einer großen Ausſtellung beſuchte: „Findeſt Du in alle den Bildern eine Jugend? Nein, und man ſieht es ihnen an, daß ſie auch nie eine Jugend gehabt haben.“

Loſchwitz, den 1. September.

Ich ſehne mich recht ſehr nach Hauſe und in die gewohnte Ordnung. Sehr viel und zum Theil intereſſante Bekanntſchaften habe ich gemacht, doch machen ſie die Tage nur voll Unruhe und tragen wenig aus.

Zerſtreut und angeſpannt, aber nicht geſammelt. Das Alter will Ruhe. Wie ſelten finde ich einen Menſchen, der Verſtändniß für die Dinge hat, die mir lieb und theuer ſind. Entweder eitel und prätentiös, obwohl geiſtreich, oder oberflächliche Bildung, oder gar ſtumpf für Höheres!

Bekenntnis

Waldweg, Ludwigsh. den 8. Oktober

Gott wohnt in einem Lichte, dazu Niemand kommen kann. Allem menschlichen Denken, allem Vorstellen unerforschlich, unerreichbar. Er ist — das ist der Grundanfang alles Glaubens. In Christo Jesu erkenne ich das größte göttliche Geheimniß in dieser Welt. Er ist der Abglanz Seines Wesens, der Widerschein Seiner Herrlichkeit. Um gerader zu reden: Wenn Gott Mensch geworden wäre, der Ewige in die Endlichkeit eingetreten wäre, könnte er anders sein als Jesus Christus? Gibt es ein Höheres, auch nur in Gedanken? Und ist Sein Erdenleben nicht göttlich und schon über alles Menschendenken erhaben? Erscheint in Ihm die Weisheit, die Liebe, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit, die Gnade und Wahrheit nicht leibhaftig? Welcher Vernünftige könnte dem widersprechen? Zur Zeit, als ich den Herrn gefunden, oder Er mich gefunden und Sich mir in meiner großen Schwachheit zu erkennen gegeben hatte, fragte man nicht nach der Kirche, nach Konfession, sondern nur: Hast Du Deinen Heiland gefunden, hast Du Ihn lieb, und ist es Dein ganzes Leben und Bestreben, Ihm nachzufolgen in gläubigem Gehorsam?

In großer Schwachheit, vielfach irrend, ist das geschehen, und jetzt erkenne ich mehr und mehr, wie Er allein die lebendige Quelle ist, an welche ich mich zu halten habe; wie das, was wir Christenthum nennen, ein mit Christo verborgenes Leben ist, ein Quellwasser, klar und rein, ohne Geschmack und Farbe, aber erfrischend und stärkend zum ewigen Leben. Kirchen und Konfessionen mit ihren Dogmen und Kulten tragen den Schatz in irdenen Gefäßen, und das reine Quellwasser, welches Er spendet, nimmt den Beigeschmack des Gefäßes an, bald so, bald so. Das ist das Menschliche daran. Es ist nicht zu verachten, denn es ist oft ein Segen darin; aber wer endlich rein aus der Quelle schöpft, wird nicht irren und wird großen Frieden haben.

Das Beste im Menschen kommt aus einem Grund des Unbewußten. In Kunst, Wissenschaft wie im sittlichen Leben.

Die genialen Gedanken großer Künstler nennen wir Eingebung, sie kommen aus dem Grund des Unbewußten in glücklichen Momenten, wie ein Blitz. Begeisterung ist dasselbe.

Ein Mensch, der sich seiner Vorzüge stark bewußt wird, schädigt dieselben dadurch, ja es kann sich dies bis zum geistlichen Hochmuth steigern. Ein Handeln und Leben aus diesem innersten Grund des individuellen

Seins heraus iſt das Naive, iſt die wahre Natur, wogegen das bewußte, reflectirte Leben von des Gedankens Bläſſe angekränkelt iſt. Es iſt nicht reine Natur, nicht das Urſprüngliche, ſondern mit einem Conglommerat von bewußten Bildungselementen durchzogen, und ſo fehlt ihm die Einheit, das Organiſche.

Chriſtus ſagt: „Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, ſo könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen.“

Das Kind lebt noch ganz im Unbewußten. Von ſeiner Anſpruchsloſigkeit oder Demuth hat es kein Bewußtſein. Vornehm oder Gering iſt bei ihm gar nicht vorhanden.

Chriſtus giebt kein Syſtem der Moral, predigt überhaupt nicht Moral, ſondern bringt auf eine Veränderung, eine Umkehr im innerſten Centrum des Menſchen, eine Veränderung der Geſinnung, Wiedergeburt.

Die Wiedergeburt iſt deshalb ein Geheimniß, ein göttliches Wunder im Menſchenherzen, denn ſie kann ebenſo wenig willkürlich gemacht werden, wie man willkürlich ſich nicht wahrhaft begeiſtern, oder einen genialen Gedanken haben, oder eine große Erfindung machen kann. Aber ſie kann und muß vom Menſchen vorbereitet werden; der Menſch kann durch ein ernſtes, innerliches Zuſammenfaſſen disponibel dafür werden. Doch auch da müſſen Lebensführungen, Inneres und Aeußeres zuſammen wirken, um den rechten Moment herbeizubringen. Es iſt alſo immer ein Werk der Gnade, jedoch nicht ohne Zuthun des Menſchen. Gottes Wirken und des Menſchen Trachten ſchlingen ſich hier in ſo feine Fäden zuſammen, die nicht mehr mit dem Verſtand zu löſen ſind, und deshalb ein göttliches Geheimniß bleiben. Beten und Faſten — innerliche und äußerliche Vorbereitung, können der Geburt des Lebens aus und in Gott die Wege bahnen.

1878.

Bei Goethe finde ich manchmal Ausdrucksweiſen Anderen in den Mund gelegt, die, ſo flüchtig hingeworfen, wie recht individuelle Redensarten klingen und bei genauerem Betrachten einen großen Sinn, ja eine ganze bedeutſame Gedankenreihe enthalten. So das: „Wenn ich Dich liebe, was gehts Dich an?“ der Philine in Wilhelm Meiſter.

Goethe ſagt einmal zu Eckermann: „Es beſchränkt ſich ſelten ein Künſtler auf das, was er vermag, die meiſten wollen mehr thun, als ſie können und gehen gar zu gern über den Kreis hinaus, den die Natur ihrem Talent geſetzt hat.“

Ein wahres und ſehr beherzigenswerthes Wort! Wie manche ſchöne Talente würden Bedeutendes, Originales geleiſtet haben, wenn ſie nicht, durch wohlgemeinte, aber irrige Reflexionen und Tendenzen „nach dem Höchſten zu ſtreben“ verleitet, dieſes Höchſte in den erhabenſten Stoffen geſucht hätten, ſondern vielmehr in dem Höchſten einer vielleicht untergeordneten, aber ihren Naturanlagen entſprechenderen Kunſtgattung; wenn ſie z. B. anſtatt ſymboliſche oder erhabene Geſchichtsſtoffe lieber Landſchaften oder Darſtellungen aus dem Volks- und Geſellſchaftsleben gemalt haben würden.

All unſer redlichſtes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente;
Wie könnte auch die Roſe blühn,
Wenn ſie der Sonne Herrlichkeit erkennte? Goethe.

Gäbe es keine Sonne, ſo gäbe es keine Roſe (Blume). Es muß alſo in dieſer eine geheime Verwandtſchaft, eine Beziehung zur Sonne und eine Wechſelwirkung Beider auf einander vorhanden ſein. Der unſichtbare Trieb, welcher in Blatt und Blume vorhanden iſt, und urſprünglich von der geiſtesverwandten Sonne ausgeht und Verlangen und Sehnſucht nach Licht und Wärme derſelben weckt, er entwickelt allein das Blühen und die völlige Entfaltung der Roſe.

1882.

„Propheten und Sibyllen male ich nicht, denn ich habe noch keine geſehen“, ſagte R. R.

Freilich laufen in den Gaſſen der Stadt keine mehr herum, aber eben der ideale Menſch ſieht ſie in ſeinem Innern und etwas von ihnen zuweilen auch außen. Vor Allem muß er aber eine Verwandtſchaft mit ihnen ſelbſt haben; denn in dieſer Sphäre kann ſich nur das Verwandte wirklich erkennen.

11 Mai

Es ist nun ein volles Jahr, daß ich in Folge einer heftigen Magenerkältung, bei meiner ohnedies andauernden Schlaflosigkeit, plötzlich in einen Zustand so großer körperlicher Schwäche verfiel, daß ich oft mein Ende recht nahe glaubte. In letzter Zeit haben sich die Kräfte wieder etwas gehoben. Der letzte meiner Jugendfreunde war Gruner, der in diesem Frühjahr gestorben ist, und heute wurde Hettner begraben, der mir immer freundlich gesinnt war.

1883.

19 Februar

Wie gewöhnlich ging ich gegen Mittag nach dem Großen Garten. Der Himmel war bedeckt und Alles so still. Da ertönte aus einiger Entfernung von den noch kahlen Baumwipfeln ein „Witt, witt, witt", und zugleich ließ ein kleines Vögelchen sein eifrig lustiges Gezwitscher aus dem Gebüsch neben mir laut werden. Als dritte Stimme klang aus der Ferne das Gurren einer Waldtaube. Dann ward es wieder ganz still — das war die erste Frühlingsahnung in diesem Jahre, der erste Gruß eines kommenden Frühlings, der mir in die Seele drang. Ich setzte mich auf eine Bank unter den großen Eichen, brannte mir eine Cigarre an zur Vollendung der Frühlingsfeier, und dabei umschwärmte ein Kreis kleiner Mücken das aufsteigende Rauchwölkchen.

Meine Aesthetica in nuce.

21 Mai

Als die beiden Pole aller gesunden Kunst kann man die irdische und die himmlische Heimath bezeichnen. In die erstere senkt sie ihre Wurzeln, nach der andern erhebt sie sich und gipfelt in derselben. In diesem Geiste und in der ihm entsprechenden Form wird die Kunst stets lebendig wirksam sein.

October.

Der Aufenthalt in Bad Voll im Juli und August mit E. und H. wirkte, wie immer, wohlthuend für Leib und Seele. Die Tage flossen gleichmäßig und ruhig dahin, gehoben durch Plumhardt's (des Sohnes)

geiſtig anregenden Einfluß. Mitte September reiſte ich mit E. wieder nach Dresden zurück. Der 28. September — mein achtzigſter Geburtstag nahte, und ich lehnte das Feſtdiner, welches die Kunſtgenoſſen mir geben wollten, ab. Nun traf der 28. September mit der Enthüllung des Niederwald-Denkmals (Schilling's Germania) zuſammen, und das erſte Telegramm, welches ich am Morgen dieſes Tages erhielt, war vom lieben Meiſter Schilling, der ſeinen Ehrentag auf dem Niederwald in Gegenwart des Kaiſers beging und an dieſem für ihn ſo wichtigen Morgen meiner gedacht hatte. Das überraſchte mich ebenſo ſehr, als es mich rührte. Das nächſte Telegramm kam vom Dresdener Oberbürgermeiſter aus München, wo ſelbiger ſich zur Zeit befand. Bald darauf erſchien im Auftrage Sr. Majeſtät des Königs der von mir ſtets ſo innig verehrte Miniſter v. Noſtitz und überreichte den Comthurſtern des Albrechtsordens, dem er die Glückwünſche der Akademie und ſeine eigenen beifügte. Es folgten Deputationen des akademiſchen Rathes, des Stadtrathes und der Stadtverordneten, der Kunſtgenoſſenſchaft, des Vereins der Akademiker, endlich der Münchener Künſtler mit mächtig großem Lorbeerkranz und Diplom. Ein Gleiches kam vom Wiener Gewerbe-Muſeum. Vom Ausſtellungs-Comité der graphiſchen Künſte in Wien erhielt ich den erſten Preis mit der großen goldenen Medaille. Beſonders lieblich war die Begrüßung durch die Deputation der Akademiker und des Vereins Wappe, welche einen Lorbeerkranz und Roſenſträußchen von vier kleinen, hübſchen Mädchen überreichen ließ, wobei das kleinſte derſelben einige Verſe ſprach, und im Hauſe ein Geſang vom Vereinsſängerchor ertönte. Noch muß ich erwähnen, daß der Stadtrath mir die meiſterlich und ſtilvoll geſtaltete Chronik von Dresden zum Geſchenk verehrte. Die Telegramme, Briefe und Journale, welche zwiſchen all dieſen Ovationen eintrafen, beliefen ſich in die Hunderte, und nach ein Uhr, wo der Strom ziemlich vorüber war, fühlte ich mich wirklich ſehr erſchöpft. Ich fühlte mich noch in den folgenden Tagen durch dieſe vielen Ehren- und Liebeszeichen freudig gehoben, aber eben ſo ſehr innerlich gebeugt; denn wodurch hatte ich dieſes Alles verdient? Meine Arbeiten waren doch meine eigene, höchſte Luſt und Freude geweſen, und das Gute und Lobenswerthe daran lag doch gerade in dem, was man nicht blos lernen oder ſich ſelber geben kann, ſondern es war das, was uns geſchenkt wird: die Gottesgabe, das Talent.

Meine Jugend war arm, verkümmert, vielfach bedrückt, und meine Lehrzeit war nur Arbeitszeit geweſen; ich lernte nichts oder wenig dabei.

Nun kam ich nach Rom, und von allen Seiten wurde mein durſtiger, hülfsbedürftiger Geiſt angeregt; ich war überglücklich, und ein reiches Leben und Streben begann. Mein Ideal lag auf Seite der hiſtoriſchen Landſchaft, welche ich auf meine Weiſe zu entwickeln dachte. In die Heimath zurückgekehrt, erfaßte mich ſehr bald wieder die Noth des Lebens. Ich hatte glücklich, aber doch vielleicht zu früh geheirathet, wodurch der Weg erſchwert wurde. Der Druck, welcher auf mir lag in den ſieben Meißner und den erſten darauf folgenden Dresdner Jahren, war ſo groß, daß mein Streben, in den Gärten des Parnaſſes, wo die hohen, edlen Blumen blühen, ein Plätzchen zu erlangen, unerreichbar ſchien. Da kam der Holzſchnitt auf, der alte Dürer winkte, und ich pflegte nun dieſen Zweig. Kam meine Kunſt nun auch nicht unter die Lilien und Roſen auf dem Gipfel des Parnaß, ſo blühte ſie doch auf demſelben Pfade an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wieſen, und die Wanderer freuten ſich darüber, wenn ſie am Wege ausruhten, die Kindlein machten ſich Sträuße und Kränze davon, und der einſame Naturfreund erquickte ſich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel ſtieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir iſt auf vorher nicht gekannten und nicht geſuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnſten Wünſche ſich geträumt hatten.

Soli Deo Gloria!